



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

3080

G D V E
Friedl



Nach dem Gemälde von H. G. Gorge.

„Hoch und tief.“

Blick von der Egg nach Süden.

Treifarbenbrud von Hühner & Co., Bern.

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

Don Emanuel Friedli ☙

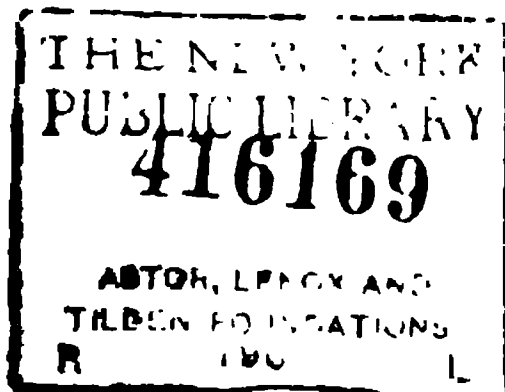
Erster Band: Lüzelflüh

Mit 158 Illustrationen und 14 Farbendrucke nach Originalen
von R. Mäurer, W. Gorgé, S. Brand, K. Jndermühle und
nach photographischen Original-Aufnahmen von Dr. E. Hegg
☙ nebst 2 topographischen Karten der Gemeinde Lüzelflüh ☙

Herausgegeben mit Unterstützung
der Regierung des Kantons Bern



Bern • Verlag von A. Franke (vorm. C. Schmid & Franke) • 1905



Buchdruckerei Bächler & Co., Bern

Das Neue dringt herein mit Macht; das Alte,
Das Wärd'ge scheidet; andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht.

.

O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin.

(Schiller.)

Das Neue dringt herein mit Macht;
Das Alte, das Wärd'ge scheidet;
Andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht.

ROYAL CANADIAN
MOUNTED POLICE
VICTORIA

Vorwort.

In allen Schulen unseres Landes wird Heimatkunde gelehrt. Man versteht darunter eine Summe von geographischen, geschichtlichen, meist auch politischen Kenntnissen, die dem künftigen Bürger in seinem Berufe und im öffentlichen Leben zuflatten kommen und vaterländischen Sinn in ihm wecken sollen. Der praktische Nutzen eines solchen Unterrichts liegt auf der Hand; aber ebenso klar ist, daß das innige Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Volke, dem wir entstammen, sich nicht in schulmäßig erworbenem Wissen erschöpft, sondern daß es aus der Tiefe keimen muß, wo Stammverwandtschaft, Eindrücke der Kindheit und spätere Lebenserfahrung geheimnisvoll an unserm Charakter bilden. Lange bevor das Kind die ersten klaren Begriffe vom Vaterlande empfängt, von seinen politischen Grenzen und seiner natürlichen Beschaffenheit, von der Geschichte des Schweizervolkes und seiner Verfassung, ist das Heimatgefühl, die Grundlage der Vaterlandsliebe, in ihm wach geworden; unberührt von historischen und politischen Vorstellungen, einfach durch das Leben in der Heimat und unter seinesgleichen, ist es in das Volkstum seiner Heimat hineingewachsen. Selbst in den engsten und ärmlichsten Verhältnissen, im beschränktesten geistigen Gesichtskreis hat es mit der Luft des Vaterlandes jene geistige Luft eingesogen, die sich fortan in all seinem Fühlen, Denken und Wollen unbewußt äußert und sich niemals völlig wird verleugnen lassen. Diese Lebensluft ist seine eigentliche Heimat, die wohlige Wärme, in welcher seine Seele sich entfalten und gedeihen kann. In ihr reift das Volksbewußtsein, das feste Vertrauen auf die Tüchtigkeit des Volksschlages, dem man angehört, die geistige Grundlage der Volkswohlfahrt.

Dieses schwer faßbare geistige Wesen eines Volkes, die verborgene konstante Kraft, die allem äußern Leben, dem gegenwärtigen wie dem geschichtlichen, zugrunde liegt, ist das höchste und interessanteste Problem der Volkskunde. Zu einer schweizerischen Volkskunde in diesem Sinne soll das Werk, dessen ersten Band wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben, ein Beitrag sein.

Erst in der neuesten Zeit hat sich dieser Begriff von Volkskunde deutlicher abgeklärt. Als in den letzten Jahrzehnten des verfloßenen Jahrhunderts durch ausgedehnte Forschungsreisen das Interesse an den Sitten und Gebräuchen weit entlegener und unzivilisierter Völker geweckt und verbreitet war, fing man an, die alten Sitten und Gebräuche der europäischen Kulturvölker zum Vergleiche herbeizuziehen, wobei sich eine erstaunliche Fülle lehrreichen Materials ergab. Die einheimische Volkskunde begann daher mit dem Aufstöbern und Sammeln antiquarischer Kuriositäten, mit dem Aufschreiben und Herausgeben alter Volksüberlieferungen, Sagen, Volkslieder, Heilformeln, literarischer Dokumente aller Art, aus deren vergleichender Prüfung sich historische oder ethnographische Ergebnisse gewinnen ließen: Wissenschaft für die Wissenschaft. Allein der frische, dem Leben zustrebende Geist der neuern Zeit, der auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten in die eigennützige Gelehrsamkeit hineingefahren ist, gab auch der jungen Wissenschaft der Volkskunde eine Bedeutung fürs Leben. Sie gibt sich nun nicht zufrieden mit dem Sammeln und Einbalsamieren abgestorbener Lebenserscheinungen, noch auch bloß mit dem Katalogisieren bestehender althergebrachter Sitten und Gebräuche; sie hat entdeckt, daß das ganze gegenwärtige Leben eines Volkes, seine jetzigen Sitten und Gebräuche, seine jetzige Art, zu bauen, zu wohnen, zu arbeiten, zu essen, sich zu kleiden usw., daß all sein Tun und Reden, sein Wissen und Glauben vom höchsten Interesse ist für den, der dieses heutige Volk, wie es leidet und lebt, verstehen lernen möchte.

Und hierin liegt eine Bedeutung der Volkskunde, die weit über das gelehrte Interesse hinausgeht: sie ist zur Vermittlerin bestimmt zwischen dem Volk im engern Sinne, dem Volk der körperlichen Arbeit und den in geistiger Berufarbeit lebenden Städtern. Sie sollte eine Brücke von der Wissenschaft zum Leben sein für alle Studierenden, deren künftiger Beruf sie mit dem Volke in Berührung bringt. Denn wie können sie Führer und Lehrer des Volkes werden, ohne dieses Volk gründlich zu verstehen? Aber davon sind wir noch weit entfernt: nicht in unserer Demokratie. Nicht jeder Gesetzgeber und Richter lehnt und berücksichtigt das Rechtsbewußtsein des Volkes, seine durch uralten Rechtsbrauch und geheiligte Sitten beeinflussten Rechtsanschauungen. Auch das unheimliche Übel der Bureaucratie, das jeder Staatsverwaltung anhängt, erklärt sich zum großen Teil aus der Unkenntnis des Volkes, seiner wirklichen Lebensverhältnisse und -bedürfnisse. Wie selten ferner, und dann wie langsam erwirbt sich der Arzt ein gründliches Verständnis für die althergebrachten Vorurteile und Irrtümer oder auch ganz gesunden Anschauungen, die er bei seinen ländlichen Patienten belämpft! Wie selten versteht der Landpfarrer die hohen Begriffe seiner Gotteslehre auf die tief verborgenen religiösen Vorstellungen und Gefühle des Volkes, seien sie heidnisch-germanischen

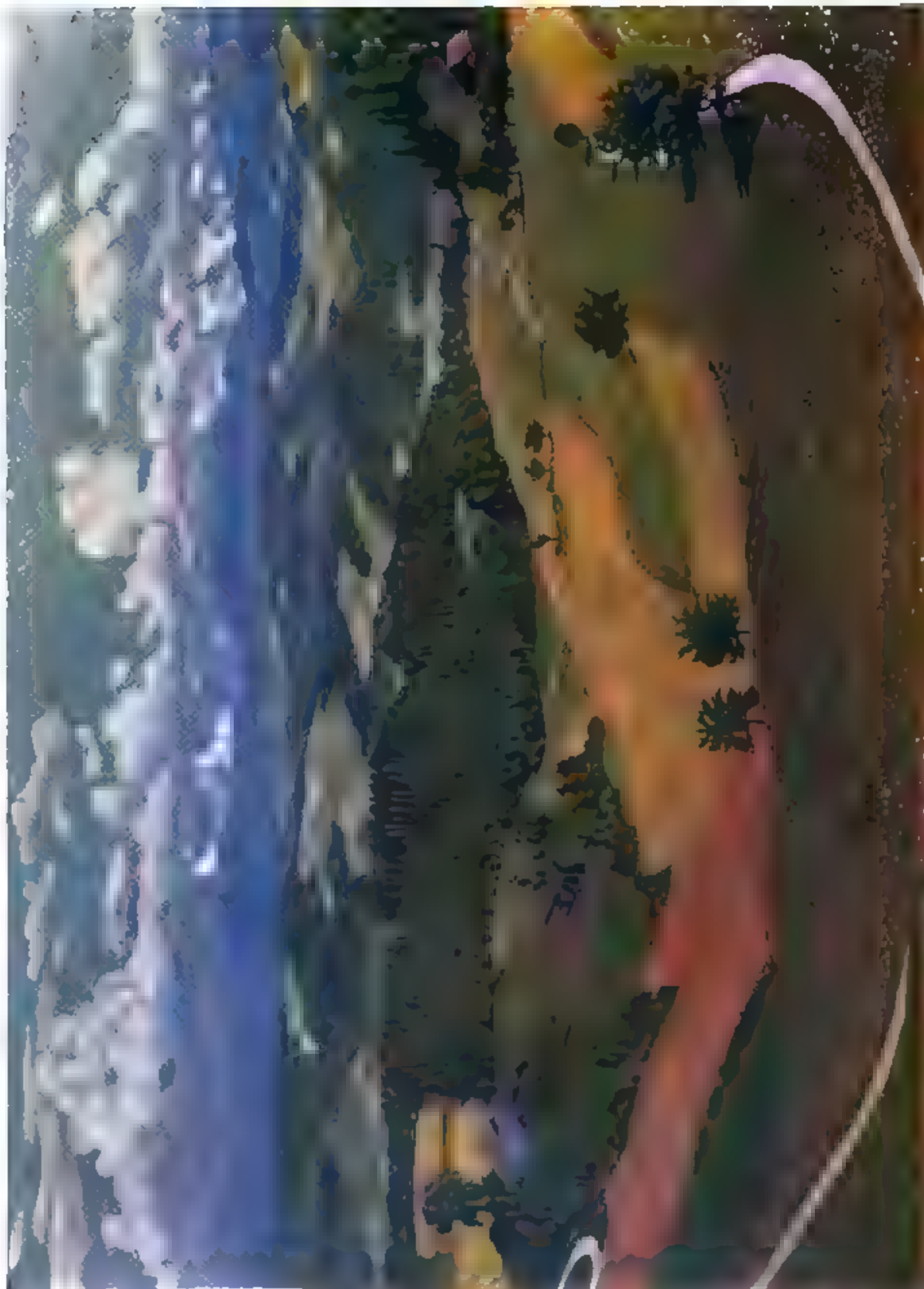
oder christlichen Ursprungs, aufzubauen! Ja selbst der Landschullehrer scheint oft nicht zu ahnen, welch gesunde Lebenskräfte er unterbindet, indem er den naiven mundartlichen Ausdruck seiner Schüler unterdrückt oder die entferntesten Gegenstände den aus dem Alltagsleben des Kindes sich von selber darbietenden vorzieht!

Daß die Gebildeten, die zur Leitung des Volkes berufen sind, wieder zum Volke zurückkehren, aus dem sie hervorgegangen, daß sie wieder ihres Volkes kundig werden und daß alle, gelehrt und ungelehrt, ihre Einheit im Volkstum wieder fühlen lernen, das wäre der höchste Wert, den eine Volkstunde haben könnte.

Aber was wißt ihr von unserm Volkstum zu reden! möchte hier ein Mann aus dem Volke uns zurufen; ihr Stadtmenschen, die ihr euer natürliches Wesen an allen Zivilisationen Europas abgeschliffen, durch Reisen und Lektüre euren Geist längst gewöhnt habt, die engen Verhältnisse der Heimat an den großen des Auslands zu messen; ihr, die ihr den Zusammenhang mit der Natur des Landes bis auf ein paar Spaziergänge und einen Landaufenthalt im Jahre verloren habt? Ihr, die ihr so oft nichts ausrichtet, wenn ihr uns zu belehren und zu überzeugen glaubt; die ihr uns Gesetze vorlegt, die das Volk mit Glanz verwirft!

Diese Frage veranlaßt uns, etwas über die Entstehung des vorliegenden Werkes mitzuteilen.

Während nämlich die meisten und besten volkstündlichen Werke der letzten zehn Jahre sich immer über das Gebiet eines größeren deutschen Volksstammes oder gar über das ganze deutsche Reichs- oder Sprachgebiet erstrecken, stand für den Verfasser unseres „Bärndütsch“ von vornherein fest, daß er seine Forschung streng auf gewisse Punkte konzentrieren müsse, wenn das Bild, das er vom bernerischen Volkstum geben wollte, wahr und zuverlässig werden sollte. Alle jene zusammenfassenden Werke nämlich leiden an dem Fehler der Verallgemeinerung. Wie in der Mundart, so machen sich auch in Gebräuchen, Sitten, Anschauungen usw., von Ort zu Ort, oft innerhalb derselben Gemeinde, mehr oder weniger starke Unterschiede bemerkbar, sodaß man bei der Feststellung einer volkstündlichen Tatsache in der Angabe des Ortes gar nicht genau genug sein kann. Ganz genau genommen, sind wohl die meisten Verallgemeinerungen falsch, und zuverlässig ist allein eine Darstellung, die sich auf ein ganz enges Lokal beschränkt. Wenn man das Volksleben mit einem unergründlichen Meere vergleicht, so hat diese exakte Art des Volksstudiums etwas mit der Tiefseeforschung gemein: der Forscher begnügt sich, an gewissen Punkten, die er genau feststellt, in die Tiefe zu dringen und überläßt uns, aus dem zu Tage Geförderten allgemeine Schlüsse zu ziehen. Im Gegensatz also zu einem Werke, wie etwa Berlepsch's Schweizerkunde



Nach dem Hermsdorfer Berg.

„Hoch und tief.“

Blick von der Egg nach Süden.

Treifarbenbrunn von Blücher & Co., Bern.

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

Don Emanuel Friedli 

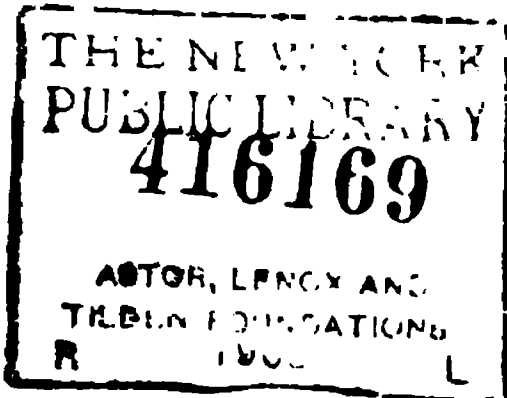
Erster Band: Lüzelflüh

Mit 158 Illustrationen und 14 Farbendrucken nach Originalen
von R. Mürger, W. Gorgé, F. Brand, K. Jndermähle und
nach photographischen Original-Aufnahmen von Dr. E. Hegg
• nebst 2 topographischen Karten der Gemeinde Lüzelflüh •

Herausgegeben mit Unterstützung
der Regierung des Kantons Bern



Bern • Verlag von A. Francke (vorm. Schmid & Francke) • 1905



Buchdruckerei Bächler & Co., Bern

Das Neue dringt herein mit Macht; das Alte,
Das Würd'ge scheidet; andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht.

.

O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin.

(Schiller.)

THE
NEW
LIBRARY

WY WY
WY WY
WY WY

- Dorfl.** = Der schweiz. Dorftalender. Bern.
- Druide** = Der D. Von Gotthelf. „B. u. S.“ II, 149—230.
- Dorbad** = Doktor D. der Wühler. Von Gotthelf. Berlin, 1852.
- Dursli** = D. der Brantweinsäufer. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) IV, 195—334. Dazu Beitr. 372—425. 713—14. 731.
- E. A. Tärler** = Das malerische und romantische Emmenthal. Burgdorf, 1887.
- EB.** = Das Emmenthalerblatt. Halbwochentliche Zeitung. Langnau, seit 1844.
- EBM.** = Das Erbbeer-Mareili. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 247—300.
- Eggw.** = Versuch einer topographischen, statistischen und ökonomischen Beschreibung der Gemeinde Eggwil. Von Christian Haldimann von Horben. 1827. Prämierte Handschrift in St. Fol. 29 G 1. Seither (1903) bei Wyß in Bern gedruckt.
- Egg.** = Der Emmenthaler-Joggeli. Humoristische Wochenbeilage zum EB.
- Est** = E. die seltsame Magd. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 45—78.
- Erbo.** = Hans Joggeli der Erbbetter (1—92) und Harzer Hans, auch ein Erbbetter (93—140). Von Gotthelf. Berlin, 1848.
- E. u. B. (Erz. und Bild.)** = Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Von Gotthelf. Berlin: I. II. 1850; III. 1852; IV. 1853; V. 1855.
- EvoE.** = Echo vom Emmenthal. Halbwochentliche Zeitung. Sumiswald.
- Fischling** = Ein deutscher F. Von Gotthelf. „Erz. u. Bilder“ III, 103—144.
- Fontes** = F. rerum Bernensium. Bern.
- Fragpuccen** = F. an die Enthaltene wider Läufer. 1660.
- Fröschli** = Aus Gotthelfs Leben. Von Abraham Emanuel F. — S. I bis XXXVI der „Erz. und Bilder“ V.
- Fr. Ffr.** = Die Frau Pfarrerin. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ V, 1—58.
- Fueter**: Vgl. Beitr. 605 f.
- Fuehrbüchli** für den Emmen-, Dorf-, Egg- und Grünenmatt-Quartier. (Im Gemeindearchiv.)
- Fuhrrodel** = Verzeichnis der Fuhrungen zu Brücke und Brückenschwellen von Lüzelflüß. (Im Gemeindearchiv.)
- Geiser Aw.** = Geschichte des Armenwesens im St. Bern. Bern, 1894.
- Geiser JG.** = Land und Leute bei Gotthelf. Neujahrsblatt der Literar. Gesellschaft, Bern 1898.
- Geiser Jw.** = Studien über die bern. Landwirtschaft im 18. Jhd. (Landw. Jahrb. d. Schweiz IX, 1—88. Zürich, 1895.)
- Geldst.** = Der Geldstag, oder die Wirtschaft nach der neuen Mode. Von Gotthelf. Solothurn, 1846.
- Ger. Zw.** = Verbalien des Amtsgerichts Trachselw. (Nur nach Jahreszahlen zitierbar.)
- GS.** = Der Geschichtsfreund. Mitteil. des hist. Ver. d. V Orte. Einsiedeln, seit 1841.
- Gf. JZ.** = Sämtl. Gfeller im Thrac, im Feuilleton des EB.
- Gf. JH.** = Lehrer Simon Gfeller zu Lüzelflüß, in der „Schweizer-Familie“. Zürich, Schaubli.
- GG.** = Geld und Geist, oder die Versöhnung. Von Gotthelf. In den „Bildern und Sagen“; und zwar: GG. 1 = B. u. S. II, 1—148; GG. 2 = B. u. S. IV; GG. 3 = B. u. S. V.
- Glabach** = Der schweiz. Holzstil in seinen kantonalen und konstruktiven Verschiedenheiten. Zürich. 1897.
- Gletting** = Bendicht G. (1563) im RMAn.
- Golds.** = Der Vokalismus der Mundart von Goldbach (bei Lüzelflüß). Dissertation von Dr. Hedwig Haldimann. Aus Zsch. f. hochdtsh. Mundarten. Heidelberg, 1903.

Gruf = G. an die schweiz. gemeinnütz. Gesellsch. 1899 v. d. städt. Mädchenschul-
darschule Bern.

Hauswirth = Topographie über das Land Emmenthal, 1783. Von Joh. Jak. H.
(aus Saanen, Notar und Substitut auf der Landschreiberei Trachselwald). Manuskript im
bern. Staatsarchiv.

Heiri = Hans Jakob und H., oder die beiden Seidenweber. Von Gotthelf. Bern, 1851.

Herdenr. = Der Herdenreihen. Eine Sammlung alter Volksmelodien, herausgegeben
von Hans Mürset. Bern, 1895/1900.

Hk. B. = Histor. Kalender oder der hinkende Bott. Bern.

Hs. = Original-Handschriften Gotthelf'scher Werke auf der Berner Stadtbibliothek.

Hs.^a = erste Fassung, **Hs.^b** und **Hs.^c** = Überarbeitungen, **Hs.^r** = Korrekturen mit roter
Tinte. Vgl. Beitr. 180 ff.

Hunziker = Dr. H. in Aarau († 1901) als Hausbauforscher. Im A. f. Bl.

Jacob = J. S. des Handwerksgejellen, Wanderungen durch die Schweiz. Von Gott-
helf. Zwickau, 1846/47.

Jahn Em. = Emmenthaler-Altertümer und Sagen. Bern, 1865.

Jesuiten = Die J. und ihre Mission im St. Luzern. Von Gotthelf. „Erz. und
Bilder“ II, 310—330.

Jh. = „Jeremias Gotthelf“ = Albert Bizijs (4. Okt. 1797 bis 22. Okt. 1854).
Für Sprache und Volksthum seiner Werke sind charakteristisch die Daten: 1797—1804
im Pfarrhaus Murten; 1804—12 auf dem bäuerlichen Pfarrgut Ugenstorf; 1812—20
grüne Schule und Akademie Bern; 1822—29 Vikariate in Ugenstorf und Herzogenbuchsee;
1831—32 Vikariat und 1832—54 Pfarramt in Bügelfüh. — Volksausgabe seiner Werke
im Urtext, in erster Serie bei Schmid & Franche, Bern, 1898—1900, bearbeitet von
Bettler, Kronauer und Wyß.

Interzession = J. für die allhie zu Bern enthaltenen Täufer. 1659. Manuskript
im Besitz des Herrn Oberlehrer Sterchi in Bern.

Joggeli = Wie J. eine Frau sucht. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 21—44.
(Vgl. Rubns „Kesselflicker“ A. A. 1818, 157 ff.)

Joh = Das Seltenerwesen im St. Bern. Von Pfarrer Joh. Bern, 1881.

Jost. = Das Emmenthal nach Geschichte, Land und Reuten. Von Jakob Jmober-
steg, Pfr. in Eggwil. Bern, 1876.

Jost. Alp. = Des Vorgenannten „Entwicklung der Käseproduktion“ und „Wande-
rungen durchs Emmenthal“. Alpenhorn 1871, 41—48 und 1872, 69—160.

Kaput = Wie man l. werden kann. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 344—348.

Käs. = Die Käseerei in der Beschreibe. Von Gotthelf. Berlin, 1850.

Kätheli = Das arme K. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 280—295.

Käthi = K. die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Not. Von Gotthelf.
Ausgabe Bern (1900) X. Dazu Beitr. 640—709. 725—26. 732—33.

Kerenzen = Die Kerenzer Mundart des Sts. Glarus. Von Jost Winteler. Epz., 1876.

Kib.-Ur. = Das Kiburger Urbar von 1261. Abgedruckt im Archiv f. schwz.
Gesch. XII, 155—174. = Fontes II, 533—544.

Kirchl. Jahrb. = Kirchl. Jahrbuch des Sts. Bern, hsgg. von Rettig, Bern.

Kf. 02 = Kinderlied und Kinderspiel im St. Bern. Gesammelt von Gertrud Zü-
richer. Zürich, 1902. (Nach Nummern zitiert.)

Kf. 03 = Dasselbe Werk als Volksausgabe. Bern, 1903.

Kochtrausch = Schweiz. Sagenbuch. Epz., 1854.

Kongreg = Der große K. auf dem Kasinoplatz in Bern. Von Gotthelf. „Erz. und
Bilder“ IV, 139—168.

Krokodil = Das K. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 227—237.

Ruhn = Volkslieder und Gedichte. Bern 1819 ('1806). Von Gottlieb Jakob Ruhn (1775—1849), Pfarrer in Rüderswil 1812—24 und in Burgdorf 1824—49. — Die Gedichte S. 42 und 54 sind von Joh. Rud. Ruhn, S. 9/10 und 23—26 von Franz Weber.

Rurt = R. von Roppigen. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 1—150. (Vgl. die Minger'sche Prachtausgabe. Bern, 1904.)

Sand = Der Besuch auf dem Sande. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 1—66.

Lisabethli = Das L. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 296—306.

Lischeß. = Spinnet im Lischebedli. Es artigs Schangrebidli für ufz'füere. Druckt het's der Wyß u Cie. z'Langnau.

Lußlager = 'Einiges aus dem eidg. L. zu Sursee. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 311—337.

Luzern = Der Genitiv der Luz. Mundart. Von Henw. Brandstetter. Zürich, 1904.

L.-Z. = Schweiz. Lehrerinnenzeitung. Bern, Bächler & Co.

Mannuel = Albert Vigius (J. G.). Sein Leben und seine Schriften. Berlin, 1857.

Marchverbal über das bey Absterben eines jeweiligen Trägers ehrschapppflichtigen im Goldbachschachen liegenden Brücklandes. 1819. (Hs. im Gemeindearchiv.)

Marti = August Rayfers Theologie des alten Testaments. Neubearbeitet von Prof. Marti in Bern. Straßburg, 1894.

Mhd. Wb. = Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Benede-Müller-Zarncke. Leipzig, 1854—61.

Michel = M's. Brautshaw. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 125—309.

Mogk = Eugen M. in Hans Meyers deutschem Volkstum S. 266—342. Lpz., 1903.

Mordios. = Der Mordiosfuhrmann. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ V, 183—202.

v. Müll. = Beiträge zur Heimatkunde des Nts. Bern, I. Oberland und Emmenthal. Von Egbert Friedrich von Müllinen. Bern, 1879.

Müll. = Geschichte der bern. Täufer. Nach den Urkunden dargestellt von Ernst Müller, Pfarrer in Langnau. Frauenfeld, 1895.

Müll. Sk. = Heimkehr. Volksschauspiel in 3 Akten, vom Vorgenannten. Bern, 1900.

Müll. Lk. = Der Liebe Kraft. Schweiz. Volksschauspiel in 3 Aufzügen, vom Vorgenannten. Bern, 1897.

Mutte = Sage vom Meyer auf der M. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 223—246.

Mz. = „Marie Walden“ = Henriette Muetzchi-Vigius (1834—1890), Gotthelfs Tochter. Von ihr: **Mz. A. d. S.** = Aus der Heimat; Bern: I (1880) als Vorwort zu **Mz. Zk.** = Die beiden Kollegen (S. 1—76) und **Mz. 2 Z.** = Zwei Jahre im Dorfe (77—303). II (1884) als Vorwort zu **Mz. Anna** = Annas Beruf (137—262); **Mz. Mg.** = Ein drangsalvoller Morgen (263—283); **Mz. Ps.** = Versöhnt (123 bis 136); **Mz. Zs.** = Die Waise (1—121).

Nidw. = Deminution in der Nidwaldner Mundart. Von Dr. Esther Obermatt. Zürich, 1904.

Niggi Zu. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ IV, 197—216.

Notar = Der N. in der Falle. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 79—124.

Nschwand. (Asp.) = Neuenchwander im „Alpenhorn“ 1871, 9—22. 119—156.

Ob. = Der schweiz. Obstbauer. Monatschrift von Joh. Bärtschi, Baumschulenebesitzer in Baldhaus zu Lützelflüh. Seit 1899.

Ok. Fol. = Folio-Handschriften der ökonomischen Gesellschaft Bern, in der Bibliothek des „Schweizer Bauer“ in Bern.

Ok. Q. = Handschriften in Quart-Format, der vorgenannten Gesellschaft angehörend.

Oppräkt = Johannes O. von Wiedlisbach. 1680. (Kirchl. Jahrb. 1890, 41.)

Ott = Rosen und Dornen. Gedichte und Berichte, gewachsen auf Bernerboden. Von Hans Christian Ott (geb. 1818). Bern, 1864.

Pergam. = Original-Dokumente auf Pergament, nunmehr im bern. Staatsarchiv.

Pfr.-Ber. = Der Sammelband „Emmenthal“ der Pfarrberichte, d. h. Antworten bern. Pfarrer auf die anno 1764 von der Almosen-Revisions-Kammer ihnen vorgelegten Fragen-Schemata („Cahiers“). Aufbewahrt im Staatsarchiv, und u. a. bearbeitet von Sterchi im „Alpenhorn“ 1871, 193–204.

Raben = Die beiden R. und der Holzdieb. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 208–217.

Rabenestern = Fortsetzung der vorigen Erz. (218–226).

RB. = Rezeptbuch, wohl aus dem Anfang des 19. Jhd. (Kopien.) Der jetzige Besitzer, Lehrer Gfeller, veröffentlichte eine Auswahl daraus im A. f. M. VI, 51–60.

Rath. = Ordnung und Artikels, wie auch Zunft Statut, Einer Ehrenden Meisterschaft des Schmid Handwerks der Landschaft Emmenthal. Am 22. Aug. 1703 abgeschlossen. (Original-Handschrift, nunmehr im bern. Staatsarchiv.)

Ris Em. = Topographisch-ökonomische Beschreibung des Emmenthals (1772). Durch David Ris (1716–72), Pfarrer in Trachselwald.

Ris Zw. = Des Vorgenannten ausführliche Antworten im Pfr.-Ber. (109–119).

RMan. = (Inkompletter) Sammelband aus der Mitte des 16. Jhd., einst Eigentum des Rudolf Manuel (Sohn des Niklaus M.). Nunmehr auf der Stadtbibliothek Bern, dort nummeriert und paginiert.

v. Rütte = Erklärung der schwierigen Dialekt-Ausdrücke in Gotthelfs Schriften, von Pfarrer Albert v. R. Berlin, 1858.

Saittschik = Meister schwz. Dichtung des 19. Jhd. Frauenfeld, 1894. (Über Gotthelf: S. 1–82.)

SB. = Der Schweizer Bauer. Halbwöchentl. Zeitung der bern. ökonom.-gemeinnützigen Gesellschaft. Seit 1846.

Schießet = Etwas vom Sumiswalder Sch. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 325–330.

Schlachtf. = Die Schlachtfelder. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 309–324.

SchM. = Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) II. III. Dazu: Beitr. 45–345. 718. 729–31. 733; am AB. 70–73. 88 ff.

Schuld. = Erlebnisse eines Schuldenbauers. Von Gotthelf. Berlin, 1854.

Schweiz = Die Sch., Monatszeitschrift. Zürich.

Schweizer = Joh. Rud. Sch., Pfarrer in Trub (1722–50) und Oberburg. (Pfr.-Ber.)

Schweizer = Joh. Jak. Sch. (1772–1843) aus Zürich, Pfarrer in Trub 1825–1843.

Schwellenen = Ordnung wegen der Sch. für das Amt Trachselwald (und Brandis) vom 1. Feb. 1766.

Schwz. Id. = Schweizerisches Idiotikon, begründet von F. Staub und L. Tobler. Frauenfeld, J. Huber. Seit 1881.

Schwzr. = Eines Schweizers Wort an den schwz. Schützenverein. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) VII, 283–357.

S. d. B. = Sonntagsblatt des „Bund“. Bern.

Segen = G. und Unseg. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 67–102.

Sekten = Die Landeskirche und die G. Herausgegeben vom Kirchengemeinderat der Heiliggeistkirche Bern. 1884.

Servaz = G. und Panfraz. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 1–20.

Sintram = Die Gründung Burgdorfs, oder die beiden Brüder G. und Bertram. Von Gotthelf: „B. u. G.“ VI.

Soc. = Mittelhochdeutsches Namenbuch von Adolf Socin. Basel, 1903. Besprochen von H. Bruppacher (**Brupp.**): Zürich, 1903.

Sonnt. = Der Sonntag des Großvaters. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ IV, 91–137.

Spieß = Gradaus. Von Wilhelm Sp. Bern, 1899 (Selbstverlag).

Spinne = Die schwarze Sp. Von Gotthelf. „B. u. S.“ I, 1–112.

Spieß = Amos Comenii Sprachen Tür übersetzt (von Stephan Sp.). Schaffhausen, 1667.

Sprsch. = Sprachschule für Berner. Von Dr. Otto von Greherz. Vollständige Ausgabe. Bern, 1904.

Stalder = Versuch eines schweizer. Idiotikons, von Franz Josef St. I (1806), II (1812). Aarau, Sauerländer.

Stell. = Die besten Futterpflanzen. Von Prof. Stebler. (Bern, 1895.)

Stell. r. F. = Desselben Rationeller Futterbau (Berlin, 1900).

Stidelm. JG. = Über die Sprache JG's. Von Dr. H. Stidelberger. „Zum hundertsten Geburtstag Gotthelfs“, 17–45. Zürich, 1897.

Stoll = Erhebungen über Volksmedizin in der Schweiz. A. f. M. V, 157–200.

Strafe = Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ IV, 169–196.

Studer = Das Panorama von Bern. Bern, 1850.

Stürker, Emme = Über die Wasser-, Schachen- und Schwellen-Verhältnisse im Stromgebiet der Emme (A. h. B. VIII, Heft 1, 1–19) und Über einige volkswirtschaftl. Verhältnisse des Emmenthals i. J. 1764 (S. 20–36).

Sylv. = Ein Sylvestertraum. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) VII, 233–281. Dazu Beitr. 546–55. 723.

Tappolet = Über den Stand der Mundarten in der deutschen und franz. Schweiz. Zürich, 1901.

Tausb. = Das Berner Taufbüchlein von 1528, herausgegeben von Dr. Ab. Fluri. Bern, 1904.

Täufer = Ratserlaß betreffend die Täufer. Vom 8. Nov. 1534. Original-Handschrift. (Im Besitz des Herrn Oberlehrer Sterchi.)

Tell = Der Knabe des T. Von Gotthelf. Berlin, 1846. (Hand-Ex. Gotthelfs mit dessen Korrekturen.)

Thorb. = Der letzte Torberger. Von Gotthelf: „B. u. S.“ III (Vgl. Wpß i. A. 1812, 200–219: Peter von Torberg.)

Thormann (Tsr.) = Probierstein des Teuffertums, von Georg Thormann (1655 bis 1708), Pfarrer in Lützelflüh (1684–1708). Auf der Berner Stadtbibliothek (Band BB. Msc. 8, 52).

Traum = Ein T. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 238–45.

Trebsa = Karl Albert Loosli im EvE. und im OB.

Tribolet = Der Prozeß gegen Landvogt Samuel T. 1653/54. Von Türler. (Im Berner Taschenbuch 1891.)

Trost. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 331–2.

Trub 29, 38 = Auszüge aus Pfarrer J. J. Schweizers Beschreibung der Gemeinde Trub. 1829. Handschriftl. in St. O. 29, Nr. 38.

Trub 30 = Desselben gedruckte Topographie der emmenthalischen Gemeinde Trub. Bern, 1830.

Übergang = Ein Bild aus dem Ü. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ IV, 309–26.

Überraschung = Die angenehme Ü. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 338–43.

Uli. = Wie Uli der Knecht glücklich wird. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) V. Dazu Beitr. 426—532. 714—22. 731—2.

Uli. = Uli der Bächter. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) VI.

Verkündrödel = Gotthelfs und Lauterburgs Eheverfündigungseintragungen 1847 bis 1862. (Im Besitz des Herrn Pfarrer Rüetschi in Sumiswald.)

Yögele = Das gelbe B. und das arme Margrithli. Von Gotthelf: „B. u. S.“ I, 135—148.

Yogtsr. = Vogtsrechnung des Michel Ripfer zu Baldhaus 1748—53. (Original-Handschrift.)

Yolkssk. = Deutsche Volkskunde von Elard Hugo Meyer. Straßb., 1898.

Yolksw. = Volkswirtschafts-Lexikon der Schweiz. Redigiert von A. Furrer. Bern, 1887—91.

Yass = Wie ein B. Wein verkauft. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ IV, 299—308.

Yass. Sch. = Die Schweiz. Ein Begleitwort zur eidg. Schulwandkarte. Von Dr. Hermann Walser. Bern, 1902.

Yass. = Die Wassernot im Emmenthal am 13. August 1837. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) IV, 3—91. Dazu Beitr. 346—65. 713.

Yege = Die B. Gottes und der Menschen Gedanken. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 301—340.

Yelbel = Carl B. in Bümpliz: Brechete im Kurzaeder, und Chorrichter-Annebäbis Tod und Begräbnis. Bern, 1885.

Yelberrache. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 307—310.

Yer lügt am besten? Von Gotthelf. E. u. B. II, 332—3.

Yetter = Das B. Von Gotthelf. E. u. B. II, 246—250.

Yidm. = Vermischte Gedichte von Christian Widmer (1808—57), Schlossermeister in Signau und seit 1845 Mitarbeiter am Langnauer „Dorfblatt“ (dem jetzigen EB.). Mit Beigaben von „Luise Meyenthal“ (= Niklaus Krähenbühl, Schreiber in Schloßwil und Posthalter, 1825—67). Langnau, 1874.

Yilke = Schriftdeutsch und Volkssprache. Von Edwin B. Spz., 1903.

Yilmanns = Deutsche Grammatik. Von B. Wilmanns. I. Band: Lautlehre, 1893; II. Band: Wortbildung, 1896. Straßburg.

Yihler = Das Suffix-i. Dissertation. Frauenfeld, 1891.

Yiwz. = Wurst wider Wurst. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 145—170.

Yyß a. = Joh. Rud. B. der Ältere (1763—1845).

Yyß j. = Joh. Rud. B. der Jüngere (1782—1830): Reise ins Berner Oberland. — Vgl. auch YN.

Yinh-Rodel = B.-N. für das Brügg Guth zu Bükelflüh, angefangen im Maymonat 1789. Von dem Brüggbogt Christian Müller zu Goldbach. (Im Gemeindegarchiv.)

Yolkon = Das alte B. — Kulturhistorisches Bild einer zürch. Landgemeinde. Von Pfarrer Nüesch und Dr. Bruppacher. Zürich, 1899.

Yolktaffel = Abschrift der Zoll-Taffeln der Brud und Zollstatt zu Bükelflüh, von 1673. (Im Gemeindegarchiv.)

Yigst. = Zeitgeist und Bernergeist. Von Gotthelf. Berlin, Zürich, Bern, 1852. —

Yigst. ss.^a = eigenartiger erster Entwurf; **ss.^c** = das Druck-Manuskript; **ss.^b** = ihm angenäherte Fassung. — Vgl. JG. an JN. 25 f. 144 ff.

Yür. = Die Zürcher Mundart in Usteris Dialektgedichten. Von Dr. Paul Suter. Zürich, 1901. (Nach §§ zitiert.)



TECH. OF
MATH.

1950

Uli. = Wie Uli der Knecht glücklich wird. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) V. Dazu Beitr. 426—532. 714—22. 731—2.

Uli. = Uli der Bächter. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) VI.

Verkündrödel = Gotthelfs und Lauterburgs Ehever kündigungseintragungen 1847 bis 1862. (Im Besitz des Herrn Pfarrer Rüetschi in Sumiswald.)

Pögelein = Das gelbe B. und das arme Margrithli. Von Gotthelf: „B. u. G.“ I, 135—148.

Vogtsr. = Vogtsrechnung des Michel Ripfer zu Baldbach 1748—53. (Original-Handschrift.)

Vollst. = Deutsche Volkskunde von Elard Hugo Meyer. Straßb., 1898.

Vollsw. = Volkswirtschafts-Lexikon der Schweiz. Redigiert von A. Furrer. Bern, 1887—91.

Wassf. = Wie ein B. Wein verkauft. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ IV, 299—308.

Wass. Sch. = Die Schweiz. Ein Begleitwort zur eidg. Schulwandkarte. Von Dr. Hermann Walser. Bern, 1902.

Wass. = Die Wassernot im Emmenthal am 13. August 1837. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) IV, 3—91. Dazu Beitr. 346—65. 713.

Wege = Die B. Gottes und der Menschen Gedanken. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 301—340.

Weibel = Carl B. in Bümpliz: Brechete im Kurzacker, und Chorrichter-Annebäbis Tod und Begräbnis. Bern, 1885.

Weiberrache. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 307—310.

Wer lügt am besten? Von Gotthelf. G. u. B. II, 332—3.

Wetter = Das B. Von Gotthelf. G. u. B. II, 246—250.

Widm. = Vermischte Gedichte von Christian Widmer (1808—57), Schlossermeister in Signau und seit 1845 Mitarbeiter am Langnauer „Dorfblatt“ (dem jetzigen GZ.). Mit Beigaben von „Luise Meyenthal“ (= Niklaus Krähenbühl, Schreiber in Schloßwil und Posthalter, 1825—67). Langnau, 1874.

Wille = Schriftdeutsch und Volkssprache. Von Edwin B. Lepz., 1903.

Wilmanns = Deutsche Grammatik. Von W. Wilmanns. I. Band: Lautlehre, 1893; II. Band: Wortbildung, 1896. Straßburg.

Wißler = Das Suffix-i. Dissertation. Frauenfeld, 1891.

Wurst. = Wurst wider Wurst. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 145—170.

Wys. a. = Joh. Rud. W. der Ältere (1763—1845).

Wys. j. = Joh. Rud. Wys. der Jüngere (1782—1830): Reise ins Berner Oberland. — Vgl. auch W.

Wys. Model = Z.-M. für das Brugg Guth zu Lüzelflüh, angefangen im Maymonat 1789. Von dem Bruggvogt Christian Müller zu Goldbach. (Im Gemeindearchiv.)

Zollikon = Das alte Z. — Kulturhistorisches Bild einer zürch. Landgemeinde. Von Pfarrer Nüesch und Dr. Bruppacher. Zürich, 1899.

Zolltassel = Abschrift der Zoll-Tasseln der Bruck und Zollstatt zu Lüzelflüh, von 1673. (Im Gemeindearchiv.)

Ztg. = Zeitgeist und Bernergeist. Von Gotthelf. Berlin, Zürich, Bern, 1852. —

Ztg. ss. = eigenartiger erster Entwurf; **ss.** = das Druck-Manuskript; **ss.** = ihm angenäherte Fassung. — Vgl. ZG. an ZM. 25 f. 144 ff.

Zür. = Die Zürcher Mundart in Usteris Dialektgedichten. Von Dr. Paul Suter. Zürich, 1901. (Nach §§ zitiert.)



vertüft, sind die Schratten dagegen auf der Entlebucher
artenartigen, hart neben einander laufenden Furchen „seltsam
und ausgefurcht“. Es ist dies die sogenannte Karrenbildung,
der auf ein keltisches kar = „kahler Fels“ zurückgeführt.¹³ Mit
sind aber die „Schratten“ sinnverwandt;¹⁴ nach ihnen hin-
in sich „der Schratt“ oder „das Schrätteli“ als der in
hausende Erdgeist.¹⁵

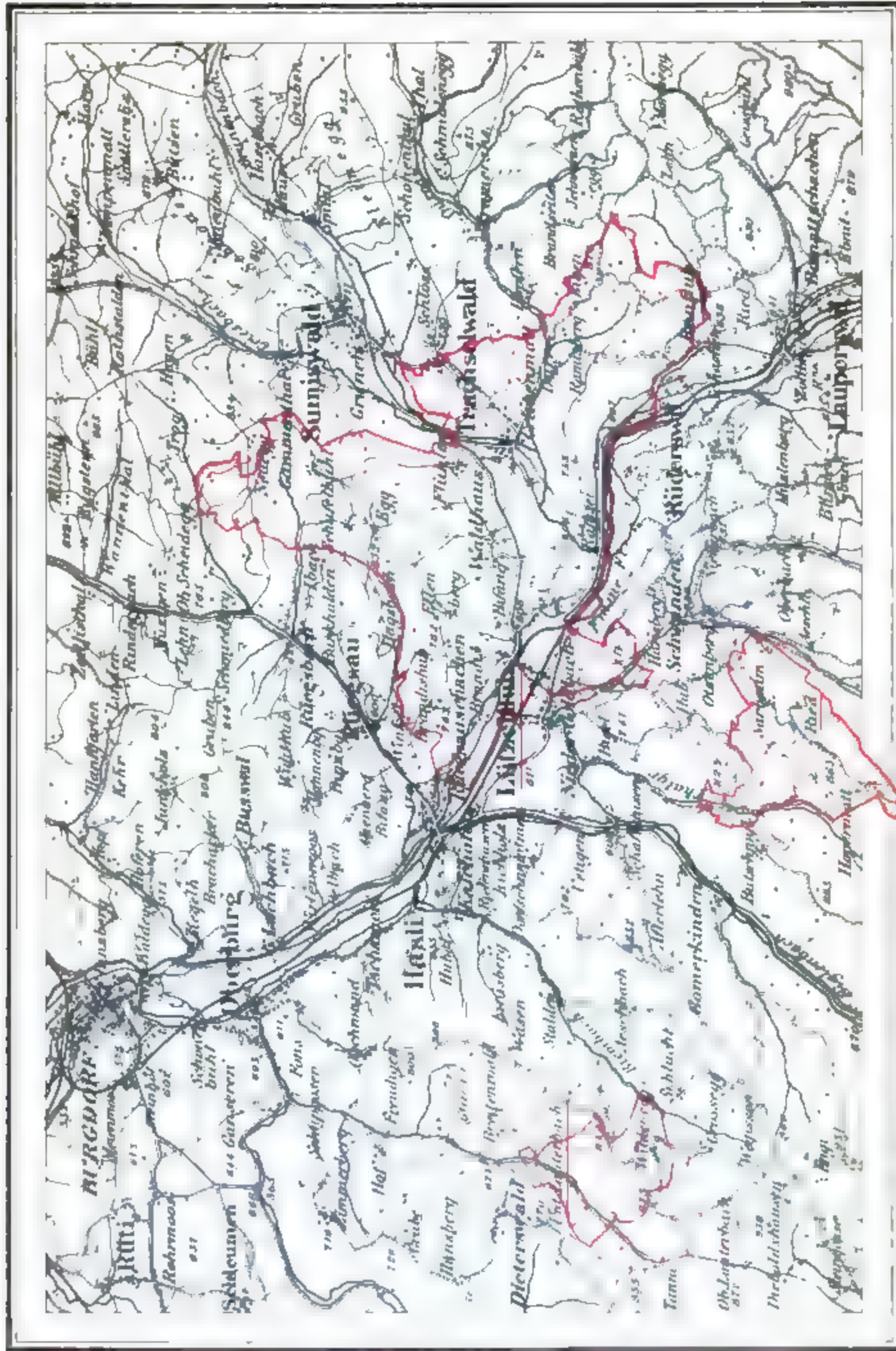
einzelnen Gipfeln sind für unsere Landwirte die als
benutzten Festsitz von Interesse.

Dießlich noch sichtbaren Verlauf des beschriebenen Vor-
der Eggbewohner den Steingrat oder die „Stein-
die „Bäwchle“,¹⁷ bei uns die Bächle genannt.
gegen die kleine Emme hin sich absetzende lange,
ert mit seinen Flußläufen einigermaßen an „Bänke“

nelwalder-Bergen versteckt sich uns jene hochge-
der Sennensprache aus der Kapf genannt wird.¹⁸
als“ heißt er in der Sprache des Wirts. Uns
und Wasserscheide zwischen Entlebuch und
roße Emme) und gegen Ober- und Unter-
Wigger), als auch der Ausgangspunkt all-
lich hingelagerten „zahmen“ Bergzüge des
pf bildet das Zentrum dieser Thüjer-
ten und den schimmernden Sennhütten“;¹⁹
m allbekanntem Zummelplaz der Lüdere-
Alpen Pinder- und Border-Arni;
Märrütti und Lunschütte (wo der
lauert); der Langauer- und Schang-

gezogener Fingelftrich zieht sich nach rechts
nicht vor uns der durch einige Schöfte
wald des Rämischberg. In der langen
stürzt er jäh gegen Landstraße und Emme
ortsetzung als Rauslibärg sanfter gege-
sich) sich abdacht.

Grimm, WSB. V, 204 ff. ¹⁴ *Idem*, Id. ?
Schrätteli“ in Schotters „Abderich“. ¹⁵ *Idem*
n von „Wand“ = Felswand. ¹⁷ *Idem*
3; Hauswirth 2, 11 ff.; G. H. Dörler 137



Verlag von A. Francke Bern

Geograph. Inst. A. Hämmerli & Co. Bern

Verlag von Friedr. Barmidutsch

LÜTZELFLÜH INMITTEN SEINER UMGEBUNG. Orientierungskärtchen zum Barmidutsch.

Hoch und tief.

Ein Überblick.

Das ist der Abend des 1. August 1903. Wir sitzen auf der schönen neuen Terrasse des Schulhauses auf der Schaufelbühl-Egg. In unser Gespräch mit dem heimeligen Lehrerpaar mischt sich Glockenschlag von links über die Egg her. Vom alten, aber geschmackvoll aufgefrischten Deutschherrenturm in Sumiswald brummt es acht in sauberem, klangreichem Maß. Die letzten Schläge werden geschäftig überholt durch einen Distant aus verborgener Tiefe; allein wir wissen schon: das sind die vom Trachselwalder-Schloß mit seinem Gebüsch und Gehölz leise wieder-schlagenden Töne der einstigen Burgtapelle mit dem heute so eigenartig aufgesetzten Turm. Wir schauen hinüber, und keine First, kein Baum, kein Hügel stört den Fernblick innerhalb dieses unvergleichlichen Panorama-Ausschnittes. Dort lugt aus der linken Ecke desselben eben noch der Titlis hervor. Nach einer Weile gucken die Biescherhörner über den Kranz der Berneralpen herein, der fortan bis zu der in breitem Bogen sich wölbenden Blüemlisalp-Gruppe und dem Altels-Absturz den Horizont abschließt. Vor ihm her aber breitet sich, aus feinsten bläulichen Düsten gewoben, ein Schleier, der mählich sich tiefer und tiefer senkt. Eine Halbstunde noch, und in geisterhaft graue Dämmerung werden sich hüllen „wie Ahnenbilder im großen Ritteraal die alten großen Berge in stiller Majestät.“¹

Der Saum des Dufteß aber lenkt unser Auge auf die den Alpen vorgelagerten Berge, welche hierseits des Thuner- und Brienzersees in imposantem, scheinbar einheitlichem Zuge von West nach Ost verlaufen.²

¹ Ztgst. 1, 171. ² Das Geogr. Lexikon d. Schweiz 1, 703 ff. faßt sie unter der Bezeichnung „Emmengruppe“ zusammen.

Den Eindruck des Ruhigen, Behaglichen machen die in sanfter Wölbung langgestreckt sich hinbreitenden Sigristwiler-Gräte.⁸

In wirkungsvollem Gegensatz hebt sich von ihnen ab und setzt zu neuem, eben so langem Zuge an: die zerrissene, zerpflügte Furgge⁴ oder „Schangnauer-Furgge“⁵ mit der höchsten Erhebung des Furgge-Gütsch. Der Name „Furgge“ (lat. furca, f. fourche, Gabel) bedeutet einen gabelförmigen Bergeinschnitt, der zur Not als Paß (aus dem Emmenthal ins Oberland) dienen kann. Speziell die Karrhöle soll ehemals bösen Berggeistern als „Straße“ über den Hoggant gedient haben.⁶ Hoggant nämlich (zu gand, ein mit zertrümmerten Felsstücken übersähtes Gelände) ist der Name, welchen „der alte Salvator“⁷ zunächst im Oberland, seit Durchgreifen der Schulsprache auch bei uns führt.

Wie hinter Kulissen hervor schaut uns das Tannhorn in der Nähe der Emmenthaler Quelle entgegen. Gleich ihm hält sich der gesamte Zug der Brienzergräte,⁸ in einen dunklern Schleier eingewoben, im Hintergrunde.

Nun folgt, wieder in den Vordergrund tretend, jene zerfurchte Felswand, die sich so trotzig und herausfordernd in ihrer ganzen Länge vor uns hinstellt: die „Schratte“. Als Riß, Spalte, Schrund erklären Studer⁹ und Ruhn¹⁰ den Namen; letzterer im „Geißbueb“, welchen er seinen Weidetieren zurufen läßt: „Dert am Schatte dür dä Schratte geit's dä Rung (diesmal) uf Bänisegg.“ — Diesem männlichen Geschlecht steht das weibliche gegenüber z. B. in Koblrausch's „Mädchen ab der Schratten“.¹¹ Wir haben es hier mit der sehr häufigen Auffassung einer ursprünglichen Mehrzahl als weibliche Einzahl zu tun, wie sie auch in den gleichbedeutenden Formen „Schrattenfluh“ und „Schrattenflühe“ vorliegt. Auf einer (Scheuchzer'schen) Landkarte von 1712 findet sich übrigens die Bezeichnung „Schrattenflühe“ ersetzt durch die Namen der Alp „Lochseite“ und der „Scheibenfluh“, unter welcher die „Rothe Fluh“ sich hinlagert. Auch 1785 wird noch gesagt, Schangnau grenze gegen Osten an die „Lochseite“ und an die „Rothe Fluh“.¹² Der Name „Scheibe“ figuriert bloß noch in der Bezeichnung Schibe-Gütsch für das so eigentümlich daumenartig abgetrennte, kahl und spitzig in die Lüfte starrende Felsstück. — Wir erkennen daraus, daß auch der Name „Schrattenfluh“ oder „Flühe“ durch die Schulsprache in verallgemeinerndem Sinn auf den ganzen langen Felszug übertragen worden ist. In den oberen Teilen gegen uns hin von gewöhnlichen Erosionsfurchen ge-

⁸ so Studer 13 u. ö. ⁴ AM. 1822, 52; Hauswirth (1783); Jahn Em. 68. ⁵ Studer 32—39. ⁶ Studer 33. ⁷ Ruhn AM. 1822, 95. ⁸ so Studer 13 u. ö. ⁹ ebd. 17; vgl. Rothholz, Schweizerfagen (Aarau 1856) I, 357 ff.; Grimm WB. 9, 1649; Stalder 2, 350; Berlepsch, Alpen 35. ¹⁰ AM. 1820, 237. ¹¹ 175 ff. ¹² Staatsarchivar Türlin.

spalten und zerklüftet, sind die Schratten dagegen auf der Entlebucher Seite von eigenartigen, hart neben einander laufenden Furchen „seltsam ausgewaschen und ausgeferbt“. Es ist dies die so geheiene Karrenbildung, schon von Studer auf ein keltisches kar = „kahler Fels“ zurückgeführt.¹³ Mit den „Karren“ sind aber die „Schratten“ sinnverwandt; ¹⁴ nach ihnen hinwieder benennt sich „der Schratt“ oder „das Schrätteli“ als der in den Felsklften hausende Erdgeist.¹⁵

Unter den einzelnen Gipfeln sind für unsere Landwirte die als Smmerungsalp benutzten Hftiznd von Interesse.

Aus dem schließlich noch sichtbaren Verlauf des beschriebenen Voralpenzuges kennt jeder Eggbewohner den Steingrat oder die „Steinwangfluh“,¹⁶ sowie die „Bwhle“, ¹⁷ bei uns die Bichle genannt. Der allmählig gegeben die kleine Emme hin sich ablenkende lange, steinige Kamm erinnert mit seinen Flussgen einigermaßen an „Bänke“ im Steinbruch.

Hinter den Trachselwalder-Bergen versteckt sich uns jene hochgewlbte Kuppe, die von der Sennensprache aus der Kapf genannt wird.¹⁸ Die „Rigi des Emmenthals“ heißt er in der Sprache des Wirts. Uns ist er sowohl die Grenz- und Wasserscheide zwischen Entlebuch und Emmenthal (kleine und große Emme) und gegen Ober- und Unteraargau hin (Langeten und Wigger), als auch der Ausgangspunkt all dieser so mächtig und gemächlich hingelagerten „zahmen“ Bergzüge des Emmenthals. Denn der Kapf bildet das Zentrum dieser Chejer-Brge „mit ihren Alpentristen und den schimmernden Sennhütten“: ¹⁹ der Sumiswalder-Berge mit dem allbekannten Tummelplatz der Ldere-Chibi und den prächtigen Alpen Hinder- und Vorder-Arni; der Trachselwalder-Berge mit Rfrtti und Luus-hätte (wo der Jäger auf Anstand luust, lauert); der Langnauer- und Schangnauer-Berge im Hintergrund.

Wie ein kühn und voll gezogener Pinselstrich zieht sich nach rechts quer durch die Landschaft dicht vor uns der durch einige Gehöfte gelichtete schwarzgrüne Tannenwald des Rmiberg. In der langen und hohen Wanneflueh stürzt er jäh gegen Landstraße und Emme ab, indes seine südliche Fortsetzung als Rwflibrg sanfter gegen das Dorf Rhnflh (Rwfl) sich abdacht.

¹³ Studer 17; Walser; Grimm, WB. V, 204 ff. ¹⁴ Schw. Jb. 3, 422. ¹⁵ vgl. Hochholz a. a. O. und das „Schrätteli“ in Bischoffes „Abderich“. ¹⁶ Studer 19; „Wang“ = begraste Halbe, verschieden von „Wand“ = Felswand. ¹⁷ Studer 18: „Buchlen“. ¹⁸ Blösch, B. Taschenb. 1876; Hauswirth 2, 11 ff.; E. A. Trler 137 ff. ¹⁹ Studer 38.

Gegen uns zu aber breitet sich, zu Füßen des Ramisberg zwischen Grünenmatt und Bodenmatt, gegen den Zusammenlauf von Grüne und Emme hin gerichtet, die Ramsei- und Grünenmatt-Ebene. Durch die Straße Sumiswald-Lüzelflüh von ihr getrennt, dehnt sich als höhere Terrasse die Waldhaus- und Flüelen-Ebene (d'Walthaus-Alchere = die Äcker von Waldhaus) bis dicht zu unsern Füßen, um als Süd-
abhäng der Egg in den allmählich steilern und steilern Aufstieg bis zu unserer Höhe auszulaufen.

Welch ein Ausblick über diese Ebenen an einem wirklichen Maitag, wo das strobend saftige Grün mit dem es durchwirkenden Gelb des blühenden Löwenzahns und dem Schneeweiß der zu hunderten blühenden Kirschbäume das Blachfeld in einen riesigen Garten wandelt! Nun aber ist der Augusten ihe, und die letzten Strahlen der Sonne fallen in günstigster Richtung auf das Voralpengelände, um uns hier ein andersartiges, aber nicht weniger interessantes Bild vorzaubern. Dort die reiche Natur als Nährmutter und Künstlerin in Einem; hier der Mensch in Fleiß und Schweiß, wie er, für sich und die Seinigen Brot und Heim erringend, mit Karst und Hacke die steilsten Höhen erklimmt, u e h e ch r ä b l e t u n d u m e r ä b l e t! „Seht die Felder, wie sie weiß sind zur Ernte!“ Oder vielmehr, da es sich hier nicht um den „weißen“ Weizen der großen Hochebene, sondern um den Brotspeicher des Gebirges, den Dinkel, handelt: fahlgelb,²⁰ und damit bald zur Ernte reif. Drum der eigenartige Anblick: im Mai die Ebene als gewirkter Teppich, im August das Berggelände als Mosaikboden. Zwischen Weideplatz und Gehölz, wo nūmen au es Bläzli ist und gegen zu rauhe Winde Schutz in Aussicht, da schieben und drängen sich Getreidefelder und -Äckerchen hinein — als Veranschaulichungsmittel auch für ebene Geometrie: unregelmäßige Dreiecke, angehende Rhomboide, Versuche von Kreissegmenten, Studien an Bogenstücken; soviel es aber bei dem sehr eigelige Emmenthaler irgendwie sein kann: ordentliche Rechtecke, die Länge in die Höhe gestreckt. Noch erkennt ein scharfes Auge am schwärzlichen Grün zwischen dem fahleren der Weide auch Kartoffelfelder.

Doch, es senken sich die Schatten über Äcker und Feld. Da leuchtet es plötzlich aus ihnen seltsam auf. Hier ein Flackern und Erlöschen, dort in der Ferne ein heller Punkt, anhaltend hell und immer heller. An drei, vier, zehn Orten brennt es; ein Feuer scheint dem andern zu rufen; bis ihrer achtzig sind schon gezählt worden. Sie verdunkeln die Lichtlein der Häuser, die heute ausnahmsweise auch zur Sommerzeit brennen, sonst aber nur im Winter dem abendlichen Wanderer über

²⁰ Thormann, Tfr. Bg. 5.

die Egg das beruhigende Gefühl eingeben, daß er wohl zu Hause „einsam“, in der Welt aber nicht „alleine“ sei.

's ist drum der erst Augste! Und wer so zäh und treu an seinem Heimat hängt, trägt auch zur Heimat doppelte Liebe in der Brust.

Mittlerweile dunkelt es am Horizont der Alpen, und in zauberhaftem Spiel mischen sich ununterscheidbar die Feuer der Erde mit den Sternen des Himmels.

Zum vollen Genuße des Schauspiels erheben wir uns zu einem Gang über die Egg. Wir treten hinaus auf die höchste Höhe in der Richtung gegen Lüzelflüß. Dort, in der Nähe des vereinsamten Kirschbaums: welch eine Rundschau! Nur durch die alte Schwacht (Hochwacht) vor uns und den Eellebergwald vor ihr unterbrochen, breiten sich im letzten Dämmerchein in schön geschwungenem Bogen die Ketten des Riesen und des Stockhorn und die Gruppe der Freiburgeralpen. Noch weist uns die Hundschüpfe die Richtung nach Biglen, zeigt uns der Wägisse den alten Weg nach Bern. Links und rechts von ihm aber deckt der Schleier der einfallenden Nacht den gleichförmigen Zug des Jura, des heimeligen „blauen Berges“²¹ mit dem „himmelblauen Bördchen“.²²

Um so wirksamer jetzt, halb lieblich und halb unheimlich, hebt sich das Grün der Gehänge ab, welche in jenem ganz eigenartigen Wellengebilde vom Horizont zum Rüegsau-Affoltern-Talgrund herniedersteigen. Keineswegs gleichförmig. Vielmehr bildeten einst die auswaschenden Kinnale hier eine mulden- oder kesselförmige Eintiefung: eine Tüele, ein Loch. Dort umgingen sie einen zäh widerstrebenden Sandstein- oder Nagelfluhkegel, der trotz seiner Kleinheit sich mächtig brüstete und wie als Siegerkranz sich ein hübsches Buschgehölz auf das Haupt setzte. Es sind dies jene Augenbrauen im Antlitz der emmenthalischen Berglandschaften, die der Gegend so wohl anstehen und für den sinnig stillen Naturfreund zumal beim Blätterwechsel etwas unsagbar Lauschi- ges, Anlockendes haben. Die Regel aber, die so der Auswaschung und Unterspülung Widerstand geleistet, führen die uns heute sehr prosaisch klingenden Namen Hübel, Chnubel, Höger, je nach der Form auch Chäpf und Chipf.

An einer solchen Ausladung der Egg, dem Niederhaus-Chnubel, trägt uns der Fuß vorüber. So auch, in unbewußtem Weiterwandern über die Egghöhe hin, an der Fuchsegg vorbei. Wir gelangen durch den Hohlweg (die Höle) inmitten eines malerischen Buchenwäldchens nach dem Rußbaum mit projektierter Ruhebank, wo

²¹ Splv. 231; Sonnt. 132; NB. 1, 123; BSp. 189. ²² NB. 1, 9.

an fünffacher Wegstrahlung sich ein prächtiger Fernblick nach Ost und West hin bietet. Geradeaus setzt ein Fußweg sich fort über den Büel: die langgezogene und etwas erhöhte Fortsetzung der Egg, die sich dann gegen das Dörfchen Gammete hinter Sumiswald hinunter senkt. Links vorwärts geht es gegen das Dörfchen Oberschufelbüel (3 Bauernhöfe nebst Käserei und Schmiede), links gegen den Bauernhof Schufelbüel-Neuhuus. Von hier aus kann der Blick südwärts drei weitere Güter überschauen, von denen jedes seinen eigenen Namen trägt (das Bichselhuus, der Kander, das Niderhuus), doch so, daß sie zusammen die Gruppe Niderschufelbüel bilden.

Vom Nußbaum links ab führt endlich ein Steigweg gegen Rüegsbach hinunter über die beiden Nachbarhöfe: die oberi und die underi Flüeh. Sonnenhalb dagegen (uf der Sunnsite) gelangen wir durch den Flüeleggräbe gegen den Weiler Flüele. Unterhalb Waldhaus mündet endlich der Weg in die große Landstraße gegen Lützel-Flüeh aus.

Höhen.¹

Mit diesem Situationsbild haben wir gleichsam die nötigsten „Nägel eingeschlagen“, an die wir nun — gemäß dem Zweck unseres Buches — ein kleines Netz orographischer Erörterungen zu hängen imstande sind.

Ein Stadtberner² läßt eine Emmenthalerin ihre Hörer zum Besuch ihres Heims einladen: „Chömet cho luege öppen es Mal; 's giit (geht) zwar strängs uf un abe.“ Genauer hieße das: uehen u ähe („aufhin“ und „abhin“), und dies allerdings im strengsten Sinne des Wortes. Denn das Emmenthal vorab hat „streitbares“ Land, wo man die Hühner anbinden muß, damit sie nicht zu Tale rollen,³ oder: d'Hüenner b'schlaa, u d'Chap a mene Hälsig uberuus laa (damit sie maußen gehe). Das sind die rechten Eigenschaften oder vielmehr Hangenschaften des Emmenthals.

Daselbe „hinauf“ und „hinab“ heißt, auf die Person des Steigenden bezogen: obsi(g) und nidsi(g); wie denn das „nid“ auch in der Vergleichungsform „nider“ ehemals den Gegensatz zu „ober“ bildete. So unterscheiden wir noch heute „Ober“- und „Niderried“, Ober- und Nider-Schufelbüel (vgl. das Ober- und Nieder-Simmenthal, ob und nid dem Wald zc.). Ohne gegensätzliches „ober“ haben wir einen Hof Niderhuus, sowie umgekehrt ein Gut Oberbach,

¹ Statt „Höhen“ und „Niederung“ würde ein geographisches Wort die absoluten Bezeichnungen „konvexe“ und „konkave“ Bodengestaltung anwenden. ² Gruf 4. ³ Mordiof. 185.

einen Oberdietleberg. Dagegen hat eine Bezeichnung „Niederland“⁴ als Gegensatz zum Berner-Oberland nie Wurzel gefaßt. Aber selbst „Unterland“ ist weder ein bei uns sehr gebräuchlicher, noch ein geographisch brauchbarer Begriff. Der Bewohner des Amtes Signau nennt „Unterland“ alles, was unterhalb seines Bezirkes liegt, „unten im Land“,⁵ „d's Land ab“.⁶ Uns ist das Unterland allenfalls der Kanton Bern außer und gegenüber dem Oberland.⁷ Allein mit dieser Zerteilung konkurriert auch wieder die Dreiteilung durch Einschubung des Mittellandes.⁸ Dieser noch unbestimmtere Name bezeichnet uns meist den um die Hauptstadt gruppierten bernischen Landesteil (neben den 5 andern), öfters aber den gesamten bernischen Teil der „schweizerischen Hochebene“, oder nach Walser besser: des schweizerischen Mittellandes.

Eine um so bestimmtere Bedeutung haben „ober“ und sein jeziger, dem Sinn von „zwischen“ entfremdeter Gegensatz „under“. Mit Ausnahme des neugebackenen offiziellen Underdorf Lüzelflüh statt des ehemaligen Goldbachschache, auch etwa des obern und untern Rahnflühschachen, deutet die Gegenüberstellung fast durchgehend auf die Teilung eines ursprünglich einzigen Hofes in zwei. Der mit dem bekannten Emmenthaler Vorrecht des jüngsten Sohnes ausgestattete Stammhalter verblieb auf der undere Flüh, der undere Hamle (Halbe), dem undere Neuhaus, Moos, Holz, Eichli, Brandischueb; der ausgekaufte Bruder (oder einer von mehreren) gründete oder bezog das mehr bergwärts und vom Verkehr entfernter gelegene, ursprünglich kleinere „obere“ Heimwesen. Meist sind nun die Nachbarn nicht mehr Verwandte, obwohl öfters Geschlechtsgenossen (z. B. die „Steffen“ auf der obern und untern Flüh).

Bloß einmal begegnen „hoch“ und „tief“ — hööch und teuff — in Höhiacher und Tiefbachwald. (Als Wortwitz geht die Anekdote um, wonach einer dummen Magd die drei Alpen Schjinne, Hoch-Anzi und Raps die höchsten Namen bedeuten sollten).

Dagegen klingt in der Redensart: d'Haar stöö mer z'Bärg noch die ursprüngliche Bedeutung „hoch“ durch, und an solchen ursprünglich allgemeinen Bezeichnungen mit Bärg ist auch unser lokaler Sprachschatz überreich. „Bärg“ spezialisierte sich aber mehrfach nach Maßgabe der bäuerlichen Verhältnisse unserer Gegend. Vor allem tritt die Bedeutung „Bergweide“ hervor, welche ja auch bei „Alp“ sich aus dem allgemeinen Sinn von „hoch“ (festisch „Alp“⁹) entwickelt hat. Die Ausdrücke z'Alp gaa und es Güsti z'Bärg tue¹⁰ sind für eine Bauern-

⁴ Dursli 206; Geldst. 216. ⁵ JoSt. 66 f. ⁶ Müll. Hf. 48. ⁷ SchM. 2, 405.

⁸ Michel 181 f. ⁹ Holder 1, 107 f. ¹⁰ MZ. 2 J. 230.

gemeinde wie Lüzelflüh um so belangreicher, da auch hiesige Landwirte namentlich auf den Sumiswalder Bergen Alprechte besitzen.

Am Fuße des Ramisberg liegen zwei Bauernhöfe gleichen Namens, auf seiner Höhe der obere Ramisberg und der Ramisberg-Ehehr oder Schräpfer. Am Fuß der steilen, waldigen Nord-Abdachung aber liegt Ramsei. Bedenken wir nun, daß diese „Ey“ wie jener „Berg“ nach dem „ram“ (Schafbock) benannt sind, daß ferner der Name „Ramisberg“ auch einen zu Wiglen gehörigen Zweig der Hundschüpfen bedeutet und auf demselben eine noch stehende Schafscheuer (Klaus Leuenbergers Versted) an alte Schafweide erinnert, so stoßen wir hier auf ein interessantes Zeugnis alter Schmalviehweide nach Allmendrecht.

Heute gibt es im Gemeindebezirk Lüzelflüh keine ständige Weide mehr. Auch die höchst gelegenen Teile, die kein Pflug befahren kann, sind unter den Karst genommen. Und wie früh das geschehen sein mag, zeigen in instruktiver Weise unsere Bergnamen. Die wenigsten derselben deuten auf natürliche Verhältnisse hin wie Eicheberg: ein Bauernhof und zwei Gütchen. Ihre bedeutende Höhenlage wird durch die angrenzende Hochwacht angedeutet. Gleichwohl stehen noch heute, trotz früherer starker Abholzung für Bauzwecke, über die ganze Egg hin vereinzelt schöne Exemplare von Haag-Eichen. Dieselben werden ehemals ganze kleine Bestände gebildet haben wie in noch höherem Maße etwas weiter unten, wo die schönen Güter „Eich“ und „Eich-Neuhuus“ (Gemeinde Rüegsau) liegen.

Was bedeutet aber Chämperg? So heißen zwei benachbarte Höfe¹¹ auf dem hochgelegenen Ausläufer des Ramisberg gegen Trachselwald hin. Der Name lautet offiziell „Kelbberg“; 1790: „Kälbberg“;¹² 1783: „Keltberg“; 1361: Kelperg;¹³ 1346: „Kelchberg“;¹⁴ 1343: „Keltberg“.¹⁵ Keine einzige dieser Formen bietet die Handhabe zu einer verlässlichen Deutung, und doch: wie viele sind deren schon vom Volksmunde versucht worden! Meist denkt man an die auf dieser windigen Höhe doppelt fühlbare Chēlti (Kälte), wozu noch die Chämperg-Wüesti — ein „Loch“ hinter den zwei Gütern — das ihre beiträgt. Andere erinnern an die vorzügliche Eignung dieses Berges zur Sömmierung von jungem Rindvieh („Chälbe“; vgl. die Chälberweid). Wieder zieht man die zwei benachbarten und hochgelegenen Rüegsauer Güter „Chälchtere“ und „Gruebe“ als Parallele heran und denkt an Kalt, der einst aus den Alpen hieher verfrachtet, seinerzeit ausgebeutet worden wäre.

¹¹ 1948 und 1328 ha. ¹² Fuhrrobel. ¹³ Fontes 8, 406. ¹⁴ ebd. 7, 184. ¹⁵ ebd. 6, Nr. 807. Vgl. auch das Chälpärgerhuus zu Oberburg.

Eine solenne Deutung endlich knüpft an den mit „Chilche“ ähnlichen Wortklang und erinnert daran, daß einst der Weg nach dem „Döfel“, der St. Oswalds-Kapelle im Dürrgraben (die aber erst 1394 gestiftet worden ist), über unsern Berg geführt habe.

Solche Erklärungsversuche mögen zeigen, wie lebhaft sich heutzutage die „Volks-etymologie“ um derartige zur Enträtselung anreizende Namen interessiert, und wie bitter schade es um so viel ehemals gedankenlos verschleuderte Dokumente ist, welche auch hierin Aufklärung bringen könnten.

Etwas durchsichtiger sind die Anknüpfungen an Personen, welche solche „Berge“ urbar gemacht und in Privatbesitz genommen haben. Der Oberholzißberg zu Oberried¹⁶ dürfte der „Balzißberg“ von 1621 und der „Barzißberg“ des Riburger Urbars von 1261¹⁷ sein und auf „Bartholomäus“ hindeuten. Deutlich steckt „Bendicht“ im „Bänzeberg“, dessen langgestreckter Hügelzug teilweise „in dem Rilschpelze Luperwile“ (1346)¹⁸ liegt, mit vier Gütern oder Gütchen aber¹⁹ zu Lüzelflüh gehört und in den Bänzeberg-Wald, sowie die Bänzeberg-Wüesti ausläuft.

Zu den Vergabungen an das Kloster Trub, welche 1139 der Schutzbrief des Papstes Innozenz II. bestätigte, gehörte auch das Gut „Ellingberg“²⁰ oder „Ellenberg“,²¹ wie hinwieder 1246 ein Gut zu „Ellenberg“ den Johannitern in Münchenbuchsee verkauft wurde.²² Nun verzeichnet bereits Hauswirth 1783 ein Vorder- und ein Hinter-Ellenberg. Zum vordern Ellenberg, kurzweg Elleberg heißen, gehört auch das so zweckmäßig erneuerte Gemeinde-Armenhaus (der Spittel). Der hinter Elleberg, gewöhnlich 's Hinderhuus genannt, erfreut sich einer ganz vorzüglich windgeschützten und sonnigen Lage. Kein Wunder drum auch, daß z. B. 1583 Georg Eggimann zu Ellenberg, Weibel zu Lüzelflüh, als Käufer der Burg Wartenstein und des dazu gehörigen Hofes Kalchmatt erscheint,²³ und daß heute Alprechte auf den Festizähnen (S. 3) zu Ellenberg gehören. Der Hof war wohl schon unter den emmenthalischen Gütern, die das Fruchtmagazin des Klosters Trub bildeten,²⁴ einer der geschätztesten. Heute lohnt das prächtige Gut mit dem schönen Ellebergswald den Fleiß eines 70jährigen Vaters von acht arbeitsfreudigen Kindern, der in seiner bescheidenen Art erzählte: *Albe han i müesse Zeis haa* (Hypothekenzinse als Last auf mir haben), *iez überchumen i öppiä*.

¹⁶ Wh. Sp. Gh. Dh. Ad. Ws. Wb. 1743 ha. ¹⁷ Fontes 2, 536. ¹⁸ Ebb. 7, 184.

¹⁹ 1) Wh. Sp. Ad. Ws. Wb. 657; 2) Wh. Ad. Ws. Wb. 367, 54; 3) Wh. Sp. Ad. Wb. 462, 97; 4) Wh. Ad. 8. ²⁰ Trub 30, 15. ²¹ JoStAlp. 78. ²² Fontes 2, 273.

²³ v. Mül. 169. ²⁴ Trub 30, 15.

Ob dem Dorfe Lüzelflüh liegt der Geinißberg²⁵ und droh zuehe das sehr steile Gütchen der ober Geinißberg, ehemals einem Messerschmied gehörend. Der Name „im Geinißberg“ begegnet uns erstmals 1677.²⁶ — Jenseits der Enne liegen der „Gyrisberg“ oder Gijrßberg²⁷ und der Dietleberg.²⁸ Oberhalb dieses beträchtlichen Hofes: der ober Dietleberg.²⁹

Man bemerke die reduzierte Aussprache all dieser „Berg“, an welche sich nun noch der Name eines unkultivierten Bergwaldes von mythologischem Belang anschließt: „Der beim Flüelenstalden als starke Falde zur Grüne abfallende M ünneberg springt gar merkwürdig als ein Querarm des Hügelrückens (der Egg), der von Affoltern bis Lüzelflüh geht, ins Tal hinein. Und oben auf seiner (Zwingher genannten) Spitze, von welcher weg er sich rasch zu Tale senkt, soll vor Zeiten ein altes Schloß gestanden haben, eine eigentliche Wartburg (zur Überchau des ganzen Grünentales und der weithin ausgedehnten Trachselwalder-Berge). Noch sieht man Spuren des „Burggrabens“ und den um die Spitze gewundenen Schloßberg.“³⁰ Neben dem benachbarten Burgbüel zu Sumiswald und dem Schmidsehn (Jegerlehn) zwischen Waltringen und Lüzelflüh bildet der M ünneberg einen der Punkte von anerkannt hohem altertümlichem Wert,³¹ welche noch andere Untersuchungen verdienten als die heimlichen Schatzgräbereien,³² die sich noch im Mai 1900 wiederholt haben.³³

Zwingherrlichen Angedenkens sind ja auch die einhundert ausgewachsenen Buchen des M ünneberg, aus denen die Untertanen des Sumiswalder Komturs Hans von Stoffeln den Schattengang seines neuen Schlosses auf Bärhegen in Monatsfrist herstellen sollten.³⁴

Beim gänzlichen Mangel historischer Daten schwebt natürlich auch jede Erklärung des „M ünneberg“ (wie beharrlich gesprochen und geschrieben wird) in der Luft, und Gotthelf konnte dem Inhalt seiner Erzählung³⁵ zu Gefallen der Wortform sogar ein „Mühleberg“ zugrunde legen. Besser verträgt sich mit lautlichen Gesetzen³⁶ der ebendort herangezogene „Münchenberg“. Sei ja dort drüben der Pfaffenboden³⁷, und — hätte Gotthelf beifügen können — dort drunten das ehemalige Frauen-Kloster Rüegsau als Filiale des Männer-Klosters Trub, das wir von alters her in so vielfachem Besitz von schönstem Grund und Boden auch des Gemeindebannes Lüzelflüh sehen (S. 9).

²⁵ Wh. und neueres Mietstöckchen, Ad. Ws. Wb., 586, 73. ²⁶ Bisang. ²⁷ Wh. Ad. Ws. Wb. 463, 72. ²⁸ Wh. Wst. Sp. Schürli. Ad. Ws. Wb. 2854. ²⁹ Wh. Sp. 77. ³⁰ Brüder 208. ³¹ Jahn Em. 70. ³² ebd. 9. ³³ EbW. 1903. ³⁴ Spinne 29. ³⁵ Brüder 210. ³⁶ Vgl. zürch. und luz. „mäle“ (mellen), Chile (Kirche) u. dgl. ³⁷ Brüder 210.

Eine historische Erinnerung schließe diese Gruppe: ein Alexander Neuenberger aus Ramsei war 1653 einer der Kriegsräte Klaus Neuenbergers. — Ein ausgestorbenes Lüzelflüher Geschlecht hieß M ö s c h - b e r g e r.

Eine andere Namensgruppe weist betontes „Bärg“ als zweiten Bestandteil auf. Schwankend zwar gehört hierher der Schlößbärg, seltener Schloßbärg, der, mit schönem Buchenwald bestanden, von der Ruine Brandis jäh gegen das heutige Bauerngut „Brandis“ (= Eischür) abfällt. Entschieden dagegen und mit durchsichtiger Deutlichkeit sind Brandisbärgli,³⁸ Reinbärgli, Stühlig-Bärg,³⁹ Dür-Bärg,⁴⁰ Gumperšmüli-Bärg,⁴¹ solche Heimwesen, die einst zu dem talwärts gelegenen Bauerngut eben als „Berg“, als Weide- trift gehört hatten, später aber von einem nachgeborenen Sohn in ein eigenes Gut umgewandelt wurden. Es wiederholt sich also hier, was wir weiter vorn (S. 6) zu „ober“ und „unter“ angebracht haben. Das Gütchen Flüelebärg aber zeigt noch den Urzustand: es gehört als Miete des Mellers und seiner Familie zu dem Hofe Gygax-Wälti in Flüelen, dem ältesten und ursprünglich einzigen Gute dieses heutigen Weilers. Umgekehrt tragen spezielle Familiennamen: der Zupibärg⁴² am anstoßenden Waldstück⁴³ gleichen Namens, und der Bütlerbärg. Der Leijisbärg⁴⁴ liegt unterhalb des Gutes Leijis. Alle drei „Bärg“ bilden windgeschützte Einsattelungen des Ramfli-Bärg (S. 3). Ramfli-Bärg heißen aber auch spezieller zwei Heimwesen.⁴⁵ Zu vergleichen: Ramseibärg⁴⁶ und Walthusbärg (kleines Gütchen, malerisch an sonnigem Waldrand gelegen).

Einen Gegensatz zur Sinnesverengerung bei „Berg“ bietet die Begriffsverallgemeinerung von Ort. Vgl. a m e n e n Ort = irgendwo.⁴⁷ Eine Sache verörtere: an ihren Platz bringen. Unsere Mundart beharrt aber auf dem sächlichen Geschlecht: an es guets Ort choo, d. h. an einen guten Platz kommen.⁴⁸ Zugleich nährt sie sich mittels Redensarten wie d'Sach ist wieder am alten Ort (in der gleichen schlimmen Lage),⁴⁹ d'Last am schweererem Ort aagriiffe⁵⁰ zu- sehends der Urbedeutung Ende, Spitze: vgl. u b e r Ort = schief.

Fiederförmig⁵¹ oder, nach anderem Bild, wie ein aufgeschlagener Fächer⁵² wiederholt die Kapselgruppe des Emmenthals im Kleinen die

³⁸ Wh. Ad. Ws. Wb. 110. ³⁹ Wh. Ad. Ws. Wb. 422, 97. ⁴⁰ Wh. Sp. Wagen- schopf. Schürli. Dh. Ad. Ws. 650. ⁴¹ Wh. Ad. Ws. Wb. 804. ⁴² Wh. Ad. Ws. Wb. 363, 52. ⁴³ 12, 27 ha. ⁴⁴ Wh. Sp. Ad. Wb. 616, 57. ⁴⁵ 1) Wh. Obstgarten. Ad. 221; 2) Wh. Sp. Ad. Wb. 526, 63. ⁴⁶ Wh. Wst. Wohnhäuschen. Sp. Ad. Ws. Wb. Flue 1656, 24. ⁴⁷ Eischeb. 7. ⁴⁸ WSp. 136. ⁴⁹ Vgl. Segen 84. ⁵⁰ Rätli 60 Hs. ⁵¹ Walf. Sch. 21. ⁵² JoSt. 3.

Rammgliederung der Alpen.⁵³ Diese Rämme sind oben abgeflacht. Langsam fällt die vielgewundene, bisweilen tischebene, bisweilen höckerige Egg (Lokalausdruck des Emmenthals und Zürcher Oberlandes), bis sie endlich steil und oft in malerischen Flügen zum Haupttal abbricht.⁵⁴ Grundbedeutung von „Egg“ (lat. acies) ist „Schärfe“, speziell die Schärfe des Schwerts, die Schneide der Waffen, die scharfe Kante. Erst von da aus nähert sich „die Ede“ und berndeutsch „der Egge“, ostschweizerisch „das Egg“ in der Bedeutung eines spitzen Winkels dem ursprünglichen Gegensatz, der in „Ort“ liegt. Darum gehört zur Bedeutung der Egg einmal der Doppelbegriff „langgezogen“ und „schmal“, sodann die trennende Lage zwischen zwei Niederungen mit freiem Ausblick nach links und rechts. Verbunden ist damit auch die teilweise herrliche Besonnung und daherige Fruchtbarkeit des von Natur so targen Bodens.⁵⁵ So ist „Egg“ zunächst Gemeinname. Über alli Egg ewägg fuhr der Teufel mit seiner Buchen-Last von Sumiswald auf Bärhegen.⁵⁶ Auf die Egg hinwieder „trappet“ einer hinaus, zu sehen, ob es ein Wetter geben werde.⁵⁷ Ein Hof am Fuß der „Egg“ Reutiberg mag der Ursprung von „Eggwil“ sein.⁵⁸ Insbesondere spielt die Egg oft die Rolle einer Wasserscheide, zuweilen auch die eines Bergpasses.⁵⁹ In beiden Fällen trägt oder verdient sie den Gemeinnamen Scheidegg. So ist die 1529 m hohe Honegg die Wasserscheide zwischen Röttenbach und Emme, auch zwischen Zug und Aare. Eine solche Scheidegg oder Schéidig zu Rüegsau besteht heute aus einer doppelten Gruppe von Bauernhöfen, und von ihr wird unser sehr starkes Bürgergeschlecht Scheidegger sich herschreiben. Ein anderes Geschlecht ist Häbegger (aus „Habegger“).

Von der oberhalb Lüzelflüh beginnenden Schaufelbühl-Egg, schlechtweg Egg, sind wir in diesem Kapitel ausgegangen. Sie setzt in wiederholten Absenkungen und Neuerhebungen sich derart fort, daß man über sie weg in beinahe ebenem anderthalbstündigem Spaziergang Affoltern erreicht. Verschiedene Partien dieser gesamten „Egg“ tragen auch wieder den Namen Egg mit oder ohne Zusatz. So stoßen wir, von der Hochwacht oberhalb Waldhaus ausgehend, auf die Schnidderegg oder nach ihrem jetzigen Besitzer Schriiner-Egg.⁶⁰ Am Eggschulhaus vorübergehend lassen wir linkerhand ein kleines Gütchen⁶¹ mit Haus und Häuschen liegen: die Egg. Weiterhin ist die Fuchsegg ein plateauartig ausladendes Ackerstück.⁶² Nach zwanzig Minuten stoßen wir jenseits Oberschaufelbühl auf die Häusergruppe Neuégg = Neug, wo ein anmutiges Schulhaus Kinder aus drei Kirchgemeinden (Lüzelflüh, Su-

⁵³ Wals. Sch. 37. ⁵⁴ Ebb. 38. ⁵⁵ ebb. ⁵⁶ Spinne 50. ⁵⁷ Barthli 29. ⁵⁸ Eggito. 10. ⁵⁹ Wyl 70. ⁶⁰ Wyl. Ws. Ad. 238. ⁶¹ 270 ha. ⁶² 47,51 ha.

miswald, Rüegsau) aufnimmt. Dabei das Heimwesen Hohlégg ober d'Hölig. Nahe dem prachtvollen Hegenwald bildete seinerzeit die Hegenegg die Grenze zwischen den Ämtern Trachselwald, Sumiswald und Brandis.⁶³

Zur Enklave Oberried gehört die außerordentlich steile „Neuerégg“, Neuerig;⁶⁴ zu Lauterbach: „Wildenegg“, Willenegg, 2 Bauernhöfe mit 3 weiteren Häuschen. Aus Lüzelflüh's Nähe seien erwähnt: Möörisegg (Lauerswil), 1261: Morinsägge,⁶⁵ sowie der Sumiswalder Schulbezirk Schonégg oder Schöning usw. Man bemerke die Vokalreduktion dieser „Eggen“ in Schöning, Neutg, Neuerig, Scheidig u. s. w., welche nur nicht so regelmäßig wie in „Berg“ eintritt.

An die „Gräten“ des Fisches erinnernd, bildet der Grat (im Sinne dieses durch Schiller der Schriftsprache angeeigneten Wortes) eine viel schroffere Abdachung und eine noch schmalere Kante als die Egg. An erstere mag Gotthelf gedacht haben, wenn er beharrlich „Grad“ schrieb und einen „Michel“⁶⁶ am Ostertage höhnen ließ: „Ich hätte viel zu tun, wenn ich mit allen Bauerntöchtern vom Güzigrad (Güzigraat) düpfen wollte.“ Auch der Steingrat (S. 3) ist ihm der „Steigrad“⁶⁷ oder „Styggrad“⁶⁸. Den Grat als ausgesprochensten Gegensatz zur Niederung bezeichnet das ostschweizerische Anlautspiel „Grund und Grat“, z. B. 1506 und 1524.⁶⁹ Der Hunggraat zu Rahnflüh (kleines Heimwesen).

Wir kommen zu der bei uns so vielgestaltigen Benennung Flueh, diesem spezifisch schweizerischen, wahrscheinlich aber mit „Fels“ verwandten Dialektwort. Vollends die ostschweizerische Form „Fluech“⁷⁰ legt die Verwandtschaft der ch- und der s-Ableitung aus einem gemeinsamen Stamm nahe, der nach einer ansprechenden Vermutung auch in polis steckt.⁷¹ Die Mehrzahl Flüe h (mit dem =n= des Dativs i de Flüe hne) gilt für uns — über den Mittelbegriff des Kollektivs hinüber — auch für die Einzahl. Wir sagen: die ober und die under Flüe h (Abb. S. 15), wo wir die zwei benachbarten Heimwesen meinen, welche gemeinsam an einen kleinen, mit Eichen und Haseln bekleideten Flusssatz anlehnen und damit trefflich gegen die Wipe geschützt sind. Die obere Flüe h erscheint aber 1261 im Riburger-Urbar⁷² als „Superfluo“, wie auch eine Eggwiler Alp noch heute „Oberflueh“ heißt. Die im Gegen-

⁶³ Hauswirth 3, 15. ⁶⁴ Bh. Ad. Bb. Bb. 344. ⁶⁵ Rib.-Urb. 160. ⁶⁶ 132. ⁶⁷ Baff. 42, 46. ⁶⁸ Brandis 125. ⁶⁹ Zollikon 191; M. 1823, 13. ⁷⁰ schw. Jb. 1, 1184. ⁷¹ Wie „Berg“ und „Burg“ als Ablautformen des einen und selben Wortes für „hoch“ (Grimm Bb. IV, 1, 1776 ff., f. Gebirge) häufig durcheinander gehen, so bedeutet ja auch die „Akropolis“ zunächst den spizen Felsen, dann die „Burg“ ob Athen, und erst die geläufigeren Abkürzungen „Nea-pel“ u. dgl. enthalten für uns die Bezeichnung „Stadt“ nach modernerem Begriff. Vergl. dazu Kluge⁵ 104. ⁷² 160; Fontes 2, 536.

sage zur *Churzefluet*⁷³ langgezogene *Wannefluet* (S. 3) hinwieder leiht ihren Namen der an ihrem Fuß befindlichen Mühle mit Wohnhaus sowohl wie drei weiteren kleinen Heimwesen.⁷⁴ Daß die Schratzen (S. 2) bald „Flüet“ und bald „Fluet“ benannt werden, sei hier ebenfalls erwähnt. Wir wenden uns aber von der Wortform zum Begriff.

Charakteristisch ist vor allem der jähe, bisweilen senkrechte, Verderben drohende und Tod bringende Absturz. Vgl. „der Abjud“ in Eggwil, sowie „die Felsenwand“. „We's nüüt d'rus gäb, so tüecht es mi, i möcht über d'Fluet uus.“⁷⁵ Der nackte Fels, auch nicht von einem Schüümeli Härd bedeckt, bietet das Urbild absoluter Unempfänglichkeit. „Allne Fluetne-möcht i's chlage, was mer schwär am Härze lütt.“⁷⁶ (Felsen müssen hören, Steine reden am Platz der Menschen.) „Auf einer Fluet Erdäpfel pflanzen.“⁷⁷ Den umgekehrten Eindruck der Empfänglichkeit macht aber die Fluet dadurch, daß an ihr sich der Schall bricht und als Echo widerhallt. „Er fluechte und seine Stimme brach los wie der Donner aus einer Fluet.“⁷⁸ So kann der Name typisch für das „Gebirge“ mit seiner rauhen Unwirtlichkeit stehen. „Sieh, wie grausam viel Schnee in den Flühnen liegt.“⁷⁹ „I de Flühnen ist mis Läbe, un im Tal tuen i te guet.“⁸⁰ Aber wieder im Gegensatz zur Unwirtlichkeit kann die Gastlichkeit stehen, womit die Fluet den Fluehhüslin an der Wannenfliet Rückwand, den beiden Flüh Wetterchutz und z. B. dem geräumigen Eggwiler-Hause „Hohlefluet“⁸¹ auch das Dach bietet.

Ein Anblick wie der der Schratzenflüet verleiht unserm Wort den Begriff des Gigantischen. „Männer wi Flüet und Jünglinge wie Tannen.“⁸² „E Zyberli-Tochter, angends (ägänds = beinahe) wi ne Fluet.“⁸³ „Räthi hatte eine Postur wie eine Fluet.“⁸⁴ Das Riesenmäßige ist aber auch das Schwerfällige, Plumpe. „Wenn die Zyberli-Tochter nidertrappet, so zitteren all Wänd.“⁸⁵ Ebenso das Ungeschlachte. „Rühe wie Flüet, aber fast ohne Milch.“⁸⁶

Indessen ist's der ästhetische Eindruck bei weitem nicht allein, welcher in der Sprache einer bäuerlichen Bevölkerung dem Worte den Gefühls-wert verleiht. Eine handhohe Hervorragung aus dem Boden eines Ackerstückes, auf welches plötzlich und zu seinem Schaden der Pflug stößt, ist auch e Fluet, e Fluettsack und bereichert die Sprache mit nicht wenigen gelegentlichen Ausdrücken, welche drastisch und kraftvoll heißen

⁷³ Wh. Wohnhäuschen. Sch. Ad. Ws. 964. ⁷⁴ Wh. 380, 13; Ad. Ws. Wb. 81, 16; Wh. Ad. 16, 84. ⁷⁵ Räf. 165. ⁷⁶ Wh. j. ⁷⁷ Jacob 2, 158. ⁷⁸ Spinne 30. ⁷⁹ Brandis 125. ⁸⁰ Ruhn. ⁸¹ Eggw. 41. ⁸² Sintram 79. ⁸³ AB. 1, 189. ⁸⁴ UR. 126; vergl. Michel 190. ⁸⁵ AB. 1. 199. ⁸⁶ GG. 1, 73.

dürfen. Dort ist's hinwieder ein kniehohes, am dritten Ort ein manns-, ein haushohes Stück Flueh, das einer sonst so schönen langen Ackerfurche ein absolut verständnisloses „Halt“ entgegensetzt und in den Kulturplan eines Hofstückes entscheidend eingreift. Charakteristisch sind darum für eine Bauerngegend auch Flurnamen wie Flüeacker und Flüeliacker, Flüeackerwäldli und Flüewald, Flüeweid und Flüeloch.

Verkleinerungen aber wie Flüeli mit der dativischen Mehrzahlform Flüele sind bloß von relativer Bedeutsamkeit.



Obere und untere Flueh.

Nahe dem Winkel, an welchem die Abdachung des Rüeneberg (S. 10) als steile Grasshalde („Site“) sich westwärts richtet und aufhört, als waldige Nordabdachung mit der südlichen der Schaufelbühlegg den Flüelengraben zu bilden, liegt der stattliche Weiler Flüelen: drei Höfe, deren größter 40 Haupt Rindvieh nährt, mit entsprechenden Wohnhäusern, Wohnstöcken und Nebengebäuden. 1790 figurieren bloß zwei⁸⁷, 1783⁸⁸ dagegen „vier schöne Güter in der Ebene“, samt einer Stampfmühle, durch das Flüelegreßli getrieben. 1257 aber wurde der damals einzige Hof, die „curtis Wluolon“⁸⁹ durch Konrad von Brandis dem Kloster Trub verkauft, nachdem im Jahr zuvor die oberher gelegene Schuppeise „Ru-

⁸⁷ Fuhrrodel. ⁸⁸ Hauswirth. ⁸⁹ Fontes 2, 459.

pelsruti, sita prope curtem (gelegen bei dem Hofe) Fluoluon“ dasselbe Schicksal erfahren.⁹⁰

Ebenfalls nicht von eigentlichen „Flühen“, sondern bloß von zwei parallelen ziemlich langgestreckten, dagegen nicht hohen, grasigen Steilabbachungen des Rahnflühberges gegen Norden kann die Rede sein bei „Rahnflüh“, 1386: „Ranfluo“, 1559: „Ranflen“, 1661: „Ranfli“, Ráwfli. Das mhd. rân, welches uns als Bezeichnung einer hochgewachsenen und dabei schmalen Gestalt so bekannt ist, wird also hier der Längenausdehnung beigelegt. Wer vom Ramisberg aus das „so freundlich und sonnig“ zu seinen Füßen hingebettete Dorf überschaut und weiterhin auf „der Rahnflüher goldenes Gelände“⁹¹ sein Auge wirft, der begreift sofort, wie hier in den Jahren 1406—1798 nicht bloß eins der größten niedern Gerichte (Rahnflüh samt Lauperswil, Rüederswil, Grünenmatt, dem Emmenviertel von Lüzelflüh, und Goldbach), sondern das gesamte „Landgericht Rahnflüh“ = „Landgericht Emmenthal“ sein Zentrum haben konnte. Ebenso war vom Frühling 1653 an Rahnflüh der Beratungsort der Bauernführer, wie denn auch der dortige Wirt Galli als einer der Freiheitsmartyrer fiel.

Zu den „rahen“ stimmen die „lüheln“ Flühe, nach denen der Gegenstand dieses Buches sich benennt: die Einwohner- und Kirchgemeinde zu „Lüzelenwlo“ (1250),⁹² „Luzzelenfluo“ (1310),⁹³ „Lüßlonfluo“ (1344),⁹⁴ „Lüßelfluo“ (1346),⁹⁵ „Lüßenflüe“ (1657),⁹⁶ „Lüßuflüeh“⁹⁷ (so die g'saßligi Aussprache), Lüzeflüeh, „Lüßelflüh“.⁹⁸

Die meisten Deutungen des ersten Wortteils knüpfen beharrlich an den sekundären Sinn desselben, worin wir sagen: das ist lüßel (schlecht) g'macht; das ist e lüßeli Sach (z. B. ein wackliger Stuhl oder dgl.); es geit da neue lüßel zue! Beispiel: der Mann mit dem Hängebauch schritt sehr stattlich einher, jedoch auf lüßelen (gebrechlichen) Füßen.⁹⁹ In solchem Sinn erklärt auch Hauswirth 1783: „Das Dorf Lüzelflüh liegt auf einer niedrigen, nach alter Mundart „lüheln“, oder nicht besten Flüh, oder fessigten Pöte“. Solcher Deutung widerstreiten schon die mächtigen Gebäude, die als Gefährten der alten Kirche und des neuen hohen Turmes in unverdächtiger Sicherheit, „den Fuß spülend in der Emme Wellen, mit sonnigen Augen hinaus schauen an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, niederschauen an den blauen Berg, wohin sie fließt, frei und froh schauen über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüederswil.“¹⁰⁰ „Hingebettet liegt das schöne,

⁹⁰ ebd. 435. ⁹¹ Basf. 51; Beitr. 104. ⁹² Fontes 2, 327. ⁹³ ebd. 4, 395. ⁹⁴ ebd. 7, 4. ⁹⁵ 7, 184. ⁹⁶ Kirchenrechnung. ⁹⁷ EbE. ⁹⁸ Wir ersetzen aus technischen Gründen einige übergeschriebene o urkundlicher Formen durch nebengeschriebene, sowie einige Erätze unseres ü durch dieses selbst. ⁹⁹ Räs. 52; weitere Belege: schwz. Jb. 3, 1571. ¹⁰⁰ Basf. 50.

heimelige, malerisch zerstreute Pfarrdorf ungemein wohlzig am südwestlichen Abhang des hier sanft niedersteigenden, waldbegrenzten Brandisberges.¹ Und auch der jähe, mit Gras sowie Eschen, Vogelbeere und andern hohen Bäumen und Sträuchern bewachsene Absturz gegen den Rühlebach und die Emme hinunter ist keine Fluh im gewöhnlichen Sinne.

Die einzig brauchbare Erklärung gibt uns Gotthelf in seiner sonst möglichst unhistorischen „Gründung Burgdorfs“² an die Hand. Dem Wanderer zwischen Burgdorf und Oberburg schauen vom Hügelzug jen-



Lutzelflüher Kirchturm bis 1886.

seits der Emme her in stattlicher Reihe die mächtigen „Flüeh“ entgegen. Hierseits des Flusses erheben sich — wie ein Brüderpaar — der Burg-
hügel und der Kirchbühl. Alle deuten auf einen einstigen, von Wassers
Gewalt durchbrochenen Zusammenhang. Nun liegt die Vermutung nahe,
es hätten die Ansiedler drunten am „Tor des Emmenthals“ zu einer
Zeit, da die Talschaft noch wenig bewohnt war, in der Mitte derselben,
am Zusammenlauf der uralten Wege von Burgdorf, von Trachsel- und
Sumiswald und von Bern her zu Handels- und Verkehrszwecken eine
Zweig-niederlassung gegründet. Dazu lud auch der Umstand ein, daß wir
„in Lutzelflüh an einem der sonnigsten und lieblichsten Flecken des ge-
samten Emmenthals stehen“³ — wie hinwieder Burgdorf „der Demant

¹ GA. Türlin 157. ² Sintram 69; vgl. Schw. Id. 3, 1571. ³ GA. Türlin 156.

des Tales“ genannt wird.⁴ Läge obendrein der Legende von einem See, der die Talschaft oberhalb Burgdorf zeitweilig bedeckt habe,⁵ doch vielleicht irgendwelche Tatsächlichkeit zugrunde? Dann hätte die kleine Anhöhe (708 m ü. M.), auf welcher Kirche und Nachbargebäude stehen, mit ihrem bis 1903 recht steilen Aufstieg den Gedanken einer Niederlassung von Burgdorf aus doppelt nahe gelegt. In eindrucksvollem Gegensatz zu der unwirtlichen „großen Fluh“⁶ (d. h. dem Komplex der mächtigen Burgdorfer-Flühe) wäre dann jener „wohnliche Platz an der Sonne“⁷ als die „kleine“ und damit zugleich liebliche, anmutige, hauptsächlich aber: bewohnbare „Flue“ erschienen. Wenn sodann die Kirche den offenbaren Anfang und Kern jener Gebäudegruppe bildet, so ist dies lediglich eine Wiederholung der Gründungsgeschichte unserer Dörfer. Ebenso die Tatsache, daß als älteste Patrone der Kirche, die zugleich allmählich die niedere Gerichtsbarkeit (Zwing) an sich brachten, die „Edlen von Lüzelsflüh“ mit dem Erbnamen Thüring erscheinen. Die eminent geistliche Richtung dieser Thüringe von Lüzelsflüh geht auch daraus hervor, daß einer derselben um das Jahr 1125 das Kloster Trub stiftete, und ihre Nachfolger es mit ganzen Güterkomplexen auf der Höhe zwischen Sumiswald, Lüzelsflüh und Rüegsau ausstatteten.⁸

Zur Erklärung der „lüzeln Flue“ oder „Flüe“ kommen wir also mit der ursprünglichen Bedeutung „klein“⁹ (vgl. engl. little) vollständig aus. Zum Überfluß können wir noch z. B. an die Gegenüberstellung der konolfingischen Orte Groß- und Kleinhöchstetten unter den alten Namen „Honstetten“ und Lüzilinstetten (1261¹⁰) erinnern.

Eine zur Fluh gegensätzliche Formation bildet der Büel. Die alten Formen „Bühel“ (1558) und „buhil“ stellen das Wort nebst der verstärkten Schwesterform Büggel = „Budel“ zu „biegen“ (eine Wölbung darstellen). Neben das Büggeli (Bustel) stellen wir den „Bühl“ als die kleine Erhöhung auf der Weisstannenrinde, welcher das Büelharz entfließt. Einen Büggelirüggel hatte „Ulrich mit dem Bühel“. Vgl. „für jemand herhalten“ = der Büggel zuehe ha.¹¹ Auch die Wange hieß mhd. bühel. Und so nun zählte früher Lüzelsflüh, zählt jetzt noch seine angrenzende Umgebung verschiedene Güter mit dem Namen Büel. Zu Lüzelsflüh gehören noch: zwei Büelmatt; dann das bereits (vgl. auch S. 6) genannte Schufelbüel, von dem wir bloß noch die historische Abtretung (1257) durch Konrad von Brandis an das Kloster Trub,¹² und den sagenhaften Bärenjagdzug des „Ritters von

⁴ Waff. 49. ⁵ Sintram 69. ⁶ ebd. ⁷ ebd. ⁸ JoSt.Alp. 78. ⁹ PBB. 6, 244. ¹⁰ Rib. Urb. 165. ¹¹ Ott 1, 157. ¹² Fontes 2, 459.



Deuer Kirchturm und Pfarrhaus in Lützellhth.

Brandis“¹³ in Erinnerung zu rufen brauchen. Ferner den „Brauchbühl“¹⁴ oder Bruuchbuel (vgl. Bruuch), mit Vokalreduktion wie in „Salbel“ (Saalbüel, zu Trachselwald). — Ebenfalls in Trachselwald liegt Rothenbüel (1261: „Ruotenbuol“),¹⁵ woher unser Bürgergeschlecht Rothenbüeler. Häufig sind auch die Geißbüeler (vom Geißbühl zu Lauperswil). Ausgestorben sind dagegen die Brechbühl (Brächchbüel) von Lüzelflüh.

Bloß als Gemeinnamen wird auch der „Büdel“ auf Bodenformation angewendet. Wenn man die Emmenthalerhöfe ohne Vorrecht des jüngsten Sohnes verteilen wollte, „so hätte man auf die mageren Büggel (Büggel) keinen Aufzug mehr.“¹⁶ „Wie vorteilhaft die Esparsette auf den Grienbüggeln sei in trockenen Jahren“¹⁷

Was neben dem Egg-System (S. 12) dem Emmenthal seinen Charakter gibt, das sind die „mächtigen Hügel, unten heitergrün und oben schwarzgrün“.¹⁸ Das Charakteristische der Emmenthalerhügel ist wohl, daß sie fast nie von allseitig gleich tiefem Umland umgeben sind, sondern meist nur das Ausgehende der Eggen, oder höhere Partien im Verlauf derselben; vom Tal her steigt man zu den „Högern“ empor, von der Egg her oft zu ihnen hinunter. Wie sehr ist dadurch die Weganlage erleichtert! Das Sträßchen, das auf irgend eine Egg führt und ins hochgelegene hintere Ende eines Grabens, schickt unversehens Verzweigungen nach einer ganzen Reihe von Högern oder Knubeln.¹⁹

Den Namen „Hügel“ selbst ersetzt also unsere Mundart durch diese drei eben angeführten Ausdrücke. Der lautlich nächststehende ist Höger, wie „Hügel“ verwandt mit mhd. houc²⁰ und mit „hoch“, bei Gotthelf gelegentlich²¹ gleichbedeutend mit „Höcker“. Eine Rollette trägt an allen Märkten „sibe Mänteli (Vorhemdchen) über enandere u uf g’högeret bis a’s Chini.“²² Der Leghoger der Hühner (auch für podex). — „Der Hof war auf einem Höger, weder mit dem Wägelein noch z’Sattel gut erreichbar.“²³ „Sedenfalls haben sich unsere Strategen (im Truppenzusammenzug von 1902) trotz der guten Karten an den verzackten Högern unseres Emmenthals ziemlich verrechnet; denn es gab öfters schiefgewinkelte Situationen.“²⁴ Die höchst regsame Bäuerin Annebäbi: „Was hätt me de süst eigentlich vom Läbe, we me nume gäng a dene wüeste Högere sött umechräble u si nie öppi’s Orblig’s sött gönne!“²⁵

Hübel und Hübel werden zu „heben“, „sich erheben“ gestellt.²⁶

¹³ Brandis 128. ¹⁴ Wh. Wst. Sp. 69. ¹⁵ Fontes 2, 536. ¹⁶ GG. 3, 23. ¹⁷ Waff. 15. ¹⁸ Elfi 47. ¹⁹ Walser. ²⁰ Gudrun 1141, 2; vgl. Schwj. Jb. 2, 1086; Grimm WB. 4, 2, 1651. ²¹ Ball 35; Schuldb. 285; WB. 1, 239. ²² WSp. 115. ²³ SB. Kal. 1903, 96. ²⁴ Bund. ²⁵ Gf. St. 1902, 245. ²⁶ Schwj. Jb. 2, 949.



Pfandhaus in Cuzco.

Der Hübel in Lauterbach,²⁷ wozu das Hübelwäldli. Der „Wäldli-hübel“.²⁸ Das Hübeli.²⁹ Mehr burlesk heißt uns der Kopf „der Hübel“: Wart, i nime di bim Hübel (stadtbernisch allerdings: „bim Hübel“). I huble di! Der Hübli (knotiger Mensch).

Zu „Knopf“ und „Knauf“ endlich stellen sich mit unverschobenem p und b: der Chnuppe (Geschwulst- oder Eiterknoten) und der „Knüppel“, sowie mhd. der chnübel (Fingerknöchel), und unser Chnübel. So heißt bildlich ein kloziger, gefühl- und rücksichtsloser Egoist: „so ein Knubel von Käusi, so ein Knubelkäusi, der von nichts weiß als von Rügen und Stieren, vom Schweiß armer Kinder sich mästet.“³⁰ Ein Gältchnubel.³¹ Die „Lättchnuble“ (= „Lättkofer“).³²

Als „gewölbte Anhöhe“ aber,³³ gerne mit dem Nebenbegriff des Unkultivierten³⁴ (vgl. „das Redholderknübeli“)³⁵ treffen wir den zum obern Rain gehörenden Rein-Chnubel,³⁶ den ihm nahen Weinisberg-Chnubel, den Birche-Chnubel,³⁷ den Schüürli-Acher und -Chnubel.³⁸ Zu Affoltern gehört als besuchter Aussichtspunkt der Seligeland-Chnubel neben dem „Böli“, zu Sumiswald der schöne Bärhege-Chnubel mit alter Hochwacht, sowie der weithin wie ein riesiger Ameisenhaufen sich ausnehmende Arni-Chnubel (des Vorder Arni). Du Chnübli! (schimpfender Zuruf wie „Hübli“).

Mit lat. cuppa (la coupe) ist verwandt: der Kopf = 1. Trinkschale, Becher, 2. Schädel, Haupt. Dazu stellen sich als wenigstens sinnverwandt: der „Kopf“ (Eggwil) und die „Chöpf“ (Heimiswil).³⁹ Von letzterer kommen unsere sehr zahlreichen Ripfer. An einen solchen schrieb Klaus Leuenberger 1653: „Ich vermäldun ufer früntlich gruß liber nach-ber Ulrich Ripfer wach meister zu waltt hus.“⁴⁰ Der Gerichtssäß Jakob Ripfer in Waldhaus aber stand 1780 mit dem Landvogt Darelhofer auf Brandis im Prozeß.⁴¹

Nach der Gesamterscheinung der Höhe fassen wir bloß deren uns zugekehrte (oder für uns in Betracht fallende) Seite ins Auge. Ein Hauptgesichtspunkt ist begreiflich die Lage gegen die Sonne; und zwar gibt, wie überall in der Welt, die ungünstige Seite, di bösi Site von ere Sach mehr zu reden als die gute, die man gerne für selbstverständlich hinnimmt. Immerhin zählt Lüzelflüh neben sieben Sunn-site acht Schattsite.⁴² Daneben eine Häselholz-, eine Neu-huus-,⁴³ eine Schmidzlehnsite.⁴⁴

²⁷ Bb. Ad. Bb. Bb. 369; S 2. ²⁸ Bb. j. AM. ²⁹ UR. 62. ³⁰ AB. 2, 459. ³¹ MAB. BR. 2; 2 J. 299. ³² ChM. 2, 311. ³³ Michel 131. 166. ³⁴ Rkf. 169. ³⁵ ChM. 261. ³⁶ Ad. Bb. 301, 38. ³⁷ Wälrchen; 12,60 ha. ³⁸ 401, 14 ha. ³⁹ Grimm Bb. 5, 185. J 80; schw. Jb. 3, 40 J f. ⁴⁰ Ch. Leuenbergernummer. ⁴¹ AB. 2, 97 ff. ⁴² Ad. Bb. 577,30; Ad. 312,15; Ad. 112. ⁴³ Ad. Bb. 614,28. ⁴⁴ S 2.

Ein alter Ausdruck für „Seite“ ist „halb“, ursprünglich ein Dingwort, das daher in verschiedenen Fallformen zu einem Weßfall treten konnte. Mit altem *mîn-halb* („meinethalben“) z. B. vergleicht sich Gotthelfs „*chinds-t-halb*“: „Sie heige *chings-t-halb* lang bös gha, sie wollen e (ihnen, sich) jeh o la bas sy.“⁴⁵ So sagen wir noch (in adverbial erstarrter Fügung) *sunnehalb*. (Vgl. den Meiringer-Bezirk „*Schatttehalb*“.)

Zu einem Stamme „hal“, der uns durch die Wörter „hold“ und „Huld“ (geneigt und Geneigtheit) verdeutlicht wird, gehört „Halbe“. Dazu bilden wir das Verb „*he!te*“ (neigen, z. B. ein Gefäß, dessen Inhalt „auf der Reige“ ist), und das Beiwort *he!tig*, *ab-he!tig*. Haldimann⁴⁶ verdeutschte dies durch „*abhalbdig*“: „Eggwil hat viel *abhalbdiges* Land.“ Das starke *t* statt *d* steckt aber auch noch in dem sehr häufigen Geschlechtsnamen *Burkhalter*, der sich von den an Lützelflüh grenzenden Nüegsauerhöfen *Burkalte* („Burghalbe“) unten an der Stelle des vermuteten ältesten Brandis-Schlusses her schreibt. (Vgl. den Namen *Burkhardt*, nach welchem sich seinerzeit ein Haus auf dem Ramseiberg benannte.) Heute ist im Gegenteil das *d* ausgefallen und aus „Halbe“ wurde mittelst lautlicher Wandlungen⁴⁷ „*Häwle*“. So haben wir eine *Schaaßhawle*,⁴⁸ eine *Rueßhawle*,⁴⁹ eine *Brüüschhawle*⁵⁰ (*Brüüsch* = Erica), hauptsächlich aber 6 mittelgroße Acker- und Wiesen-Komplexe Namens *Hawle*, von denen drei zugleich Höfe bilden: die *Hawle* in Oberried, die *oberi* und *underi* *Hawle* zu Grünenmatt. 1352 kamen „*zwo schuopossen under der haldon in der parrochie von Lützelflüh*“ ans Kloster Nüegsau.⁵¹ Noch einen Schritt weiter geht die Wandlung des Wortes „*Sonnhalbe*“⁵² in *Sunnhülle*. (Vgl. „*der Wüll*“ = Wald; so heißt z. B. ein an Lauterbach grenzender Oberburger-Weiler und -Wald „*der Brittemwüll*“ = Breitenwald.)

Wegen des ersten Wortteils interessant ist der Name *Rueßhawle*. Zum nämlichen mhd. Zeitwort riezen, das uns in *röoze* (fließen und fließen lassen) und in *rooße* begegnet, stellt sich auch *ahd.* *der ruzboum* = russbaum oder *rus-ter*,⁵³ heute: die Rüster (*ulmus campestris*). Auf den Blättern dieses Baumes siedeln sich im Frühjahr massenhaft die Blattläuse an, welche aus den von ihnen herrührenden Bläschen (Rüstergallen) jene süßliche Flüssigkeit entsenden, die als „Honigtau“ die Blattfläche bedeckt und als „Maientau“ das altberühmte Schönheitsmittel abgibt. Das verdunkelte „*russ*“ nun knüpfte die Volks-

⁴⁵ SchM. 1, 98. ⁴⁶ Eggw. 111. ⁴⁷ welche der Kommentar erörtern wird. ⁴⁸ Ad. Bs. 80. ⁴⁹ Ad. 39, 70; G 5. ⁵⁰ Wb. 13; S 2. ⁵¹ Fontes 7, 661. ⁵² Wb. Ad. Bs. Wb. 275, 84; G 1. ⁵³ *ter* = Baum, engl. tree; vgl. *affol-ter* = engl. apple tree = Apfelbaum.

sprache neu an Rueß (la suie) an, etwa so, wie wir altväterisch die Ruffen Rueße, ihr Land Rueßland heißen. Demzufolge benannte sich die kleine ehemals mit Ulmen bestandene Halde ob Waldbaus die Rueßhale. Vgl. das Oberburger-Gütchen „Rueßacher“, die Gemeinde „Rüschegg“ und die nicht weniger als 60 von Brandstetter aufgezählten Namen.⁵⁴

Die Lautgeschichte von „Halde“ wiederholt sich teilweise in „Stalben“. Der Flüelestäwle ist ein hübsches Wirtshäuschen schon alten Datums⁵⁵ mit kleinem Heimwesen.

Dasselbe liegt oben am Grüeneport: dem Wald-, Unterholz- und Riesgrubenstück⁵⁶ an der Straßengabelung von Sumiswald nach Grünenmatt und nach Lüzelflüh. So haben wir auch die Waldstücke Rams-
ei-,⁵⁷ Ramisberg-,⁵⁸ 's Döschsche-(Eichen-)Port.⁵⁹ Zum Grundbegriff von Port („Bord“,⁶⁰ vgl. auch f. „bord“)⁶¹ gehört die außerordentliche Steilheit mit ihrer Gefahr für Wagen und Fußgänger. Vgl. „hohe und erdbrüchige Pörter“.⁶²

Nicht im entlehnten deutschen, wohl aber im ursprünglichen keltischen Wort liegt auch der Begriff des Abgrenzenden (vgl. das Pörtli am Strumpf). Der Rain (Rein) dagegen bedeutete in altdeutscher Sprache „Adergrenze“ und ging in der Bedeutung „Walbrand“ auch ins Französische über. Noch heute ist die Bedeutung einer March bisweilen in der Sachlage gegeben, liegt aber nicht mehr im Wort. Dasselbe bedeutet uns lediglich, gleich dem vorigen, einen sehr steilen, abschüssigen Berghang. Das veranschaulichen gleich von der Dorfstraße aus die beiden „Emmenraine“.⁶³ Die darin liegende Gefahr von Erdrutschen (vgl. das Eggwiler „Lau“ und unsere „Lauele“⁶⁴) fordert und fördert Bewurzelung durch sorgfältig geschonten und gepflegten Holzwuchs. Daher so zahlreiche Namen wie der Buechrein,⁶⁵ Döschherein,⁶⁶ Bircherein,⁶⁷ am Eichrein usse, am Häsel- oder Haslerein,⁶⁸ der Mieschrein.⁶⁹ Vielfach verbinden sich mit diesem so liebliche Vorstellungen wie die ersten „Erdbeeren aus sonnigen Rainen“,⁷⁰ das „Schlitteln am bekannten Rain“,⁷¹ der als Ausguck dienende „Rain hinter'm Hause“,⁷² und natürlich besonders „ein Bauernhof am sonnigen Rain“.⁷³ An solchen fehlt es dann auch bei uns nicht. Gleich neben Kirche, Pfarr- und Schulhaus liegt der under Rein, heute als Gegensatz zum obere Rein und zum Reinbärgli am Südwest-Abhang des

⁵⁴ ZL. Brandst. 78—80. ⁵⁵ E 5. Vgl. „die drei Brüder“. ⁵⁶ 7, 43 ha. ⁵⁷ 21, 39 ha. ⁵⁸ 7, 92 ha. ⁵⁹ 4, 35 ha. ⁶⁰ Müll. Sp. 26; GG. 2, 155. ⁶¹ Littré 1, 374. ⁶² Schwellenen 15. ⁶³ Waff. 35. ⁶⁴ S 1. ⁶⁵ 170, 82 ha. ⁶⁶ 2, 50 ha. ⁶⁷ 4, 80 ha. ⁶⁸ 72, 80 ha. ⁶⁹ 9 ha. ⁷⁰ Fr. Pfr. 6. ⁷¹ SchM. 1, 186. ⁷² GG. 1, 102; vgl. MW. BR. 32. ⁷³ Joggeli 23.

furchen gründlich zerhacken.²⁷ Z' Bode haa: das auf der Tenne ausgebreitete Getreide gründlich durchdreschen;²⁸ ein Grassstück sauber abmähen: nider haa. Mit Eim z' Bode rede heißt: eine Angelegenheit gründlich und abschließend besprechen. „Einmal vor allem muß Bäbi sich waschen, und zwar z' Bode.“²⁹ „Elisi ließ sich da z' Bode wohl sein.“³⁰ Vgl. bödebööß. „Es gebe ja z' Bode schlechte („grundschlechte“) Leute, wo lebten wie die Vögel im Hirse.“³¹ „Ihr Gutmeinen sei so groß, daß man ihm nicht bald z' Bode käme.“³² Mit dem Heuborrat ung'sinnet z' Bode choo.³³ Z' Bode hüble.³⁴ „Gäb es paar Tag früher oder später: z' Bode mues es doch sii.“³⁵ „Aber dāwāg geit's z' Bode mit is.“³⁶ „Alles helfe einander, um einen zu Boden zu machen.“³⁷ Einen bodige: zu Boden werfen, gänzlich besiegen.³⁸ „Hans Berner ward nie gebodigt, sondern schlug sich entweder durch, oder setzte die Stube.“³⁹ — Durch Unglücksfälle⁴⁰ oder auch durch liederliche Wirtshaft⁴¹ geht Vieh i Bode, Kummer und Gram bringen einen Menschen i Bode⁴² oder: under 'em Bode". Der Ausdruck undere Bode choo, under 'em Bode sii⁴³ bezieht sich jedoch gewöhnlicher auf das allgemein menschliche Sterben; er knüpft sich an das Ausschaufern und wieder Zudecken der Grabestiefe.

Der Gegensatz zu den Berghöfen legt nun auch eine Hervorhebung eben gelegener Güter wie den fingierten Bódehof⁴⁴ oder die wirkliche Bodemátt (bei Ramsei) besonders nahe. So heben sich auch inmitten des Berggeländes ab: der Hölzlibode⁴⁵ und der Waldbode.⁴⁶ Nach ihrer Form benennen sich ein Acker- und Wiesenstück:⁴⁷ der Chänelbode und zwei Güter Channebode⁴⁸ auf dem Ramisberg; nach seiner Lage: der Schüürbode,⁴⁹ und nach seiner Entstehung aus einem Speicher das in Wahrheit außerordentlich steile Gut Spíherbóde.⁵⁰ Historischer Geltung erfreuen sich die aneinander stoßenden prächtigen Höfe Pfassebóde⁵¹ und Abelbóde.⁵² — Ein erst nach langem aufgebrochener Acker⁵³ bei Rahnflüh heißt der alt Bóde.

„Grund und Boden“ lautet ein auch bei uns geläufiges Synonymenpaar, das wir aber durch Zusammenrückung noch enger aneinander schließen: Es iß alls i Grundbóden ahe (i Grumpóde ahe)

²⁷ Uß. 252. ²⁸ UR. 173. ²⁹ Ztgst. 2, 174. ³⁰ UR. 274. ³¹ Schulbb. 65. ³² Sonnt. 101. ³³ Schulbb. 159. ³⁴ Ztgst. 2, 93. ³⁵ Dursli 261. ³⁶ Mß. Wß. 30; vgl. 2 J. 215. ³⁷ GG. 1, 51. ³⁸ Dursli 251; GvG. ³⁹ Berner 243. ⁴⁰ GG. 1, 33. ⁴¹ Segen 80. ⁴² Herden. 3, 23. ⁴³ Mß. 1, 118. ⁴⁴ UR. ⁴⁵ Wß. 40. ⁴⁶ Ad. 188, 75. ⁴⁷ 734, 90 ha. ⁴⁸ Wß. Sp. Sch. Ad. Wß. Wß. 897; Wß. Sp. Schüürli. Ad. Wß. Wß. 468; G 5. ⁴⁹ Ad. Wß. 217, 70. ⁵⁰ Wß. und Häuschen Ad. Wß. Wß. 675, 55. ⁵¹ Wß. Wß. Häuschen Sp. Sch. Ad. Wß. Wß. 1122; G 6. ⁵² Wß. Wß. Häuschen Sp. Sch. großes schönes Bienenhaus Ad. Wß. Wß. 3062; G 5. ⁵³ 97 ha.

jenen als Schweine-,¹ Kartoffel-² und Milchprodukten-Händlern³ in Berührung kommt, sie früher auch etwa als Bettelvolk⁴ kennen lernte. Drum wechselt Gottlieb gelegentlich zwischen den Bezeichnungen „Länder“, „Luzerner“⁵ und sogar auch „Aargauer“,⁶ bzw. „Gäuer“.⁷ Wie ja „das Gäu“,⁸ Aargäu und „Thurgäu“⁹ die bei uns beliebte sächliche Umlautform ist und sogar gelegentlich „das Aargau“¹⁰ nach sich zieht. Übrigens geht die Bezeichnung Länder auch etwa vom Bewohner auf sein Gebiet, das Länderpiet¹¹ über: Er het i Länd-der i he welle.¹² — Wart, es chunt e Länder u nimmt di! (Drohung an Rinder.)

Verwandt mit dieser Begriffssphäre ist di G'lägeheit, d. h. die Gegend.¹³ So geht der „Schulmeister“,¹⁴ die „Gelegenheit“ von Gitiwil in Augenschein zu nehmen. Das Schriftdeutsche gab dem Wort, ähnlich wie der „Statt“, abstrakte Wendung.

Wo das Gebirge die Norm der Bodenbeschaffenheit ist, bildet jede kleine plateauartige Ausdehnung als auffällige Ausnahme einen Anlaß zur Namengebung (etwa so, wie dem Berliner ein stundenweit entferntes haushohes Hügelchen ein „Berch“ heißt). Der alten Form „Ebinode“¹⁵ (verdrückt: „Ebmode“)¹⁶ von 1261 entspricht die Äbnit¹⁷ und die Chüe-Äbnit.¹⁸ Vier (1783: sechs) ungemein freundliche kleine Gütchen bilden das Äbnit zwischen Flüelen und Grünenmatt. Die Stockäbeni leitet über zum Gemeinnamen „Ebene“ und zum Beiwort „eben“, welchem wir z. B. in dem Satz „es isch nid es unäbes Meitli gsii“¹⁹ mundartliche Färbung erteilen.

Entspricht die oder das Äbnit begrifflich dem Plateau,²⁰ so ist „Böde“ ein Wort mit lat. fundus, f. z. fond. Es bildet als solches einen der Gegensätze zu „Berg“ (bzw. „Bergwald“; daher z. B. in Zürich die ständige Formel: „Holz und Boden“).

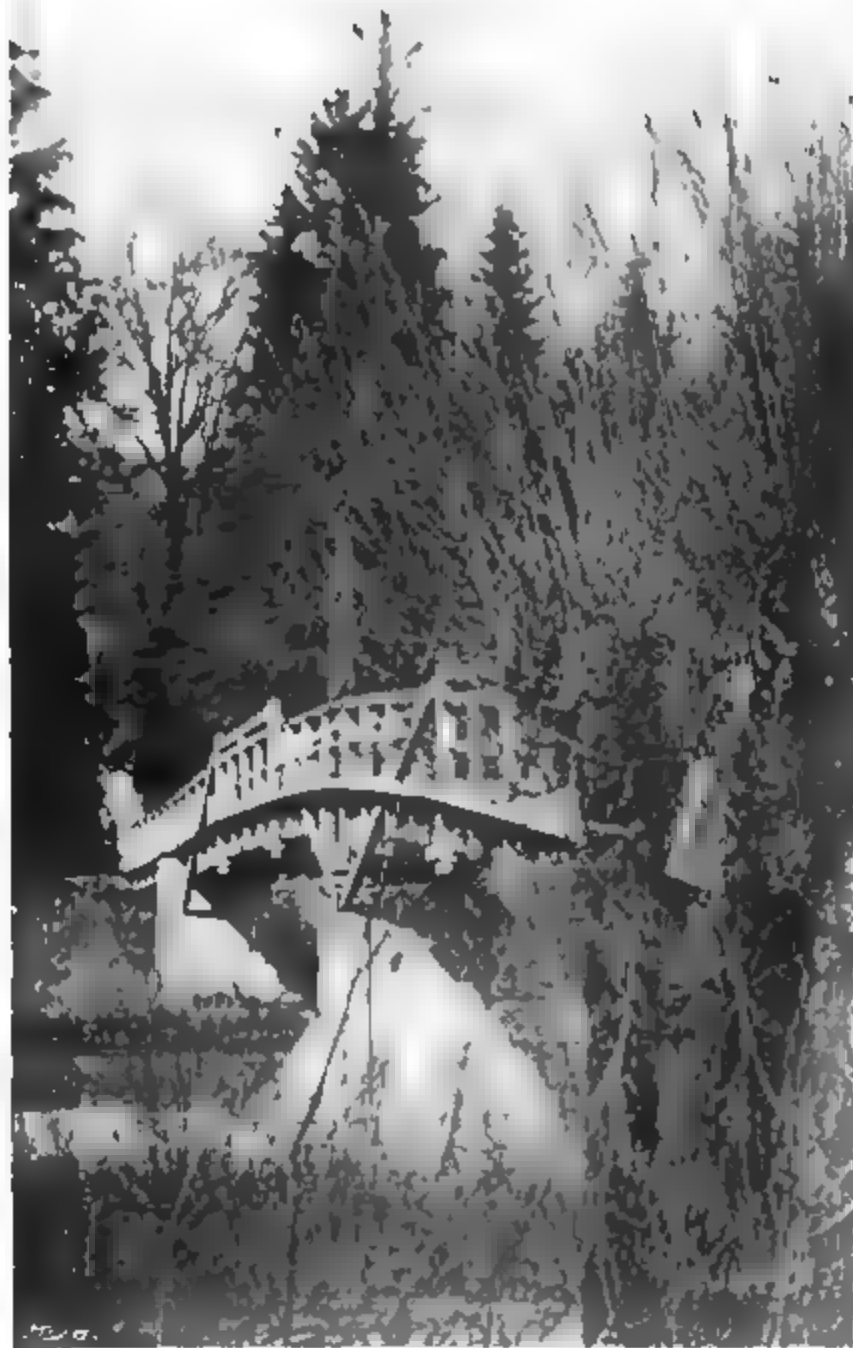
„Es gruenet wieder durch die Böden und über die Berge.“²¹ „Ein solcher Christi auf dem Bergli, ein Hansueli auf dem Bödeli“ (d. h. beliebige Menschen).²² „Als einmal das Gespräch auf diesem Bödeli war . . .“²³ „Ich marschierte troziger drein, stellte mit den Absätzen nicht für Spaß zu Boden.“²⁴ Daher das häufige mit Eim z' Bode stelle:²⁵ in heftiger Erregtheit ihm „den Standpunkt klar machen“, so „daß man einmal weiß, wer Meister ist.“²⁶ Z' Bode haße: die Pflug-

¹ UR. 285. ² AB. 1, 9. ³ Räf. 182. ⁴ BSp. 326; BwM. 114; SchM. 2, 325 Hauswirth 1, 63. ⁵ SchM. 1, 28. ⁶ SchM. 2, 325. ⁷ UR. 285. Hs. a. ⁸ AM. 1822 158. ⁹ Widm. 64. ¹⁰ Rurt 11. ¹¹ Baff. 10. ¹² GbG. ¹³ Vgl. engl. situation = Platz, Anstellung. ¹⁴ 1, 357. ¹⁵ Fontes 2, 536. ¹⁶ Rib.-Urb. 160. ¹⁷ Ad. 492, 39, vgl. D 1. G 5. F 5. ¹⁸ 40 ha. ¹⁹ MBB. BR. ²⁰ so daß die Orographie es in die konverge Bodengestaltung einzureihen hat. ²¹ Ztgst. 2, 154; vgl. Schulbb. 111. ²² Arm. 34 ²³ AB. 2, 483. ²⁴ SchM. 1, 323. ²⁵ AB. 1, 160. 387. ²⁶ GG. 1, 93.

in einem Punkte zusammenlaufen" (Raps).⁶⁰ So zerfällt denn auch das Emmenthal mittelst einer Höhen-Unterscheidung der Talsohle über und unter 600 m in das Ober- und Unter-Emmenthal. Ihre Grenze bei Lützelflüh (entsprechend der Höhenlage des Gürbetals bei Wattenwil und des Senjetales bei der Schwarzwassermündung) wird zudem noch dadurch gebildet, daß bei Schaffhausen die Hügelreihen einerseits gegen Goldbach, anderseits gegen Hasli auseinanderweichen und so das Emmenthal sich „mächtig“ öffnet. Hierdurch verliert es auch das düstere Aussehen,⁶¹

das seine „wüsten schwarzen Berge“⁶² dem ersten Blick des Fremden bieten; und auch wer sich einmal in diesem „Labyrinth von Hügeln“⁶³ etwas zurechtgefunden, gibt zu: „Ein freundlicher Winkel der Erde ist das Emmenthal dennoch.“⁶⁴

Von weniger Belang ist, dank den nicht spärlichen Stegen (Abb.) und Brücken über die Emme, eine alte Einteilung des Emmenthals „diesseits und jenseits des Wassers“⁶⁵ — wovon der linksufrige Teil von Burgdorf bis zum Worblental sich erstreckte. Eine solche Teilung traf behufs Einzugs der Einkünfte das Riburger-Urbar von 1261, welches vermutlich der jüngere Graf Hartmann in Burgdorf anordnete.⁶⁶



Emmenteg zwischen Rahstflüh und Rüderswil.

⁶⁰ Wasser im geogr. Verh. d. Schweiz 1, 19 f. ⁶¹ Arm. 160. ⁶² Besuch 147. ⁶³ Ruhn NH. 1822, 58. ⁶⁴ ebd. ⁶⁵ Rib. Urb. 160. ⁶⁶ ebd. 150.

Von der politischen Landschaft Emmenthal = „Landgericht Rahnflüh“ war (S. 16) bereits die Rede.

In der Helvetik (1798—1803) galt eine neue politische Unterscheidung in das Ober- und Unter-Emmenthal mit den Hauptorten Langnau und Sumiswald. Ihr entspricht teilweise, nämlich mit Einbeziehung des Amtsbezirks Ronolfingen, die heutige Abgrenzung des politischen Kreises „Emmenthal“. Durch dieselbe werden in sehr unnatürlicher Weise die Gemeinden Hasli, Oberburg und Burgdorf (als zugehörig zum Amt Burgdorf) vom Emmenthal abgetrennt und dem Oberaargau zugeteilt. — Noch haben wir uns abzufinden mit dem Begriff Klein-Emmenthal. So hießen (oder heißen etwa noch) einige Höfe im Kirchspiel Ursenbach (Oberaargau), die aber im alten Gericht Affoltern (im Emmenthal) lagen.⁶⁷

Wieder führt uns eine Zusammensetzung wie Talgräbe einen Schritt weiter. Ein solcher „Graben im Tal“ zieht sich stellenweise ziemlich eng und ziemlich tief gegen die Waltringen-Grenze hin, wo auf ausgedehntem Abhang die von Zahn⁶⁸ besprochene und skizzierte „Erbburg beim Jegerlehn“ (besser nach heutiger Benennung: die Schmidtlehn-Burg) zu suchen ist.⁶⁹

Auch im übrigen Bernbiet „gibt es gar manchen Graben“;⁷⁰ nirgends jedoch so häufig wie im Emmenthal, wo „das Werk des fließenden und ausfurchenden Wassers“ mit ebenso eigenem Ausdruck Gräbe genannt wird, wie es in der Ostschweiz „Tobel“ heißt.⁷¹ In diesen Tälchen „schafft das allenthalb sprudelnde Wasser die schönsten Wäasserwiesen“,⁷² und voll des üppigsten Grüns der Matten und Obstgärten zeigen sich dem Wanderer von Burgdorf talauf von links und rechts diese sogenannten „Gräben“.⁷³ Drum sind auch gleichmäßig bewohnt „Gräben und Eggen“⁷⁴ — immerhin beide mit Unterschied. Vom gutbewohnten Graben weg, der sogar ganzen Gemeindebezirken oder Gemeinden wie dem Hornbach- und Wyßachengraben, dem Rohrbach- und Fankhausgraben u. dgl. den Namen leiht, wartet des vereinsamten Wanderers bald einmal der Anblick eines wild-schönen, aber unbewohnbaren Grabens z. B. im Quellgebiet der Grüne. Schließlich kann ein solches Tobel ausmünden in einen wild zerklüfteten, steilen, unwegsamen Felsenhang, wo es selbst für den gewohnten Bergler nümme schön ist, sondern wo es eben greßelig, d. i. abschreckend, unheimlich aussieht. Dieses „greßelig“ wird auch auf das entsprechende Gebahren eines ungehobelten, rohen Menschen, eines Greßel, angewendet. Allein selbst

⁶⁷ Hauswirth (1783); Tribolet 23. ⁶⁸ „Em.“ zu Anfang. ⁶⁹ D 2. ⁷⁰ Haben 208. ⁷¹ Walf. Sch. 38. ⁷² ebd. ⁷³ Fröhlich VI. ⁷⁴ Walf. 20.

der bewohnbare Teil eines Grabens bildet (auch im Bewußtsein des Bewohners) keineswegs immer das Ideal eines Aufenthalts. Drum erscheint der Grebler dem im Verkehr abgeschliffenen Städter und Dörfler gern als der Hinterwäldler, „der sein Lebtag nie anders aus seinem Graben kommt, als wenn er Rindbetti haben muß“, ⁷⁵ und daher auch „so abergläubisch bleibt, wie das dümmste Grabebaabi.“ ⁷⁶ Aus solchem Böötien heraus gilt es junge Leute, für die nes doch schad wär, bei Zeiten heraus zu retten. Drum die eifrige Zuredde eines Handelsbessenen: „Los, miß Bäbeli, wosch du bür Läbtig i dem Graben inne hocke?“ ⁷⁷

Mit Ausnahme zweier bewohnter Güter: des Walthusgräbe ⁷⁸ und des sehr unfreundlich schattigen und winterlichen Grabelöch und ⁷⁹ des Hofgräbe, ⁸⁰ sowie eines Ackerstückes Gräbe, ⁸¹ gehören bei uns in diese Kategorie lauter Waldstücke: Gräbe, Huebgräbe, Fuchs-, ⁸² Rossbach-, Biß-, Siele-, Mosmatt-, Redenberg-Gräbe, Hundsgäbe. ⁸³

Ablautform: Gruebe. Die Choolgruebe. ⁸⁴

Als Synonyme gehören zusammen Gräbe und Chrachche. Auch z. B. Adelboden zu oberst im Frutigtal „hat fünf Täler oder Krachen.“ ⁸⁵ Doch ist das Wort vorzugsweise emmenthalisch, und ist ein herabsehnender, verächtlich klingender Ausdruck für einen abgelegenen, unwirtlichen Graben mit enger oder ganz fehlender Talsohle. Drum figurirt auch „Chrachche“ nie als Eigennamen. „Das ist i der Stadt es anders Läbe weder i eune Chrachchen inne!“ ruft jener befreiungseifrige Werber. ⁸⁶ Umgekehrt hätte die als Vorsteherin in eine „Spinnwebe“ Geratene „es ringer Läbe ghaa als Schulmeisteri dert i däm Chrachche,“ ⁸⁷ an deren Bergwänden man sich doch bei jedem Häuschen auf die Seite drückt, damit es einem nicht auf den Kopf komme. ⁸⁸ Einen andern Vergleich hörten wir von einem geigenkundigen Lehrer, den zwei einen Graben einschließende Gräte einluden, auf dem einen zu sitzen und an den andern als Pult sein Notenheft anzulehnen.

Der in der Regel langgezogene „Krachen“ erinnert mit seinen Windungen an das ebenso beschaffene (an Lauterbach grenzende) „Rachthal“, Chrouchtel, „Rochthal“. ⁸⁹

Ein konverg oder auch konkav gewölbter Talstreifen, der sich einer Berglehne parallel hinzieht, heißt eine Gumm. Man vergleiche damit die „Combes“ in der Jura-Formation ⁹⁰ und mittellat. comba (Ein-

⁷⁵ BSp. 368. ⁷⁶ Erbb. 74. ⁷⁷ Bischeb. 19. ⁷⁸ D 4. ⁷⁹ G 6. ⁸⁰ Bb. Ad. Bb. Bb. 266, 42; G 6. ⁸¹ 101 ha. ⁸² D 4. ⁸³ L 1. ⁸⁴ Ad. 353. ⁸⁵ M. 1819, 336. ⁸⁶ Bischeb. 19. ⁸⁷ MB. Bb. 29. ⁸⁸ Jacob 2, 239. ⁸⁹ Fontes II, Register 41. ⁹⁰ Balj. Ch. 29, 31 f.

sattelung),⁹¹ neben romanischem gamba (Gambe = Kniegeige), f. jambe (Bein, eigentlich Kniebug, wie jambon f. v. w. Schinken, unser „Scheiche“). Die Gumm⁹² bei Ramsen. Der Gummacher⁹³ und der Gummwald. Das Gummi (Hochwald),⁹⁴ der Gummel (zu Brandis).⁹⁵ — Zu gamba gehört: Gammete („Gammental“, Weiler zu Sumiswald), woher das sehr häufige Burgergeschlecht Gammeter.⁹⁶ Ein Jaggi Gammeter nahm 1653 an der Landsgemeinde Sumiswald teil.

Höle ist zunächst f. v. w. Hohlweg. So die Schribershuebhöle auf der Egg⁹⁷ und die Tootehöle am Biffä.⁹⁸ Der letztere, sehr abschüssige und bei Glatteis schwierig zu befahrende Hohlweg trägt seinen Namen von der im Winter oft bedenklichen Leichenfuhr ab dem Eggbezirk. Von Frühling bis Herbst dagegen gestaltet der herrliche Buchwald für gliederstarke Leute beide Hohlwege zu einem anmutigen Spaziergang. — Höle heißen auch zwei an einem Hohlweg liegende Heimwesen zu Grünenmatt,⁹⁹ und die liebliche Bergpartie bei Rahnflüh.

Verwandt: das Rohr, prächtiges, sehr „hilbes“ Heimwesen am Fuß des Rahnflüh-Berges, mit kunstreichem, gut besetztem Pflanzengarten.¹⁰⁰

Außerst häufig erscheint das Loch. An mhd. lüchen (schließen) anknüpfend, bedeutet „Loch“ zunächst das Gefängnis, wie es aus dem cachot der Kaserne bekannt ist. Übertragen: ein unfreundliches, dunkles Gehalt.¹ Dann überhaupt Vertiefung, in die man etwas vergräbt, verlochet. Besonders eine Vertiefung ohne Abfluß (Drädlloch), verglichen mit einer Angelegenheit, die nicht vom Fleck will („hic hæret aqua“). „In Burgdorf ist noch alles im gleichen Loch.“² Suuffe wi nes Loch. „All ihr Hezen helfe ihr nichts, als se selber i's Loch z'schlaa.“³ „Loch“ ist aber auch eine enge Öffnung, durch die man (zur Not) den Ausweg findet. Vgl. die Bezeichnung Gotthardloch für den so kunstreichen Tunnel. „Daß in Basel das Loch sei, wo man zum Land aus könne...“⁴ Insbesondere die Türöffnung.⁵ (Dert het der Zimmermaa 's Loch gmacht!). Auch der Mund.⁶ „Das Jauchzen war ihnen auch gerade zunächst unter dem Loch.“⁷ Es ist wider öppi anders under dem Loch: eine andere Frage soll „aufs Tapet“.⁸ Übertragen: Wohl, iez git 's Loch!⁹ Ein Ausweg, den man nur mit persönlicher Schädigung gewinnt: „Zwo Schwestern siigi ase dür's Loch (ökonomisch ruiniert), die dritti wärd (als Geldstagerin) o nahe müesse.“¹⁰

⁹¹ Brienj 8. ⁹² Afd. Ws. ⁹³ 187,68 ha; f. 4. ⁹⁴ 1784 ha. ⁹⁵ Afd. Ws. 196, 85. ⁹⁶ Schwj. Jb. 2, 299. ⁹⁷ D 5; Dorfl. 1871, Bg. 7. ⁹⁸ E 5. ⁹⁹ Wb. Sp. Afd. Ws. Wb. 167; Wb. Afd. 37, 24. ¹⁰⁰ Wb. und neuer Wst. Sp. Hb. Afd. Ws. Wb. 1644.

¹ UR. 185. ² An JM. 102. ³ Gelbst. 199. ⁴ Schm. 2, 257. ⁵ GG. 2, 144. ⁶ Kongreß 164. ⁷ Räj. 384. ⁸ Vgl. Stgft. 2, 94. ⁹ Schuldb. 308. ¹⁰ Gelbst. 277.



D'Hole (bei Rahmflüh).

Was das Loch topographisch ist, zeigt in klassischer Weise das „Rebloch“ zwischen Eggwil und Schangnau: jenes etwa 20 m lange hausförmige Gewölbe, gebildet vom senkrecht abstürzenden Alpchen „Nebenweibli“ links und einem ebenso steil sich erhebenden Nagelfluh-Felsband rechts.¹¹ Solche „Löcher“ sind im Kleinen: die Waldstücke Loch und Flüehloch ('s Chesseli vo mene Räbenuusgrebli), sowie zwei Lochwald. Acker- und Wiesenstücke sind 's Löchli¹² und 's Schnägge-loch.¹³ Gütchen: 's Grabeloch (§ 59) und 's Äspilöchli.¹⁴

Das Hoh! der alten Eiche als Ort eines Vogelnestes.¹⁵ Das Müüsehoh! (oder der Müüseschlüüf): das Mauseloch. Das warme Hüli (Bett).¹⁶ „Das Rüllli“ (kleine Vertiefung).¹⁷ D'He!! (Hölle, zu „hehlen“, bergen) heißt eine tiefe Schlucht bei Neuegg unweit Schaufelbühl, wo die Bärenjagd des Ritters von Brandis anhub.¹⁸

Ein sicheres Versteck, besonders Höhle, Lager für Wildtiere, die daraus hervorspähen oder Luege, heißt ahd. „das“ luog. Zu ähnlichem Zwecke: Schutz und Warnung vor Feinden, übte ehemals der Bergbewohner solches Luege auf Hochwachten und andern aussichtsreichen Anhöhen, von denen die 890 m hohe Lueg im benachbarten Affoltern die besuchteste ist. Sie bedeutet, was anderwärts, z. B. am Gurten, der „Spiegel“ (specula, zu speculari, ausgucken). Heute ist eine solche „Lueg über 's Land“¹⁹ eine der bevorzugten Höhen, von welchen herunter die alten Sonnenwendfeuer am schönsten loderten, die heutigen Freudenfeuer zu Ehren des ersten Schweizerbundes am hellsten flammen.

¹¹ Eggw. 47. ¹² 192 ha. ¹³ 170 ha. ¹⁴ Bh. Sp. Ad. Bs. Bb. 845. ¹⁵ BSp. 346. ¹⁶ BwM. 104; Rschwand. Alp. 71, 73. ¹⁷ Bsp. j. M. 1826, 106. ¹⁸ Baff. 43. ¹⁹ Eintram 35.



Wasser.

Eigenschaften und Namen.

Werrlich ist das Wasser, das überall aus Felsen bricht¹ — wie im gesamten Emmenthal, so auch im Hügel- und Talgelände Lüzelflüß. Vortreffliches Wasser haben, laut Pfarrer Schweizer in Trub,² namentlich die gegen Norden und Westen fließenden Bergquellen, während die gegen Süden rieselnden „tustartiges“ Wasser führen. Starke Gehalt an Tuff (Düst) konstatiert auch Hauswirth.

Luterbach nennt sich nach ihrem frischen und muntern Bergwässerchen eine der beiden Enklaven von Lüzelflüß.

Er hat helle Tränen geweint: 's luter Wasser 'briegget; 's Augewasser ist ihm choo „wi ne Fusbrunne“;³ 's Wasser (der Angstschweiß) „isch über ihn ahe glüffe wi ne Bach.“⁴ Zum sekretorischen Gebiet gehört auch das Wasser, mittelst dessen der Wasserg'schauer der Volksmedizin die Wasser des Zulaufs uf si Müli reiset.

Zu schweigen von all den sonstigen „Wassern“ und „Wässern“, in denen unser Betrachtungskreis nichts besonderes bietet, notieren wir bloß noch das Landwasser, d. h. den beträchtlichen Fluß der Talebene gegenüber den Rinsen des Gebirgs. Dem Landwasser nach geht und fährt man heute lieber als wie ehemals über Hügel und Abhänge. Den Landwassern nach ist aber auch die Überschwemmungsgefahr am größten, weshalb 1766 die Berner Regierung verbot, „allen Landwasseren nach, wo hohe und erdbrüchige Bölder und Gräben sich befinden, einiges Holz zu hauen, oder zu reuten.“ „Allen Landwasseren nach“ sollen die Schwellenpflichtigen „das Nötige vorsehen“ und insbesondere von mitgeschwemmtem „Holz, Gewürz, Stöcken und Bäumen die ordinarischen Rins oder Canäl der Landwasseren“ fleißig räumen.⁵

¹ Glf. 42. ² 34, 111. ³ UR. 123. ⁴ MW. 2 J. 176. ⁵ Schwellenen 15. 5. 11.

Wenden wir uns zu einigen verdunkelten Bezeichnungen für „Wasser“. Zu Lüzelflüh gehört ein Surbach (vgl. auch die Suhr, Surenen u. dgl.): nach Brandstetters Deutung⁶ zu sur (Bach, Fluß, Wasser, also — wie so häufig — Erläuterung des ersten Wortteils durch den zweiten), wenn anders der Qualitäts-Wechsel der beiden -u- sich so leicht macht. Ebenso gehört zu Oberried ein Hof Saarbe = Saarbaum. Dieser Name der Pappel, die anderwärts auch „Sarbache“ heißt, stellt sich zu sar, der hochtonigen Form neben sur, und bedeutet den mit Vorliebe an Bächen wachsenden Baum.⁷

Eilig fließendes, heftig einherstürzendes Wasser bedeutet auch — was niemand sachlich streitig machen wird — der Name der Ä m m e (1267 „Emmen“;⁸ 1249 und 1344 „Emmun“;⁹ 1261 „Emma“).¹⁰ Die Prosa dieser Deutung¹¹ schadet in nichts der poetischen eines Ruhn und Gotthelf. Jener nennt die Emme launig „die launische Emma“,¹² dieser „eine wilde, zornige Jungfrau“;¹⁴ schön aber trägt sie ihren Namen als Denkmal der Jugendliebe eines Mönchs zu seiner Lebensretterin.¹⁵

Allgemein bekannt ist für fließendes Wasser das urgermanische achwa, lat. aqua, woraus nach etwas komplizierten Lautgesetzen¹⁶ die Formen 1. aha = „Aa“, 2. „Au“, „Aue“ und 3. das echt alemannische Ei (Öya, Öy, Oia, Oien, Eia, Eion)¹⁷ sich ableiten. So erklären sich die Eimatte und Eischüür am Fuße des Brandishubels; so die Zubelei (nach dem topographischen Atlas „Hubelei“)¹⁸ nächst Waltringen. Beim Dorf Lüzelflüh: die Bernei.¹⁹ Ramsei: Eisenbahnstation, Postablage und Gasthof, Mühle und Krämerei, Bauernhof; etwa als „Unter-Ramsei“ unterschieden von Ober-Ramsei.²⁰ Ein (nicht häufiges) Burgergeschlecht heißt Ramseher. Bedeuten uns „Au“ und „Ei“ buchstäblich die „wässerige“ d. h. vom Wasser durchflossene Gegend, so anderwärts²¹ das umflossene Gelände. Für letzteres haben wir das Wort „Insel“. So bilden auch der Talgrabenbach und der Mühlebach zu Oberried das Inseli.²²

Der hinter Eggwil in die Emme fließende „Sorbach“ (zu soor¹⁷ dürr, trocken) erinnert an unser versoo ret (ausgetrocknet). Überlang und wiederholt warmgestellte Speisen verlieren Kraft und Saft, sind

⁶ Gfd. 42, 186. ⁷ ebb. 185. Beide Stammfilben find uns im Worte „S-t-ro-m“ näher gerückt. ⁸ Fontes II 694. ⁹ II 814; VII 74. ¹⁰ II 535/6 = Rib. Urb. 157. ¹¹ vgl. dazu altgallisch ambis = altindisch ambhas = lat. imber (= heftiger Wassersturz). ¹² AA. 1822, 50, 56. ¹³ Rätli 23 fs., vgl. Waff. 36. ¹⁴ Sintram 141. ¹⁵ Streitberg urgerm. Gramm. § 122; Braune ahd. Gr. § 114. ¹⁶ Fontes VI. ¹⁷ Wh. Ad. Ws. Wb. 409; D 2. ¹⁸ Wh. Wst. Stöckli Ad. Ws. Wb. 454, 20; E 3. ¹⁹ Wh. Sp. Stampfi 67, 33. ²⁰ Jb. in Sla-n-bin-abien = Walvisch-Halbinsel. ²¹ Ws. 4, 77. ²² Gfd. a. a. D.

uusg'fooret, verfooret. Ein ab- oder ausgezehrt Umhergehender fooret nume so des ume. Abgjooret: ausgezehrt.

Wie der Sorbach, liegt auch der Dürbach²³ (oder die „Dürre“) bisweilen trocken. (Vgl. auch Orte wie „Dürmüli“ zu Niederbipp.) Kein Wunder: der von ihm durchflossene Türgräbe zieht sich längs der steil abfallenden Südseite des zu Zeiten wasser- und futterarmen Dürbärg hin, um unterhalb Grüennemätt in die Grüenne zu münden. Zwischen den Abdachungen dieses Dür- und des Ramisberg bildet dieser Bach zu seinen guten Zeiten, wo er weder an Wasserarmut leidet, noch durch Überfülle schädigt, eine der lieblichsten Partien des ganzen Geländes und gestaltet einen Spaziergang über die staubfreie Straße zu einem wahrhaft erfrischenden Genuß. Hinter den Gütern Border=Dür,²⁴ Hinder=Dür²⁵ und Dür=Neuhuus an der sanften Westabdachung des Dürberg, sowie der Fuhrli-Matte am Abhang des Ramisberg folgen wir der Umbiegung des Bachlaufs und durchwandern den ebenfalls lieblichen Türgräbe, welcher dem ganzen bergigen Gemeindeteil innerhalb des Dorfes Trachselwald und dem Postvertragskreis „Dürngraben“ den Namen erteilt hat.

Ein Gut zu Lauterbach heißt die Tröchcheni. (Von dieser Bezeichnung eines trockenen Bodens unterscheidet sich die Tröchchi als Trocknungsanstalt z. B. für gefärbte Stoffe.) Er ist uf der Tröchcheni heißt bildlich auch: in Geldnot („Geldflamm“),²⁶ gleichsam wie ein auf den Sand geworfener Fisch (vgl. fz. au sec).

Tröchne ist trocken machen, trochne: trocken werden. Der Tröchchi ist ein trockener²⁷ Mensch, idealloser „Philister“; auch es Tröchchi-bulver (von der Kleinkinderpflege her automatisiert). „Trocken“ heißt trochch oder trochche. Es so nes troches Hüesteli (ohne Auswurf) gilt unter Umständen Besorgten als verdächtiges Vorzeichen, während einer, der sich wohlgemut einem unausweichlichen Regenguß oder Wasserbad ausgesetzt hat, sich tröstet: „Aba, i bi naß gsi gäb troche!“

„Naß“ wird verstärkt zu bächnáß (nicht =ch=), flädernáß, fletternáß,²⁸ flätichnáß, dräckflätichnáß. — „Im Wein herum flotschen.“²⁹ „Bis an den Hals in Milch und Anken flotschen“;³⁰ „in der Milch flotschen, wie Enten in einem Weiher“.³¹ „Strub nnd flotschig“: vom Wetter und Weg.³¹ „Ist's diesen Winter auch wieder flotschig gewesen bei Euch?“³²

²³ AH. 1822. 70. ²⁴ Bh. Wst. Sp. Ad. Bs. Bb. 1307. ²⁵ Bh. Sp. Ch. Ad. Bs. Bb. 1017, 87. ²⁶ Feiri 122. ²⁷ AB. 1, 116. ²⁸ Besuch 159. ²⁹ Geldst. 89. ³⁰ UR. 13. ³¹ Räf. 25. ³² AB. 2, 486. ³³ An AB. 65.

Erzeugt das Flotschen in leichter Flüssigkeit ein helleres, so das Gluntschen in tieferem Maß ein verschwommen dunkles Geräusch. So gluntschet die Milch in der Tanse, gluntschet auch ein plump ins Wasser fallender Gegenstand. „Mi Ma ist mir i d'Emme gfall, I han e ghöre gluntsche. Hät i ne nit bim Bart erwütscht, Hätt i ne nit bas ahe trücht, So wär er nid ertrunke.“³⁴

Ein beträchtlicher Fall aus der Höhe erzeugt ein zischendes Geräusch unter Schaumentwicklung: g ä u t s c h e. „Dir geutschit ja (ob dem Ranken) der Gaffee uus.“³⁵ Bergäutschleti,³⁶ 'g ä u t s c h l e t i (durch häufiges Umgießen abgestandene) Milch.

Ähnlich ist plëttsche: Erzeugen einer Woge, die über den Rand des Gefäßes hinausdringt und mit Geräusch — Platsch — breitwürfig am Boden aufschlägt. „Freu di, Gurgel, es chunnt e Platsch!“ (dem Säuser Zimp-Häiseli — um 1860 — in den Mund gelegtes Diktum). „Platschvó!!“.³⁷ In einer Art losender Schelte wird eine reichlich milkende Kuh e Milchplettsche genannt. Nach dem für sich allein ins Auge gefaßten Moment der schwankenden Bewegung heißt es von einem schwerfällig langsam Einhergehenden: Da chunnt er o dahar z'plettsche. E rächte Plettschi!

Ein absichtliches Auf- und Ab- und Hin- und Her-Schwenken im Wasser, wie die Wäscherinnen es üben, heißt schwädere. (Verwandt ist schwädle und mit diesem: Schwadronieren, Schwadron, Geschwader.)

Unsauberes Herumhantieren im Rassen ist chösle. „Die schmucksten Mädchen an Markt und Tanz“ seien zu Hause nicht selten die wüfste Chösle.³⁸ Ähnlich südle (aber nicht sudeln): „Das Kind war bald beim Brunnen, bald beim Weiher; denn Südle und Dräckeles ist allen Kindern angetan.“³⁹ — Dagegen ist südere: Ausgießen einer Flüssigkeit in spärlichem und häufig unterbrochenem Strahl. D'Milch versüdere (vom Kind). „Die ganzi Nacht wei mer no nit da zsämesüdere und südere“ (Tränen vergießen).⁴⁰ „Kellerjoggis versüderete (Trief-) Augen.“⁴¹ Eine Süderete.⁴² Säusüdere: gepantschter Wein,⁴³ überhaupt eflig behandelte Flüssigkeit. Södere: Speisen wässerig und haltlos bereiten.

Verschieden von schriftdeutschem „schütten“ und „beschütten“, ist schütte (gießen) und bschütte⁴⁴ (übergießen) auf Flüssigkeiten eingeschränkt. „Die einen Gemüter schütten Galle in einen Hun'ghafen, die andern Balsam in jede Wunde.“⁴⁵

³⁴ NB. 2, 229; RB. 02, 828—830. ³⁵ Zischeb. 5. ³⁶ JoSt. Alp. 133. ³⁷ Heiri 124.

³⁸ Joggeli 35. ³⁹ Schuldb. 42. ⁴⁰ NB. 23. 126. ⁴¹ GG. 2, 97. ⁴² SchM. 1, 328.

⁴³ Btgst. 2, 96. ⁴⁴ NB. 2, 396. ⁴⁵ SchM. 2, 100.

Falls nicht wie „Sprüblig“ (windiger Großtuer) zu „sprießen“, sondern zu sprüße = „sprizen“ gehörig, ist sprüßig = 1. zu feindseligem Besprizen aufgelegt, 2. polternd, proßig, 3. troßig, unnahbar. „Die Mädchen waren sprüßig, kurz, spannen an keinem angefangenen Gesprächsfaden fort.“⁴⁶ Zu dem Iterativ „sprizen“ gehört als Intensiv: „spreiße“;⁴⁷ Bschütti verspreiße.

Reichlich angesammelte Flüssigkeit: e Schwetti.⁴⁸ Spassig übertragen: Jez hei mer wider e Schwetti g'lachtet! — Zu der Gruppe seihen, seigen, seicht, seichen, (ver-)sigen, sich=ten, si=n=ten, „sichern“, wozu noch „seigern“⁴⁹ („viel Lehmerde, in die sich oft noch Wasser seigert“) gehört der Name des (häufigen) Bürgergeschlechts Siegenthaler (=t=).

Statt vom Wasser, das durch eine enge Öffnung rinnt, sagen wir vom Behälter: er rünnt, ist rünnig (durchlässig). Der spotkende Zuruf: „Du hest e rünnigi Nase!“ zeigt den Weg dieser Subjektverschiebung. — Wasser durchlassend heißt „lech“, gut oberdeutsch: „lech“, und daraus entwickelt sich (neben „lech=zen“) unser erlächne: der Züber ist erlächnet. „Wo einer eine verlechnete Klarinette mußte, stieg er mir auf den Leib.“⁵⁰ „Verlechnet vor Hunger und Durst.“⁵¹ „So verlechnet war ich aber lange nicht, wie damals, als wir auf Wy-nigen kamen.“⁵² — Mir wei wösch. Aber d'Wöschbütti ist erlächnet, mi mues se z'gischwallete tue. Die jig'schwallete Pfäister.⁵³ Das Pfäister geit nümme uf, es ist ganz ver(g)ischwallet.

Filch und Krebs.

„Tiefe Furchen zieht das Schiff in den großen Wasserader.“¹ Dies hochpoetische Bild, welches wie andere an das „Pflügen des Meeres“ mit dem Ruder und an das „Fahren“ der Rießer durch den Boden erinnert, hat seinen prosaisch praktischen Doppelgänger in dem vielsagenden Satz:² „Das Wasser ist ebenso reich als das Feld, wenn man es gleich dem Felde bestellt.“ Denken wir an die nun auch in Lüzelflüh heimischen elektrischen Installationen; an die Bewässerung der Wiesen zu landwirtschaftlichen Zwecken; an die (hier kurz zu erörternde) „Fischerei“.

Fischete“ ist Fischfang. „Hier kriegte Mädi eine Fischete“,³ d. h. reiche Befriedigung seiner Neugierde. Die Bähre ist das Spannnetz, ursprünglich „aus Weidenzweigen“,⁴ nun aus Seilgeflecht mit höl-

⁴⁶ Michel 197. ⁴⁷ UR. 131. ⁴⁸ Dursli 265. ⁴⁹ Eggim. 111; H. Paul WB. 412.

⁵⁰ SchM. 1, 254. ⁵¹ 1, 233. ⁵² WB. 125. ⁵³ SchM. 2, 368.

¹ SchM. 1, 268. ² Volksw. 3, 301. ³ WB. 1, 174. ⁴ v. Rütte 7.

zernen Spannbogen. En andere d'Fisch i d'Bähre jäge⁶ oder spränge⁶: sich gegenseitig Vorteile zuwenden. „Selbst ein Fürsprecher spannte (im Gewühl der Tänzerinnen) seine Bähre auf.“⁷ „In eigentümlichen (Stell-) Netzen, welche man Wartles (Wartles) nennt, fing Kurt⁸ Forellen in der Nähe ihrer Laichplätze.“ In den bis 30 m langen Schleppnetzen (Ämme-Netz) aber werden zu gegebenen Zeiten die Fische den Bähren entgegengetrieben.

Daneben erscheint der Angel kaum erwähnenswert. Die Angelfischerei unterlag denn auch im Mittelalter keiner gesetzlichen Regelung, und bis heute gilt sie als bloßer Zeitvertreib für junge und alte Müßiggänger. Ihre „Praxis“ steht etwa auf derselben Stufe der Eigentums-Respektierung wie die Jagd mit dem Runggle-Padänt. Dieses Padänt „ist kein Patent“;⁹ ohne solches, überhaupt ohne weitere Umstände durchsucht der Wilberer Kunkelrübensfelder und ähnliche Verstecke der Hasen.

Achtungswürdiger schon erscheint das Erhaschen feiner Fische mit bloßer Hand „in den sogenannten Läusen, wo das Wasser einen gewissen Zug hat.“¹⁰ „Jetzt hatte man den Fisch beim Kopf“ (und mußte dumm tun, um ihn wieder entweichen zu lassen.)¹¹

Die Anbahnung rationeller Fischerei beschränkte sich bis jetzt auf Verpachtung obrigkeitlicher Fischereirechte (Fischezen,¹² im Volksmund: Fischseze“); auf Abgrenzung von Fisch-Schonrevieren, zu welchen z. B. 1866—69 die Emme zwischen Ilfis und Heimiswilbach gehörte, und Aussetzung junger Forellen aus Brutanstalten, wie deren eine der Schwellenmeister Rüfenacht im benachbarten Hasli bis 1900 unterhielt.¹³ Von größerer Bedeutung ist trotz den geeigneten Gewässern die Fischzucht nicht. Denn „Fische sind für meisterlose Leute“,¹⁴ die ein Leben zu führen lieben, wie Hansjoggeli am Bach het lutter guet Sach; het Fischeli z' Morgen und Ehräbseli z' Nacht,¹⁵ oder umgekehrt.¹⁶

Nicht an Fischen, wohl aber an Fisch-Arten sind die Emmen-thaler-Gewässer arm. Laut Hauswirth (1783) barga Ilfis und Emme auch „Äschen“, „aber nicht viel“. (Einzahl: der „Äsch“; die „Äsche“ ist eigentlich Mehrzahl aus „der Äsch“¹⁷ oder „der Äsche“). Nach Vater Rüfenacht dagegen barga sich vor der Emmenkorrektur recht viele

⁶ BSp. 362 a. ö. ⁶ AB. 1, 364. ⁷ Ball 59. ⁸ 112. ⁹ vgl. „Dieser Weg ist kein Weg“. ¹⁰ Räf. 439. ¹¹ Räf. 222. ¹² Dursli 202 Hs.; 204. ¹³ Der heitere und freundliche 86-jährige Greis ist unser Hauptgewährsmann für Fischerei. ¹⁴ Rätli 17 Hs. ¹⁵ RQ. 03,81; AB. 1, 324; BSp. 173; Schuldb. 244; Stgft. 1, 181. ¹⁶ Dursli 286. ¹⁷ Schwen deutsches BB.

Äschen in den Höhlungen des alten Schwellenwerks; die Vorsicht, womit bei Äsch in e Baarles schlüüft, schützte sie vor der Ausmerzung, die nunmehr erfolgt ist.

Um so reicher und feiner ist das Geschlecht der Bachforellen vertreten, und zwar so ausschließlich, daß im Volksmund „Fisch“ schlankeweg s. v. w. Foorne oder (schulmäßig) Förälle bedeutet. So ist z. B. der Fischbach durch Reichthum an Forellen ausgezeichnet. — „Das waren Fische! Jeder eine starke Mannshand hoch, und waren dazu Goldforellen mit dem schönen rosenfarbenen Fleische, das schmeckt wie Haselnüsse.¹⁸ Das konnte ein Biziuss wissen, der auch selber einen (noch bestehenden) hübschen Fischteich besaß,¹⁹ seine Fische eigenhändig fütterte²⁰ und sich herzlich am muntern Treiben der Tiere ergötzte: gleitig wi n e s Föörnbli, g'fund wi n e Fisch im Bach. „Es gibt hübsche Meitschi, glatt wie Bachfornen, aber eitel.“²¹

Dagegen sind Hüürli,²² Barsch, Alet u. dgl. im Emmenthal nicht zu finden; der gar nicht unter die Fische gezählte Groppe aber (die Groppe, der Kaulkopf, *Cottus gobio*) fordert den Spott heraus. „Churzum, der Hansli Sosselisso, dä ist mit Gewalt ga wiibe; doch ieze wär er grüßli froh, er hätt's no chlii la bliibe. Si treit ihm's Gält schochwiis i d'Wält und schlaat ne, das²³ er hoppet. D'Lüt lache, das²⁴ es wit hi gällt: dä fischet nid, dä groppet.“²⁵ Als Groppenfänger also tötet ein Mann seine Existenz — tötet ein Knabe seine Zeit. Wie denn zu den lebhaftesten Erinnerungen des Schulmeisters²⁴ und Gott-helfs selbst²⁵ das Wächlein gehört, „in dem ich Groppen und Krebse fang, die Brücklein, unter denen ich gefischt oder gekrebst.“

Chräbse ist also zunächst s. v. w. Krebse fangen, was sich zu Hauswirths Zeit besser gelohnt zu haben scheint als schon in den Tagen Ruhs²⁶ und vollends in der Gegenwart, wo eine Art Pest da und dort eine fast völlige Vernichtung herbeigeführt hat. Wie aber das gefangene Tier, seines Lebens sich wehrend, zappelt, so heißt chräbse auch: ohne Aussicht auf Erfolg sich abmühen. (Einmal in der Regierung sitzend) „ließ Hans seine Grit daheim kreiben, er lebte flott in der Hauptstadt.“²⁷ Wie endlich der Krebs — die Greifzangen als Füße genommen — „hindertsi geit“ wie der Seiler, so ist (hindertsi) „chräbse“ auch ökonomisch in Rückgang geraten, „in Krebs gehen“²⁸ oder „kommen“.²⁹ Von unverkauft an den Verleger zurückgehenden Büchern als „Krebsen“³⁰ spricht der Buchhändler.

¹⁸ Brüder 211. ¹⁹ Fröhlich XXXI. ²⁰ Manuel 155. ²¹ AB. 2, 384. ²² Ball 5. 51; Christen 164. ²³ EJogg. 1903, 4. ²⁴ 1,186; 2,266. ²⁵ Beitr. 113. ²⁶ AN. 1822, 58. ²⁷ Jtgst. 1, 131; vgl. MB. 28. 40. ²⁸ Räf. 301. ²⁹ 34. ³⁰ Räf. 159; an JN. 97. 102.

Der Leich = die Laichzeit; die Reihe (Turnus): die Obsternte ist „im Leich“, ³¹ die Leberwürste; ³² der Bohne-, der Chirši-Leich. Mit einem Leiche: lebhafteste Geselligkeit pflegen. „Mit solchen (verächtlichen) Menschen laichen“ ³³ (sich abgeben). „Der junge Metzger verachtete alles, was nicht mit ihm schwitzte, laichete.“ ³⁴ (Anderer Herkunft ist das gleichbedeutende leije.)

Quelle und Brunnen.

Die Höhen des Emmenthals bestehen, nebst der zu Gestein verfestigten Ragelfluh, auch „aus loser zusammengeschwemmtem Geschiebe, lockern Sand- und Erdschichten, welche das fallende Wasser drinnen lassen, bis es unten im Tal als Quelle zu Tage kommt.“ ¹ Daher ist man auch vielfach an hochgelegenen Örtlichkeiten auf den Ziehbrunnen: den Sood verwiesen, dessen Wasser zum Trinken sich in der Regel wenig empfiehlt. Doppelt fühlbar ist diese Beschränkung, wenn der Sood nach minutenlangem, quietischem und kreisendem Ziehen erst ein paar Mal sich hin und her wiegt zum Zeichen, daß er nun zum Dienste willig und bereit sei, und jetzt mit einem keineswegs immer lautern Schwall zu geneigtem Zuspruch einladet. — „Brene, was hast?“ Da schüttelte Brene die Zunge eine geraume Zeit, ungefähr wie einen noch nicht oft gebrauchten Ziehbrunnen, wenn das Wasser kommen will, und gab endlich Auskunft. ² Daher auch der drollige Vergleich mit einer rührseligen, mühsam auf Schluchzen und Weinen abzwackenden Ansprache: im Träneloch soode. ³ Soode heißt ebenso die kindliche Unart, Rasenfluß beständig emporzuziehen (vgl. schnüpfen). — Auch die Sauchepumpe nennt sich Sood; Bschüttisooden.

Nähe der Wolfstige, an der steilen Absenkung der Waldhaus-Ebene gegen die Ramsei-Ebene hinunter, steht ein winziges Heimwesen: das Gälgele. ⁴ Nichts spricht für eine etwa hier zu suchende Hochgerichtsstätte. Vielmehr ist unter dem „Gälgele“ eine jener primitiven Wasserschöpf-Einrichtungen zu verstehen, wie sie aus den bei Stalder ⁵ und Grimm verzeichneten „Galgen“, ⁶ „Galgbrunn“ ⁷ und „Galgenbrunn“ ⁸ bekannt sind. — Vgl. Abb. S. 42.

Eine ebenfalls sehr alte Wasserschöpf-Anlage ist das primitive Turbinen-Werk in der benachbarten, auf dem nämlichen Grat liegenden Bärnei, oberhalb der Rübelfluh-Mühle. Der von ihm gespeiste Hausbrunnen entleert sein Wasser stoßweise, und man spottet daher über eine

³¹ DZ. 1902. 2, 176. ³² SchM. 2, 364. ³³ Dursli, 246. ³⁴ Werner 252.

¹ M. 1822, 58. ² WwB. 168. ³ Jesuiten 324. ⁴ F 3. ⁵ 1, 415. ⁶ WwB. 4, 1, 1172. ⁷ 4, 1, 1166. ⁸ 4, 1, 1173.

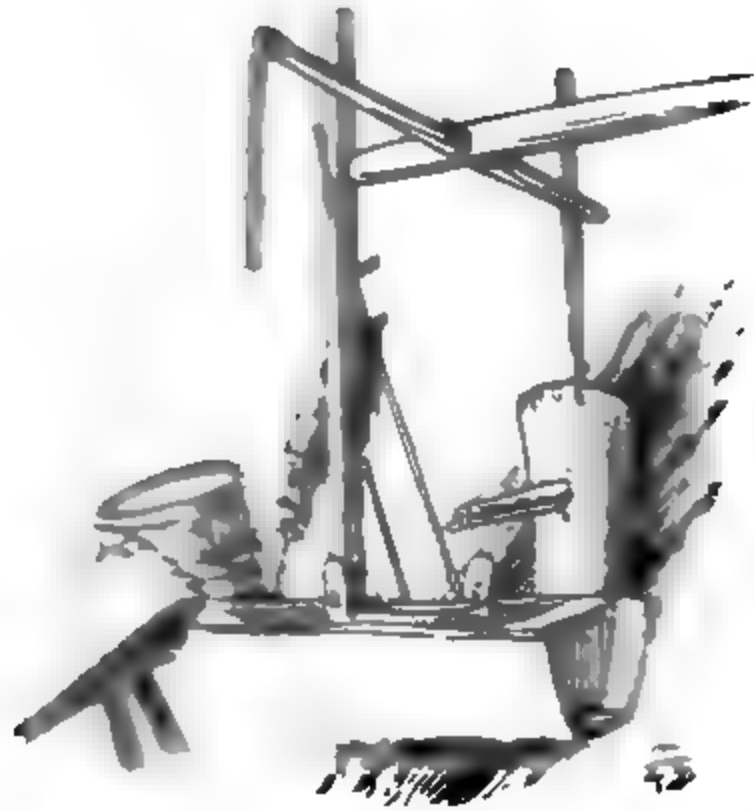
Fischen in den Höhlen
 Bei Fisch in e Wa
 die nunmehr erfolgt
 Um so reichen
 vertreten, und zu
 schlankweg f. v. w.
 ist z. B. der Fij
 „Das waren Fische
 Goldforellen mit
 Haselnüsse.¹⁸ Da-
 bestehenden) hüb
 und sich herzlich
 n es Föörnd:
 Meitschi, glatt

Dagegen
 nicht zu finde
 (die Groppe,
 „Churzum, d
 ieze wär er
 Gält ichochw
 das* es mit
 ger also töte
 denn zu dei
 helfs selbst
 die Brücke

Chrä!
 Zeit besser
 und voller
 fast völlig
 Tier, sein
 Aussicht
 „ließ Sa
 Wie end
 „hinder
 auch öfoi
 Von un
 spricht d

18 2
 Christen 1
 27 Bist.

1. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ Rede: Das ~~.....~~
 2. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 3. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 4. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 5. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 6. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 7. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 8. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 9. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 10. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 11. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 12. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 13. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 14. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 15. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 16. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 17. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 18. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 19. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 20. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 21. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 22. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 23. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 24. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 25. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 26. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 27. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 28. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 29. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 30. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 31. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 32. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 33. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 34. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 35. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 36. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 37. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 38. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 39. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 40. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 41. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 42. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 43. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 44. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 45. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 46. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 47. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 48. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 49. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 50. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 51. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 52. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 53. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 54. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 55. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 56. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 57. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 58. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 59. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 60. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 61. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 62. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 63. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 64. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 65. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 66. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 67. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 68. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 69. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 70. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 71. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 72. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 73. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 74. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 75. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 76. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 77. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 78. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 79. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 80. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 81. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 82. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 83. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 84. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 85. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 86. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 87. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 88. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 89. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 90. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 91. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 92. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 93. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 94. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 95. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 96. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 97. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 98. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 99. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 100. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~



Der Laternen am Grundstein.

1. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 2. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 3. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 4. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 5. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 6. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 7. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 8. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 9. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 10. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 11. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 12. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 13. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 14. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 15. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 16. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 17. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 18. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 19. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 20. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 21. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 22. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 23. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 24. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 25. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 26. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 27. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 28. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 29. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 30. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 31. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 32. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 33. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 34. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 35. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 36. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 37. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 38. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 39. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 40. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 41. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 42. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 43. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 44. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 45. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 46. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 47. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 48. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 49. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 50. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 51. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 52. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 53. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 54. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 55. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 56. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 57. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 58. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 59. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 60. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 61. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 62. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 63. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 64. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 65. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 66. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 67. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 68. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 69. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 70. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 71. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 72. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 73. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 74. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 75. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 76. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 77. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 78. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 79. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 80. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 81. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 82. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 83. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 84. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 85. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 86. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 87. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 88. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 89. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 90. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 91. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 92. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 93. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 94. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 95. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 96. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 97. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 98. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 99. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~
 100. ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~ ~~.....~~

Das Gotthardmassiv die Brunnstufe Europas“: ¹⁴ dies groß-
Bild zeigt, was im bäuerlichen Einzelhaushalt ein solch regulie-
: Becken bedeutet. Eine listenartige, aus Holz, besser aus Sand-
oder Zement bestehende Einsenkung in den Boden empfängt das
: in Höhlen aufgefangene Quellwasser und gewährt ihm Raum und
: zum Niederschlag der Unreinigkeiten. Diese wieder bieten bei ver-
blässigtem Ausräumen einem wahren Räuber- und Brigantenleben
: der niedern Tierwelt Herberge. Auf der entgegengesetzten Seite
regeln Ausleitungen mit Drahtsieb die absperrbaren Zuflüsse ins Wasch-
haus, in den Hausbrunnen, oft auch in die Haustüche.

Den Leitungsweg bildet der Teuchel, in schwankendem Schrift-
deutsch bald „Deichel“, bald „Dünkel“, ¹⁵ in älterer Wiedergabe: „ein
pfeggt oder gehöht Renel.“ ¹⁶ Heute bestehen sie meist aus gebrannter
Erde, selten aus Eisen. Früher nahm man dazu allgemein die halb-
wüchsigen Teuchel = Tannbli. ¹⁷ Solche zu fällen und zuzurüsten, schickte
ein Bauer seine Knechte ins Holz. Sie kehrten nicht wieder, bis der sie
suchende Meister den halben Wald niedergehauen fand. Das über sie
hereinbrechende Donnerwetter hofften sie mit der Rechtfertigung abzu-
lenken: mir hei drum gäng e teni 'bohrti funde. ¹⁸ Diese von der
Natur versagte Durchhöhlung muß eben der Teuchelbohrer besorgen.
So heißt sowohl das mächtige Bohr-Instrument als der es Handhabende.
Das Teuchelbohre bildete einst einen ansehnlichen Nebenverdienst von
kleinen Landwirten, ¹⁹ Zimmerleuten u. dgl., oder es gehörte zum Ge-
werbe eigentlicher Brunnemeister. So erscheint 1662 „Von wilden
Egg ein man synes Handtwärks ein dünkell borer,“ ²⁰ und bei Gotthelf
der Dünkel-Dursli. ²¹

Zum Geschäft solcher Brunnenwärter gehört u. a. auch die Ent-
fernung zeitweiliger Verunreinigungen, die sich zu Fäden und mittelst
solcher zu den sogenannten Strangen aneinander hängen. Zum Säu-
bern der Leitung dient die aus meterlangen Gliedern zusammengefügte
eiserne Brunnrute. (Der Name beibehalten vom primitiven langen
Zweig her.)

Erwähnt sei noch das bekannte uf em Ross hoch wie ne
Frösch, ²² oder: „wie ne Chrott“ ²³ uf eme Teuchel. Gotthelf deutet
es als Zeichen von Aufgeblasenheit in diesem Doppelsinn, während nach
heutigem Sprachgebrauch der unbeholfene oder zaghafte Reiter sich in
dieser Weise geberdet.

¹⁴ Volksw. 3, 385. ¹⁵ AM. 1811, 63; bei Gotthelf immer. ¹⁶ Dasypodius. ¹⁷
SchM. 1, 256. ¹⁸ EJogg. mit dem fabula docet: Der Meister soll nid säge: gööt,
soll säge: chömit. ¹⁹ Schuldb. 16. ²⁰ Bifang. ²¹ Dursli 282. ²² SchM. 2, 468.
BSp. 194.

Und nun, im heutigen Sinne verstanden, der Brunne.²⁴ „Unter der aufgemauerten Einfahrt neben dem Bauernhause“,²⁵ oder „unter dem weit ausreichenden Dache“²⁶ desselben; beim Bohnstod an der freien Zufahrt; im Dorf Lüzelflüh aus der Straßenaufmauerung unter der Kirche fließend und über die Brücke nach Goldbach hinüberschauend; damit freilich auch der Öffentlichkeit und dem Gedränge preisgegeben, „a d's Wätter un a d'Wiise g'stellt.“²⁷ Dort aber „plaudert und plätschert so traulich der unermüdlische Schwäzer,“²⁸ zugleich der zuverlässigste Hörer und Zuschauer, der ungezählter Begegnungen Zeuge ist und „sagt es niemand wieder.“²⁹

Vor einer Seitentür des altberühmten Bauernhofes Oberfürten (Sumiswald) fließt ein hübsches Brüneli, dessen Stod ein zierlich gemeißeltes Menschengesicht mit der Jahrzahl 1799 ziert. In der Regel aber erhebt der Brunnestod keinen Anspruch auf städtisch monumentale Ausarbeitung; er macht vielmehr den Eindruck des Starren, des Geistlosen.³⁰ „Dumm wi ne Brunnestod“ trifft namentlich bei roh aus einem Kirschbaumstamm herausgesägten oder aus Tannenholz zurechtgeschnittenen zu; die aus Granit gehauenen dagegen präsentieren mit ihrer den Charakter des Bauernhofes wiederpiegelnden stattlichen Einfachheit sich durchaus gefällig. Doppelt unschön sind aber grad deswegen die gedankenlosen Kopien wasserspeiender Pausbäden, dieser „steinernen, steifen Brunnröhrengesichter.“³¹ Nichts aber ist häßlicher als die Störung der so schön geschwungenen Parabel des freien reichen Sprudels am Auslauf (auch die Zübe genannt). „Mager wie ne Brunneröhre“³² erweckt in der Regel eine unsympathische Vorstellung; allein die dünne metallene Röhre am Platz der plumpen hölzernen dient dem Wasserstrahl, der sich klar und kräftig ihr entringt, nur zu effektvollerer Abhebung. Wie kläglich gegen ihn das Wässerchen, das so dünn wi ne Lismernaable³³ herausfließt, oder gar nur tropfenweise si under düre zieht!

's Muu' a der Röhre haa³⁴ bedeutet: zur Aneignung eines Vorteils, zur Ausbeutung anderer sich als der Erste herzumachen. Der Vorsichtige unterläßt vor solchem Trinken ab der Röhre oder ab der Zube nicht, das Ansatzstück mit dem Daumen auszuwischen; „man könne nie wissen, wer vorher d'Gösche dra ghäicht gha heig.“³⁵ — Als beachtenswerter Wetterprophet zeigt die betropfte Brunnröhre baldigen Regen an.³⁶

²⁴ vgl. die Zeichnungen von Anker und von Burnand: Schweiz 1900, 192; 1901, zu 16. ²⁵ Bitt. Zh. 9. ²⁶ BSp. 129. ²⁷ Kongreg 163. ²⁸ Bitt. Zh. 9. 15. ²⁹ UR. 388. ³⁰ UB. 2, 425; Sch.M. 2, 43 Sp. ³¹ Ball 70. ³² Jacob 1, 128. ³³ Sch.M. 1, 26. ³⁴ Dorbach 32; vgl. Stgft. Sp. ³⁵ UB. 1, 197. ³⁶ UB. 69.

Wie ein General inspizierend vor seiner Heersäule, steht der granitne Herrscher des Brunnenschopfs vor dem mächtigen Wasserbehälter und schaut zu, wie sieben fette Röhre zumal ihre reich bemessene Mahlzeit beschließen. Leute indes wie ein Fels in der „Behfreude“ legen einen andern Maßstab an die Zweckmäßigkeit einer solchen Anlage: ob sie hinreichend Raum biete, um einem konkurrierenden Freier aus fremder Ortschaft ein wirklich abkühlendes Bad angedeihen zu lassen. Solches Tröögli, Brunnetröögli³⁷ schlägt allerdings der Ammann seinem Sohne nicht als Heldentat an: „das macht nicht ästiniert, es macht verachtet.“³⁸ Höher schätzte er es, als der stämmige Junge zwei halbwüchsige Verbreiter anonymen Lästerschriften „mit einem Ruck in den Trog warf, als wäre er ein Badkasten.“³⁹

Eine eigene Bedeutung und Rolle kommt der Kleinern hintern Abteilung des mächtigen Raumes zu: dem zum Erdäpfelwaschen u. dgl. bestimmten Südeltröögli. Spätkweise wird nach diesem auch die Untertasse benannt, wenn sie vom überbott



Brunnen am Wege oberhalb der Ruine Brandis.

eingegossenen Kaffee ihr Teil abbekommt: es geht i's Südeltröögli. Mit besonderem Behagen hat Gotthelf im „Weltstag“⁴⁰ einen „Südeltrööglikrieg“ ausgesponnen: Eisi führt Rechnung und Prozeß über gerichtlich untersagte Benutzung des kostbaren Raums durch die gegenüberwohnende Konkurrentin, und die beiden Weiber „brüllten über das Südeltröögli einander an trotz den Homerischen Helden.“

In der Regel freilich machen solche Übungen der Zungenfertigkeit sich unauffälliger — schon durch ihre Gewöhnlichkeit, welche den Brunnen mit „Gartenzäunen und Rabisplätzen“,⁴¹ „Tennen“⁴² und Waschküchen,⁴³ „Türen“⁴⁴ und „Gadenfenstern“⁴⁵ auf eine Linie stellt.

Gleich wie aber das reine Sonnenlicht tagtäglich ohne Unterschied über Gute und Böse scheint, so perlt, von allem Geschwäze unbeirrt, der prächtig geschwungene Wasserstrahl; und „im reinlichen Trog wirft er seine Bläschen, Bärge seiner Güte,“⁴⁶ zum Trunke ladend, den ein

³⁷ vgl. SchM. 1, 278; Rühl 377. ³⁸ Rühl. 229. ³⁹ Rühl. 446. ⁴⁰ 108. 144. 159. ⁴¹ BSp. 398. ⁴² SchM. 1, 310. ⁴³ Böhner 179. ⁴⁴ NB. 1. 473. ⁴⁵ Rühl. 299. ⁴⁶ BSp. 129.

richtiger Bauersmann nie verachtet. „Für den Durst, den die Milch nicht bewältigt, quillt unter dem Dache das Wasser.“⁴⁷ Selbst die habliche Bäuerin ermuntert sich nach sonntäglichem Nachmittagschläfschen durch einige Züge ab der Leben spendenden Röhre;⁴⁸ als ihre einzige Erfrischung aber auf dreistündigem Marktweg am heißen Tage trinkt die wackere Existenzkämpferin⁴⁹ am Brunnen Wasser und laut dazu „an einer Brotrinde“ oder „a mene Bireschniz“. Um so empfänglicher bleibt ihr Gaumen für den Wohlgeschmack des Kaffees aus dem Wasser des heimischen Brunnens⁵⁰, und sie freut sich mit der Liebe zu Haus und Heim, die auch ihr Mann teilt, daß die prächtig grünende Hausmatte ebenfalls ihr Teil bekommt.⁵¹

Zur Tränke am Brunnen gehen nach ihrer Mahlzeit die Kasse, gehen wenigstens zur Zeit der Dürrfütterung auch die Kühe. Vgl. das liebevolle Kinderlied: „Toggeli, geisch zo'm Brunne?“ „Ja, ja, ja!“ „Gesh dem Rösseli Haber ggää?“ „Ja, ja, ja.“ „Gesh dem Rösseli z'trinke ggää?“ „Nei, nei, nei!“ „So gange mer zo'm Brunne und chehre drümal um. De macht de 's Rösseli tripp und trapp und gheit der Toggeli hinder ab.“⁵² — Prosaischer gehn zur Tränke „schwere Kühe, zuweilen einen schwerfälligen Satz versuchend,“⁵³ und „stillen behaglich blickend ihren Durst.“⁵⁴ Weniger Sorgen macht es, sie auf dem Hinweg Anstand und Verstand zu lehren, sie gleich steckköpfigen oder ungeberdigen Menschen zo'r Träichi z'fuehre, als dagegen auf dem Rückwege zum Stall sie zu überwachen. Weh, wenn der Sperrbaum — d'Behri (oder der Fülllauf) — fällt! Da ereignen sich — verbrießliche oder ergötzliche, wie man's nimmt — Viehtränkeszenen, wie die von Gottlieb ausgemalte.⁵⁵

Der unfreiwillige Märtyrer derselben, der städtische Unterleutnant, wußte auch nicht, „daß das große Waschbecken, der Toilettentrog der ganzen Familie, hinter dem Hause steht;“⁵⁶ daß hier nicht nur stämmige Mägde herzlich mit einem handlichen Zwischsegen ihre rotbräunten Gesichter waschen,⁵⁷ sondern auch ansehnliche Bauerntöchter, in der Hand das feine Linnen mit kunstvoll eingestickten Namenszügen. Blaubern wir dazu noch das Geheimnis aus, daß an der Schopfwand halb verschämt ein rundes Spiegelchen hängt: welch ein Luxus, der sich in diesem allzeit offenen drawing-room entfaltet, wenn wir an das arme Züseli⁵⁸ denken, das sich erst zum angeschwollenen Bache hindurch arbeiten muß, um dort sein unbewußt liebliches Gesichtchen zu waschen!

⁴⁷ Sonnt. 113. ⁴⁸ GG. 1,99. ⁴⁹ Schuldb. 202. ⁵⁰ Schuldb. 37. ⁵¹ 35. ⁵² RL. 02, 201; 03, 150. ⁵³ BSp. 129. ⁵⁴ Spinne 4. ⁵⁵ Land 8 ff. ⁵⁶ Land 27. ⁵⁷ Spinne 4. ⁵⁸ Barthli 37.

An der Art aber, wie man tagsüber vor dem Essen oder nach unreinlicher Hantierung im Brunnen die Hände wäscht, unterscheidet der heimliche Beobachter den strammen Bauer,⁶⁰ die tüchtige Wirtin⁶⁰ vom saloppen Weibsbild;⁶¹ hier erkennt der „eine Frau Suchende“⁶² die Rechte an der Sorgfalt, womit sie „das Kraut erliest“ oder „rüstet“,⁶³ Erdäpfel wäscht,⁶⁴ das Milchgeschirr scheuert,⁶⁵ und hütet sich vor nichts wie vor Mägden, die beim Brunnen stehen, „als ob sie auf's Angefrieren warten wollten.“⁶⁶

Drum ist der Brunnen ja auch die Stätte, an welcher die feinsten Meister des Griffels je und je sich finden ließen, was zusammen gehörte. Nicht war dies der Fall beim allzu jugendlichen Leutnant, für den einstweilen noch „keine Rebekka zu sehen“ war;⁶⁷ auch nicht beim mannhaften Christen,⁶⁸ für welchen Elfiß „durch sieben Bäume hindurch schimmernde weiße Hemdärmel“ nach höherm Verhängniß eine Fata morgana bleiben sollten. Dafür — welch süße Belohnung des gründlichen Fegens seiner Kaffeekanne, wenn der „Schulmeister“⁶⁹ mit so viel Glück den Brunnen zu seinem „Lustplatz“, seinem „Casino“, seiner „Promenade“, seinem „Palais royal“ machen darf. Über alles schön aber ist dargetan, wie am Brunnen Uli und Breneli⁷⁰ nicht nur sich endlich finden, sondern auch die Frau dem sorgenvoll sinnenden Manne Mut und Vertrauen einflößt.⁷¹

Vom Wuer zum Bach.

Aus dem Keller alter Bauart leitet die Aste („Aste“, aus aquae-ductus) das lästige Grundwasser ins Freie. Vom Hausraum und Brunnenplatz reiset der Wuer das Regen- und Abwasser ab; so auch leitet der größere Wassermuer (1795¹) das sonst überschwemmende Geriesel aus Bach-Runsen und aus Flüssen wie der Grüene, der Emme. Quer über Gemeindeftraßen, Flur- und Waldwege sind Abwüer gezogen und müssen von Zeit zu Zeit ausgeräumt — u u s t a a — werden. Sorgliche Bauern tun solches mitunter im strömenden Regen; Nacken und Rücken zur Not durch einen übergeworfenen alten Rabut geschützt, göö sie ga wassere oder wässere. Dieselbe unangenehme Zeit muß mitunter gewählt werden, um im nassen Felde mit der hellbarbenähnlichen Wuer-Achß Laufgräben zu schaffen oder neu zu öffnen. Um aber Feld und Wald vor Überrieselung von Weg und Straße her

⁶⁰ UR. 7; Ztgst. 2, 7. ⁶⁰ Schuldb. 144. ⁶¹ Joggeli 32. ⁶² Joggeli 38. ⁶³ Rätthi 118 53. ⁶⁴ Elfi 58. ⁶⁵ GG. 3, 11. ⁶⁶ Selbst. 228. ⁶⁷ Land 8. ⁶⁸ Elfi 66. ⁶⁹ 2, 35. 150. ⁷⁰ UR. 886—8. 418. ⁷¹ UR. 14. 15.

¹ Bifang.

zu schützen, werden am Fuß der Böschungen Senflöcher ausgehoben, in welchen das Geschiebe sich ablagert.

Eine eigene Leitung speist aus Regen- oder Brunnwasser den Weier (Teich), der — oft in doppelter Zahl — bei keinem Bauernhause fehlt. Der Wortbedeutung (vivarium = Behälter lebender Tiere) entspricht zuweilen der Tatbestand: goldgelbe Riesenkarpfen, durch einen eingesehten Junghecht rege erhalten, tummeln sich im Wasser. Hauptzwecke sind aber: Löschen von Brandausbrüchen,² und Verieselung der Hausmatte,³ wie denn auch schon 1783 in Waldhaus und Flüelen „ziemlich große Wässerungsteiche“ zu treffen waren.

Gegenüber der Glunge (Pfütze), welchen Namen bezeichnenderweise auch der von Uli angetretene Bachthof⁴ trägt, und dem verwahrlosten „Fröschweier“⁵ (Fröscheweier) ist der richtige Teich Gegenstand eigener Behandlung. Der mittelst durchhöhlten Stämpfels regulierbare Auslauf ermöglicht gänzliche Entleerung. Daher das Bild: Di große Weiere laufen ó u u s, d. h. auch ein großes Vermögen, eine ausgiebige Geisteskraft, eine tiefe Liebe, eine anhaltende Langmut erschöpft sich einmal. Der Entleerung folgt gründliche Reinigung vom Schlamm und Benutzung der Schoorete als trefflichen Wiesendüngers. Dann läßt man zum Gebrauch und aus Vorsicht das Wasser sich wieder anstauen (si weiere, wie auch das durch Arbeiten und Sparen erworbene Geld „sich allmählich weihert“).⁶ Schutz vor Gefahren⁷ und zugleich hübschen Gewinn bietet die Bepflanzung des Randes mit der Goldweide.

Unterhalb Niederschauelbühl entläßt das gegen die Sonne ziemlich gesenkte Gelände aus dem Erdbinnern herrliches Quellwasser. In Dohlen (Töne; Einzahl: der Töne) wird es aufgefangen: mi het „'tönet“, d. h. zum Trockenlegen der Wiese ein Netz von Leitungsröhren im Boden versenkt, welches in eine Stammleitung einläuft und schließlich das gesammelte Wasser im Beginn des Flüele-Gräbli zutage treten läßt. In viertelstündigem Laufe durchheilt das fischreiche Bächlein, das Entzücken empfänglicher Kinder und die Augenweide Großer, den Flüelegrabe. In diesen läßt von Südost her der sagenumwobene Mönneberg seine prächtige junge Tannwaldung hinuntersteigen, indes von der Nordwest-Seite bebaute Gehänge und zwei Bauerngehöfte herniedersehen. In launigen Windungen und dann wieder gestrecktem Lauf, hier ein rauschendes Wasserstürzchen bildend, dort zu einem Miniaturseelein mit lieblich blumiger Umrandung sich ausweitend, verläßt das Bächlein den

² Ztgst. 1, 4. ³ ebd.; Schulbb. 37. ⁴ UR. 150. ⁵ SchM. 1, 257. ⁶ Heiri 10. ⁷ Schulbb. 337.

Bald und fließt ebenso geschäftig wie „fittig“ am Wegestrand Flüelen zu. Hier läßt es teils im Hydranten-Werk für Flüelen und Grünenmatt, teils in Wässerungsanlagen die poetisch spielende Laufbahn in segensreich prosaische Arbeit ausmünden.

Dieses Idyll, dessen Lieblichkeit auszumalen uns Raum und Worte fehlen, diene als Beispiel für die Art, wie in den höhern Lagen unseres Geländes Natur und Kunst mit dem Wasser haushalten. Sind die ungezählten Grebli, die nur schon in Lüzelflüh fließen, soviel wie Runsen und deren erste Ansammlungen, so ist Gräbe der Ausdruck für ein Seitental, das einem Landwasser oder einem Haupttalflusse zustrebt. Die 169 Gräben, welche der topographische Atlas verzeichnet und benennt, und die ungezählten Runsen legen Zeugnis ab, wie stark bewässert und „coupiert“ das Terrain des Emmenthals ist.

Die eigentlichen Bäche aber, die in stillem Murmeln ihre Geschiebe wälzen, bis sie den Schoß der Emme finden,⁸ „entstehen fast alle unten in der Tiefe des Tales, um es zu beleben, zu befeuchten“,⁹ zu befruchten. „Wie Rohr am Bach“¹⁰ wachsen muntere Knaben auf. „Der Bach breitet“¹¹ d. h. zusammengespartes Geld wächst gleichsam in geometrischer Progression. Die weidenben Rüche geben „Milch wie Bach“;¹² der Wii ist g'lüffe wie Bach. „Bachweis lief mir“¹³ der (Angst-) Schweiß um den Leib.“ Vgl. baachnäß. Sich über den großen oder breiten Bach,¹⁴ in noch wirksamere Litotes einfach: si^{ch} u^{ber} ^beⁿ Bach¹⁵ macheⁿ bedeutet: nach Amerika durchbrennen, „verduften“. „Und jetzt ist das (erfolglos ausgelegte) Geld der Bach ab!“¹⁶ „Der Zaugg het emel siß Heimetli nit versoffe; das ist süst uf e ne Weg (und zwar auf unheimlich rätselhafte Weise) der Bach ab.“¹⁷ „Die grauenden Backenbärte, die traurigen Zeichen, wie es mit allem den Bach runter geht“...¹⁸ „Das Schulhaus (d. h. der Vorschlag, es zu bauen) ist ja der Bach ab g'schickt.“¹⁹ „Wenn ich im Gemeinderat was vorbringe, denken sie schon, wie sie mich den Bach ab schicken wollen.“²⁰ — „Da ist jede Santine i Bach gheit, wo me däm git.“²¹ — D'Chaz dür e Bach schleipfe (eine verdrießliche und undaukbare Arbeit durchführen).

Eigennamen: 's Bachmätteli. — Der Fischbach.²² Der Dürbach. Der Griesbach, am Flüelenstaldenstuf in die Grüene mündend. „Am trügerischen Lüterbach, tief im finstern Tale, wo Thorbergs Herrschaft mit der des Freiherrn von Brandis zusammenstieß, klapperte, dem

⁸ Arm. 160. ⁹ Arm. 1922, 58. ¹⁰ Arm. 183. ¹¹ Bsbinder 363. ¹² Räf. 103, 349. ¹³ SchM. 2, 130. ¹⁴ Ztgst. 273. ¹⁵ Vgl. Heiri 86. ¹⁶ Ball 4. ¹⁷ Müll 82. 76. ¹⁸ An M 75. ¹⁹ Räf. 15. ²⁰ Ztgst. 2, 161. ²¹ M 2. 3. 161. ²² M 104, mit Scheune und Gebüsch am gleichnam. Bach; D4.

Brandis gehörig, eine einsame Mühle. Hier stießen oft die befreundeten Freiherrn zusammen, oder hielten Jagdraht.“²³ Hier auch pflegte die schöne Müllerin das Fräulein von Thorberg,²⁴ hier weilte der ritterlich liebenswürdige Hans,²⁵ hier das Trudchen.²⁶ Um diese Mühle gruppierte sich nach und nach die heutige ansehnliche Ortschaft als einflussiger Schulkreis. Vom Besitzstand der Brandis her aber schreibt sich die Zugehörigkeit der zwei Stunden weit entfernten Enklave (Exklave) zu Lüzelflüh. — Wo unterhalb der Tootehöle der steile Eggabhang sich plötzlich jänstigt, liegt das Gut Stampach²⁷ nahe einer Stelle, an der das Waldwasser sich staut, und es erscheinen 1244, 1257, 1261 die Namen Stan-bac, Stambach²⁸ (letzteres zu Rohrbach), ohne speziellen Bezug auf unsern Ort. Zu Lüzelflüh gehört in Rahnflüh: „Obersbach“ (Obersbach),²⁹ dazu die Obersbachmätte. — Zum Teil zu Rüegsau: der Hagßbach, Graben mit zwei Heimwesen. Zu Oberried drei Höfe: Wigelbach³⁰ in dem 17 km langen Wiglenbachtal, zu Lüzelflüh der Wiglenbachwald. — Bloß als Bürgergeschlecht kennt Lüzelflüh: Haslebacher (ziemlich häufig); Kindlißbacher (sehr häufig); Großenbacher (häufig); Aischbacher (ä-), (sehr häufig).

Eine eigene Klasse bilden die eher als Kanäle zu bezeichnenden Flußausleitungen zu industriellen Zwecken. Der (herrliches Trinkwasser bietende) Grünenmatt-Mülibach: eine Ausleitung aus der Grüene, vereinigt mit den Quellen des Pfaffenbodenmooses, treibt als prächtig dunkelfarbiges Gewässer Mühle und Säge zu Grünenmatt. Ebenso ist unterhalb der Bodenmatt der Lüzelflüh-Mülibach aus der Emme abgeleitet und bedient oberhalb der Mühle die Walkerei, Bleicherei und Färberei, unterhalb die mechanische Schreinerei, sowie durch einen Teil des Unterlaufs die Allmändli-Müli (im Rüegsauschachen die Gerberei u. s. w.).

Grüne und Emme.

Von den westlichen Ausläufern des Rapp fließt der Hornbach gegen Wasen, nimmt unterhalb dieses Dorfes den Kurzeneibach auf und heißt von da an die Grüene. Dies „düster rauchende“,¹ „tückische“,² „verheerende“,³ „zügellose“,⁴ „wilde Sumiswalder-Rind“,⁵ (vgl. jedoch nebenstehende Abb.) seit 1903 aber durch ein schönes Korrektionswerk zunächst

²³ Thorb. 31. ²⁴ 36 ff. ²⁵ ebd. ²⁶ 43. ²⁷ D 3. ²⁸ Fontes II. 252, 457; Rib.-Urb. 158. ²⁹ Wh. Wst. Oh. Sp. Schürli, Ad. Ws. Wd. 1015; J. 5. ³⁰ O 1. 3.

¹ Brüder 205. ² M. 1822, 64. ³ ebd. 62. ⁴ Spinne 47. ⁵ Brüder 207.

zwischen Fürten und Flüelenstalben in gezielende Schranken gewiesen, fließt an der Ortschaft Grünen (zu Sumiswald) und an Fluren wie dem Grünepart und der grüne Mätle vorüber nach Grüennematt.

Die schon alte Bedeutung der Grüene zeigt sich u. a. darin, daß „die Säßschmitten der Landschaft Emmenthal“ in eine Gruppe dies- und eine jenseits „der Grünen“, jede unter einem eigenen Zunftmeister geteilt waren.*

Bei Ramsel ergießt sich die Grüene nach 19 km Lauf in die große Emme. Diese geographische Beifügung unterscheidet die „große“ oder „größere“ von der „kleinen“ oder „kleineren“ Emme. Di chlijnni Emme heißt



Steg über die Grüne und Jurt bei Fürten.

1. ein aus der großen Emme geleiteter Fabrikbach bei Burgdorf, 2. der bei uns unter dem Namen „Waldemme“ oder „Entlen“ bekanntere Entlebucher-Fluß, der die „Wißämme“ aufnimmt. Beim Örtchen „Wißemmen“ stand bis 1902 Christian Schybis Häuschen.

In einem riesigen Halbtrichter, der vom schmalen Grat zwischen Hohgant und Augstmatthorn sich malerisch herunterlenkt, sammeln sich, gegenüber dem zum Thunersee südwärts fließenden Lombach, verschiedene Quellbäche zu einer Einheit. Ihren Namen „der Bodle“ tauscht

* Rahmfl. 19. 20.

dieselbe bald an den der Emme; jener verbleibt aber der dortigen Bergpartie, welche als Wetterzeichen den söhnartigen Bodeluft (oder abgekürzt ebenfalls Bod'e) nach dem Kämmeriboden hin sendet.

Als Sammellinie eines Einzugsgebietes, welches 1156,4 km² umfaßt, mißt der gesamte Emmenlauf in der Luftlinie 62,2 km, in Wirklichkeit aber 80 km. Das veranschaulicht genugsam die Ehrümp, unter welchen namentlich im Oberlauf die „wilde Emme“ „der trozigen Aare“⁷ sich entgegenwindet. Man nehme dazu, innerhalb des Bettes, die bekannten Serpentinaen dieser Emmenschlange.⁸ Gewiß ein wunderliches, manchenorts aber wirklich malerisches Bild.

Der horizontalen gleicht in manchem die vertikale Lauflinie: das Gefälle beträgt vom Hoggant-Fuß bis Eggimil 3 ‰; von da bis Emmenmatt 0,8 ‰; auf der 17,5 km langen Strecke Emmenmatt-Burgdorf (Höhe: 651—537 m) 0,67 ‰; Burgdorf bis Mündung 0,5 ‰.⁹ Schon diese Zahlen erklären zur Genüge den zuzeiten wilden Lauf der Emme. Dazu kommt besonders der Mangel an einem regulierenden Seebecken. Geseht scheint solches nicht immer zu haben. Die noch heute lebendige Tradition von einem im Flußgebiet der Emme liegenden See oberhalb Signau (1224: Sigenowa; vgl. ahd. gi-sig = See, Sumpf) gegen Bomiil hin¹⁰ ist ganz anders begründet als der angebliche See bei Burgdorf. Die ganz auffällige Beckenform jenes Gletscherbodens, gebildet durch den Abschluß einer Wallmoräne des einstigen Aargletschers bei Rüntöfen, legt einem die Begründetheit solcher Überlieferung lebhaft nahe.¹¹ In der starken Krümmung des Neblochs aber (zwischen Schangnau und Eggimil), dieser für den Gebirgsaufbau so interessanten schmalen Isoflinalspalte in der Nagelfluh,¹² welche das Wasser zurückprallen und das Flößholz still schwimmen macht,¹³ ließe sich durch Sperrung ein neuer künstlicher See bilden, der als Regulierbecken des Flusses dienen könnte.

Floß und Gold.

Gegenwärtig schafft die Emme auch Lüzelflühern Verdienst durch Treiben der Flachsspinnerei Rüderswil und der Buntweberei Emmenau zu Hasli.

Wirkungsvoll verboten (wie wirkungslos schon 1597, 1622, 1641, 1650, 1666)¹ ist dagegen seit 1870 ein anderer Broterwerb mittelst der

⁷ Brüder 214. ⁸ Waff. 22. ⁹ Geogr. Ver. d. Schweiz, Emme. ¹⁰ Widm. 188 f.; Eggim. 10; Thorb. 90. ¹¹ Antenen Wf. ¹² ebd. ¹³ Eggim. 122

¹ Stürler, Emme.

Emme: die Flößerei (Flößerei, wie „Flößung“,² „Flößer“³). Grund: die beständige Gefährdung des Schwellenwerks. „Wegen Flößung des Holzens“ wurde „in mehreren Schwellen geklaut“ (Einbettungen gemacht).⁴ Die oft 70—80' (statt höchstens 60') langen, vom Wasser zuweilen fast rechtwinklig gegen die Schwellen gerissenen und oft von schwächlichen Personen gelenkten Flöße prallten mit furchtbarer Gewalt an.⁵ Dazu kam das Einhacken der 2—3 zu jedem Floß mitgenommenen „Spahren“,⁶ das Einschlagen der Flößerhaken⁷ u. dgl.

Für das Befahren mit Rähnen, selbst dem aus drei Brettern zusammengeschlagenen Weidling („Waidling“,⁸ „Waidlig“⁹) absolut unzugänglich, hatte die Emme von jeher einzig den aus Bautannen gezimmerten Floß auf ihrem breiten Rücken geduldet. „Schon zur Römerzeit mögen die schlanken Tannen den Weg gefunden haben“,¹⁰ den sie bis 1870 auf der Älfiß,¹¹ und von Eggwil an auf der (Eggwil-Fuehrme¹² betitelten) Emme nach Brugg und weiter fanden. Wiederholt suchte die Berner Regierung zu verhindern, daß „merklich vil Holz, wie auch Läden, Latten u. dgl. mit schwal die Emmen und Aaren hinab gefloßt und also hierdurch die Hochweld erödet werbindt“ (1650).¹³ Als Zoll aber wurden z. B. in Lüzelflüh 1673 „von einem Floß allein 3 Vierer“ gefordert.¹⁴ Umsonst: die Flößer antworteten einfach mit „Schade's iichoo“ durch Beladen ihrer Tannen mit Dachschindeln für Basel und Elsaß,¹⁵ mit gefrebelten Rechenstielen,¹⁶ und (schon seit der Ryburgerzeit) mit mächtigen Ladungen von Käse und Butter (daher die Bezeichnung „Mollenflöße“), ja mit Kälbern. So würde denn auch im „Emmenthalerlied“ eine gewaltige Lücke klaffen, wenn es darin nicht hieße: „Holz und Lade fergge d'Flößer d'Emmen ab uf Basel zue; chunnt im Frühlig 's Wasser größer, hei si mit dem Floße z'thue.“¹⁷

Um ein Merkliches stiller aber ist's geworden, seit man kein „Flueche wi ne Rhijn buech“ mehr von der Emme herauf hört, und kein Gott-helf mehr zu schreiben Anlaß fände: (So habe ich noch nie reden gehört,) „und doch war ich manchmal mit Schwein- und Rühhändlern, mit Flößern und Straßenarbeitern an Einem Tische.“¹⁸ Anderseits erschallen auch keine Redruse mehr nach der Emme hinunter: „Der Lung ist uus u 's Rad ist ab, d'Schelme fahre d'Ämmen ab.“

Eine Flößerei anderer Art ward ebenfalls auf der Emme betrieben: das Schwemmen von Spälte¹⁹ oder Müsele²⁰ als Brennholz ins Flachland hinunter. Burgdorfer- und Solothurner-Spekulanten²¹ spielten dabei durch Entholzen der steilen und wilden Berghalden die Rolle

² Eggw. 106. ³ Dlt 1, 57. ⁴ Eggwyl 107. ⁵ Eggwyl 109. ⁶ ebd. 106. ⁷ Notar 82. ⁸ M. 1811, 59. ⁹ SchM. 1, 199. ¹⁰ Brüder 214. ¹¹ Trub 29, 38; 30, 131. ¹² Waff. 33. ¹³ Nach JoSt. 285. ¹⁴ Zolltaffel. ¹⁵ Trub 29, 38. ¹⁶ Eggw. 106. ¹⁷ Widm. 85. ¹⁸ Bist. Ss. ¹⁹ Ruhn M. 1822, 55.

„zweibeiniger Vorkentäfer“. Ein Rechen (Rä ch e) in der Emme bei Burgdorf²⁰ fing das Holz auf, das in der schwindligen Tiefe des Reb-
lochs an Stricken hinuntergelassene Entlebucher und Emmenthaler weiter
fördereten.²¹ Das auf dieser wohlfeilen, aber unsichern Bahn stecken blei-
bende Floosholz verfiel einem eigentümlichen Strandrecht, das wegen
Mißbrauchs mit der Zeit aufgehoben wurde. In einem (schwer leserlichen)
Bleistift-Protokoll-Entwurf aus Lüzelflüß vom Ende des 18. Jahrhun-
derts auf fliegendem Blatte steht die Notiz: „Wägen dem Holzfloßen
das ein Jeder Schwellpflichtige 3 Klasten unendgäldlich kan hārauß
gezogen wärden“ (Konstruktionsvermischung). „Was über das ausgeht,
solle von dem Eigentümer (d. h. dem das Flößholz sich Aneignenden)
bezahlt werden.“ (Wem?)

Das durch Flößerei Erworbene ist immerhin ein saurer und durch
manches Opfer an Leib und Leben in Frage gestellter Gewinn. Wäre
der nicht leichter, für Findige mühelos zu haben? Eine gewichtige Rolle
spielen ja in Namen, Geschichte und Dichtung die feinen Goldblättchen,
welche vor Zeiten aus dem Nagelfluh-Gebiete speziell des Napf²² ins
gesamte Emmengeschiebe mitgeschwemmt worden sind. Mit wirklich oder
wahrscheinlich namengebendem Gold konkurrieren jedoch die mundart-
lichen Wörter gol²³ (grober Steinschutt) und „Golaten“. Schon 1386
wird ein Langnauer Heinrich in Golden (= Gohl, vgl. Gohlgraben) ge-
nannt, ebenso 1645 David Gerber Inn der Gold, Gericht Langnauw.²⁴
Ein Lüzelflüßer „Zinß Nobel“ verzeichnet 1808 einen N. N. im Gault.
Hier wird gol zugrunde liegen. Nach Gold (G u l d) dagegen, das aus
dem Sand ausgewaschen wurde, benannte sich der Goldbach (G o l l p e ch).
In seiner Nähe steht das G ü ü l h ü ü s oder G o o l h ü ü s an der
Emme, und danach heißt die Farbschachenbrücke auch die G o o l h u u s -
Br ü g g.²⁵

Allein heute ist der Goldreichtum der Emmenthalerflüsse „fast nur
noch eine Sage“,²⁶ und bereits 1783 war die Ausbeute „von wenig
Belang“. Immerhin erzählte G. Neuenchwander von seinem „Goldwäscher
an der Emme“, wie er „ein sogenanntes R ä s t entdeckt habe, in welchem
sich Gold seit Jahren abgelagert“;²⁷ „Emmengold, welches von den
Goldschmieden Berns zu übermäßig hohen Preisen bezahlt werde, weil
es mehr Feingehalt habe als das kalifornische.“²⁸ Jedesmal daher,
„wenn die Emme wüßt getan und die Bäche angeschwollen kamen,
hatte Kläis Geld.“²⁹ — Den gemeinen Mann indessen läßt solches
Entdeckerglück kalt.

²⁰ A. N. a. a. D. ²¹ Eggim. 48. ²² Antenen Bf. und Antenen: „Die Vereisung
der Emmentäler“ (Bern, Wyß 1903), auf welche gediegene Verarbeitung eigener For-
schungen wir hier nur verweisen können. ²³ Schw. Jb. 2, 216. 225. ²⁴ Bergam. ²⁵
F 2. ²⁶ Wasser g. B. ²⁷ N'schwander 18. ²⁸ ebd. ²⁹ 14.

Der Eggwil-Fuehrme.

Die mächtigen Geschiebemassen der Emme erhöhten das Strombett längst an den meisten Orten über das Niveau des anstoßenden Geländes.¹ Das wurde namentlich im sommerlichen Wasserstandsminimum sichtbar im fast gänzlich ausgetrockneten Flußbett.² Daher nach heftigen Gewittern im gebirgigen Quellgebiet das Hochwasser, welches, wie d'Ämme rächt groß dünnt, bis auf das 40fache des durchschnittlichen Standes ansteigen kann. Das so stark coupierte Terrain des Flußgebietes vermag dann den Regenschwall nicht einzufangen. So erklären sich genugsam die bekannten Verheerungen bis in die neueste Zeit, von denen wir uns eine vergegenwärtigen wollen.

Heiße Winde haben geweht vom Welschland (Italien) her.³ Der Flüelust (Föhn) ist über die Berge gekommen, und der „Steigrat“ hat von oben bis unten sein „schwarzes Wägli“ erhalten: den schmalen Streif, welchen das vom Bergschutt gefärbte Schneeschmelzwasser bildet. Es ist dies „das sicherste Vorzeichen kalten Wetters“.⁴ Nun entfaltet sich in der Regel um den Hohgant, sammelt sich an der Honegg ein Gewitter, wie Gotthelf es⁵ in berühmter Lebendigkeit geschildert hat. Es verzieht sich, geht vorüber, wie hundert andere Mal; aber am Ufer steht d'Ämmewacht. Da plötzlich (von Vater Rüfenacht in hoher Erregung wiedergegeben): Was ist das?! Ein Brausen, ein Brüllen, ein Gedonner. D'Ämme brüelet: am granitnen Riesbett reißt sich der noch eine Stunde entfernte Schwall, und das erschreckend seltsame Gewirr hoher und tiefer Stimmen schlägt an die Flußwände rechts, an die Fichtenstämme links. Ein graufig Echo, „übertönend das ängstliche Brüllen des Viehs, das Rufen der Kinder und die kurzen Befehle der Männer“, vergleichbar dem tiefen, zornigen Brüllen eines wilden Tieres, unvergeßlich dem, der es einmal gehört hat.⁶ Heulend fährt der vorausgeschickte Luftstoß — es düttet! — durch Gezweig und Gebüsch, dieses bis zur Erde biegend; es kracht im Geäst der Tannen. Die Sturmglode ruft;⁷ die vielleicht aus dem Schlafe Hergeschreckten freischen: d'Ämme dünnt! d'Ämme dünnt!⁸ der Afschuß dünnt! Und richtig, da sehen die Augen den Vorboten, von der noch unsichtbaren Woge vor sich hergeschoben: einen Wall von Tannen, samt den Wurzeln dem Ufergeländ entrissen oder den Sägemühlen entführt. Hoch auf bäumen sie sich, schlagen um in gigantischem Wirbel, stürzen auf

¹ Vgl. AN. 1822, 56. ² Waff. 86. ³ Rätli 383. — Wer dachte nicht an Bürgers „braven Mann“? ⁴ Waff. 42. ⁵ Waff. 18 ff. ⁶ MW. 27. 240, 242; vgl. Rätli 383. ⁷ AN. 1822, 56; Rätli 391. ⁸ MW. 2 J. 240.

den Grund in weithin hallendem Dröhnen; „das kracht mit allgewaltigem Donnergetöse“.⁹ Und wie in grauem Kampf-Spiel zwischen Riese und Zwerg werden mitgerissen Stege, Balken und Dächer, „Bütten, Spinnräder, Tische, Zübe, Stücke von Häusern.“¹⁰ Jetzt erst sieht das Auge einher sich wälzen die Flut „schwarz und hölzern und brüllend“,¹¹ „als ob ein wilder Drache breche durch das Gebüsch.“¹² Wieder überschlagen sich die riesigen und die kleinen Hölzer mit hochausspritzendem Gischt, bohren sich in wuchtigem Fall in den tiefigen Grund und werden wieder gehoben durch eine nachstürzende Flut. Gurgelnd dreht sich hier eine Säule, dort ein Pfosten in tollem Wirbel über einer blitzschnell ausgehobenen Höhlung, wie Streichhölzchen unter der Zube des Brunnens. In schrecklichem Spiel erschöpft sich diese Kraft, aber um so lauter brüllen die nacheilenden und hier sich fangenden Bogen, „dem Helden gleich, der auf dem Kampfplatze noch mutig steht, wenn im Tode verstummt die andern Kämpfer“ liegen.¹³ Denn „die Emme ist nie böser, als wenn sie abnimmt; erst dann gräbt sie so recht und frißt sich ein.“¹⁴ Daher auch die so vielfach bestätigte Tradition, „es gebe gerne zwei Wassergrößen hintereinander, und die zweite sei größer als die erste.“¹⁵ Daher ferner die den verwegenen, zuweilen auch unverschämten¹⁶ Holzfischern — wo göög Holz uf zieh — drohende Gefahr, der manch einer erlegen ist, und die jenem „Mi Ma ist mir i d' Emme gfaßle“ einen furchtbar ernstesten Hintergrund verleiht. „Wen die wilde, zornige Jungfrau umfaßt in ihren wilden Zeiten, der küßt das Leben ein“,¹⁷ wie schon zu gewöhnlichen Zeiten, wer unkundiger Weise geit ga bade, unversehens in es Loch trappet und von Strömung und Wirbel überrascht wird.¹⁸

Zu sprechen erst in zweiter Linie von dem noch nach Jahren sichtbaren¹⁹ Überschwemmungsschaden, den die zwischen 1570 und 1896 verzeichneten 48 Verheerungen²⁰ angerichtet haben. — Auch in diesem Sinne, als Zerstörer, heißt die Emme der Eggwil-Fuehrme.²¹

Als merkwürdig verzeichnet Gotthelf,²² daß die Emme mit Vorliebe die Sonntage wählte zu Anlauf und Ausbruch.

Einen ebenso unheimlichen Anblick kann der Fluß im entgegengesetzten: im minimalen Wasserstande bieten, wenn sein über und über mit Riez bedecktes (g'rißlet's) Bett offen zutage liegt und grell vom Mondschein sich beleuchten läßt. „Es ist, als wären die hellen Riesel gebleichte Totenbeine, der weiße Grund die große Totenstraße.“²³

⁹ Rät. 193; Rät. 386. ¹⁰ Waff. 34. ¹¹ ebd. ¹² Rät. 386. ¹³ Rät. 23 Hs. ¹⁴ Rät. 390. ¹⁵ Barthli 29. ¹⁶ Waff. 66 ff. ¹⁷ Rät. 23 Hs. ¹⁸ Rät. 386. ¹⁹ Rät. 23 Hs. ²⁰ Stürler, Emme 17 ff.; EvG. 1903, 44; WBB, C 240; Gotthelfs Waff. ²¹ Widm. 101/2; E. A. Türl. 4/5. ²² Rät. 397; Waff. 34. ²³ Dorbach 44.



Grünbrücke bei Ramsey. Erbaut 1771.

Der selbe Fluß, der aus der Ferne „in der Abendsonne wie ein goldiger Streif durch das lichtgrüne Laub der Bäume glitzert.“²⁴ „Die Jungfrau“, die „in ihrem Kranze von grünen Gebüsch so sittig“ einher geht.²⁵

Der Schachen und die einstigen Schächler.

Vor 1570 findet sich keine beglaubigte Nachricht von Emmenverheerungen. Das erklärt sich aus dem Tatbestand. Bis Mitte des 16. Jahrhunderts war nämlich das Bett der Emme identisch mit dem von Wald und Unterholz bewachsenen Überschwemmungsgebiet der Flußniederung, *Schache* genannt.¹ Dieses Wort brauchten im ursprünglichen appellativen Sinne noch Ruhn² und der jüngere Wyß, der von „Bergschachen im Sibenthal“³ redet. Auch Oberried hat in solchem Sinne noch sein *Huppematt-Schächli*.⁴ Sonst aber spezialisierte sich „Schache“, gleichwie „Grabe“ und „Ehrache“, auf das Einzugsgebiet der Emme, blieb aber dafür auch zumeist an den urbarisierten und überbauten Partien des alten wirklichen Schachengebiets haften.

Das selbe bot mit seinem durchlässigen und aufsaugenden Boden, sowie mit seinem Lebholz, dessen Wurzeln (ganz besonders bei der Eiche) wie Klammern das Erdreich fest- und zusammenhalten, hinreichend Schutz gegen Wasserschaden. Obendrein brachten die üppigen Rorbweiden — *Widli* — und Haseln — *Häsele* — guten Verdienst.⁵ Als *Allmänd* durfte von jeher der Schachen den Anstößer-Gemeinden zur Weide und Beholzung dienen, gegen Erfüllung der (überhaupt im Kanton) auf dem Uferlande haftenden *Wuhr-* oder *Schwellenpflicht*.⁶ Neun Zehntel dieses Uferlandes gehörten um 1570 als *Reißgrund* (d. h. veränderlicher, vom Wasserstand abhängiger Anschwemmungsboden) dem Landesherrn, also im Amt Trachselwald seit 1408 und im Amt Brandis seit 1607 der Berner Regierung. Diese verfügte von Fall zu Fall über Stück um Stück und bewilligte z. B. 1786 schenkweise ein solches dem Steinhauer Hans Burthalter in der Mühlegasse zur Abrundung seines Gütchens.⁷ Der übrige Zehntel war urbarisierter *Baugrund* (Kulturboden), von den Grundherren in bodenzinspflichtiges Lehen gegeben.⁸

Nun haben, hergedrängt durch den fast geometrisch ansteigenden Bevölkerungszuwachs, seit Mitte des 16. Jahrhunderts „*Tagwaner*“ — *Lawner* — und andere kleine Leute allmählich im gesamten Schachen-

²⁴ *MS.* 2 J. 173. ²⁵ Ruhn *MR.* 1822, 57.

¹ *Beitr.* 352. ² *MR.* 1817, 311. ³ *MR.* 1812, 32. ⁴ *D.* 2. ⁵ *Räthli* 365; vgl. auch *Barthli*. ⁶ *Stürler*, Emme 6. ⁷ *MSB*, B 18. ⁸ *Stürler*, Emme 6/7.

gebiet sich angesiebelt. „In der Dürre (d. h. am Dürbach), an der Emme, an der Ilfis, in der Gold“ (Gohl) haben sie „Inschleg gethan eigens Swalts“ (1569). Sie haben Gärten, Beunden (Büüne) und „Hoffstetten“ (Einzahl: die Hoffstatt = Höstert, Baumgarten) angelegt und sie „geziert mit hüpschem Baumgrät“⁹ (d. h. Baumwuchs; das alte Wort „Geräte“ bedeutet überhaupt „Ausstattung“; vgl. „Rorn, Win und ander Grät“).

Der Deutschordens-Vogt zu Sumiswald reagierte 1570 als der erste gegen solch eigenmächtiges Vorgehen. Die gemachten Einschlüsse an der Grüene wurden mit Bodenzins und Ehrschatz belegt, das Schachenholz in Bann getan, und die Untertanen mußten bei Eidespflicht „gegen Wasserichwal weren“ helfen. Aber auch die Berner Regierung wehrte sich 1568 lebhaft für ihre Hoheitsrechte im Amt Trachselwald: „Weliche Schachenlüt nach Rütirecht eingeschlagen (Ins.: iischlaa), söllents „nach bryen Jaren wider uslegen“ (d. h. von der Umzäunung befreien); Einschlüsse mit Wohnung aber gelten als lebenspflichtige Baugründe. Trotz ihrer Erlasse hatte aber die Obrigkeit einen Jahrhunderte langen Streit¹⁰ zu führen mit den Schächlere“ sowohl wie mit den sie als Anstößer bedrängenden Hofbauern. In brutaler Weise griffen letztere ebenfalls um sich mit Einschlüssen und Pflanzungen. Die Schächler ihrerseits regten sich wie Schnecken im Sammelhaß; auf ihre winzigen Gütchen eingeengt, luden ihrer viele durch liederliche Wirtschaft und Lebenshaltung das Omen auf sich, das seither den Namen „Schächler“ belastet hat.¹¹

Weniger war den Freiherrn von Brandis an ihren Hoheitsrechten im Schachen gelegen; sie verschenkten in ziemlich rascher Folge Anteil um Anteil an Unbegüterte zur Erstellung von Häuschen und Gütchen, gegen Übernahme der Schwellenpflicht, und die Berner Regierung fuhr in dieser Politik in immer weiterem Umfange fort. Der gegen anderwärts so frühe Übergang alles urbaren Landes in Privateigentum hatte namentlich im Rüegsau- und Goldbachschachen den heute zu bewundernden Aufschwung in Landwirtschaft, Verkehr und Gewerbe zur Folge.

Am weitesten weist noch der Ransfli- (Ranflüh-) Schache¹² in die Vergangenheit zurück. Gleichwohl deutet die ihm abgewonnene Langnau-Straße, und weisen prächtige Äcker bis auf 120 ha halts auf eine reiche Kulturarbeit seit 1569, in welchem Jahre der bereits eingeschlagene obere Ransflüh-Schachen durch die Berner Regierung

⁹ Zw. Urbar. ¹⁰ JoSt. 249 ff. ¹¹ BwM. 115, 176; Christen 173; His Zw. ¹² § 5

den Eignern überlassen wurde.¹³ Den untern Teil (130 Zucharten) erhielt die Gemeinde Lüzelflüh direkt von der Regierung.

An ihn stößt erst der Ramsen-, dann der obere Lüzelflüh- oder der Farb-Schachen¹⁴ (neben der Färberei). Diesen besonders holzreichen Strich trat Bern 1595 den sechs damaligen Güterbesitzern ab. Mittelpunkte dieser Güter waren aber 1783 sechs Häuschen, wie deren zur Stunde noch eins dem Wanderer durch die blühende Gegend ein Dorn im Auge ist.

Es folgt (immer dem rechten Emmenufer nach) der Lüzelflüh-Schachen, 1783 mit „drei Gütchen“, heute mit Äckern bis 147 ha halt. Hauptsächlich Allmend, woher heute noch der Hof samt Mühle an der Burgdorf-Straße das „Allmändli“¹⁵ heißt, wurde dieser Landstrich 1601 durch den Vogt des letzten Freiherrn von Brandis der Gemeinde Lüzelflüh erblichsweise abgetreten. Da aber in der Benutzung wenig Ordnung herrschte, legte 1617 die Berner Regierung 37 Zucharten Schachenfläche in Bann: für Schwellenholz, „damit das Wasser in seinem Furt behalten wurde und nit das Erdtrich verflöhen köndte“ (1569).¹⁶

Die nach und nach eintretende bessere Ordnung kristallisierte sich 1714 aus im Nutzungsreglement,¹⁷ welches, dem Geist und der Sprache des Volkes selbst entwachsen, in einigen Auszügen als Spiegel jener Zeit dienen soll.¹⁸

Da wird bestimmt: „Erstlichen, daß ohngefehr 37 Zucharten dieses Schachens, denen Schwellungen nach gelegen, in denen Zihlen, wie sie von denen Außgeschossen abgesteckt worden, durch einen währschafften Zuh solle außgeschlagen (also vom Zischlaag, dem eingezäunten urbaren Land, als dessen Gegensatz getrennt) und dieses Stuck hiemit zum Wiederholz aufwachs (neuen Holzaufwachs) also gefristet werden und belieben (bleiben), daß weder über Sturz noch Lang gahr kein Viech (außert Nach vermelden drey oder vier Rößen) darin sollen getrieben werden, noch die Wyd-Weid abgeehet werden.

Zum anderen. Weillen man durch Haltung des Ersten Punktes zu Weilt mehrehrem Holz gelangen wird, als mögen die Einwohner des Schachens den offen bleibenden Schachengrund so ungefehr 33 Zucharten — Anstatt bißhärigen Fäldens — Äfferen, Rüten, baumen und Ruzen nach belieben. Jedoch mit dem Vorbehalt, daß weillen dieser

¹³ Lm. Urbar f. 120 f. ¹⁴ § 2. ¹⁵ E 2. ¹⁶ Stürler, Emme. ¹⁷ ABB, A 605 — 612. ¹⁸ Unsere abkürzenden Übergänge wird der Leser auch ohne störende Anführungszeichen bemerken.

Grund von Einer Hohen Oberkeit zu Lehen Rührt, derselbe in 25 Theil und der dißmahl besitzenden Rechten gelegt, Jedes Stuck bey dem Zugelagten Hauß Verbleiben, und nicht von demselben (weg) Verhandlet, noch abgeändert werden könne. Auch ist, wann angesagt wird, der Zehnten zu entrichten.

Drittens, Weillen Von Vor Ernambseten 33 Zucharten noch 8 Zucharten übrig bleiben, sind Solche dennen Ehrsammen Männern zugeheilt worden. Als Jacob Scheidegger dem Weybel, Petter Burckhalter, Petter Gammetter dem Jungen, Bendicht Gammetter, Anthony Ruch, Christen Miescher, Anthony Gammetter zu Bärney und Hans Jacob Gammetter in der Stälken. Zum Entgelt sollen diese 8 In allen Begebenheiten, Es seye zum Schwellen, Stägen und Wegen, was daß Gemein Werck berühren Thut, zu den Erforderlichen Führungen Ein Jeder ein Roß geben.

Viertens gelehen die Schachenpächter der Guten Hoffnung, die Regierung werde angesichts der auf den Schachen verwendeten Arbeit und umkosten¹⁹ den Bodenzinß von zwey Pfundt auf zwen Schilling (Schilling) ermäßigen.

Fünffstens: ein Herr Predicant zu Lüzelflühe soll so wohl für das Wehdrecht als auch wegen Empfangenen dreyen Dublonen Jährlich außgerichtet (abgefunden) werden mit Nammen fünff Pfundt.

Sechstens ist Verglichen (die Übereinkunft getroffen) worden, daß jeder Rechtsamebesitzer Jährlichen sechs Sarböum, Wydstöck, oder anders zu den Schwellinen dienliches Holz zu setzen und gepflanzen habe. Bei allfälligem Holzüberfluß solle das Unwirigste den zumahlen Under die 25 Recht Vertheilt werden.

Siebendes soll daß Graß in dem Unaußgebuhte (d. h. nicht urbarisierten) Schachen für drey oder Vier Roß den Führungen Leistenden hingeliehen werden.

Achtens, So soll auch eine Ehrsamme Schachen Gemeinde Einem Jewesenden Herren Amtmann zu Brandis Ein Treger („Vorträger“, Vertreter) stellen, nach dessen absterben allwegen der ganze Eingeschlagene und offenbleibende Schachen der Ehrschaz Entrichtet werden soll.

Nüntens, So ist heiter Erläutert („erklärt“) worden, daß die acht Behrsohnen, So die Roß geben, außer den Acht Zucharten keine Ansprach an dem Schachen, Holzfeld oder Gelt nicht haben.

¹⁹ Vgl. „Ohmgeld“ statt „Ungeld“.

Rechenbens. Wenn Einer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, kann ein **Ambtsmann** den ihm Vergönten und außgeschlagenen Schachen **Herb Wyederumb** in den alten Stand setzen, oder zwecks **auffnähmung** (Zunahme) des (Schwellen-) Holzes anderwehrtige Fürsorgung thun.“

Wie rasch der Ertrag des urbarisierten Landes sich steigerte, mag aus dem **Dinkel-** und **Haber-Zehnten** ersehen werden, der in den Jahren 1741, 1742, 1743 entrichtet wurde: 12 und 4, 12 und 12, 94 und 58 „**Mäs**“.²⁰ — 1742 forderte der Landvogt den **Heu-Zehnten** von 33 Zucharten; der **Schachenvogt** Christen Burkhalter wehrte sich bei der Regierung energisch dagegen, und diese setzte den Landvogt ins Unrecht.²¹

Wie sehr aber solche Ertrags-Steigerung mit stetem Kampf gegen Unordnung errungen werden muß, zeigt noch 1902 das zweimal erlassene Verbot von Schädigungen sowohl im „urbaren“²² als im **Stud-Schache**.

An den **Lüzelflüh-Schachen** reiht sich emmenabwärts an: das **Burgacher-Schächli**²³ und der **Lüzelflüh-Anteil am Rüegsauschachen**.²⁴ Dieses Gebiet war 1547 noch ganz Allmend, zählte aber 1576 bereits 13, und 1669: 24 Heimwesen. Heute ist es ein blühender, in Landwirtschaft und Industrie mächtig fortschreitender Ort. Grade aber bei diesem so nahe gelegten Vergleich mit der Vergangenheit kann ihm nichts so ferne liegen, als etwa seinen alten Namen an „**Rüegsau-Borderdorf**“ oder dergleichen zu tauschen.

Mit dem **Rüegsauschachen** wetteifert in Häßlichkeit der Bewohner und Stattlichkeit der Gebäude der **Goldbachschache** links der Emme, heute aber **Lüzelflüh-Unterdorf** zu nennen. — Durch obrigkeitlichen Lehensbrief vom 15. Mai 1597 gelangten die Gemeinden **Sumiswald**, **Trachselwald**, **Lüzelflüh** und **Hasli** in den Besitz des ganzen Reissgrundes um die Brücke zu **Lüzelflüh**, also des (damals ins Gericht **Trachselwald** gehörenden) **Goldbachschachens**. Die vier Gemeinden aber gaben am 17. Juli 1708 das Gebiet den **Schachen-Einwohnern** in Unterlehen.²⁵ Man denke sich einen **Schächler** jener Zeit, der heute von **Goldbach** her an der Eisenbahnstation und Postanstalt, an Restaurant und Gasthof, an zwei Fabriken, drei Werkstätten, acht Kramläden und Handelsgeschäften, an den schönen Gärten und blühenden Feldern vorbei über die neue Brücke nach der erneuten Kirche wanderte!

²⁰ **ABB**, A 633, ²¹ **ABB**, A 577—623. ²² **Archverbal** 5. ²³ **Ad. Bf. Bb.** 54, 40. ²⁴ **U** 2. ²⁵ **Stürler**, **Emme**. — Der **Goldbachschachen** zählte 1783: 19 Häuser (resp. Häuschen), 1 mittelmäßiges Gut und viele kleine Schachengüttlein.

Schweli und Täntli.

Die Pflicht *z'schwele* und *d'Schweline* (Einzahl: die *Schweli*) zu unterhalten, war also zunächst den einzelnen Nutznießern des Schachengeländes überbunden. Die Unzulänglichkeit dieses Abkommens rächte sich bitter. Auf jedes *Zipänisiere* (Einbannen), jede Schmälerung und jedes *Bergrede* (Gerademachen) ihres Bettes antwortete die Emme mit Überschwemmung, bisweilen Schlag auf Schlag. Die Regierung tat ihr Mögliches. Sie ließ die „Landwehren“ je und je untersuchen.¹ Sie verteilte z. B. 1596 „die Tagwen von wegen der Landwehrj zu Lüzelflüh“ (im Bezirk der Brücke) so, daß auf Lüzelflüh je 5, auf Sumiswald 4, auf Hasli 3, auf Trachselwald 1 Pflichtanteil fiel, und daß einem *Zug* (= Pferd und Mann) 5 Mann als äquivalent galten.² — Auch die Ökonomische Gesellschaft tat das ihre: sie veranlaßte z. B. 1769 einen Wettbewerb von Schriften über Wasserverbauung.³

Aber erst, als die gesamten 4—5000 Zucharten Emmenschachen so gut wie gänzlich an organisierte Gemeinden oder Korporationen abgetreten waren, und als die Regierung am 1. Februar 1766 mit ihrer Schwellenordnung für die Ämter Trachselwald und Brandis⁴ ihre ganze Autorität in die Wagschale legte, nahmen die Wasserschäden merklich ab.⁵ Beeidigte *Schwelimeister*, im Amt Trachselwald zwölf (wovon einer in Ranslüh), im Amt Brandis zwei, mußten „jährlich zwei ordinari Umgäng halten: in mitten Merzen und mitten Herbstmonat“, zudem in Notfällen.⁶ Der Landvogt ernannte die Schwellenmeister, wurde jedoch 1797 in einem Streitfall mit Rüegsau an einen Vierer-Vorschlag gebunden.⁷

Die elementarste Technik der Wasserwehr ist das *Nahäiche*⁸: an bedrohter Uferstelle wird für die erste Not eine rasch gefällte Tanne oder auch nur ein *Große*⁹ (Wipfel einer Tanne) mit der Kronenseite ins Wasser gestürzt, damit die Wogen sich an ihr brechen; die Strunkseite dagegen wird mit Ketten umschlungen und durch Pfähle am Ufer festgehalten.

Für dauerhaftere und kontinuierliche Wehr eignet sich jedoch einzig das Schwellenwerk. Schädigend aber für die Nachbarn und deshalb 1766 verboten war das Ansetzen von Stoß- oder Schuppschwellenen, „bey Straf von 20 Pfunden für jeden Stoß.“¹⁰ Es waren dies (laut Rüfenacht) etwas spitzwinklig gegen den Lauf ins Wasser hinaus ge-

¹ Schwellenen 3. ² Vj. Zinsrodel X.. Eingang. ³ St. fol. 6 & 37. ⁴ MB, G 370.

⁵ Stürler, Emme 17/18. ⁶ Schwellenen 7/8. ⁷ MB, G 370—2. ⁸ Beitr. 351; Schwellenen 22. ⁹ MB. 2 J. 240. ¹⁰ Schwellenen 18.

schobene Schwellen in der Ausdehnung eines zu schützenden Guts — eine allerdings brutale Selbsthülfe.

Anders macht sich die Errichtung eines den Gesamtinteressen dienenden Schwellenwerks. Es „wird eine Tanne an den Boden gelegt, aufgeschwirrt (aufgeschwieret d. h. mit eingeschlagenen Pfählen oder Schwiere“ festgemacht) und hinter ihr mit Groben, Kreis (Chrijs = Tannreisig), Weiden u. dgl. zugefüllt. Dann werden auf dies alles in die Quere Trämel von 4, 5 und mehr Schuh Länge und 7—8 Zoll im Durchmesser, auch manchmal kleinere, dargetan, welche alle aneinander gereiht werden. Auf dies wird wiederum eine Tanne gelegt und mit dem übrigen auf obbeschriebene Manier fortgeföhren, bis 3 oder 4 Tannen dargeschwellt sind, wo endlich das Ganze mit Steinen beladen wird.“¹¹

Eine solche Schwelle, die 30—40 Kronen kosten mag, wird durch die Holzflöße bisweilen gänzlich ruiniert.¹² Da ferner das Wasser „erst dann gefährlich wird den Schwellen und Wehren, wenn es gefahrlos zu sein scheint“,¹³ in aller Stille aber unterfrißt, setzte 1795 der letzte Landvogt von Brandis, Ludwig Mai, eine neue Idee durch: „den hinter den Schwellen fließenden Bach durch einen Teich und Britschen zc. in Schranken zu halten, zugleich aber „die 262' lange alte Schwelle frisch zu überziehen (überziehe) und zu beladen.“¹⁴ „Das Teich“ erforderte 14 Trämel; die Bänder und Rigel für die ganze Länge des Schwellenwerks nahmen 18 Tannen weg; ferner brauchte es 1000 Bodennägel und 500 halbe (= halblange) Radnägel, — ein ungeheurer Materialverbrauch — immer mit ungenügendem Erfolg. Zwischen die senkrecht übereinandergeschichteten und von oben durchgehend verpfählten Tannenstämme drang durchbrechend und wegreißend der hochgehende Bogeneschwall. Nun fing man an, Stamm für Stamm mit den zugehörigen Bändern durch Eisenpfähle zu verbinden, die man von unten her eintrieb. Jeder solche eiserne Schwier wurde oben verschraubt (vermueteret); unten aber endete er in einen dicken Kopf, der ein Lösen und Rutschen des Stammes unmöglich machte. So entstand die D's-und-er-öbe-Schwelli. — Heute aber neigen sich alle Streichschwellen vom Ufer weg und werden wie folgt aufgeführt. Das Fundament bildet die durch allerlei Material solid unterbaute Bodetanne als unterstes Überholz. Dasselbe wird mit drei Bänder aus etwa 10 cm dicken und 2 m langen Tannstämmchen (Einzahl: das Trümeli), die rechtwinklig vom Ufer weg gerichtet und am andern Ende verpfählt werden, hindere g'häicht. Steine, Kies, Sand und

¹¹ Eggim. 108/109. ¹² ebd. ¹³ Schuldb. 60. ¹⁴ MBB, G 254; übb. 236—255.

Erde liefern die Ausfüllung der so entstammenden Höhlungen. Die hervorragenden Pfahlköpfe aber über den Verbindungsstellen zwischen Überholz und Bändern werden mit Weiden- oder Haselzweigen verflochten, g'ätteret. Jeder solche Ätter (vgl. „Etterzaun“; mhd. öteren, einen Zaun flechten; der öter: geflochtener Zaun um einen Hof oder um eine Ortschaft) bildet, indem er ausschlägt, eine Ruten- oder Gesträuchpflanzung, die mit der Zeit das Schachengehölz erneuern hilft. Über das Überholz nun wird zunächst eine Schicht (Legi) von Faschinen (Wedele) von zirka 2 m langen Ruten, dann eine lose Blëgi (auch das Bleeg genannt) von jungen Tannenstämmchen gebreitet; alles so, daß die Spitze (d's reiner Ort) der Ruten sowie der Tümwär (die „Dolbe“) der Tännchen behufs Brechung der Wogen gegen die Wasserseite zu liegen kommt, das stumpfere Ende dagegen (die Störze) sich in das Ufergelände einbohrt. Die schräge Richtung innehaltend, breitet sich über das Bleeg wieder ein Überholz; und so wird mit Ausfüllung, Faschinenwerk, Belag, Ätter fortgefahren, bis das dritte oder vierte „Überholz“ das Werk abschließt. Dasselbe senkt sich natürlich mit der Zeit und muß je und je durch neuen Überbau in der gesetzlich geforderten Normalhöhe von 1 m erhalten werden. Daher die Bezeichnung Sänkschweli. Eine besonders schöne Uferwehr des neuesten Systems ist im neuen Korrektionswerk der Grüene, sowie im Bereich der neuen Emmenbrücke zu Lüzelflüh zu sehen.

Zu solchen Striichschweline, die dem Ufer entlang „streichen“, erhalten reißende Runsen und kleine Flüsse wie die Grüene noch Troomschweline, welche quer durch den Wasserlauf gehen. In der Grüene sind sie durch feste Zement-Eckmauern mit dem Ufer verbunden. Diese „Troom- oder Grundschwellenen“¹⁵ bewirken, daß die Hochflut in kleine Stürze zerteilt und so in ihrer Stoßkraft gebrochen wird, daß d's Wasser z'Tood g'heit. Zugleich höhlt die stürzende Flut sich Versenkungen aus, in welchen die Hauptmacht der Geschiebe sich seitlich ablagert, um bei ruhigerem Fluß allmählich verteilt zu werden.

Zwischen Fluß und Damm, rechtwinklig zu beiden, werden zur Festigung des Schachengeländes stellenweise etwa meterbreite Landstreifen mit Steinen aufgebettet und beidseitig mit Rutengeflecht (Ätter) eingefast (verätteret). Das ist die alte „Zwerch-Schweli“, die heutige „Quer-Schweli“, wofür der gut mundartliche Name Chratte besteht.

Die Emme aber, die in ihrem Mittel- und Unterlauf jegliche Art Troom-Schweli beim ersten Stoß einreißen würde, konnte nur durch Korrektion der letzten Jahre dauernd an fortgesetzten Verheerungen ver-

¹⁵ Schwellenen.

hindert werden. 1887 projiziert, ist das schöne Werk ungefähr mit Schluß des 19. Jahrhunderts unter Bundeshülfe fertig gestellt worden.¹⁶

Hinter den Schwellen liefen schon früh „an den meisten Orten aus Erde und Steinen gebaute Dämme“, über welche ein stellenweise bis 1 m breiter Fußweg an angenehmen Buschwäldchen vorüberführt. Zur Zeit eines Kurr¹⁷ fehlten solche „Däntschen“ (Einzahl: der T ä n t s c h) noch völlig; selbst in der „Wassernot“ von 1837 vermißte sie Gotthelf da, wo sie am nötigsten gewesen, schwer;¹⁸ und wo sie standen, widerstanden sie nicht;¹⁹ erst in der letzten WassergröÙe von 1896 haben sie sich durchwegs bewährt.

Von einer ersten Anlage solcher Art hören wir 1766: Der Aushub aus den Wasserrunfen soll „hinter oder auf die Schwellenen damm- oder d ä n t s c h w e i ß auf einander gelegt werden, damit nach und nach durch aufwachsendes Gestäud (G s t ü ü d) diese neue Art D ä n t s c h e n befestiget, und der große Holzverbrauch vermindert werde.“²⁰ Aus dem Jahr 1789 aber bekommen wir zu lesen: „Peter Fridli der Krämer im Goldbachschachen zinsset Jährlich von einem Stückli Land näben dem T ä n t s c h zu nächst ob der Brugg, welches dem Fridli früher abgetauft wurde um Kronen 6, daß man den T ä n t s c h nach der Neüwen marche in die G r e d e ziehen könne; welches aber noch nicht geschähen, weßwägen der Fridli diß solange verzinßen soll, biß dißer T ä n t s c h in die B e h ö r i g e G r e d e wirt gemacht werden.“²¹

Seit langem dient der T ä n t s c h in seiner ganzen Länge den beiden Emmenusern nach, besonders aber die Strecke zwischen Lüzelflüh und Burgdorf, zu einer äußerst angenehmen und zeitsparenden Umgehung der Landstraße. „Uf em Ammedäntsch“ läßt denn auch Spieß²² unsern „Bigi“ das ergöÙliche qui pro quo mit einem Lehrer erleben. „Hier und dort auf einem T ent s c h“²³ lassen sich Stellbichein verabreden; und in rührender Harmlosigkeit schrieb ein Mädchen seinem „Hans Affolter in Amerika“, er solle sich nach so langem doch wieder einmal blicken lassen und ihm die Ehre einer sonntäglichen Begegnung erweisen; „ich gehe über den T ä n t s c h.“²⁴

¹⁶ Die Beschreibung dieser Arbeit s. Volksw. 1, 569 f. ¹⁷ Kurr 5. ¹⁸ Wass. 30. ¹⁹ MW. 2 J. 239; Brandis 119. ²⁰ Schwellenen 12. ²¹ Zinsbrodel 2f. 67. ²² „Gradaus“ 115. ²³ BW. 173. ²⁴ Zogg.



Wiese.

Matt und Matten.

Die Dintelfelder sind abgeerntet. Unter Feierabendgeläut ist das letzte Fuder eingefahren worden. Festlich war es ehemals geschmückt durch einen Kranz aus Rosen und gefristeten Kornblumen in der Hand des auf dem Bindbaum sitzenden elfjährigen Töchterleins und das flatternde rote Fähnlein in Händen des gar selbstbewußt neben ihm thronenden kleinen Bruders. Übermorgen schon werden auf einem der Felder die Stoppeln gestürzt und zu einer künstlichen Herbstgrasig aus Widen und Haser hergerichtet. Der zwischen hinein fallende Sonntag aber dient dem Erntefest — der Sichte, in deren nachmittägigen Verlauf wir ungeahnt hestrappt sind. Doch ist bald der Messer- und Gläserklang vor heimeligem Geplauder verstummt, und daran schließt sich an dem schönen Augusttag ein Spaziergang über Feld und Flur. Wir überschreiten das morgen in Angriff zu nehmende Stoppelfeld und gelangen an ein für uns sehr interessantes kleines Revier. Ein zehn Schritte breiter Streif an nordwärts gelegener Bergehalde veranschaulicht uns nämlich an einem Miniaturbildchen alles, was anderwärts und auch schriftdeutsch unter dem uns fehlenden Wort „Wiese“ zusammengefaßt wird.

Da ist zunächst ein feuchtes Bodenstückchen mit ziemlich starkem Abzug¹ (Senkung „Fall“), das noch der Entwässerung durch Löne, Lustone („Dohnen“)² harret. Einstweilen bietet es das Bild einer primitiven Wässerig. „Wässerung“ bedeutet 1. künstliche Verieselung, 2. die Anlage dazu, 3. das dadurch gedüngte Wiesenstück. Ist dieses von bedeutender Ausdehnung, so spricht man von Wässer matte (1783: Wasserwiese). Noch ausgedehnter ist das Mahd in der Gemeinde Hasli, das einem Lüzelflüher Bauer gehört.

¹ UR. 252. ² Schuldb. 405.

Ein aus dem Boden rieselndes Quellwässerrchen ist im Kleinen, was im Großen der Goldbach, der Rüegsau- oder Lüzelflühbach. Anderwärts leisten den Dienst beträchtliche Weier; so schon 1783 in Waldbaus und Flüelen.

Mit der Wässerchütte³ und dem Wätterhuet⁴ angetan, das Wässerchüfeli⁵ in der Rechten, zieht an dem ihm günstigen Regentage der Wässerpuur⁶ aus, ga wässere. In kleinen Verhältnissen genügt der gewöhnliche Spaten; oder es zieht gar, wie in unserm Miniaturbildchen, gelegentlich der bloße Schuh am Fuß mit Eleganz und Schneid zugleich die richtige Furche.

Das hiedurch ausgehobene oder erneute Wüerli oder Grëbli liefert in einem Zug Rasen und Erde zu einem primitiven Staumwehr, welchem im Großen die aufziehbare Brtische (Schleuse) des Zuleitungskanals oder der Zuleitungsschwelle entspricht. Im Bild: „Bisius verstand es wie Keiner, die Brtschen aufzuziehen, damit die Wasser der Herzensergüsse reichlich fließen.“⁷

Ebenfalls nur in größeren Verhältnissen erheben sich Rechtsfragen wie diese: an wem nächstes Mal der Ehehr („die Rehr“⁸) siig, 's Wasser aufz'reise,⁹ bis es seine Dienste geleistet hat und wieder abg'reiset¹⁰ werden kann. Eine andere derartige Frage ist: Auf wie viel „überflüssiges“,¹¹ d. h. über das Staumwehr fließendes¹² Wasser (Abwasser)¹³ ein tiefer gelegenes Nachbarstück Anrecht habe.

In ganz großem Maßstab wurde — und wird teilweise noch — die Bewässerung der Brandis-Schloßgüter Ei- und Kalchmatt betrieben. Eine „Zwerch-Schwelli“ schützte den in die Ragelflüh gehauenen Wässerungskanal vor Einbrüchen der Emme. Die Anlage war aber, besonders seit 1784, Gegenstand vieler Berner-Rats-Verhandlungen und verursachte große Kosten.¹⁴

Der Hauptwert solcher entlegener Wässer-, oder wie sie z. B. bei Ruhn¹⁵ heißen: Aufzugmatte, besteht in der Ermöglichung intensiverer Kultur des arrondierten Hofguts. Die umfangreiche Bedeutung von Aufzug geht aus von der Bergfahrt des Rühers aus dem Tal, wo er über Winter das dort gedörrte Heu verfüttert hat. Das Wort überträgt sich in der Folge (sozusagen rückwirkend) auf die Umstände, welche eine des echten Rühers würdige Alpfahrt ermöglichen: also vor allem gute Durchwinterung. Die hängt aber ab vom Ertrag

³ Joggeli 38. ⁴ Ball 24. ⁵ BwM. 108. 131 u. ö. ⁶ Ztgst. 2, 151. ⁷ Ammann ZG. 4. ⁸ UB. 460; Erbb. 23. ⁹ SchM. 2. 353. ¹⁰ GG. 3, 45. ¹¹ Amtsr. 114. ¹² Bgl. lat. „ab-undans“. ¹³ Amtsr. 76. ¹⁴ ABB, A 5—12; 25—32; B 1 f. ¹⁵ AM. 1822, 57.

der Wiesen. Als nun der Bauernstand den Rührstand beerbte,¹⁶ bedeutete „Aufzug“ die durch den Wiesen-Ertrag erzielte Bauernguts-Verbesserung. Dä het e gueti Matte, das git e gueten Aufzug.

Hier ist also Matte = Wässermatte. Mit ihr vereinigt sich aber unter der gemeinsamen oberoargauischen Bezeichnung „Lägermatte“¹⁷ (d. h. niemals aufgebrochene Wiese) die sogenannte „trocheni Matte“. Letztere wird nicht beriefelt, sondern mittelst Kopfbüngung angereichert.

Solche Dauer- oder Naturwiesen („Lägermatten“) gehen bei uns mehr und mehr zurück. In Lüzelflüh verhalten sich Dauermiese und bebauter Boden bloß noch zu einander wie 1 : 300, während im gesamten Emmenthal doch noch wie 1 : 3,1. Die Kunstfütterwiese dagegen verhält sich in Lüzelflüh zum gesamten Ackerbau wie 1 : 1,6 (im gesamten Emmenthal wie 1 : 2,7). So entschieden wird hier das Grassland (1764: „die Acker-matten“¹⁸; 1827: das „Mattland“¹⁹) zeitweilig unter den Pflug genommen, und zwar bis in die höchsten Höhen hinauf. Nachdem es einige Jahre in den allgemeinen Kulturplan einbezogen worden, wird es mit Grassamen besät: aa'blüemt oder aa'blüemtet. So liefert das Grundstück wieder für eine Reihe von Jahren — bis zu merklicher Ertrags-Abnahme — Dürrfutter oder auch Grünfutter (Grüens, Gräsig). Da über das Gebirge hin solche in der Regel entlegenere Flurstücke länger als in der Ebene ungepflügt liegen bleiben, hat sich hier die Bezeichnung Ägerte auf sie ausgedehnt. Dabei spricht man von Neuliss-Ägerte im ersten Grassjahr; alti Ägerte heißt sie in der übrigen Zeit.

Bei dieser Wirtschaftsweise steht der Wiesen-ertrag immer auf voller Höhe, und ei'm über 's Mätteli gaa dient daher auch als Bild für anderweitigen, einem mutwillig angerichteten empfindlichen Schaden.²⁰ (Vgl.: Gang mer nid gäng dür mis Mätteli, gang mer nid gäng dür mis Grass²¹ etc.) Arbeitsscheue aber erblicken in solch mühelosem Ertrag eine willkommene Entlastung. Drum instruiert einen zur kommunistischen „Teilung“ ausziehenden Tawner seine Ehefrau: „U de la der de nid so mageri Acherli gää! Matte nimm! Matte nimm! Si si viil ringer z'wärdche, und gää notti meh Grass.“²² „Matten sind an einem Hofe, was das Guter an einer Kuh.“²³

Unser Veranschaulichungsplätzchen weist uns auch ein winziges Lischemätteli (=ss=). Ein größeres²⁴ solches ist bei bloßem Streue-

¹⁶ Räf. 16 ff. ¹⁷ Geiser Zw. 46. ¹⁸ Pfr. Moser in Eggitwyl im Pfr.-Ber. ¹⁹ Eggitw. 3. ²⁰ Ztgst. 1, 124. ²¹ R. 02, 831 f. 903 f. ²² Dursli 201. ²³ Schulbb. 40. ²⁴ 16,60 ha.

ried-Ertrag verblieben. Wie verschieden davon die zu einem ansehnlichen Bauernhof²⁵ emporgediehene Mós matt!

Ausgedehnte Dauermiesen mit reichem Ertrag sind die Ráwflí-,²⁶ Ramsei-, Schwand e-,²⁷ Büholz-Matte²⁸ als Kollektiv-Eigentum, die Schüür-²⁹ und Fūrlí-Matte,³⁰ die drei Hüsmatt,³¹ Saagimatt und eine Neumatt als Zubehör von Einzelhöfen.

Dagegen sind ganz in Äcker verwandelt: eine andere Neumatt,³² die Schache-,³³ Emmer-,³⁴ Hünds-,³⁵ Lotterhüßli-,³⁶ Chienhüßli-,³⁷ Rißlaufe-,³⁸ Fraue-Matt; die Müli-Matte,³⁹ das Schräpfer-,⁴⁰ das Schuhmacher-Mätteli.⁴¹

Teils Äcker, teils Wiese sind: eine Hüsmatt,⁴² die Chalch-matt zu Brandis,⁴³ die Blas matt.⁴⁴ An der Grüene liegt: die Grüenne-Matte⁴⁵ (verschieden von Grüennematt). Schön und groß dehnt sich ebenfalls an der Grüene aus: die Adelbode-Matte. Zur „Öde“ gehört die Ötimatte,⁴⁶ zu Brandis die Eimatte,⁴⁷ worauf die Eischüür steht: heute ein Bauernhaus, ehemals das Kornmagazin mit Verwalterbehausung; ebendahin die Brunnmatt.⁴⁸ Ähnlich motiviert sind die Namen Schüür-,⁴⁹ Äsch⁵⁰-Matte, Bach-⁵¹ und Rißbi-Mätteli.⁵²

Äcker und Wiesen mit einem Schüürli darauf: die Gräbe-,⁵³ die Ramisberg-Matt.⁵⁴

Kleine Güter (mit Gewerbe) bis große Bauernhöfe: die bereits genannte Mós matt, drei Bödemátt,⁵⁵ die Büelmátt bei Trachselwald⁵⁶ und zu Oberried.⁵⁷ Die Haslmátt (einst die „Matte“ zu einem erloschenen „Hasli“).⁵⁸ Zwei Winkelmátt.⁵⁹ Die Längmátt.⁶⁰ Die Schwandenmatt mit großem Waldkomplex. Die Hüppemátt zu Oberried.⁶¹

Die zweitgrößte Dorfschaft der Kirch- und Einwohnergemeinde Lüzelflüh heißt Grüennemátt.⁶² Sie umfaßte 1783: „18 Besitzungen, darunter 1 Mühle von 3 Mahlhäufen, 1 Säge, 1 Schulhaus.“ Heute wetteifert dieses Durchgangstor für Wasen, Sumiswald, Trachselwald

²⁵ Zh. 1 Bst. Sp. Ad. Bf. Bb. 2054; G 4. ²⁶ G 4. ²⁷ D 4. ²⁸ G 1. ²⁹ 310, 01. ³⁰ 103, 26; G 6. ³¹ 409, 26; 371; B 6; G 5 D 4. ³² 161, 40. ³³ 109, 45; F 4. ³⁴ 476, 78. ³⁵ ZB. 243. ³⁶ ZB. 104. ³⁷ ZB. 27, 70. ³⁸ 31. ³⁹ 53, 17. ⁴⁰ 84, 47. ⁴¹ 80, 61. ⁴² 269, 57. ⁴³ 244, 90. ⁴⁴ Dfl. 101. ⁴⁵ Ad. Bf. Bb. 97, 56. ⁴⁶ 102, 15; G 6. ⁴⁷ 378, 92; G 2. ⁴⁸ 59, 70. ⁴⁹ 208, 51. ⁵⁰ 268, 50. ⁵¹ 181, 63. ⁵² 9, 37. ⁵³ 311. ⁵⁴ 120, 77. ⁵⁵ Ad. Bf. Bb. 59, 53; Zh. Ad. Bf. Bb. 72; 2 Zh. Ad. Bf. Bb. 575; j. B. F 3. ⁵⁶ Zh. Sp. Ad. Bf. Bb. 308. ⁵⁷ Zh. Sp. Ad. Bf. Bb. 997. ⁵⁸ Zh. Ad. Bb. 450, 46; F 6. ⁵⁹ Zh. Ad. Bf. 84, 83; Zh. Ad. Bf. Bb. 226, 34. ⁶⁰ Zh. Sch. Ad. Bf. Bb. 658. ⁶¹ 4 Gebäude, wozu Ad. Bf. Bb. 1096, 79; D 2. ⁶² F 6.

und Dürrgraben nach der Eisenbahnstation Ramsei (Linie Burgdorf-Langnau), das bald auch eine eigene Station (an der Linie Ramsei-Guttwil) bilden wird, mit dem Zentrum der Gemeinde selbst. Für den Bevölkerungszuwachs zeugen die dreiteilige Schule, zeugt die Hydranten-Versorgung, zeugen das Postbüro für zwei Routen (Ramsei-Sumiswald und Ramsei-Trachselwald), ein Gasthof und ein Restaurant, vier Kramläden, eine Käseerei, eine Schlächtereier, zwei Bäckereien und eine Mühle, die mit elektrischer Installation ausgestattete Sägerei, eine Schmiede, eine Ziegelei und verschiedene Handwerkstätten.

Weide und weiden.

Schließen wir an diese Statistik gleich die der ehemaligen Weiden, deren heutiger Bestand in Lützelflüh auf $\frac{1}{2}$ ha zurückgegangen ist. Das Verhältnis der Totalfläche zur Weidfläche steht damit wie 1 : 0,0002. (Schweiz 1 : 0,28).

Dem Wald ist zurückgegeben die Birchweid;¹ vgl. den Weidwald;² so auch das 1791 ab Brandisshueb verkaufte Scherrer-Weidlein.³ Teils Wald, teils Unterholz ist die Flüeweid⁴; Unterholz und Gestrüpp: das Wüesti-Weidli oder kurz: die Wüesti;⁵ vgl.: „da i der Wüesti hinder.“ Unterholz: das Birbe-(Birnbäum)-Weidli.⁶ — Eine Wiese ist heute: 's Weidli;⁷ 's Chälberweidli.⁸ — Acker-Wiesland: die Bergli-Weid,⁹ die Bláasweid samt Rain.¹⁰ — Acker, Wiese und Wald: die Grabeweid;¹¹ das zur Mosmatt gehörende Weidli.¹² — Ein Acker ist heute die Stiereweid.¹³ — Das so idyllisch gelegene Stühligli-Weidli¹⁴ ist soeben durch einen Neubau zu einem kleinern Heimwesen erhoben worden. Solche sind auch das Farnweidli¹⁵ und das Weidhüßli oder die Ellegerg-Weid.¹⁶

Auch die den bloßen Namen Weid¹⁷ tragenden Flurstücke sind urbar gemacht. Nicht einmal das Schachengebiet, in welchem noch 1743 der Amtmann von Brandis — aber vom Berner Rat ins Unrecht gesetzt — Weiderecht beanspruchte,¹⁸ dient heute mehr zu Weideplätzen. So lebt denn die ständige Weide fast nur noch in den vorgenannten Eigennamen fort. Dazu gesellen sich einige Nebenarten wie: Er ist no nie vor si Chüeweid use choo, das will sagen: er ist „ein Hinterwäldler“.¹⁹

¹ OA. 55. ² D 4. ³ 5—6 Zucharten; vgl. ABB, S 169. ⁴ 16, 95. ⁵ 24, 70; S 5 und 6. ⁶ 107, 05. ⁷ 207, 32. ⁸ OA. 36. ⁹ 148, 90. ¹⁰ 148, 45; D 8. ¹¹ 332, 32. ¹² 179, 92. ¹³ S 1. ¹⁴ Bb. Sch. Ad. Bb. Bb. 217, 70; S 5. ¹⁵ Ad. Bb. 337; S 3. ¹⁶ D 3. ¹⁷ D 1. 2. 3. 4. S 3 (zweimal). ¹⁸ ABB, A 591—7; 628. ¹⁹ Bgl. Ball 53.

Verfchollen aber find bei uns die Kuhreihen, und auch der von Ruhn²⁰ ihm zur Seite gestellte „Geißreihen“, von Ferdinand Huber²¹ so hübsch in Noten gesetzt, gehört der Sache nach nun ganz ins Oberland. Der poetische Weisbuech spielt, wie der prosaische Säutrijb (vgl. flueche wie ne Säutrijb) nur noch in der Vergangenheit, wo die Eichenwälder nicht nach dem Holzertrag, sondern nach Säumweid (Acherum) geschätzt wurden. Das war die Zeit, wo selbst die Schweine gleich dem übrigen Weidevieh Schellen trugen, und wo der Weideglocken-Diebstahl mit hoher Strafe belegt war. Letzteres erfuhren noch 1790 zwei Glockendiebe. Diese hatten sich auf die Kunst verlegt, an Glockenriemen, welche mit Tiroler Chötteline an den Hals der Kühe angeschlossen waren, die länglichen Ringe, die mit „Wolfengeli“ versehen waren, „aufzuwäggen“ (uufz'weigge) und „abzunehmen“. (Diese Wolfängeli, deren Beschaffenheit uns niemand auseinandersehen konnte, sind wohl eine Art zusammenklemmender, angelförmiger Springsfedern.)²² Die Frevler erhielten, unter Trommelschlag vor die Linde des Trachselwalder Wirtshauses geführt, fünfundzwanzig Prügel mit dem „Rinderzän“ (Rünizäärn) und wurden laufen gelassen.²³



Eine Trüegle.

Das Schlüpfen des Schmalviehs, namentlich der Schweine und Ziegen, durch Hecken und Gänge wurde — und wird noch — verhindert durch Dreiangel²⁴ oder durch viereckige Gestelle mit vorspringenden Enden. Diese Hölzer heißen Trüegle (Abb.); die Tiere werden trüeglet, wie man heute auch noch von einem Betrunknen, darum in seiner freien Bewegung Gehinderten, sagt. In mancher Dorfordnung²⁵ war solches Trüegle von Walpurgis- (30. April) bis Michaelstag (29. September) vorgeschrieben. Manchenorts, und schließlich durchwegs, wurde es bei den Schweinen durch Metallhaste (Säuhäst) ersetzt: mi het d' Säu g'ringet oder g'runge. Eigens hiefür, sowie für d' Zähn abg'chlemme, reisten Säuringer von Ort zu Ort. Von ihnen lernte man auch den drolligen Ruf: wär wott Säuhäst! — um in geselligem Kreise Brot u. dgl. herumzubieten.

²⁰ NR. 1820, 282 f. ²¹ ebd. ²² Vgl. „Wolf“ in der bekannten medizinischen Bedeutung, die gemeinsam mit der zoologischen auf ein „Gerren“ zurückgeht; vgl. Ringe²³ 410. ²⁴ Ger. Zw. ²⁵ SchM. 2, 248. ²⁶ JoSt. 66.

Mit dieser Maßregel muß die Stallhaltung einem Naturtrieb der Rüsselträger entgegentreten, der noch in Sprichwörtern figuriert wie: Gang verbiet me de Säue d's Muele (Wühlen). Von einer bösen Gewohnheit sagt man: Es ist ihm aatha (angetan), wi de Säue 's Muele. („Art läßt nicht von Art“). Verschiedene Gemeindeordnungen geboten jedoch das „Kinge“ bereits in jenem goldenen Zeitalter der Schweine, welches diese in Brachweide und Acherum: in der Eichel- und Bucheckermast der Wälder²⁶ feierten. Als Gegenwert dafür hatten auch in Lüzelflüh an Wälder stoßende Güter wie die ober Flüe („Superflue“) und Fuhre („Furon“) eine bestimmte Zahl „porci“ an die Kyburger zu Burgdorf als Grundherren zu leisten. (1261.)²⁷

Die Schafe dagegen, sowie Ziegen und sogar Pferde²⁸ wurden g'spannet: durch kurze, um ein Vorderbein und um den Kopf geschlungene Stricke, die Spanni, zwang man sie zum fortwährenden Senken des Kopfs, oder aber zum Heben eines Fußes. So waren sie ohne menschliche Aufsicht auf einen engen Weidekreis eingeschränkt. — Auch einem unruhig Träumenden konnte es vorkommen, „als ob er g'spannet wär.“²⁹

Alte Namen nach Weidetieren: Rosacher, Rosbachgräbe, Chüe-Albnit, = Stutz, = Acher. Nach dem schönen Berghof Geißbühl zu Lauperswil nennen sich die auch in Lüzelflüh häufigen Geißbübler. Der Sauacher entspricht dem Eggwiler und Signauer „Schweißberg“ (so schon 1372; aber 1341 „Swensberg“ und früher „Sweinsperch“).³⁰ Die Schaaflawle, der Schaaflnubel (Lauterbach).

Heute also beschränkt sich die Weide auf die knappe Herbstweid — soweit nicht auch das für sie bestimmte Gras doch noch der Darre verfällt. Zudem kommt sie nunmehr bloß den Schafen, Ziegen und jungen Rindern zu gute. Bei Kühen und Stieren scheut man die schweren Tritte, welche die steilen Gehänge schädigen würden; außerdem ginge der Milchertrag zurück. Gleichwohl entbehren auch unsere Herbstweiden noch nicht ganz aller Poesie des Lebens und Treibens johlender Hüeterbuebe. Noch qualmen im Feld die Hüeterfüürli, deren Rauch mit dem Spruch abgewehrt wird:

Rauch, Rauch, Muebli,
Gang zo'nt böse Muebli!

Rauch, Rauch, Meitli,
Gang zo'm böse Meitli.³¹

Öfters bloß mit einzelnen Pinselstrichen,³² einmal aber³³ in detail-

²⁶ St. O. 29, 23, 20. ²⁷ Rib.=Urb. 160. ²⁸ SchM. 2, 248. ²⁹ UR. 92. ³⁰ Fontes II. ³¹ RR. 02, 68; 03, 46. „Meitli“ und hier auch „Muebli“ sind sinnlose Reimwörter. ³² Land 69; Segen 69. 62; SchM. 1, 184 u. ö. ³³ SchM. 2, 262 ff.



Wollflige und Bodematt.

liertem Gemälde hat Gottlieb auch dieser Seite des Bauernlebens gedacht:

Wenn i (erzählt Wehrdi) albe bij mmer sälber 'täicht haa, wi n ig als ene Hüeterbueb im Herbst hä sächs eso toll, brav Chüe vor mer anne'tribe, i der rächte Hand d' Geisle, under em linggen Arm es Bünteli Späan: de isch mer das gäng u gäng wider i Sijn choo, i ha's nit chönne wehre. I ha mi sälber gseh, wi n i z'erst afen es bär Jüün bi ga plündere u de uf däm großen Acher ussen es Jüür aa'zündet haa. Es isch mer, für's z'grächtem säge, albe grad säulwohl gsii, wenn i am Morge ha chönne mit de blutte Beinen im nasse Gras ume schleipse u se de druuf am heiße Jüür ga wärme. De bin i de uf der erst best Acher ga Häröpfel füre grüble oder ga Öpfel ahaschlaa, für das i öppi z'braate heig. De han i no ander Hüeterbuebe zue mmer glööt, hie eine u dert eine. D' Chüe, die hei mer weiß Gott vergässe. Die hei si's lä wohl sii, wo's am meiste Gras g'gää hett, ohni z'fraage, wäm es siig. Mir hei üsi gstöhligen Öpfel u Häröpfel 'braate. Ob em Verteile si mer öppe de chlii uneis worde u hei enanderen i d' Finger gnoo, bis is 's Banggen ó verleidet ist. De hei mer de öppen e chlii g'bätterlet (gespielt). Mir hei Städte g'worse u g'luegt, wether witer. Oder mir hei Matte g'gräbe. (Däm seit men ieze städle. Da nimmt vo Zwene en iederen es Flachsstädli. Der eint wirft si eso vor ihm anne i Bode, das es schreeg iistett. De chunnt der ander vor ihn zuehe (stellt sich ihm gegenüber) u wirft si's eso i Bode, das es mit dem erste es schönes Chrüz macht.) — Aber wo mer am schönste si dranne gsii: o wetsch! du chunnt der Buur dahaar, wo n ihm miner Chüe si's Gras g'grässe hei (= dessen Gras meine Rüehe fassen). Dä ist is cho 's Jüür vernüdere; mir hei derwille Bächch g'gää. Er uuf u nähe, u het is welle bi de Haare nää. Aber er ist glii voll Mate^m worde u het müesse still haa. De het er is de naa 'brüelet: Wartit nume, dir Tonners Buebe! Wen ig eine von-n-ech erwütsche... u. s. w.²⁴

Etwas zivilisierter sieht da und dort die heutige Hüeterei aus. Zunächst wird jeder Weidekomplex durch Ruten — Züli — in kleine Reviere abgeteilt — abg'steckt —, deren jedes eine Woche lang vorhalten soll, so daß die Tiere jeweils am Sonntag ein frisches Stück abzugrasen finden. Damit geben sie an diesem Tag weniger ume-z'wehre, und das Festgeläut der Weideglocken, die gegen die eintönigen werktäglichen Schellen ausgewechselt werden, begleitet das heute besonders freie Tun und Treiben der Buben. Dazu kommt, daß sie die nie aus-

²⁴ Folgt die schöne Stelle S. 263.

bleibenden sonntäglichen Besucher ihresgleichen zum eigentlichen Hüten anhalten. Nun wird aller denkbare Zeitvertreib angestellt. Der ingenieus-este besteht darin, aus dürrer Buchen- und grünen Tannenzweigen (Chrisseste; Einzahl: der Chrissast) ein hohes „Haus“ aufzurichten und den „Keller“ mit Obst und Kartoffeln zu versorgen. Nun leistet das Streichholz seine Dienste. Das chrissmet! Das spräp-let! Das chlepf-t! Der im qualmenden Rauch sich brechende Sonnenschein aber bietet ein nie genug zu bewunderndes Schauspiel. Dann beobachtet man staunend, wie die Laune des Feuers sich unerwartete Bahnen wählt, wie schließlich noch da und dort „eine hohle Säule“ verschont bleibt, und — „des Pudels Kern“ — man kostet, wie die im unversehrten Keller gebratenen Früchte schmecken: so ganz anders als auf der nun gründlich überwundenen Kulturstufe alter Hüterei, wo man die halb verbrannten und halb roh gebliebenen Kartoffeln mit schmerzenden Fingern aus dem offenen Feuer hervorklauben mußte.

Ebenfalls keine große Rolle mehr spielt die Sichelarbeit des Futterschneidens in Lichtungen und am Rand des Waldes durch Besitzer von Ziegen: deⁿ Geisseⁿ chöölle³⁵ (nach Gotthelf³⁶ auch: deⁿ Säueⁿ, für die Schweine).

Wichtiger ist das Einsammeln verschiedener Niedgräser zu Viehstreu: Lischsche määjje, deere (dörren), ijtue. Die Ernte selbst heißt der Lischnet oder spaßweise auch der wältsch Heuet.

Gras und Gräler.

Die Hauptaufmerksamkeit jedoch beansprucht das zu mähende Gras. Ist überhaupt die Schweiz „das graswüchsigste Land Europas“,¹ so gehört das wasserreiche aber langwinterige Emmental zu den Gegenden, in welchen es gleich nach dem ersten warmen Frühlingsregen² in unvergleichlicher Farbensattheit und Fülle aus allen Rizen und Runsen, „durch die Böden und über die Berge gruenet“,³ also wieder es rächt⁴ das Grassjahr⁴ in froher Aussicht steht. Um so wehmütiger stimmt es im Herbst auch den Bauer in der Ebene wie den Sennen bei der „Abfahrt von der Alp“, wenn „üfers Grössli ist verschwunde, üsi schöne Meien o.“⁵

Was bedeutet nun Gras? Einmal Graswuchs, Futterschnitt (das zweute, trittte Gras“).⁶ Dann die Gesamtheit aller in der Viehhaltung

³⁵ BSp. 99. ³⁶ GG. 2, 131.

¹ Volksw. 2, 289. ² Rätli 360. ³ Ztgst. 2, 154; vgl. Christen 179. ⁴ Schuldb. 8.

⁵ Ruhn. ⁶ Rätli. 149.

roh verwertbaren Gräser und Kräuter, also soviel wie: Grässig („Grasung“).⁷ Ein umfassender Name für alle eigentlichen Futtergräser, also aus der Klasse der Gramineen, ist Schmäle, Schmäli (ahd. smelche),⁸ und aus dieser den Eindruck einer Mehrzahl machenden Form herauskonstruiert: die Schmäle. „So dachte er und brach sich eine starke Schmahle (als Zahnstocher) aus dem Zaun.“⁹ Beliebter Scherz: eine mit ere Schmale chübele, d. h. ihn mit der Spitze einer Schmiele die Lippen kitzeln.

Speziellerer Benennung erfreuen sich nur wenige Gräser, z. B.: Die schwärzi Schmäli, das gemeine Wiesenrispengras (*Poa pratensis*).¹⁰ Die Fromändaner-Schmale, das Fromental oder französische Raygras, Franzoseschmäle (*Arrhenatherum elatius*), als sehr ergiebig für Dauermiesenmischung geschätzt wie das massenhaft gesäete italienische, und weit vorgezogen dem englischen Raygras, beide Rehschmäle genannt, welchem Namen Kinder drolligerweise etwa eine Hirschschmale als Synonym beilegen. Die Ehnüttel- oder Ehnütteli-Schmale, das Knaulgras (*Dactylis glomerata*), mehr geschätzt als Grünfutter, da die Halme bald sehr hart werden und sich den Übernamen Ise-Schmale oder Ise-Traht gefallen lassen müssen und gelegentlich Spässe veranlassen wie: er well ga heue, süst chönn's te Möntsch meh frässe. Hun'gschmäle oder Zuckerschmäle heißt das wollige Honiggras (*Holcus lanatus*), welches sich ohne besondere Samenpflege stark vermehrt. Ein herrliches Aroma erteilt dem Heu die weißgelb reifende Naturschmäle, das Geruchgras (*Anthoxanthum odoratum*). An solchem Aroma wetteifert mit ihm das Riischgras, die Quecke (*Triticum repens*), deren um den längsten Tag sich bräunlich hervorhebenden Rispen (oder Ähre) dem Truber¹¹ das Signal zur Heuernte geben. Im Pflugland dagegen ist das „Reistgras“ mit seiner fast unausrottbaren Riischgraswüürze ein ungern gesehenes Unkraut. Hoch geschätzt ist wegen seines feinen Halms und großen Nährwerts das Thimöte-Gras (Wiesenlieschgras, *Phleum pratense*). Sehr ausdauernd und dabei in der Blüte ein äußerst zierliches Gras ist der Guldhäber, Goldhafer (*Avena flavescens*). Besonders für Wästermatten geschätzt ist der Fuchschwanz, Wiesenfuchschwanz (*Alopecurus pratensis*). Einen poetischen Namen hat das Schlafhorn, die weiche Treppe (*Bromus mollis*); seine Ähre gleicht der Kornähre, bringt aber keine Kerne zur Reife, weshalb der Volksmund dieses „Korn“ als schlafend bezeichnet.

⁷ ahd. ⁸ Schade 1, 548. ⁹ AB. 1, 207. ¹⁰ Stehl. 2, 1—9. ¹¹ Trub 29, 38

Schon weniger poetisch berührt uns der Name *Wäntele schmäle*, wie das Bittergras heißt (*Briza media*). Der berndeutsche Name erklärt sich aus dem Umstande, daß die Ährchen des Grases, sobald man sie auf die hohle Hand legt, sich ruckweise zu bewegen anfangen.

Niederes, hartes Gras, dessen Blätter dem Senfenzuge ausweichen, „das me's sött iisseiffe“ wie einen abzunehmenden Bart, ist den Mähdern bekannt unter dem Namen *Mareilihaar*.

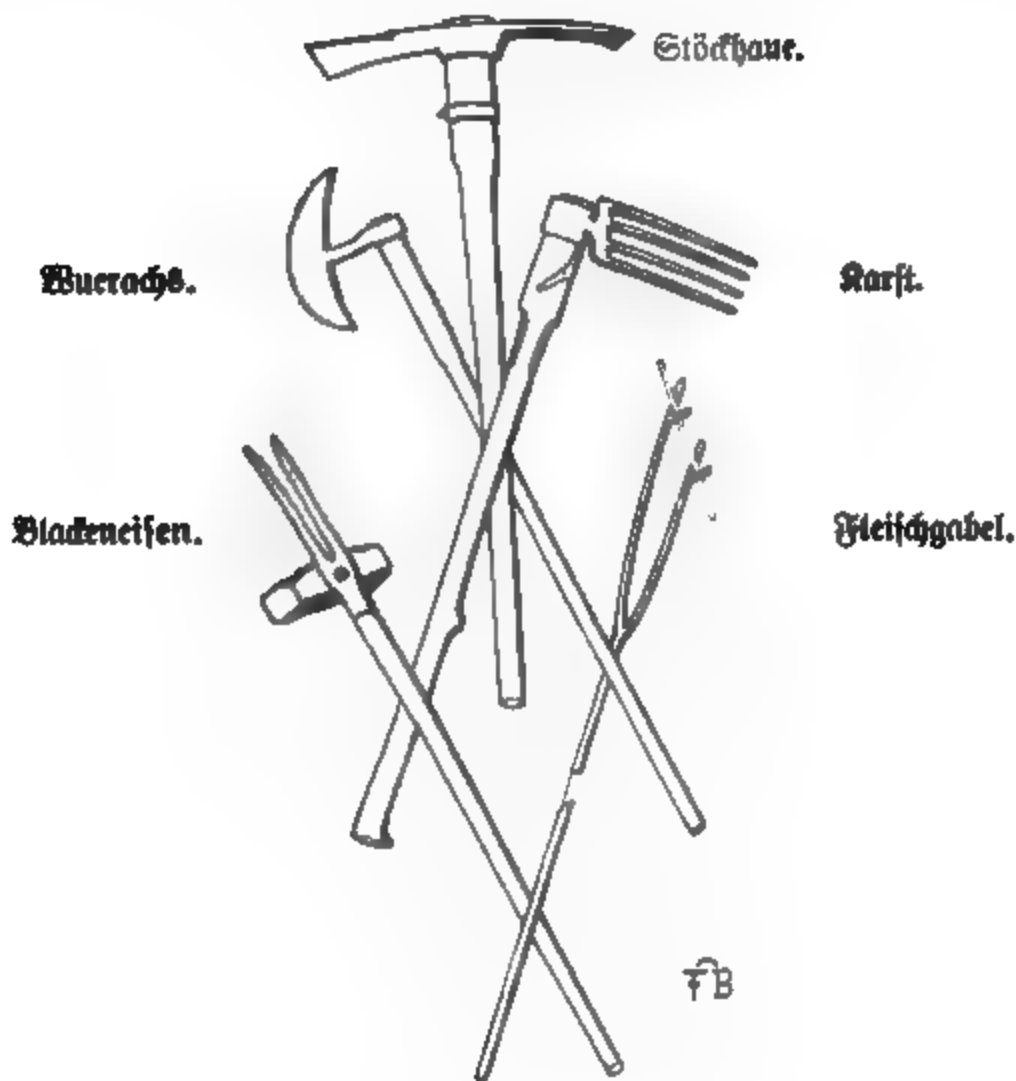
Sämtliche niedrigen, dichtsafigen Grasarten, wozu auch das Rammgras (*Cynosurus cristatus*) als vorzüglichstes Weidegras zählt, werden zusammengefaßt unter dem Namen *Müschigras*, *Müschergras*, oder das *Muschi*. Der dichte, oft auch verworrene Stand desselben in niedrigen Büscheln führt den Namen: der oder das *Tschümi*, und danach heißt ein kleines Kind, „wo 's Jüdi no i de Ehrüteren ume schleipft“, es *Tschümerli*.

Den Übergang zu den Kräutern bilden die Grassamenmischungen aus den verschiedenen „Schmale“ mit Esparsette, Luzerne, Wicffutter u. dgl., welche 1895 in Lüzelflüh den doppelten Raum des reinen Kleeß einnahmen. Der reine *Chlee*, d. h. Rotklee (*Trifolium pratense*), „der Rühle Zuckerbrot“, ¹² wird namentlich in seiner Spielart als mehrjähriger *Naturchlee* über die Egghöhe hin bevorzugt. Der auch hier als Glückszeichen gefundene (aber nicht zu suchende!) vierbletterig *Chlee*, der übrigens seine Konkurrenten im fünf- und mehr-, ja zur Seltenheit sogar vollkommen vierzehnbältrigen hat, führte zu der Bezierfrage: Was git meh Milch, der drei- oder der vierbletterig *Chlee*? Antwort: jener, weil dessen mehr wächst. — Ein vortreffliches Futter ist auch der *Wißchlee* (*Trifolium repens*). ¹³ Nur weichen die langen Kriechtriebe, aus denen sich jahrelang zahlreiche Stengel erzeugen, der Sense aus, und der Rechen fängt sich in ihnen, so daß der unwillige Heuer sagt: Es ist, wie wenn Träht g'spannet wäri. Oder: es ist aber e Schühmacher da düre g'gange u hett Spett-Träht (Rechdrähte) verlore. — Als Reinkultur spielen nur eine geringe Rolle die *Bärssette*, *Esparsette* (*Onobrychis sativa*) ¹⁴ und die *Lüsfärne* (*Luzerne*, *Medicago sativa*). ¹⁵

Wie natürlich es dem Landwirt ist, seine botanischen Benennungen nach dem Futterwert zu richten, zeigt z. B. der Name *Milchschelm*, = *li* (harmloser anderwärts: „Gib i niz“), welchen er dem kleinen, zierlichen, im August massenhaft blühenden (daher auch „Augstebueßt“ genannten) gemeinen Augentrost (*Euphrasia officinalis*) erteilt hat. Ein lästiges Wiesenunkraut, der gefnäuelte Ampfer (*Rumex conglomeratus*), heißt *Dittiblaße*, *Bläße* oder *Mälcher-Tschäppel*, mit dem der Bauer

¹² BSp. 345. ¹³ Stebl. r. F. 140. ¹⁴ ebb. 56—58. ¹⁵ Stebl. 2, 59—73.

während des ganzen Wachstums Krieg führt. Er hat sogar ein eigenes Werkzeug, das *Bladenisse*, mit dem er die lange Pfahlwurzel im Frühling heraushebt, u festicht (s. Abbildung). Um die Zeit der Samenreife im Herbst werden trotzdem nachgewachsene Stengel mit ihren



Der Knecht soll sein
 March wie ein
 Züß, aber nicht so
 faul und Träg
 wie äh!

Spruch in einem Rahm-Napf.

braunroten Samenrispen abgerissen und büschelweise auf den Feldwegen niedergefarrt. Ungern gesehen ist auch die *Chirbele* (aus *cærifolium silvestre*), der Kerkel. — Die zum Glück hier weniger bekannte Kleeheide wird mit dem Namen *Chleetüßel* gebrandmarkt.

Ein gräßig Härköpfere ist ein verunkrauteter Kartoffelacker.¹⁶ Dagegen ist gräse: Grünfütter einheimen, wie chleene: Klee als Grünfütter heim schaffen.

¹⁶ Ztg. 2, 36

Heu und Emd.

„Mähen“ lautet määjje. Ein besonderer Gefühlswert liegt in diesem Wort, wo es das anstrengungsreiche Grassmähen für Heu und Emd bedeutet.

Ein erstes Morgengrauen durchbricht die Nacht. Da tönt in ihre lautlose Stille hinein ein Klopfen, leiser erst, dann lauter und in rascherer Folge. Vom Stäcke (Spazierstock) rühren die Schläge her, die der Bauer oder die verwitwete Bäuerin gegen die Decke des Schlafzimmers führt. Da rührt und regt es sich droben im Gaden. Der Meistertnecht ruft seinen Schlafgenossen an: Uuf, es het 'topplet! Der dreht sich und fragt gähnend: Wie män'gs isch es dee? Ein Streichholz leuchtet. Eh min Gott, scho drüü! Der Meister het si verschlaaffe, mir hei hüt scho um zweu uuf welle!

Um so rascher ist heute das Volk zur Arbeit fertig. Schon harret seiner drunten in der Bauernstube ein Körbchen voll geschnittenen Brot und eine Kanne voll lauwarm bereiteter Milch. (Nur der alte halblausbe Beel zieht ihr sis Glessli vor, das er in einem Zuge leert, worauf er durch Gränne und Bäarsche sein Wohlleben am guete Schlüßli bekundet.)

Draußen stellen sich die Mähder (Mäder) hintereinander und lassen dem Meister (Puur) oder dem Meistertnecht die Ehre vort'määjje. Eine Würde und Bürde eines Mannes, einer Frau, die auch sonst im Leben als die Ersten ins Zeug gehen; dasselbe tun „Helden, welche keinen Wurm zertreten, aber vorn an mähen in der Schlacht“; ¹ „Weiber, die einem rechten Hause wohl anstehen und vormähen in der Haushaltung“. ² Weh aber auch einem, der sich etwa zu dieser Stelle eines primus inter pares vordrängen wollte, ohne ihr gewachsen zu sein! Flugs haben der Zweite, der Dritte in der Reihe ihn überholt und lassen ihn in seinem dreieckigen Stümpfchen, seinem Fuu'bläb oder Fuu'acherli beschämt dastehen.

Im gemeinsamen gleichen Takt aber mit dem anerkannt Vormähenden: im Streich schwingt die ganze Reihe — die Zülete — der Mähder und Mähderinnen die rauschende Sense. Alle auch trachten ihre persönliche Meisterschaft darin zu bewähren, daß sie süßer määjje. Hinter sich lassen sie eine glatt rasierte Grasnarbe ohne erhöhte Streifen — Schnüß („Schnauzbärte“) —, auch ohne verwaiste Halme oder Büschel. Denn die sehen ebenso unordentlich aus, wie sie von schlechter

¹ Stäthi 290. ² StgSt. 2, 4.

Ökonomie zeugen. Mi mues's nää, wil's gwachsen ist. Fern daher vom Ungeschied, d'Sägesseu i Bode z'schlaa, versteht der rechte Mähder, z'Bode z'haa, nider z'haa. Die Gründlichkeit solcher Arbeitsweise wird auch auf anderweitiges Tun übertragen. Mi het z'Bode, het nider im Markten und Feilschen,³ im Dringen und Bestehen auf etwas,⁴ im Zureden,⁵ im Beten, in einer Darlegung.⁶

Recht erschwert wird solches „z'Bodehaa“, wo Maulwurfshügel (Schärhüüffe), durch Regenwürmer emporgeschleppte Erde (Wurm-häard)⁷ oder Ameisenhaufen (Ampeisehüüffe), verborgene Steine u. dgl. nach sarlastischer Sprechweise d'Sägesse weze. Schwierig auch, und doch doppelt nötig, ist sauberes Mähen im Spätherbst oder auf magerem Grunde schon früher, wo die Mäde (Schwaden) nur noch spärlich ausfallen, wo es nur noch ein „Zusammenhaben“ der Grashalme (schëbere) gibt, wo me schier gar Zilli stecke mues, um das Gemähte und Ungemähte unterscheiden zu können.

Ein Bessermachen aber des schlecht Bearbeiteten lohnt sich hier nicht, man unterläßt es: was hindern ist, ist g'määt („was gemäht ist, ist gemäht“⁸): soll nun für gemäht gelten. Übertragen: reden wir nicht mehr davon!

Das Mähen und Einbringen von Dürrfutter — Düürs mache⁹ — wird trotz aller Ersatzversuche bei uns eine Hauptarbeit des Landwirts bleiben. Ist doch Düürs selbst im Sommer die Hauptnahrung der Pferde;¹⁰ ist doch altes Heu auf der Bühne¹¹ ein Trost bei allerlei Unfällen, und kann höchstens verbrönnets Heu oder Ämb¹² durch Erzeugung starken Durstes unangenehm wirken.

Der gesamte Sommernutzen, — welchem drolligerweise auch etwa ein „Winternutzen“ gegenübergestellt wird, indem einer vom Barbier die Entfernung seines Bartes verlangt: i bringe der grad der ganz Winternutze — kann je nach Höhenlage, Boden- und Grasart aus zwei bis sechs Schnitten bestehen. Deere aber lassen sich höchstens drei Schnitte: Heu, Ämb und allenfalls Herbstweid. Ihr gegenseitiges Wertverhältnis ist verschieden, je nach dem Standpunkt, den man zu dem neuern Grundsatz einnimmt: brüetigs Heu u riifs Ämb. Ehedem glaubte man, mit dem Heuet warten zu müssen, bis d'Säublume-Röhrli a heg'sület sigi, d. h. bis die (schwer zu dörrenden) Löwenzahnstengel verwelkt seien. Dabei konnte die Witterung die Heuernte („die Heuig“)¹³ bis in den nach ihr benannten Heumonat (Juli)

³ Michel 160; Uß. 170 und d. ⁴ SchM. 2, 471; Dursli 314. ⁵ Uß. 2, 207.

⁶ SchM. 2, 477. ⁷ Uß. 121. ⁸ Ztgst. 2, 2; vgl. Ott 1, 59. ⁹ Uß. 213. ¹⁰ Uß. 150.

¹¹ Uß. 353; Spinne 23. ¹² Michel 185—272 u. a. ¹³ Uß. 2, 13.

hinausschieben und allzunähe an den Ämbet heranrücken. Für 1903 stellen sich jedoch alle drei Schnitte zueinander wie $2 : 1 : \frac{1}{2}$, ja stellenweise wie $2 : 2 : 1$, während z. B. für 1898 der Durchschnitt auf $18 : 5 : 2$ (bei gutem Wiesland) sich bezifferte.

Ist der Hauptertrag des ersten und reichsten Schnittes — vergl. Gält wie Heu¹⁴ — eingebracht, so wird noch der spärliche Grasschub auf entlegenen magern Gehängen zsäme g'rämisiert (vgl. ramasser), was man der wältich Heuet nennt. Es ist dies eine spaßhafte Übertragung der in den Juli fallenden Heuernte auf den bernischen und neuenburgischen Jurabergen. Diese wird nämlich meist von bäuerlichen Altbernern besorgt, nachdem solche daheim ihren eigenen Heuet mit dem üblichen festlichen Schlußakt, die Heuete genannt, hinter sich haben: verheuet hei.

Die ganz besondere Geschäftigkeit, welche die Heuernte erfordert, wird u. a. durch einen Spruch und eine Redensart illustriert. Jener lautet: Wär im Heuet nid gäblet un i der Ärn nid zäblet un im Herst nid früech ufsteit: dä cha de luege, wi's ihm im Winter geit. Diese heißt: i der Blatten ume heue, d. i. die Schlüsselgemeinschaft des Tisches unverschämt und wählerisch ausnützen.¹⁵

Die Gründlichkeit dagegen, womit der Ertrag des zweiten Schnittes zu Ehren gezogen wird, spiegelt sich in der spassigen Äußerung über den Barbier, der behufs saubern Rasierens no einist drüber geit: iez wott er no ä m de.

Die Bearbeitung des zum Dörren gemähten Grasses geht in folgender Weise vor sich.

Wenn tunlich, erst nach einigem Abtrocknen des Bodens werden die Schwaden (Mäde) mit der hölzernen Gabel zerteilt oder g'worbet.¹⁶ Schon hier setzt ein Bild ein: Uf eine" worächet (also zusammenrafft) chunnt eine" worobet (zerstreut, verschleubert); m. a. W. en iedere Sparer het si Güüder.

Um Mittag ist die besonnte Oberseite afen e chlii überschläge, wird well, schlässmig oder g'schlässmig, sie schlässmet. Ist sie halbdüür, so chehrt me: man wendet das Futter mit der hölzernen Gabel, sofern nicht der (noch vor der Mähmaschine angeschaffte) Heuwender seine weit bessere Arbeit liefert. Um die Abendzeit wird uufg'rächet: das Heu mit dem Rechen an Wälmli gebracht. Droht Regen, so wird g'schöchlet, d. h. es werden aus den Wälmli 1 Meter hohe Haufen geformt: Schöchli. Im Oberaargau und Seeland heißen diese Birlig; dies Wort ist aber heute auch im Emmenthal

¹⁴ Heiri 131. ¹⁵ Schuldb. 144. ¹⁶ MW. BR. 30.

nicht mehr so fremd, wie zu Gotthelfs¹⁷ Zeiten. — Ein großer Teil des Heus wird dadurch vor Durchnässung geschützt, und um so eher erlaubt am nächsten sonnigen Vormittag der abgetrocknete Boden das Zette¹⁸ (Berzetteln) des halbdürren Futters. Um Mittag wird es neuerdings g'chehrt und verlangt bei ungünstiger Witterung allerlei Behandlung, um zur Not dürr zu werden. Man zerstreut alle kleinsten verwirrten Häufchen — B ä g g e l — durch Schüttle oder Schütte mit der Gabel, wie man eine viel Sorge und Mühe verursachende H ü s h a l t i g schüttet; man muß das Heu grösätte: ihm wie einem Großvater alle denkbare Sorgfalt angedeihen lassen.

Endlich nun rückt's doch mit dem D o o r e (Dürrwerden); mi cha afe n e chlii ga z'sämetröle oder z'sämemache: das Heu zu großen, dicken Wällen (Wä!me) zusammenbringen, um 's z'nää (zu „nehmen“, einzuheimsen). Zu diesem Behufe fährt der Heuwagen i d'Gasse, d. h. zwischen je zwei Wälle hinein. Zwee gää uehe: heben eine mächtige Gabelladung um die andere auf den Wagen. Einer läd et. U's Wiibervolch rächet z'säme wie's Bissewätter und ruft, wenn der Rechen die Masse nicht mehr bewältigt, den Gablern zu: a b n ä ä ! a b n ä ä ! Rasch ist ein Fuder geladen und gebunden; es wird a b g' rächet, d. h. mit dem Rechen der lose hängen gebliebenen Büschel entledigt.¹⁹

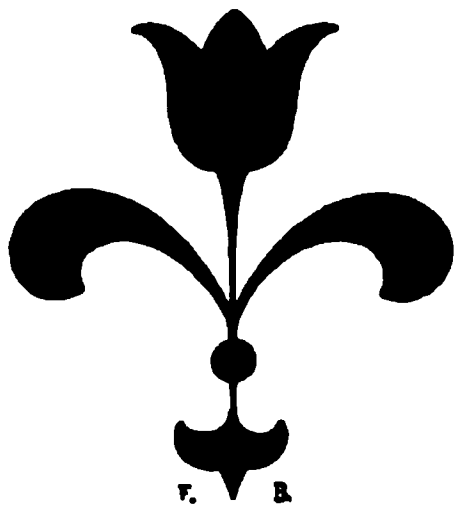
Ein solches Heu- oder Emd-Fuder, dessen Windbaum oben im Hammeloch eingehängt steht, ist ein Respekt gebietender Anblick, „ein ganzes Heufuder voll“²⁰ ein beträchtliches Maß. Drum, wenn die schwankenden Ladungen durch die Straße fahren, da stand „Gotthelf am Wege so vergnügt, wie wenn das alles in seine Scheune eingeführt würde“.²¹ Mit geschultem Blick aber nimmt der Fuhrmann, welcher iiführet, bei der Wegbiegung der Rant: er chräicht in genau berechnetem Bogen; ein „Achtung!“ tönt in die Ohren der Rosse, im Trab geht's der Bruggstod uf un über d'Zifahrt ii. Auf der Bühne wird das heruntergegabelte oder auch gleich mit einem Stoß überworfenene Futter g'sfüllet (alte Nebenform zu „füllen“); d. h. G a b l e t e um G a b l e t e wird verleit (zerlegt): über den Boden oder die schon vorhandenen Lagen hingestreut und festgetreten, z'sämetrappet.

Viel anstrengender aber ist auf ungebahnten Wegen und steilen Gehöften das Eintragen des Dürrfutters im Heugarn auf den Schultern oder auf dem Kopf. Hier erst recht lernt einer, was wärchen ist, und hat Gelegenheit zu zeigen, ob er si cha liide, d. h. ob er Arbeitsgeist und Ausdauer, Geduld und die Fähigkeit, sich in alles zu schicken, besitze.

¹⁷ Besuch 154 ff. 181. ¹⁸ UR. 214. ¹⁹ Bgl. UR. 219. ²⁰ Schuldb. 25 ²¹ Fröhlich VIII.

Den Schluß bilde ein kleiner Zug von großem Belang. Reiche Bauernsöhne haben nach flotter Räsfuhr im Wirtshause, mit Trank und Speise nicht kargend, sich gütlich getan. Hafer und Heu haben sie mitgeführt und draußen die Pferde gefüttert. Aber ehe sie zur Weiterfahrt aufbinden, wird jedes verzettelte (verzatteret) Hälmchen vom Boden aufgelesen und versorgt.²² Wär' s Hämpfeli nid schezt, ist der Heustod nid wärt.

²² Räs. 250.



Acker.

„Wärche“.

Die Emmenthaler bauen überhaupt ihr Land wohl. Sie geben sich alle Mühe, es zu verbessern und einen so hohen Ertrag als möglich daraus zu ziehen, daher man im Emmental wenig ödes Land antrifft.“ So 1764 der Landvogt von Brandis. Ein Zeugnis, das bis auf unsere Tage hinunter immer neu wiederholt wird.¹ Der laut Urteil seiner Zeit- und Gemeindengenossen² auch im Landbau durchaus bewanderte Gotthelf erklärt die Sorgfalt desselben wiederholt aus der Anhänglichkeit an jedes durch Fleiß und Schweiß emporgebrachte, wenn auch noch so kleine Landstück. Er erzählt wiederholt von der förmlichen persönlichen Zuneigung zu solchem Sorgenkind. Des entgleisten Dursli³ Ehefrau „weinte jedem verkauften Stückli Land bitterlich nach; auf dem gab es den Flachs am liebsten, auf einem den Kabis“ usw. Mit wahrer Entzückung hinwieder geht der „Schuldenbauer“⁴ an einem schlecht gearbeiteten Acker vorüber: „Wer da gsfahren ist (gepflügt hat) u gsfäht het, dä sött men abschlah wie ne Hund.“ Es gibt ja wirklich, besonders Stegen und Wegen nach, nüüt Wüesterß, weder we's uusg'seht wi wenn d'Chäsen u d'Hünd da z'Acher gsfahre hätti. Jeder sachverständige Fremde bewundert denn auch die peinliche Sauberkeit und Ordnung auf den „gartenähnlich bestellten“⁵ Äckern.

Solcher Hingebung bedarf freilich auch der Emmentalerboden wie kein anderer. Zunächst ist er außerordentlich steil: stritbarß (stripperß) Land. Dieses „streitbar“ besagt: Mit der eisernen Waffe namentlich des Pflugs ist ihm nur schwer oder gar nicht beizukommen. Er ist ünpenig („unbändig“): schwer zu bändigen, „zähm“ zu machen. Er ist un-

¹ Pfr.-Ber. (1764) 134; 253; Dt. fol. 6 & 70 (1780); Hauswirth (1783); E. A. Lärler 6. ² Fröhlich VIII; Manuel 8/9. ³ 260. ⁴ 169. ⁵ Krämer im SB.

g'schlacht: an ihm scheint zuweilen „alle Liebesmüh verloren“ zu sein wie an einem Masttier, das aus der Art (d. h. „Geschlecht“) geschlagen hat und „nid guet tue wott.“ Er ist üntüür: so mühevoll zu bearbeiten, „das me mängist fast möcht derwo louffe“. („Untüür“ ist eigentlich „unteuer“, ungeschätzt, unlieb; mhd. „des nimmt in untüre“ heißt: er macht sich nichts daraus.)

Kein Wunder also, daß auch der Landwirt und Landarbeiter für seine angestrengteste Beschäftigung eine ausschließlich für sie geprägte, auf sie gemünzte Bezeichnung als Ehrentitel in Anspruch nimmt: wärche. Der industrielle Angestellte nennt sich „Arbeiter“, und seine tägliche Hantierung nennt er schaffe. Ein Ausdruck, der, gemäß seiner Verwandtschaft mit „schöpfen“, im übrigen Leben mehr den Erfolg einer Bemühung hervorhebt: Hest woh! g'schaffet? = bist du mit dem Erfolg deiner Sammelarbeit zufrieden? I cha mit däm Büüg, däm Mönisch usw. nüt schaffe = kann damit nicht zurecht kommen.

Der Landmann aber wärchet — das ist seine Ehre vor und in der Welt. Einer wo wärchet, ist gäng no g'estimiert (estimé), (er mag im übrigen sein, wer er will). Bim Wärdche bis gäng voraa!⁶ ermahnt der Bodenbauer den von ihm beförderten Meisterknecht. (Das schafft dir Boden unter den Füßen.) Und sehr bezeichnend für den bäuerlich bernischen Volkscharakter ist die Selbstbescheidung: z'ässe gnue und z'wärche gnue.⁷ — Nicht einmal die noch so umfangreichen Haus- und Stallgeschäfte dürfen den Ehrennamen beanspruchen. „Anne Bäbi hatte die, welche nicht werchen, d. h. mit einem groben Werkzeug dreinschlagen konnten, auf der Mugg.“⁸

Wärdche ist also ungefähr dasselbe, was düsse wärdche⁹, im Feld („draußen“) arbeiten. Dusse werche konnten die Töchter wohl, aber daheim war keine dressiert.¹⁰ Gleichbedeutend sind die Ausdrücke: uf em Härd wärdche¹¹, 's Land wärdche, der Hof wärdche.¹²

Von da aus gehen allerlei Übertragungen und Spezialisierungen: „sich Courage in den Leib werchen“¹³; a!ls ihewärdche¹⁴ oder ihherbste; isch es einist nahegwärdchet, das men us de Schulden ist...¹⁵; enandere i d'Händ wärdche (auch politisch¹⁶). Es Heimetli erwärdche¹⁷: durch Arbeit erringen; im Sinn von „Durcharbeiten“, „auf die äußerste Kraftprobe setzen“: das Projekt „erwerchete ihn immer strenger“.¹⁸ Recht manigfaltig ist die Bedeutung von verwärdche. Zunächst arbeitend hinbringen: Der faule Tagelöhner will nur

⁶ UR 167. ⁷ Besuch 166; SchM. 1, 391 u. ö. ⁸ AB. 2, 54. ⁹ Gf. Gf. 1899, 81. ¹⁰ Geldst. 24. ¹¹ Lisch. 17. ¹² UR. 199. ¹³ Übergang 319. ¹⁴ AB. 2, 54. ¹⁵ Bf. 363. ¹⁶ An AB. 126. ¹⁷ Müll. UR. 43. ¹⁸ AB. 2, 303.

„möglichst leicht die Zeit verwerthen.“¹⁹ Dann mit einer Reihe dringender Feldarbeiten zu Ende kommen. „Sobald wir recht verwerthet haben, so mußt du doch den Zins bringen“²⁰. Mühsam verarbeiten: „das sündflutliche Fleisch“²¹; besonders aber, was man auf dem Herzen hat²²; „was in der inne schaffet“²³; „Gedanken“²⁴; „Galgenfreude“²⁵, Zorn²⁶, „Tränen“²⁷.

Eine zur Feldarbeit tüchtige und willige Person ist wärchbar („werkbar“²⁸). E W ä r c h a d e r e („eine Werklader“) „nennt der Emmenthaler jede tätige und tüchtige Hausfrau“²⁹, besonders wenn sie „dussen u dinne“ sich nie genug tun kann. Dann nähert sie sich aber auch dem Scheidewege, an welchem es zum Wärdtier³⁰, zum Wärdhund links ab geht. Wie schade, wenn dann die Attribute „arbeitsfreudig“ und „unsauber“, „zynisch“ konkurrieren!

Ein hübsches Wort ist: e W ä r c h g u e g, nach den flinken und unermüdblichen Bewegungen gewisser Käferarten. Nicht von so viel Lebensfreude zeugt dagegen die ständige Formel: hert wärdche u böß ha a.

B'wärdche hat der richtige Bauer alle Tage. Allein im mittelbäuerlichen Betrieb häufen sich doch zeitweilig die Arbeiten derart, daß der Jahreslauf je und je vier Hauptwärdch³¹ = großi Wärdch³² oder einfach Wärdch³³ mit sich bringt: Apflanzete, Heuet, Äarn (d. i. Getreide-Ernte nebst Ämdet) und Sääjjet³⁴. „Da passen die Leute sich gegenseitig auf, wann angefangen und was täglich geschafft wird.“³⁵ Kein ungünstigeres Zeugniß kann sich begreiflich erwerben, als wer immer um enes halbs³⁷ oder gar es ganzes Wärdch³⁸ im Hinderlig (hinter den andern zurück) ist; wer also noch mit Heue zu tun hat, wenn andere zu ernten anfangen³⁹, oder wi Tanner-Röbeli no im Braachmonet mit dem Händöpfelbännbli (halb voll Steckkartoffeln) dahar gnoppet. Eben so fatal sieht es aus, wo man nie „ein eigentlich Werk an der Hand hat“⁴⁰, sondern zerfahren von einem zum andern übergeht.

In diesen W ä r c h e n oder u m u e ß i g e n B i t e n⁴¹ (vgl. „Unmuße“⁴²), namentlich in dem bei großem Obstsegen besonders arbeitsreichen Herbst⁴³ wird jede irgendwie verfügbare Kraft zu Rate gezogen, und auch vom verständigen Nichtbauer⁴⁴ taktvoll geschont. Bauereien, sowie Besuche,

¹⁹ Schuldb. 75. ²⁰ Schuldb. 175. ²¹ Michel 272. ²² UR. 72. ²³ Herdenreihen 3, 4. ²⁴ GG. 2, 66. ²⁵ UR. 95. ²⁶ ebb. ²⁷ AB. 2, 43. ²⁸ AB. 1, 148 und sehr oft. Ott 1, 104. ²⁹ N'schwander 9. ³⁰ Joggeli 34. ³¹ AB. 2, 52. ³² Michel 151. ³³ UR. 198. ³⁴ Ger. Zw. (1793). ³⁵ ebb. vgl. fz. „saison“ und mlat. satio = Saatzeit. ³⁶ UR. 198. ³⁷ SchM. 1, 161 Hs. ³⁸ UR. 211. ³⁹ SchM. 2, 353. ⁴⁰ Ztgst. 1, 56. ⁴¹ UR. 217. 259; Schuldb. 167. ⁴² Schuldb. 72. ⁴³ UR. 89. ⁴⁴ Vgl. Spinne 27.

Ausflüge, Festanlässe werden zwüsche de Wärdche⁴⁵, besonders zwischen Heuet und Ernte, erledigt.

Zunächst dem jetzigen steht das ehemalige Egg-Schulhaus, nun als kleines Gütchen, das Eigentum eines Maurers. Es ist allem Anschein nach eine sehr alte Anlage auf freier Höhe mit prachtvollem Ausblicke, den ganzen Tag „der Sunne zwääg“, gegen Norden hart an den Wald stoßend, mit sehr schöner Bodenkultur. Der einer lebhaften Volksetymologie rufende Name des Gütchens: Ueberēch⁴⁶ erinnert an ahd. uoba-rôn = „üben“ in dem alten Doppelsinn einer religiösen Feier (ahd. uoba) und des Landbaues (ahd. uobo der Landbauer, mhd. die acchera uoben die Äcker bauen, hirs unt ruobe er uopte = baute); also ganz wie lat. „opus“ (Werk) und „opfern“ zusammengehören.⁴⁷ Sollten wir in diesem landwirtschaftlich so dankbaren Plaze, von welchem auch jeweils die Verfassungsfeier so weit sichtbar ins Tal hinunter leuchten, es mit einer uralten Kultur- und Kultusstätte zu tun haben? Man denke an die besonders intime Verschwisterung von Ackerbau und Religion als Überwindung der Nomadenstufe.

„Häard“.

„Ackerbau treiben“ heißt also: der Härd wärdche¹, die Erde bearbeiten. Ein bedeutungsvolles uraltes Symbol der Rechtsaneignung war drum das bekannte Hämpfeli Härd; eine ebenso bedeutungsvolle Strafe war aber die Eingrenzung auf den eigenen Grund und Boden.² Einen abhäärde heißt: durch Werfen mit Erdschollen ab unserm Grund und Boden treiben, dann: sich seiner Gegnerschaft entledigen³, ihm als schädlichem Rivalen „den Boden unter den Füßen wegziehen“.⁴

Ist dies ein Intriguenspiel unter Männern, so ist häärdele ein harmloses Rinderspiel, wie auch sandele und lättele, wie drädele, chöäle, gäutshle. Ein anderes Häärdele erfreut den Naturfreund z. B. auf einer Wanderung am Frühlingsmorgen oder nach einem erfrischenden Gewitter. Wie mischt sich da z. B. mit dem Duft der Rirschblüten der aufsteigende Erdgeruch! So häärdele auch die Hände des Ackerbauers, häärdelet das aus ihnen geessene Neun- und Vieruhr-Brot; und welcher „Erdsegen“⁵ steht gegenüber den zweifelhaften Parfums, mit welchen Müßiggänger die Mängel ihres Stoffwechsels decken, in solch häärdeliger Hand!

⁴⁵ Besuch 157. ⁴⁶ D 5. ⁴⁷ Vgl. auch: e g'liebte Wääg (vielbegangener Weg).

¹ Bfr.-Ver. 93. ² Vgl. „der Oberamtmann und der Amtsrichter“ 130 ff. ³ MZ. 2 J. 298. ⁴ An JM 91. ⁵ Nach Mosegger.

Eine Bohrprobe auf der Egg weist folgende Bodenbestandteile auf. Zu oberst in der Regel eine pflugtiefe Schicht vo guetem u murbem⁶ Härb: mit Humus durchsetzte Überrieselungs-, Verwitterungs- und Schwemmprodukte alsbald zu besprechender Art, im Gegensatz zum nicht urbaren „wilbe Härb“.⁷

Es folgt — mit Ausnahme einiger Sandboden-Reviere — der für unsere Gegend so charakteristische Lättbode, besonders jener gälb Lätt (Lehm), der als schwer durchlässige, zähe, nasse Substanz gleich bei der Pflügung durchhackt, nach einem Tage Besonnung aber gleich fertig bearbeitet werden muß, ansonst er steinharte Schollen darbietet. Dafür behält er aber auch Dünger und Feuchtigkeit sehr lange im Wurzelbereich der Pflanzen, eignet sich vortrefflich zum Getreidebau, und versagt auch in trockensten Jahren kaum je seine reichen Futtererträge. — Der gälb (oder gelbe) Lätt ist der Hauptsache nach eine Mischung aus Sand und eisenoxydhaltigem Ton. Verschieden von ihm ist der zum Bestreichen von Ofenwänden u. dgl. benutzte bläuliche Lein. (Lein = Leim, Leimen ist wort- und sachverwandt mit Lijm = nhd. Leim, und erhalten in Ortsnamen wie „Leimeren“, „Leimboden“, „Leimen“). Er besteht aus schlammiger Durchsetzung des nämlichen Minerals, das als blaue Lätt noch hie und da aus Lättgrube ausgehoben und zu Anlagen von Dreschtennen-, Stall- und Schuppenböden, kleinen Hafnerarbeiten u. dgl. gebraucht wird. Das gleichartig zähe dieser Masse bot Gotthelf ein Bild für das so außerordentlich mühevollen, Schritt um Schritt erkämpfende Vorwärtstommen seines Ueli: „Es war ihm, als ob er bis an die Knie im Lätt wandeln müsse.“⁸ Das nämliche Bodenelement hat aber auch „tiffige“ (gewandten) Bauern schon frühzeitig, z. B. 1764,⁹ zu erfolgreicher Grundverbesserung gedient. Pfarrer Roder in Affoltern spricht dabei von der „fog. blauen oder grünen Marnen“ (fz. marne, altfz. marle, mittellat. margila, kelt. marga d. i. Ton, vgl. das elsässische „meerle“, vom Kinderspiel im Straßenlot gebraucht. Es ist das gleiche Wort wie unser nhd. „Mergel“). Pfarrer Schweizer in Trub dagegen nennt¹⁰ die Masse „Marnel“, später¹¹ „Marmel“: Angleichungen an Marmeli (die aus Ton gebrannten anstatt der aus Marmorstücken geschliffenen Spielfügelchen der Knaben).

Fügen wir dazu noch die von Brandstetter¹² für „Ton“ in Anspruch genommenen Ortsnamen „Lägertschi“, „Dägermatte“ (zu dihan, kneten, formen, vgl. „Teig“), so haben wir ein ganzes kleines Wortregister für dieses den ersten Erdperioden angehörende Bodenelement.

⁶ UR. 118. ⁷ Trub 29, 38. ⁸ UR. 203. ⁹ Pfr.-Ber. 216. 194; vgl. DL. fol. 6 & 70. ¹⁰ 29, 38. ¹¹ 30, 119. ¹² Gfd. 42, 156 ff.

Rötliche Tonerde aber, wie sie sich (z. B. auch in Trub¹³) als Lätt verteilt im Erdreich vorfindet und Flüschen wie den Rötchenbach, auch die (Dürren-) Roth zeitweilig färbt, ist gleichsam „der Eintrag“¹⁴ (Einschlag) des Bodengewebes, dessen Zettel die jung-tertiäre Molasse ist. Von den drei Schichten derselben kommt für uns hauptsächlich die mittlere in Betracht: die Meeresmolasse. Zwischen den Alpen und dem von diesen abgedrängten Nordstüd des Jura¹⁵ flutete einst¹⁶ über die Rhone-Enge bei Genf herein ein bis zum schwarzen Meer reichender Arm des Mittelmeers, und füllte die zweitausend Fuß tiefer als jetzt liegende „Hochebene“ allmählich mit den von der Brandung weggespülten Trümmern der einstigen Alpen-Vorberg-Ketten im Bereich der sogenannten *E m m e n g r u p p e*.¹⁷ Das grobkörnigste Gestein dieser großartigen Auswaschung heißt (im Gegensatz zu der kalkigen in der Rigi-Gruppe) die „bunte Nagelfluh“. Im Volksmund wird sie kurzweg *Flueh* genannt, obgleich auch ihm der volle Name *Nagelfluh* direkt entstammt. An zusammengebaute Hufnagelköpfe erinnert ja diese einstige Schottermasse deutlich genug. Ihre hervorstechendste Eigenschaft aber ist ihre Härte. „Härter als Nagelfluh ist eine vierzigjährige Natur“¹⁸; „Köpfe wie Nagelfluh hat der Kanton Bern“.¹⁹ Nichtsdestoweniger ist das Gestein noch „wie Anken“ gegen den „Gring“, welchen „die Frau heig“.²⁰ Im Napf, in der Hundschüpfen hat das Meer einst in Deltaform Nagelfluhsäze abgelagert. Die Grenze aber der gesamten Nagelfluhzone, welche sich im Süden scharf von der Flysch-Zone abhebt,²¹ bildet nordwärts unser Lüzelflüh. Am ehemaligen dortigen Bruggstuf, durch das Nivellement zwischen der neuen Brücke und der Burgdorf-Langnau-Straße nunmehr überdeckt, findet sich noch Nagelfluh vergesellschaftet mit „Gallenstein“ (*G a l l e*, *G a l l e g l ä ä s*), welcher zu Marchsteinen²² u. dgl. dient. Dieses „Galle“ ist unser bekanntes Wort, angewandt auf „eingesprengte fremde harte Steinart in Felsen, auch härtere Stellen in Sandstein“; gerade so wie wir auch von „Niere“ reden und der Bergmann von „Drusen“ (Drüsen) im Gestein spricht.²³

Die geröllartige, teilweise an den Güfer der Flußgeschiebe erinnernde Nagelfluh wird von Lüzelflüh abwärts mehr und mehr durch deren feinere Zertrümmerung ersetzt: den Sandstein. In zerrütteten, nackten Schichten da und dort durchstehend, meist aber zu einem namentlich für Hackfrüchte geeigneten Sandboden verwittert, stellt er eine Verkittung dar von Quarz- und Feldspatkörnern, Glimmerschüppchen usw.

¹³ 30, 119. ¹⁴ JoSt. Alp. 101. ¹⁵ Balj. Sch. 26. ¹⁶ Nach Studer und Bachmann. ¹⁷ Bachmann in „Neue Alpenpost“ 1875, 122 ff. ¹⁸ Sonnt. 122. ¹⁹ Mordiof. 185. ²⁰ Gelst. 307. ²¹ Heim in Volksw. 2, 254 ff. ²² Marchverbal 4. ²³ Grimm WB. 4, 1, 1188; Stalder 1, 415.



's Buehrüttell.

mit einem kalkig-tonigen Bindemittel.²⁴ Die aus schön gefügten Schichten herausgehauenen Bauquadern jedoch müssen in Oberburg geholt werden.

Dagegen ist die feinst zerriebene und am innigsten mit pflanzen-
nährenden Stoffen durchsetzte Molasse: der Mergel²⁵ (Märggel) außer
im Emmen-Schwemmland hier herum erst eine seltene Erbart.²⁶ Das-
selbe ist vom Kalk (Chalk) zu sagen, der deshalb mit Mühe und
Kosten auf die kalkhungrigen Anhöhen hinaufgeschafft werden muß.
(Vgl. indessen den Chalkgrabe.²⁷)

Die Mischungsweise nun aber all dieser Bodenbestandteile, verbunden
mit der Berechnung jeder der „acht Bodenarten“ durch Düngungs- und
Kulturart heißt mit einem feinen, notdürftig durch „Bodenkraft“ wieder-
gebbaren Ausdruck: Würze. Diese „Würze“ zu kennen, für jeden Ein-
zelfall zu beurteilen und als unbezifferbaren Faktor in den alljährlichen
Kulturplan einzubeziehen, ist so recht ein cachet intimer väterlicher Be-
lehrung und bäuerlicher Tradition von Geschlecht zu Geschlecht. Allerdings
ohne weiter sovielwie „Wurzel“ ist „Würze“, wenn es auf die Frage:
„Sind die Leute reich?“ heißt: „Ja, die haben noch Würze, hängen
nicht zu oberst in den Ästen.“²⁸ Feiner schon ist der Sinn: Boden-
kraft, welche die Tätigkeit der Wurzeln reich und lebhaft anregt. Vgl.
hierfür den Satz: „Der Hof sei gut und die Würze sei gut; komme
wieder ein rechter Bauer darauf, so sei der Schade noch zu heilen.“²⁹
Im Basbiet ist das Erdreich anders beschaffen; es ist nicht die Würze,
wo im Bernbiet ist.³⁰ Und endlich die schöne Anwendung: „D's Hus
sei d'Würze vo allem, und wenn's da fehl, so chönn's Chorn u Heu
gä, so viel es well, es bschüß alles nüt.“³¹ Er stammet vo gueter
Würze: er ist in gutem Hausgeist aufgewachsen, ist gut geartet und
gut erzogen. — Dagegen hat ein durch stagnierendes Wasser versäuerter
Wiesengrund e suuri Würze, und demgemäß het — und ist auch — e
suuri Würze ein Weib von versäuerter Gemütsart, von allzeit un-
freundlichem Wesen.

Urbarmachung.

Müssen für die Schweiz vom gesamten Boden an Felsen und Schutt-
halben, Gewässern und Gletschern, Gebäudeplätzen und Wegen zc. 28,3 %
abgezogen werden, so beträgt dieser Abzug für das Emmenthal 19,2 %;¹

²⁴ Bachmann a. a. O. ²⁵ Bass. 68. ²⁶ Vgl. Volksw. 1, 683. ²⁷ D 6. ²⁸ GG. 3, 7. ²⁹ Schuldb. 39. ³⁰ ebd. 334. ³¹ GG. 3, 142.

¹ JoSt. 285.

für Lüzelflüh (mit seinem Totalflächeninhalt von 2687 ha, 17 a, 37 m²): für Hausplätze, Hofräume und Gebäude-Umschwünge 1,13 %; die 16 km Staats- und 3,2 km Gemeindeftraßen, sowie Privatwege und Eisenbahnen beschlagen 2,23 %; Gewässer 1,08 %; Schutthalben, Rießgruben, Emmengrien 0,35 %; Total der unkultivierbaren Fläche 4,79 % oder rund 5 %. Waldungen und Stubbfläche (davon 0,39 % staatlich): 22,07 % der Gesamtfläche (im Emmenthal 25 %, Bern 22 %, Schweiz 26,5 % der „produktiven“ Gesamtfläche). Die Dauermiesen („Matten“) und Hofstätten (Obstgärten) betrugen 1895 in Lüzelflüh 235,5 ha; 1890: 190 ha; 1891: 4,55 %. (Naturwiesen und Alpweiden im Emmenthal: 13 %, Bern 19 %, Schweiz 68,4 %). Kunstfutterwiesen, Acker und Gärten beschlugen in Lüzelflüh 1895: 1714,4 ha; 1890: 1470 ha; 1891: 68,55 %. (Acker- und Gartenland im Emmenthal 43 %, Bern 37 %, Schweiz 30 %).²

Mit diesen Zahlen stimmt, daß in der gesamten Schweiz der Anteil der Landwirtschaft an der gesamten Wertproduktion (= 1800 Millionen Franken) sich mit kaum $\frac{1}{3}$ bezieht, für Bern aber auf $\frac{2}{3}$ und für das Emmenthal und speziell Lüzelflüh auf gut $\frac{4}{5}$ anzusetzen sein dürfte.

Wie viel unproduktives Land es aber dereinst auch über unsere Bergreviere hin gegeben haben mag, beweisen Namen wie die Döti³ („Öde“), ein heute gut gehaltenes kleineres Heimwesen bei Neuegg, und die Wüesti auf dem Benzenberg, mit dem Wüestweidli.

Namen wie „Blaasweid“ und „Blaas matt“, sowie das Burgergeschlecht Blaser (vgl. die Hofnamen „Blaase“ in Rüderswil, Gröschhöchstetten, Biglen) deuten auf (vormalig) steinige, trockene Halben, deren farbloses, spärliches Gras an die kahle Stelle des Kopfs (mhd. blas,⁴ vgl. auch blasros = „Bläß“) erinnern kann. Man denkt dabei auch an die „Blaisen“ des Bündner-, und der Sache nach an die „Bleiken“ des Berner Oberlandes. Eine andere Deutung^{4a} ist: Bläser oder Türmer.

Durch tiefes und sumpfiges Gelände dagegen erstreckt sich der Moorboden, mhd. das bruoch, heute das Bruuch. Einen so geheißenen Hof an der Grenze von Lüzelflüh hat Rüeggau, in Lüzelflüh selbst aber liegt der „Bruchbüel“, Bruuchbel. Im 18. Jahrhundert schrieb man für jenes: „im Brauch“ (als wäre es = usus), während ein Stadtteil von Luzern heute „der Bruch“ (als wäre es = fractura) geheißener wird. So können Dokumente und Aussprache gelegentlich irreführen.

Sumpfig wie das Moor ist auch das Moos, d. h. der Boden, auf welchem die fast unzähligen Moosgattungen gedeihen. Einen Moosgrund

² Vgl. Bollsw. 2, 249. 265; 4, 378; Vgl. Ernteberichte und amtliche Vermessung 1887--91. ³ U 7. ⁴ Kluge⁵ 44. ^{4a} Schm. 3d. 5, 148.

bieten zur Stunde noch die Moos- und Lischen-Strecken des Flüelen-grabenmoos, woran sich aber ausgedehnte Wiesen und Äcker reihen. So gibt es Wiesen mit den Namen Mösli,⁵ Ober-⁶ und Undermoos.⁷ Gehören die Güter „Moos“ und „Moosneuhaus“ jetzt zu Sumiswald, so zählt dafür Lützelflüh unter seine schönsten Bauernhöfe die Mös matt,⁸ auf deren einstige Beschaffenheit noch der Moos matt-gräben deutet.

Eine Ablautform zu mos heißt ahd. mios, mies, unser Miesch. Der Mieschrain. Miescher, ein (nicht häufiges) Bürgergeschlecht.

Die gärtnerisch so zierliche und dem Bienenzüchter so willkommene Erica gilt, in Masse auftretend, dem praktischen Landwirt als auszurottendes Gestrüpp: die Brüüsch-Hawle („Halde“). Brüüsch-hüsli heißt noch zur Stunde das Lauterbach-Schulhaus nebst benachbartem Bauerngut.⁹

Der Toorn=(Dorn-)Ächer. — Die einst mit Efeu (Ephau), Äbhen, Äbbhi bestandene Äbbi („Äbi“).¹⁰

Mit Schilf, Riedgras u. dgl. bewachsener Wassergrund nennt sich Ried. Kurzweg 's Ried,¹¹ Niederried,¹² und Oberried heißen drei Bauernhöfe im zweiklassigen Schulbezirk Oberried. Der letzte dieser Namen ist also doppelsinnig.

Das 12. und 13. Jahrhundert sind u. a. charakterisiert durch großartig ausgedehnte Rodungs-Tätigkeit. Auf solches Rütte deutet die damalige Entstehung von Geschlechternamen wie „von Rütli“. Mit den bernischen Freiherren von Rütli (bei Burgdorf)¹³ scheinen identisch gewesen zu sein die „von Rütli“ von Trachselwald. „Gegenüber Trachselwald, im einstigen Amt Rütli, sind noch Ruinen einer großen Burg, die wohl den Namen Rütli getragen haben kann. Das Amt Rütli, das ein eigenes, von der Landgrafschaft Burgund getrenntes Landgericht bildete, war die Taltschaft des heutigen Dürngraben“¹⁴ (Türggräbe).

Oberhalb Flüelen, zum Niederhaus gehörig, verzeichnet der Katasterplan eine „Hubers-Rütli“, die aber vielmehr Ueberß-Rütli¹⁵ heißt. Wäre dies als Aphärese aus einer Fügung „i der Rueperßrütli“ deubar, so hätten wir im Namen die 1256 durch Konrad von Brandis an die Abtei Trub verkaufte „schuopoza“ (Schuepeße) „dicta Ruopelsruti“¹⁶ (aus Hruodberaht der Ruhmglänzende), „gelegen beim Hofe Flüelen“, zu suchen. — 1707 zahlt R. R. im Goldbachschachen 2 Kronen „von

⁵ 74, 82 a. ⁶ 75, 44 a. ⁷ 52, 55 a. ⁸ E 4. ⁹ S 1. ¹⁰ Bh. Bst. Sp. Ad. Bf. 1024; B 6. ¹¹ Bh. Bst. Dörrhaus, Wagenschopf, Ad. Bf. Bd. 2304; D 4. ¹² Mit 1921 ha; D 3. ¹³ Bgl. von Müllinen I. 136 f.; von Wattenwyl 1, 297. ¹⁴ ebd. 135. ¹⁵ E 5. ¹⁶ Fontes II. 435, vgl. 469.

und ab des sog. Zihlen-Rütti-Rechts.“¹⁷ Einfach Rütti heißen zu Lüzelflüh eine Anzahl Äcker von 14 bis 26 ha halt,¹⁸ aber auch ein kleines Gut¹⁹ mit kleinem Fabrikgebäude. — Die Hundsrütti.²⁰ Die Buechrütti: bei Rahnflüh²¹ und an der Schaufelbühlegg.²² Zu letzterem Gute, das an der Seite eines hübschen Buchwäldchens sich so sonnig hinbreitet, gehört nunmehr auch die hinderi Buechrütti (Häuschen mit Umschwung); zum großen Bisang-Hof aber das Buechrütteli²³: eine der hübschen Einsattelungen des Ramisberges gegen die Straße diesseits Rahnflüh.

Ein Komplex von Reutestücken heißt: i de Rüttine.²⁴ Das Reuten setzt sich begreiflicherweise — z. B. an Straßenböschungen — in kleinem Maßstab beständig fort. Ein systematisches Rüttibronne²⁵ dagegen findet sich nur noch in Gegenden wie bis unlängst im Dürngraben, und bis heute in Trub. Da wird in regelmäßigem Turnus dreißig- bis vierzigjähriges Rüttholz entweder als Nutzholz zugerüstet, oder behufs mehrjähriger Kartoffel- und Getreidepflanzung auf der Reutstelle zu Düngasche verbrannt.²⁶

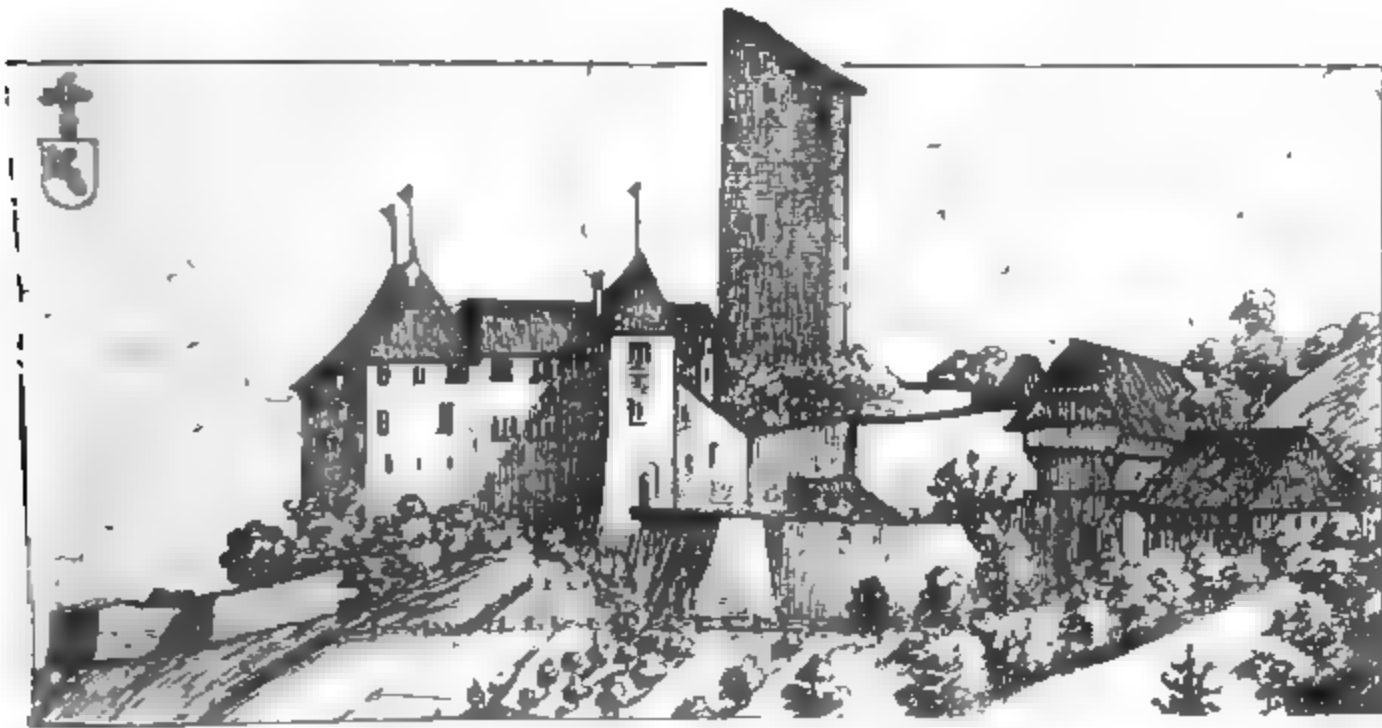
Aus 1742 wird „Peter Graber's Wittib im Schlättermoß“ zitiert. Letzteres Wort gehört zu demselben slahan, slän = schlagen, Holz niederschlagen, wie „Schlatt“ aus släte = gereutetes Waldstück. Ebenso stellt sich zu (um-)hauen: d' Hauete (z. B. im Zibach nächst Lüzelflüh), woher unser Burgergeschlecht Haueter; daneben in Eggwil die Alp „Hauene“.

Ein Dornicht ausreuten gehn: ga t o o r n e. Überhaupt „zum Schwinden bringen“: schwänte. So erzählt man von Gotthelfs Gattin, sie habe als feinsinnige erste Beurteilerin seiner Schriften ihm da und dort u u s g' schwäntet mit dem Vermerk: säg, Albärt, das ist de hingägetumms Züüg!²⁷ Mit Beil und Hacke aber schwänteten im Mittelalter die Emmenthaler eifrig und übten damit teils wahre Notwehr,²⁸ teils ein konzeSSIONiertes Recht zugunsten stetiger Erweiterung von Weide und Acker, teils eine Untertanenpflicht gegenüber dem Grundherrs.²⁹

Ein Beispiel, wie hoch hinauf schon sehr früh die Kultur mit Art und Waldsäge drang, bietet das ca. 1000 m hoch auf der Hundschüpfen gelegene und bereits 1280 verurkundete Gut „Eplischwand“.³⁰ Zugleich

¹⁷ Zinß-Model 1, 11. ¹⁸ z. B. D 1. 4. G 2. ¹⁹ Wh. Ad. Wj. Wb. 280, 19. ²⁰ Wh. Sp. Ad. Wj. Wb. 702; S 1. ²¹ Wh. Ad. Wj. Wb. 379, 76; G 4. ²² Wh. Sp. Ad. Wj. Wb. 1169, 90; D 5. ²³ G 5. ²⁴ AB. 1, 389. ²⁵ SchM. 1, 126. ²⁶ Anziehend beschrieben Trub 30, 126; vgl. Pfr.-Ver. von 1764. ²⁷ Eine liebliche Darlegung dieses Verhältnisses bietet Manuel 151—3. ²⁸ Eggw. 102. ²⁹ JoSt. 124. ³⁰ JoSt. 135.

von der Ausbreitung des Schwäntens zeugt das Nüederswiler-Dorf Schwanden (schon 1261 „Swandon“⁸¹), das heute noch wenigstens mit der Schwanden-Matte (1795⁸²) nach Lützelflüh hinüberreicht. Vom Hofnamen Neuenchwand (z. B. in Eggwil) schreibt sich her das (häufige) Bürgergeschlecht Neuenchwander. Dem Eggwiler Brammer- (Bromber-) Schwand entspricht die Brammer-Schwändi,⁸³ die aber neuerdings der Forstkultur zurückgegeben ist. Im Hinblick auf noch heute fortgesetztes Reuten dieser Art kann ein Ueli⁸⁴ zu einem Breneli sagen: „Wenn ich dich haben könnte, so wollte ich mit dir in die Wildnis, wo ich nichts als schwenden und reuten müßte.“



Schloß Brandis (um 1798).

Die Truber-Reuthölzer führten uns vorhin auf die Verwendungsweise des massenhaft gefällten Holzes. Auf das Verschmelzen zu Kohlen für den Handel deuten die Chöler-Matte⁸⁵ und das Choolholz.⁸⁶ Neben Ortsnamen auf „sang“,⁸⁷ zu „sengen“ (sachlich, nicht etymologisch verschieden von „singen“) sind für uns namentlich von Bedeutung das Bürgergeschlecht Brand und der offizielle doppelte Hofname Brandis.⁸⁸ Gewöhnlich heißt allerdings dieses am Fuße des Schloß- oder Brandis-berges gelegene Doppelgut Brandis- oder noch häufiger Eischür.

⁸¹ Rib. Urb. 167. ⁸² MBB, G 315. ⁸³ 421 ha; D 1. ⁸⁴ UR. 374. ⁸⁵ Bf. Bb. Kummengrien 199, 59. ⁸⁶ G 5. ⁸⁷ Volksw. 3, 375. ⁸⁸ 2 Bbh. 1 Bf. Ad. Bf. 1031, 80; Bf. Sp. Bb. Gb. Ad. Bf. Bb. 761; früher dazu eine Hanfreibe; D 2.

Dagegen tragen ausschließlich den alten Namen die benachbarten Örtlichkeiten Brandishueb und Brandishärgli.

Von großem historischem Belang ist das alte Schloß Brandis.³⁹ Schon der Rolle wegen, die es bis 1798 als Amtssitz für die Gemeinden („Gerichte“) Lüzelflüh und Rüegsau gespielt hat. Dann um der Traditionen willen, die sich an sein Entstehen und Vergehen knüpfen.

Düsterer Tannwald bedeckt den in schroffen Felsen und wilden Schründen gegen die Ematt abfallenden, von halber Höhe ab dagegen mit Buchwald malerisch bedeckten Schloßberg. Mit minder beschwerlicher Zufahrt aber (meldet die Überlieferung⁴⁰) stand das ursprüngliche Schloß auf der heute mit Tannwald bedeckten Höhe über dem Rüegsauer Hofe Neckberg. Hier wurde auch vom Ortspfarrer Romang († 1903) nach Zeugen eines einstigen Burgstalls geforscht, und Namen benachbarter Höfe wie Burkalte („Burghalbe“) samt Burgweid und Burgächer leihen dem Augenschein willkommene Stützpunkte. Nichts ist es dagegen mit einem angeblich ursprünglichen Namen „Brandich“, der sich allerdings auf Namen umgebender Höfe wie Eich und Eich-Neuhaus einerseits, Eicheberg anderseits stützen könnte. Die von den Urkunden unzählige Mal wiederholten ältesten Benennungen des Schlosses (seit 1246) lauten immer nur „Brandreiz“ (z = ß), „Brandez“, „Brandes“, „Brandiz“, „Brandis“.⁴¹ Der „Brand“ aber, d. h. das „Brennen“, das an einem als „Eichenstamm“ gedeuteten Baumstumpf im Wappen dargestellt wird, ist (nach Art der „redenden Wappen“) eine erst spätere Ausdeutung des Namens Brandis.

Nicht so harmlos ist die Deutung, welche in der Überlieferung dem Brand von Brandis im Jahr 1798 gegeben wird, und welche noch von Mülinen, Jahn⁴² und Imobersteg⁴³ dem bis heute lebenden Gerüchte gemäß reproduziert haben. Gerichtliche Zeugenaussagen beweisen, „daß keine verbrecherische Hand die Einäscherung des Schlosses Brandis verursacht hat, und daß somit die Überlieferung falsch ist.“ — „In der Zeit, da alt Landvogt May bald nach der Übergabe von Bern abwesend war,⁴⁴ hat man hier das Schloß bewacht, das gar keine Unfugen geschehen sind. Die Munizipalitäten (Gemeindsbehörden) und das Volk überhaupt bezeugen über das verunglückte Schloß großes Leid, um so mehr, da sie hofften, selbiges samt dem Gut für einen nötig habenden Spital anzukaufen. Peter Miescher von der Muniziliet (Munizipalität). Christen Ripfer, dito. Munizipalität Rüegsau und Lüzelflüh den

³⁹ D 2. ⁴⁰ Bass. 41; Jahn Emm. 8. ⁴¹ Fontes II, 198 ff. ⁴² Chronik des Kantons Bern. ⁴³ JoSt. 20. ⁴⁴ d. h. da auch er gleich andern Vögten nach Einmarsch der Franzosen das Land verließ, vergl. B. Taschenb. 1893/94 S. 228.

17. April 1798.“ So lautet die gemeindsbehördliche „Anmerkung“ zum Protokoll über das erste und zweite „Examen wegen der den 14. April Abends zwischen 4 und 5 Uhr im Schloß Brandis entstandenen Feuersbrunst.“ Die Aussagen der „Frau alt Landvögtin“ sowohl, als der Magd Elisabeth Eggimann, des Tagelöhners Hans Stalder, weiter von Christian Bichsel zu Goldbach, Jakob Bichsel auf dem Heidmoos (Heidmüs) und Hans Ulrich Wiesler zu Goldbach, und auch des Jakob Rydhener im Rüegsauwachen führen übereinstimmend auf folgendes Ergebnis: „Das Feuer sei aus dem Camyn in der Kuchen (das vor 4 Wochen gefäget worden), ausgebrochen, auf das Dach gefallen und habe bey dem düren Wetter so geschwind um sich gegriffen“, daß das ohnehin zu beständigen Klagen wegen Baufälligkei⁴⁵ t Anlaß gebende Schloß nicht mehr zu retten war.⁴⁶

Düngung.

Der Zweck des Reute-Brennens ist ein doppelter: Man entledigt sich damit auf bequemstem Wege des Gereutes, und man läßt dem urbar zu machenden Boden mittelst des Kaligehaltes der Asche eine ebenso treffliche Düngung wie Reinigung angedeihen. Dieselben Zwecke verfolgt das Mützfüüre auf verwildertem oder versauertem Grassboden. Vergleiche die von Schweizer beschriebene „Schäle“.¹ Aus den mit der Haue obenab geschnittenen (gshelte) Rasenstücken — Mutte,² Grassmutte — wird da und dort e Muthuusse errichtet. Um Kleinholz und Reisig werden als Mantel Mutte, Unkrautwurzeln u. dgl. geschichtet, das Ganze in Brand gesetzt und gegen das Durchbrennen — Usebrönne — immer neue Reserven aufgelegt. (Abb. S. 97.) So mottet (schwelt) es einen Tag lang oder zwei unter Entfaltung einer intensiven, außen unbemerkbaren Hitze. Daher Anwendungen wie folgende: „Echline Anlaß het die Sach, wo scho lang gmuttet het, zum Ustrag bracht.“³ „Weiter sagte sie nichts, und ließ nun alles, was sie mir an den Kopf geworfen, ordentlich mutten in demselben.“⁴ Während dieses inwendigen Ausbrennens sinkt der plump⁵ sich hinbreitende Haue in

⁴⁵ *ABB*, A häufig. ⁴⁶ Berner Taschenbuch 1893/94 S. 217—221. Artikel: „Die Plünderung bernischer Schlösser im Frühjahr 1798.“ Von Staatsarchivar H. Türlér. Da im vorliegenden Band für eine Geschichte von Brandis nicht Raum ist, diene wenigstens dieser kleine gelegentliche Exkurs zur Klarlegung einer Tradition, deren Entstehung mit den Plünderungsgeschichten der Schlösser Signau, Trachselwald Gottstatt u. a. in jenem traurigen Jahre in Zusammenhang gebracht werden muß.

¹ *Trub* 30, 127. ² *Amtsr.* 137. ³ *WB.* 2 J., 121. ⁴ *SchM.* 1, 290. ⁵ *Vgl. AB.* 1, 265: „das Trüech, di Plätttere, dä Muthuusse.“

sich zusammen, und der erkaltete oder mit Sauche vermischte Brandhäär d („Branderde“, „Brennherd“⁶) dient namentlich im Pflanzblätz zum Mürbe-Erhalten der Chabis-Löcher, zum Bedecken der frisch gesteckten Bohnen u. dgl. Drum der Zornesausbruch: Mit solchen Betrügern „fött me muttfüüre im Hustage, wo me Brandhäär macht für Chabisbläze!“⁷

Für Kalipflanzen wie z. B. die Kartoffeln auf den ausgebreiteten Ädern muß natürlich der Landwirt die nötigen Kalisalze auf dem Handelswege beschaffen, gleich wie für das Getreide den Phosphorsäuredünger, z. B. den Super, d. h. das Superphosphat. Bauern entlegener Höfe dagegen, die noch keinen Genossenschaften angehören, noch viel weniger aber irgend einem Reisenden der sechszehn schweizerischen Düngerfabriken (einem Mistgümi) trauen, sammeln heute noch so fleißig wie ehedem die Knochen (Beiⁿ), lassen sie in der (Bei-)Stampfi zerkleinern und reichern den Getreideboden mit diesem rohen Knochenmehl (Beimäh!) an. Klee und überhaupt Schmetterlingsblütler werden durch den immer mehr⁸ anerkannten Chälch (kohlen sauren Kalk) und iebß (Gips, schwefelsauren Kalk) im Wachstum mächtig gefördert.

Alles unbeschadet des uralten Sages: Mist geit über List. Denn der Stalldünger bleibt sowohl in der Vielseitigkeit seiner Pflanzennährstoffe, als in seiner Fähigkeit, den zähen Lehm Boden zu durchsetzen und zu mürben, unübertrefflich. Mit dem Mist konkurriert in Wichtigkeit die Mesti. Beides bedeutete ursprünglich⁹ dasselbe: durch Dünger angereicherte Sauche, womit das Futtergras analog dem Mastvieh g'mestet: zu üppigem Gedeihen gebracht wird. Der unvermischte Stall- und Dünger-Ablauf dagegen heißt bei uns Gülle und dient zu spottenden Vergleichen mit schlechtem Kaffee,¹⁰ Wein („Murte-Gülle“¹¹) u. dgl.; auch ein fauler Verwaltungssumpf heißt so.¹² Gülle mügger aber nennt man einen vorwitzigen Jungen, „wo gäng si drädigi Nase g'wilt vor het.“ — Den landwirtschaftlichen Aufschwung ihrer Zeit¹³ charakterisieren Gott-helf und seine Tochter mittelst derselben spielenden Schweben zwischen Schalkhaftigkeit und Ernst, womit einerseits die über die Dorfgasse rin-nende¹⁴ oder zu Bädern für unwillkommene Freier¹⁵ dienende Gülle, anderseits die angelegentliche Sorge für neue und große Bschütt-löcher¹⁶ sich in der Erzählung breit machen. Wirklich spielen in den bis-herigen anderthalb Jahrhunderten der Sommerstallfütterung und des vor-

⁶ Schulbb. 113. 161. ⁷ Geltst. 138. ⁸ Vgl. SB. 1902, 17. Juni; 1903, 15. März; SB. 1902, 93; SB. 1903, 24. Juni. ⁹ Vgl. Kluge^s 259. ¹⁰ Besuch 171; MB. 2 J. 85. ¹¹ Schulbb. 13. ¹² MB. Wj. 52. ¹³ Vgl. Volksw. 1, 459. ¹⁴ MB. 1, 154; 164; Besuch 171. ¹⁵ Rätli 376; UR. 66; SchM. 1, 243. ¹⁶ MB. 2, 144 ff.; SchM. 1, 389; MB. Wj. 94.

bestehenden Futterhaus diese Jauchelöcher in Verbindung mit den zum Bschüttli-Uusthue oder -Führe benötigten Restschafte und -schäftli, Bschüttlichafte und -bocki¹⁷ geradezu die Rolle einer Existenzfrage für den Landwirt. Da ist jedes neue Stück Grassnarbe, jeder Mangel an sonstiger Beschäftigung es guets Zeiche für z'bschütte;¹⁸ unerlei, ob nun die Bschüttli am Regentag schön aheschlüüf, oder ob sie bei stechender Sonne der Wäse (Rasen) verbrönn, um ihn nur desto kräftiger zu verjüngen. Daher auch die Jahr für Jahr in diesem Fach fortschreitende Technik, neben welcher nur in kleinen Verhältnissen und auf kleinen Räumen noch das alte

Bschüttli-Berschlänge in schönen langgestreckten Bügen, oder das noch schwierigerere regenartige Verspreiße mit dem Bohn¹⁹ (einem hölzernen Schöpfeimer) als Kunstübung fortgesetzt wird. „Ihre Hoffstatt ist bschüttet, Ihre Äder gemästet, was sollten Sie mit Ihrer rüstigen Kraft?“²⁰ — so konnte Gotthelf nur an einen zu öffentlichen Ämtern berufenen Kleinbauer schreiben.



Muttflüüre.

Allein „für ne Hof zwäggs'mache“,²¹ bedarf es noch anderer Dinge: genügender „Aufuhr“²² an festem und gutem — feißem — Dünger. Es chliis Misthüüffeli²³ vor großer Scheune: welch ein Erreger von Hohn und Mitleid! E brave, große, tolle Misthuuse oder -stock: welch ein Gegenstand — selten einmal des Efels²⁴ oder der Verachtung,²⁵ vielmehr in der Regel des Stolzes,²⁶ jedenfalls des sorgfältigen Behandelns und Zurateziehens.²⁷ Selbst —

¹⁷ NB. 2 J. 278. ¹⁸ Bgl. Dursli 226. ¹⁹ NB. 1, 170; GG. 3, 65. ²⁰ An NB. 106. ²¹ Schuldb. 159. ²² NB. 3, 69. ²³ NB. 1, 213; Räf. 155. ²⁴ SchM. 2, 367. ²⁵ An JN. 52. ²⁶ Schuldb. 159. ²⁷ Rätli 334; Bass. 60; vgl. die komische Stelle NB. 1, 134.

und grade auch — beim Häblichen gilt es als selbstverständlich, daß er jede vom Wagen fallende Scholle sorglich mit der Hand aufhebe; er weiß ja, wo der nächste Brunnen oder Bach ist. Denn ebenso bekannt ist ihm, daß nirgends wie hier tausend Kleinigkeiten ein Großes geben. Drum ist der Miststod, wenn nötig noch durch extra hergepflanzte Linden sorglich beschattet, nur selten noch ein Gegenstand prozenhaften Dummstolzes,²⁸ dafür um so mehr ein Wahrzeichen des auf Fleiß und häuslicher Sinn beruhenden Wohlstandes,²⁹ wie die Art seines Aufbaus einen Gradmesser des im ganzen Hof und Hause herrschenden Ordnungsinnes abgibt. Zu dem seiner Zeit berühmten Flechten (Büpfen³⁰) der Ränder hat der Melker nicht mehr überall Muße, geschweige zu närrischer Zierlichkeit.³¹ Hauptsache ist ja das jeweils ungesäumte Berlegen (Berlege), das Festtreten (Stampfe) und gegebenenfalls das Bedecken³² jeder neuen Auffuhr mit Erde, sowie das baldige Verbringen auf das Feld. Denn er tritt im Bode meh ab weder uf em Stod, sagt heute auch der konservativste Bauer,³³ und suu' wie Mist darf in diesem schillernden Doppelsinn nur noch als ethischer Vorwurf gelten.

Her also mit Mistwägen, = Bänne, = Bähre³⁴ zum Mistführe oder =stoße in Feld oder Garten! Mit Stächschüfle oder Wuerachs Stück um Stück abg'schrootet, damit nicht aller Ammoniak in die Luft fliege! Mit der Mistgäble (auf-)glade! Auf dem Felde mit dem Karst Häusen um Häusen abgezogen! (Mist abzieh wie Mistführe heißt bildlich auch Zoten reißen.) Die Häusen mit kleinerer Gabel zu Häuschen verschlängget oder verworffe, und diese schließlich mit dem Mistgäbeli zerteilt: Mist 'zettet. Eine Arbeit, der sich auch die stattlichste Bauerntochter nicht schämen darf; sonst heißt's mit einer spöttischen Parodie: „Es schneierlet, es beierlet, u d' Bure führe Mist; u 's Zümpferli muß zetterle, we's scho nid für is (= es) ist“ (ihm nicht behagt).

Zusammengekehrte Düngerreste: Schoorete. Was dagegen anderwärts „G'schöör“ heißt, ist bei uns der Rumpöst oder G'hüdermist (Rehrichthaus).

Noch immer taucht etwa auf der Bildfläche des Straßenlebens empor der verschlingelte Rosmistbueb, Rosmisteler, Mistchrattebueb,³⁵ Mistbueb,³⁵ Mistuufläser;³⁶ allein die modernen Verkehrsmittel und die verbesserte Armenpflege gestatten keinen Vergleich mehr mit den im „Bauernspiegel“ sich abspielenden Szenen.

²⁸ SchM. 1, 391. ²⁹ Sch. 2, 328; Jacob 1, 98; AB. 1, 164. ³⁰ SchM. 1, 357. ³¹ BSp. 154; dazu Beitr. 14; 727/8. ³² SB. 4. Juli 1903. ³³ Vgl. Bolsw. 1, 457; SchM. 1, 290 Sp^a. ³⁴ Ur. 400. ³⁵ Morbiof. 195; Stgt. 2, 164; Rkf. 108 u. a. ³⁶ BSp. 101 f. (klassische Stelle); AB. 2, 111; SchM. 2, 405 Sp^a.

Ackerfurche und Erdscholle.

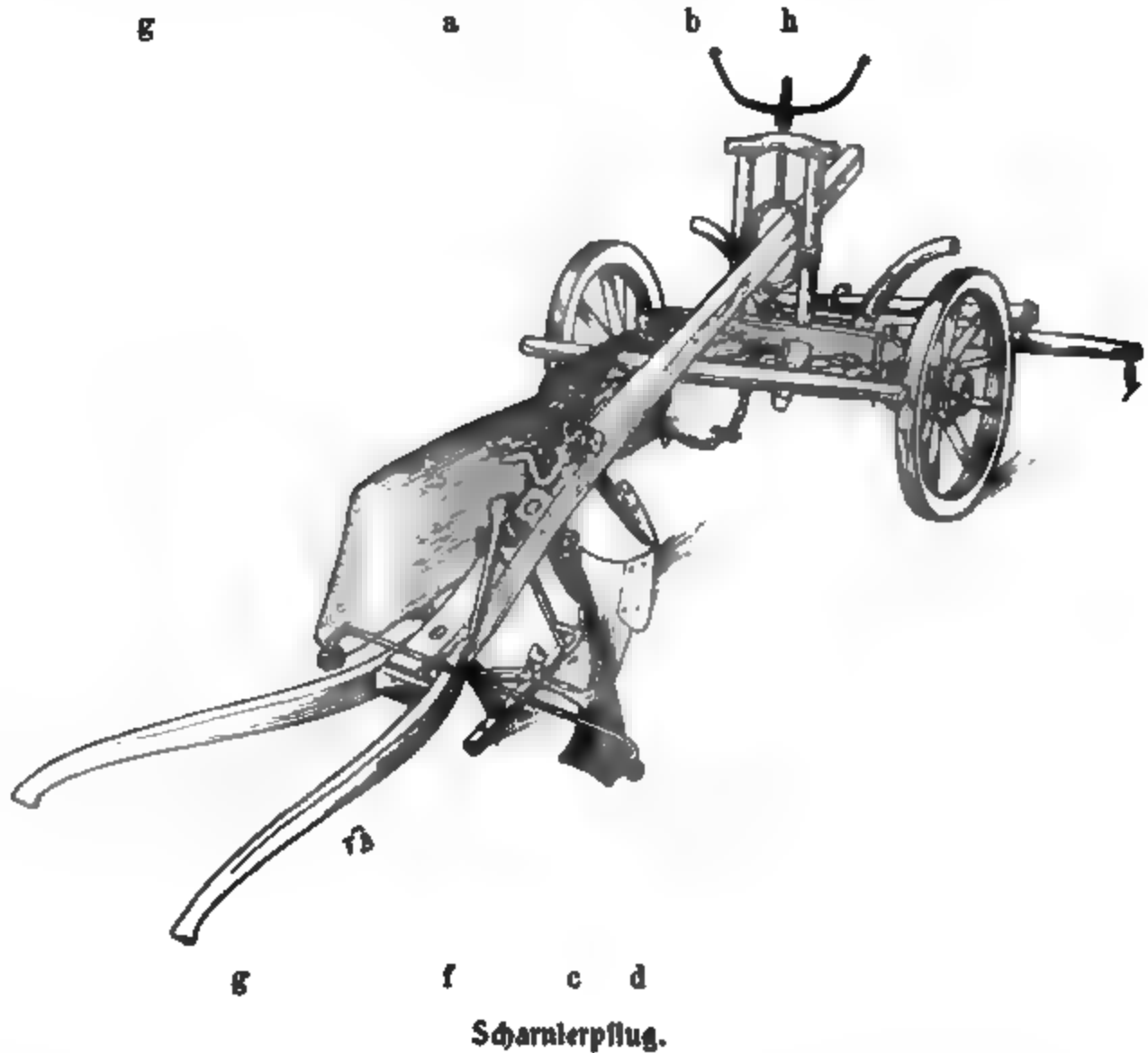
Damit die Ackerfrume den Atmosphärien erschlossen und wieder eine neue kleine Schicht des zähen Untergrundes zur Verjüngung des Humus und seiner Bewahrung vor Versäuern herangezogen werde, muß der Acker durch tiefe Bearbeitung „gewendet“ — g'chehrt — werden. Nur einem Joggeli in der Glunge¹ erscheint es als „die dümmste Sache von der Welt“, durch Tiefpflügen der guet Härbd ga z'verloche und der böss, mager obefür z'mache. In steilem, dazu oberflächlich von Nagelfluh oder Sandstein durchsetztem Gelände, sowie auf ganz kleinen Ackerstücken kann dies einzig durch die mühselige Arbeit des Umeschlaa vor sich gehen. Da siehst du in tiefem Schweigen Vater und Sohn, oder Mann und Frau nebeneinander in gleichem Takt jedes seinen großen, schweren, drei- bis vierzinkigen Umeschlagcharst senkrecht über das Haupt erheben (uufzieh), in Furchenbreite mchtig in die Erde einschlagen (iischlaa), durch Wiegen (Lüpfen) ein Stück Furche ablösen und an einem Stück oder zertrümmelt gegen sich hin umwenden (chehre), worauf bedächtigen Schritts ein weiteres Stück in Angriff genommen wird. Die zuvor losgeschälten Rasenstücke werden (als treffliche Gründüngung) samt dem Dünger zuvor in die Furche gezogen (iizöge). Sarkastisch nennt man diese eben so primitive wie mühselige Arbeit: der Flueg im Acker chehre (den Pflug im Raden umwenden), oder: der alt Sälbsthalter fürenää. Man begreift, wie sehr bei neuen Land-Erwerbungen diese Kulturart zu umgehen gesucht wird und man ein Grundstück in erster Linie darauf ansieht, gäb es fuurefelligs (fuurefelligs) Land siig.

Dasselbe Umeschlaa muß übrigens auch im flachen Lande stattfinden, wo wegen Straßenböschungen, Hecken oder zu schonender Nachbarkultur zc. me nid cha mit em Flueg üssen 'uuss (z'üsserist uße) fahre, das Belassen aber eines „Anthau(p)t“ (Endstreifen von Ackerzugsbreite) zum schließlichen Querpflügen nicht praktikabel ist. Anderwärts muß aus andern Gründen die Pflugfurche mit dem Umeschlag-, Anthaut-, Zisaß-Charst begonnen werden: Zisaß gräbe.

Im übrigen ist also, wie überall und seit uralten Zeiten, der Pflug — Flueg — der gegebene Erdwender.² Ältere Landwirte unserer Tage pflügten noch mit dem alten Märgäuer, dem Wendepflug mit beweglicher Riestere. Vgl. das Bild vom zornigen Oberamtman, der noch einige Male „die Stube auf und ab pflügte.“³ Dieser Pflug „legte die Furchen ungebrochen wie große dicke Riemen auf die Seite, oder

¹ UR. 251. ² Volksw. 1, 17/18; 2, 283. 239; B'schw. 240 f. ³ Amtsr. 129.^p

stellte sie auch senkrecht, so daß das Behacken derselben eine saure Arbeit war“,⁴ wie das Ziehen des Gerätes für die Tiere. Zum senkrechten Abschneiden einer neuen Furchenbreite diente das kurzschwertähnliche Pflugmesser, das Säck, zum wagrechten Loslösen vom Untergrund die Sohle, der Wägasse.^{5,6} Das Anspannen der Zugtiere geschah in ältester Zeit vorn am Pflugbaum ober Pflugshaupt, Grindel, Grängel, kurz gebaut für holperigen, aber leichten Boden.⁷ Diese Art Stelzpflug

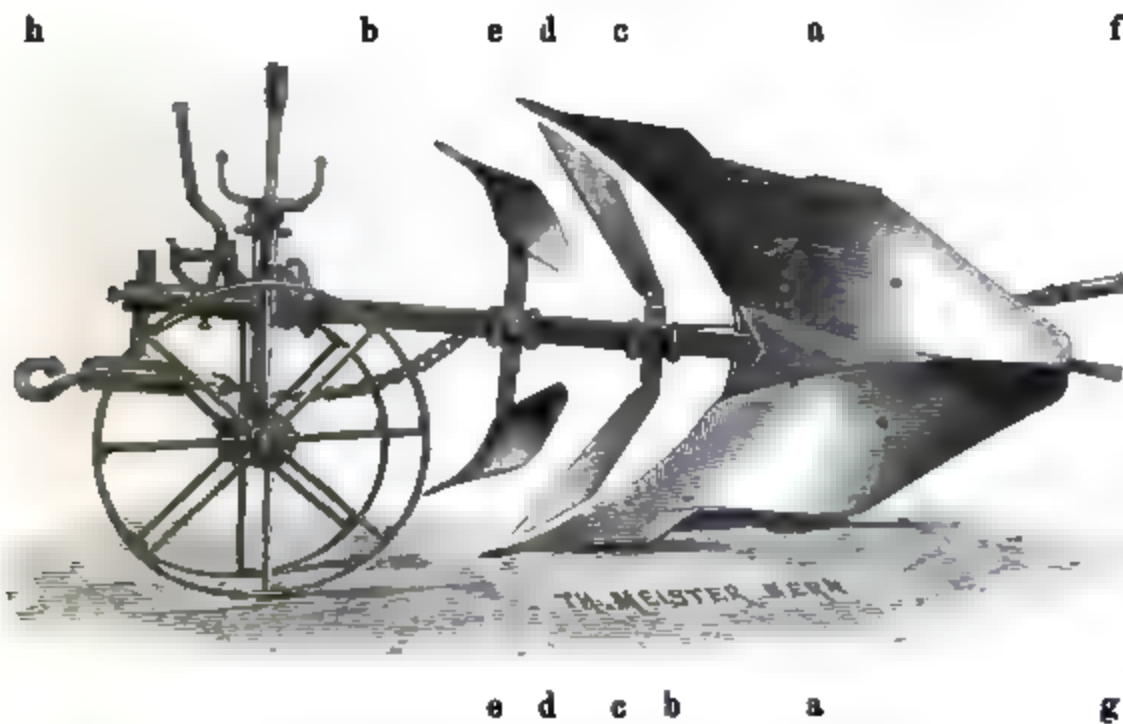


Scharlerpflug.

wurde aber schon sehr früh ersetzt durch den Räderpflug, der einen ungleich leichtern Gang und dazu eine Regulierung der Furchentiefe ermöglichte. Auge haa⁸ oder mache⁹ wie Fluegsröbli ist ein bekanntes Bild, weniger schon das bei Gotthelf so häufige: Ein der Nügel oder 's Regeli stecke.

⁴ Feuerstein in SW. ⁵ Dies Wort ist eine Vermischung von mhd. weg-isen = „Weg-Eisen“ und ahd. wag-ansa (= Gerät zum „Weigge“ = loslösendem Bewegen, vgl. säg-ansa Sägeasse Sense = Gerät zum Schneiden, sec-are). ⁶ Der Wägasse übertrug seinen Namen auch auf den einigermaßen ähnlich geformten Bergzug zwischen Hasli und Bern. ⁷ Trub 29, 38. ⁸ Michel 255. ⁹ Schm. 2, 278.

Zum Höher- oder Tieferrichten des Pflugs war nämlich der Grindel vorn distanzentweise senkrecht durchlöchert. Durch die gewählte Öffnung steckte man den Boon-Nagel (siehe Abb. S. 103). Über dessen Oberteil legte sich der Ring, und die mit ihm verbundene Boonkette oder der Boon (der Boorn, der Baum) erstreckte sich bis zum ebenfalls starken Achsnagel, dem Anhängepunkt für das Zuggeschirr. Hier wurde, bevor die Schraubenvorrichtung aufkam, nochmals durch Auflegen von 1—3 Brettern unter den Pflugbaum für gewünschtes Höhergehen gesorgt. Ein solcher Pflug ist z. B. gemeint im Inventar von 1784¹⁰: „1 aufgerüsteter Pflug samt Jon und Säch.“¹¹ — Das hieraus ab-



Selbsthalterpflug.

strahierte Bild vom Nagel- oder Regeli-Stecke will sagen: dem Willen eines andern die von uns gewollte Richtung geben, ihn „mores lehren“, ihm Einhalt gebieten. Im Sinn und Geist der Altvordern fort-fahren heißt bei Gotthelf¹¹: „den Pflug noch im gleichen Loch führen wie der Ätti und Großätti.“ — An der Pflugsterze — Geize — hielt der Lenker die in der Tat wie bei „Geizen“ auseinanderstrebenden „Hörner“ fest. S der Geize (d. h. genau der Furche nach) lauffe heißt bildlich: sich an eine feste Norm, eine vorgeschriebene Regel halten, gehorchen; Ein i d' Geize stelle: ihn zum Gehorsam bringen, ihm „den Kopf zurecht setzen“.

Solches Flueg haa („Pflueg halten“), welches eine starke, geübte und gewandte Mannskraft erforderte, besorgte in der Regel der Bauer

¹⁰ Bifang. ¹¹ BSp. 380; vgl. GG. 1, 67.

selbst, und vom jungen Uli¹² konnte Gotthelf nicht leicht etwas Größeres rühmen, als: „Er hielt Pflug trotz einem alten Bauer.“

Da es aber oft genug an solch praktisch geschulter Mannskraft fehlte, so war man je und je auf Erfindungen bedacht, die dem heutigen Selbsthalter entgegenstrebten. Schon 1770 setzte die ökonomische Gesellschaft zehn Dukaten auf einen förderlich und zugleich „gemächlich“ arbeitenden Pflug.¹³ Vor vierzig Jahren aber erstellte der originelle Landwirt Ulrich Haueter in Waldbaus eigenhändig „einen komplizierten Pflug, von dem er erwartete, daß er bereits ohne Hülfe eine schöne Furche mache, so daß man beim Pflughalten wenigstens gemütlich die Pfeife stopfen und Feuer anzünden könne.“¹⁴ Sehr geschätzte tatsächliche Verbesserungen bot der Rüegsau-Flueg, durch Vater und Sohn Baumgartner erstellt. Wirkliche Selbsthalter aber werden nunmehr in Lüzelflühs nächster Nähe verfertigt, und dieser kostbare Pflug hat beinahe auf dem letzten Berghofe die ältern Formen verdrängt.

Zur Erläuterung hierauf bezüglich der Dialekt-Ausdrücke stellen wir die Abbildungen eines Scharnier- (Abb. S. 100) und des allerneuesten Selbsthalterpfluges¹⁵ (Abb. S. 101) einander gegenüber, wobei jeweils an beiden bezeichnet: a) die Kiestere aus Holz — aus Stahl; b) den Grändel aus Holz — aus Schmiedeeisen; c) der Wägesse; d) das Sääch; e) den Vorscheller; f) den eisernen Hebel zum Wenden des ganzen Schneideapparates; g) die Geize — das Hesti; h) den Boon event. Schraube — den Zughaage mit elastischem Federzug zur Schonung von Vieh und Pflug.

Das Zugvieh lenken und antreiben, was so oft als möglich durch einen Jungen (der Acherbueb) geschieht, heißt z' Acher triibe,¹⁶ das gesamte Pflügungsgeschäft aber: z' Acher fahre¹⁷ („einen Ader fahren“).¹⁸ Das Zeitwort wird gelegentlich sogar durch Abwandlung mit „sein“ („wer da gefahren ist u glänt het....“)¹⁹ dem Fahren zu Wagen gleichgestellt; richtig berndeutsch heißt es aber doch: si hei z' Acher g'fahre = sie haben gepflügt. Auf jemand's Gesicht „z' Acher fahre“²⁰: es „zerpflügen“. Mit losgelöstem Verb: dä Bläz mues hüt no g'fahre sii. Häufiger jedoch: e Bläz, en Acher umefahre, pflügend „umwenden“, „umfahren“.²¹ „Alten Grasboden auffahren“,²² u uffahre, so daß das Wurzelbereich oben auf zu liegen kommt.

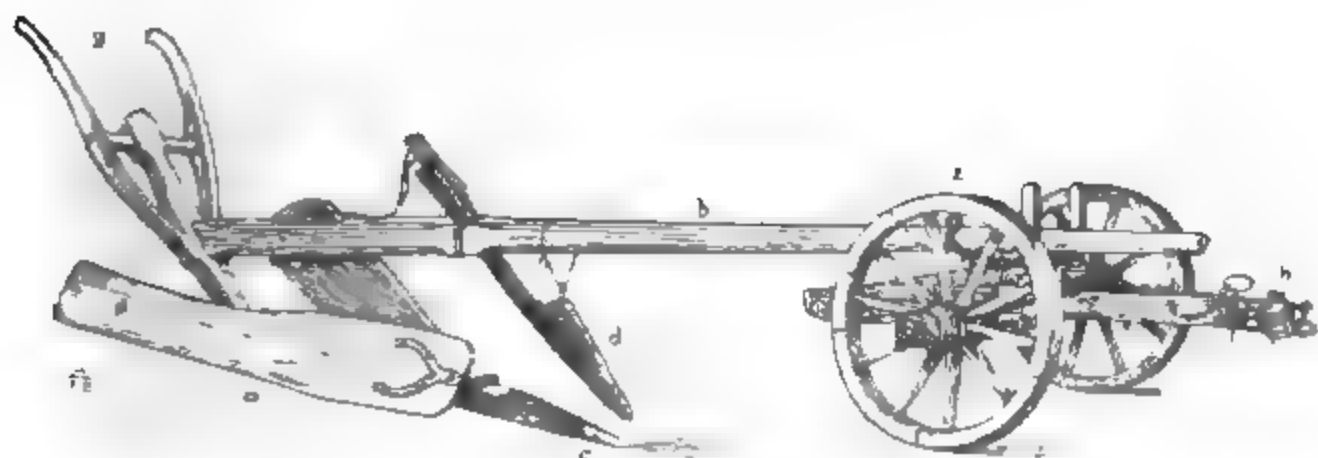
In einer Nidauer Handschrift von 1787²³ kommt noch das schöne

¹² UR. 135. ¹³ Dt. fol. G 39. ¹⁴ DB. 1903, 26. ¹⁵ Das Gliche für letztern gehört Herrn Großenbacher, dem Erfinder und Verfertiger solcher Pflüge. ¹⁶ SchM. 1, 184 Hs. ¹⁷ SchM. 1, 363; AB. 1, 174. ¹⁸ Spinne 22. ¹⁹ Schuldb. 169. ²⁰ Jacob 2, 174. ²¹ Beitr. 20; UR. 356; AB. 1, 192. ²² UB. 252. ²³ Dt. fol. 17, 54.

alte „arren“ (lat. *arare*, ahd. mit Umlaut *arren* = „arjan“) vor. Wir haben als Ersatz bloß das unschöne *a cheriere*.

Das Zugvieh ab dem Pfluge spannen heißt *abnäā*. Es ist *englesi* (elf Uhr), mir *wei abnäā*. Die kranke Mähterin „nahm mitten im halben Tag von der Stör ab und gieng heim.“²⁴ *Abnäā* ist aber auch: die Arbeit ganz einstellen.²⁵

Ungeschicktes Pflügen oder durchstechende Felsenstücke, Baumwurzeln u. dgl. erzeugen gelegentlich eine nur halb oder kaum losgeschälte Furche: einen *Struchrein* (-rain). Dies führt uns auf eine eigenartige Behandlung zäher alter Rasendecken: das *Struche* (Vorschälen). Schon zur Erntezeit²⁶ wird mit hochgerichtetem Pfluge der Rasen derart durchfahren, daß je ein losgelöster Streifen über einen liegenden bleibenden gestürzt wird. So werden die überdeckten Teile durch „Er-



Alter Hargauer Pflug.

stiden“, die gestürzten durch Sonne und Regen zum Verfallen gebracht, worauf mittelst *Struchi hache* (zerhacken) und *Struchi ege* (eggen) eine Zerkrümelung der Schollen und Zerstörung des Unkrauts bewirkt wird, als Vorbereitung des Tiefpflügens im Spätherbst oder Frühjahr.

Ein noch oberflächlicheres Verfahren ist das *Schelle* (Schälen).²⁷ Es geschieht mit der Hacke oder dem eigens erstellten Schälplug (*Schelle-lueg*). Mit einem solchen vergleicht in treffendem Bilde Gotthelf seinen „Bauernspiegel“: „Ich ließ in meinem Buche den Schälplug durchs Volksleben, lehrte da auch allerlei Mühses und Wildes, das im verwilderten, aber nicht schlechten Boden wuchs, hervor und ging davon.“²⁸

Sowohl der durch den Pflug losgelöste Erdstreifen, als die solcherweise entstandene Vertiefung (vgl. „Wall“ neben „vallis“, oder das Beieinander von Deich und Teich)²⁹ heißt *Fuhre* (Furche). Der Dop-

²⁴ BwM. 148. ²⁵ Barthli 52. ²⁶ UR. 282. ²⁷ Schulbb. 118. ²⁸ Beitr. 21

²⁹ englisch ditch und dike (Abzugsgraben); vgl. auch „Bausch und Bogen“.

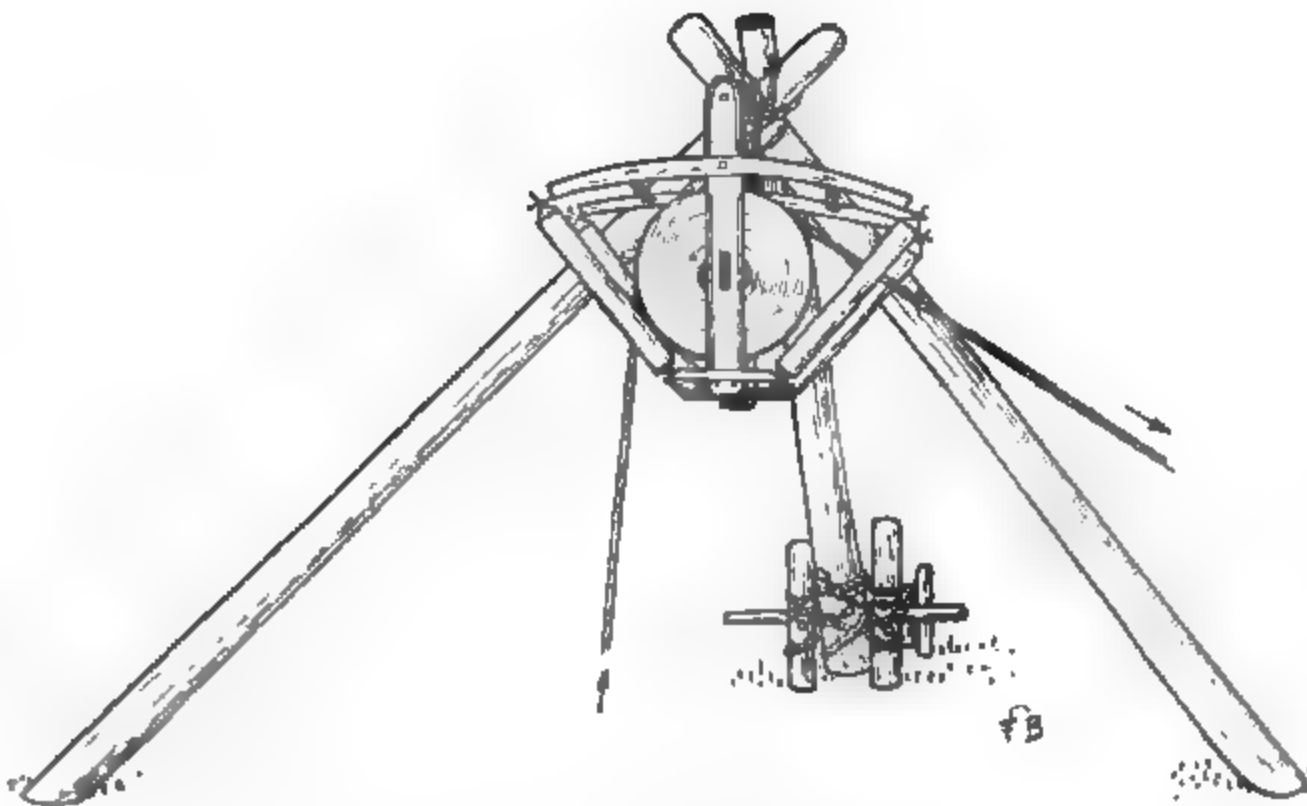
pessinn zeigt sich vereinigt in Ausdrücken wie: mir mei, bevor wir mit Pflügen abbrechen, no ne Fuhre nää oder zwoo. Vorwärts, es mues no ne Fuhre gaa! Übertragen: „Wenn du einen Bub zur Welt bringst, dann „muß e Fuhre gaa!“²⁹ Gesondert: Der Mist, d'Mutten i d'Fuhren iizieh. Wenⁿ er einist der Flueg iijet, so git's de grad e teussi Fuhre, d. h. er macht nichts halb, sondern führt, was er einmal angefangen, gründlich durch. Auch die Emme zieht ihre Furche, und der über die Ufer tretenden droht Wiedmer³⁰: Wir werden dich zwingen, „i der Fuhre zbliebe“. Also hier Vertiefung. Häufiger jedoch: Erhöhung, kleiner und niedriger Höhenzug, ebenfalls mit (nächstliegender) Beziehung auf die Emme. So gilt der Zollansatz von 1673, ob „mann über oder under der Brugg oder auch bei der Fuhren und nebed durch gehen oder fahren thüene, in den Zihlen und Bezird soweit die vier Kirchhörinen (Lüzelflüh, Trachselwald, Sumiswald, Hasli) reichen“.³¹ Die Fuhre bei der Farbschachenbrücke³² ist die Vereinigung dreier früherer Gütchen „an“ oder „auf der Fuhren“ (1783). Über dem Dürbach aber liegen das Fuhrli,³³ die Räferei Fuhrlimatte und das Fuhrlihüßli, heute ebenfalls ein Gut.

Im Spätherbst gepflügtes Land bleibt wie allerwärts unzerhackt der mürbenden Durchwinterung preisgegeben, und man kann auch bei uns „auf einem langen Fuhrenacher Hasen dem Walde zu setzen“ sehen,³⁴ sowie vielleicht auf einem „verchraamwete Gfrääs der strübst Fuhrebläz“³⁵ gleichsam kartographisch dargestellt erblicken.

Bei Frühlingspflügung dagegen erfordert die zähe Emmenthalerscholle alsbaldiges Zerhacken: dem Flueg naa haäe, Fuhrehaäe, und zwar ein gründliches z'Wode haäe,³⁶ welches auch durch den Pfluglenker leicht zu kontrollieren ist. Es ist daher keine Arbeit nur so „grad ane“.³⁷ Die „bis zehn und mehr“³⁸ teilweise tagelöhnernden Hader und Haderinnen hatten namentlich früher, wo n es no nüüt z'Nüüni u z'Alahend g'gää hett, und wo sie bei endlichem Feierabend vor Müdigkeit kaum mehr den Rücken strecken konnten, ein schweres Verding. Noch bei der heutigen höhern Lebenshaltung ist das Tagewerk kein Spaß: hürti e chlii verschnüppe, während der Pflug vorüberfährt, dann frischerdings i d'Händ speue und den neuen zähen, oft noch speckig glänzenden Streifen in Angriff nehmen, um nicht durch Aneinanderreihung zweier oder mehrerer Furchen Braach, oder satirisch gesprochen Ghääs u Brot, z'überchoo. Ein sprechendes Bild zäh anhaltenden Fleißes, verstärkt noch bisweilen durch den Anblick der krampfhaft verstellten Beine.

²⁹ Gelbst. 250. ³⁰ 102. ³¹ Vgl. Zolltafel. ³² Wh. Sp. Ad. Wf. 764; G 2. ³³ G 6. ³⁴ SchM. 2, 145. ³⁵ AB. 1, 331. ³⁶ UR. 203. ³⁷ SchM. 1, 292. ³⁸ Trub 29, 38.

Das Wort „Fuhre“ führt uns noch auf ein dem Pflügen oder Umeschlaa vorausgehendes, für das emmenthalische Berggelände überaus charakteristisches Geschäft: das *Afuhre*. Damit nämlich an den mehr oder weniger steilen Gehängen das Erdbreich keine Verschiebung gegen die erste Furche hin erleide und namentlich die Höhe nicht an gutem Boden erarme, schafft man mit Schaufel und Hacke eine Anfangsfurche, und zwar von doppelter bis dreifacher Breite. Die Hauptaufgabe ist nun das Hinaufschaffen der ausgehobenen Erde behufs ausgiebigen Zudeckens der Endfurche mit dem *Afuhrihär d*. Zu diesem Zweck wird auf



Erdschelle zum aufziehen.

der Höhe des steilen Gehänges ein primitives Gerüst (*Häärdbod*) eingerichtet, die in einem Gehäuse sich drehende *Härdschle* angehängt und das lange, starke *Härdseil* (Erdschle) umgeschlungen. (Abb.) An diesem ziehen Pferde oder Kühe, der obern Marche entlang schreitend, *Bännete* um *Bännete* empor. In kleinern Verhältnissen ziehen bloß einige verfügbare Menschenkräfte an starkem Holzstab abwärts. Weh, wenn diese mitten im Zug abließen, und „mit Donnergepolter enteilte“...! Drum der gelegentliche und auch auf andere Situationen anwendbare Zuruf zum Festhalten: *Fest am Stäcke!*

Das ziemlich langwierige Geschäft verkurzweilt man sich etwa mit gegenseitigen Redereien, z. B.: *Worum tuest doch gäng no Härduehe, we doch asen eso vil! oben ist!* Oder man spielt mit dem Doppelsinn von *undeser* 1) unterhalb, unten am Aderstück, 2) in der Ebene — statt im Gebirge — und sagt: *Worum mit dem*

Härd uehe, wenⁿ er doch undeser so viil meh wärt ist! — In bittere Kritik dagegen schlägt der Humor um, wenn Einer solches Masuhre schlecht ausführt oder sogar bequemerweise einmal unterläßt. Ein schlimmeres Zeugnis der Faulheit könnte sich Keiner ausstellen.

Erst nach der Hacke setzt die Egge — Eichte, mhd. egede ahd. egida — ein. Und zwar zunächst die schwere Reißegge mit hölzernem Gestell und eisernen Zinken: die !sigi Eichte,³⁹ welche die Aderfurchen vollends zerreißt und ausgleicht. Nach solchem ege⁴⁰ werden die immer noch harten und groben Schollen (Härdmutte oder einfach Mutte)⁴¹ mit dem D hri (Dhr) von Haue oder Karst oder mit dem Schärhuufferrächche vollends zer schlagen. Vereinzelt und zur Not leistet diesen Dienst auch die zum Stoß erhobene Schuhnase, was seinerzeit zu der erst spaßhaften, dann halb ernst genommenen Bezeichnung muttestüpfle für militärische Marsch-Exerzizien, Muttestüpfle für die sie ausführenden Rekruten (städtisch: Infanteristen⁴²) geführt hat.

Ist solches Müttele (wie übrigens auch das Rasen-Abschälen heißen kann) nach Erfordernis geschehen, hat man überdies die besonders rein zu haltenden Gemüse- und Gespinnstfelder noch mit dem Chärstli bearbeitet, — g'chärstlet —, so kann jetzt Aussaat oder Einpflanzung erfolgen. Die hölzerne Saategge — hölzigi Eichte — bringt den Samen unter, und zwar je nach Erfordernis oberflächlicher oder tiefer; letzteres z. B. beim Dinkel, ersteres beim Roggen, der beinahe keiner Bedeckung bedarf: der Roggen errünnt uf eme dräckige Chneu.

Unter gegebenen Umständen wird die Saat noch gewalzt — 'trü!!et —, in der Regel nur mit der einfachen hölzernen Glattwalze, Trü!!e. Dadurch werden die Körner inniger mit dem Erdreich vermengt, und die im Boden hergestellten Kapillarien führen die Feuchtigkeit rasch den Keimen und Würzelchen zu. Ein allenfalls zweites Trü!!e der Getreidesaat fördert die Bestockung, ein drittes verhütet das Lagern oder Falle, die Lääggine (Einzahl: das Lääggi)⁴³ oder die Räster des Roggens. So „muß auch Zwang und Druck sein, wenn das Gute und Edle wachsen soll im Menschen“.⁴⁴ Eine Anwendung spezifischer Art machen von diesem Satz die Landwehrmänner, die unter empfindlichem Eintausch alltäglicher Gewohnheit gegen militärische Disziplin müesse ga trü!!e — in merkwürdig aktiver Wendung dieses Ausdrucks. Man würde ja erwarten, daß der militärische Obere „trü!!i“, den Drill ausübe.

³⁹ Vgl. Besuch 150. ⁴⁰ Vgl. Ball 68. ⁴¹ Mutte also 1. Rasenstück, 2. Erdscholle. ⁴² BME. 54. ⁴³ Vgl. dazu schwz. Id. 3, 1166 f. ⁴⁴ Jacob 2, 246.

Allmend und Einschlag.

In der unterländischen Dorfregion herrschte bis ins achtzehnte Jahrhundert der Zelg- oder Flurzwang, das „Thalrecht“. Ins emmenthalische Hofsystem dagegen reichte es nicht hinauf. Immerhin ragen vom Oberaargau her bis ins alte Amt Brandis hinein noch verwehte sprachliche und sachliche Spuren der einstigen Dreifelderwirtschaft. (Nicht ins obere Emmenthal, wo von jeher ein fünfjähriger Turnus die Regel gewesen zu sein scheint.)¹ Da sind vor allem der Flurname Braachächer und das Bürgergeschlecht Bracher. Braach bedeutet zunächst das Aufbrechen eines Ackerstücks, dann letzteres selbst. Behufs gründlicher Durchlüftung sowie Reinigung von Unkraut und Ungeziefer wurde das als „Sommerzelg“ mit Roggen, Wicken, Erbsen und dergleichen bestandene Feld, nachdem es Schafen und Schweinen zur Herbst- und Frühlingsweide gedient, im Brachmonat oder Braachet gepflügt, 'braachet. Etwas später wurden die Furchen mittelst neuen Durchpflügens ein- oder zweimal „entworfen“, und schließlich im Spätherbst nach Tiefpflügung als Winterzelg mit Getreide bestellt. Schon früh jedoch wurde diese anderwärts unbepflanzt bleibende oder „schwarze“ zur grünen Braach umgewandelt, d. h. mit Sommerig bepflanzt: Rüben, Hirsen, Kuchengewächse, besonders aber Hanf und Flachs.

Zu ihrem Schutze gegen das den ganzen Sommer auf der Allmend weidende Kleinvieh war aber eine vor der Winterbestellung wieder zu entfernende Umzäunung nötig: eine aus Weidenruten, Haselzweigen u. bestehende „Umwindung“ eingeschlagener Pfähle, ahd. „bi-want“, mnd. biweude, mhd. biunde (spr. hüünde), nhd. „Beunde“, berndeutsch die Bünne, das Büündli und Büünneli. Die Bedeutung wurde durch die frühere Leinwandindustrie des Emmenthals auf den Begriff des Hanffeldes (neben dem Flachsbläck) eingeschränkt.

Die Vorstellung der „Umzäunung“ ging nämlich in die des umzäunten Landstückes über, wie bei all diesen Wörtern, die eine Abgrenzung schutzbedürftiger Kulturen gegen das Weidevieh, dann einfacher die Eingrenzung des letztern bedeuteten.

Ein solches Wort ist „Einschlag“² (Zischlaag). Es bedeutet eigentlich: eingeschlagene (und umflochtene) Pfähle, dann aber spezieller: für Dürrfutter eingezäuntes Weidestück, besonders im Schachengebiet. Solche Einschläge wurden bis zu bedrohlicher Beschädigung desselben

¹ Trub 29, 38; 30, 121; vgl. Eggim. 92. ² AB. 1, 375 f. 251; Schuldb. 169

von Fall zu Fall durch die Landvögte bewilligt.³ Das Fischlaa „nach Rütirecht“ ging aber bis zu förmlicher Ansiedlung in den zunächst nur zur Bergung des Heus errichteten Hütten, woraus die frühern Schachehüsli mit ihrem sozialen Elend hervorgingen.

Wie heute an den korporativ bebauten, unbewohnten Lüzelflühschachen das stattliche Gut Allmändli⁴ mit Mühle stößt, so ward umgekehrt obenher der Lüzelflüh-Mühle der verschollene Name Allmändli ersetzt durch das Bifängli⁵ mit dem Bifängliacher. Bifang aber heißen sowohl eine Flur in Lauterbach,⁶ als zwei am Fuße des Bifäc aneinander stoßende Besitzungen: das chliin Bifang (1783)⁷ und das Bifang im engeren Sinn.⁸ Die auf letztem Hof verwahrten Dokumente schreiben 1771 bald „Beyfang“ bald „Bifang“; vgl. „Byfang“ (1796);⁹ und das bei Hauswirth (1783) übliche Geschlecht „der Beyfang“ stimmt zum Appellativ „der Einfang“ (vgl. „das Eingefangene“ als Flur zu Dällikon, St. Zürich). „Die trubiſchen Güter sind alle unverstückelt in einem Einfange zu finden.“¹⁰ Diesem Bifang entsprechen sachlich die gleichbedeutenden Wörter „Umfang“ und „Bifang“, indem auch die Vorsilbe „bi“ = „bei“ hier noch die alte Bedeutung „um“, „ringsum“ birgt. Jenes „ein“ = „in“ und dieses „bi“ = „um“ vertreten jedes für sich die beiden Begriffe Umschließendes und Umschlossenes. „Bifang“ ist also so viel wie „Umschwung“, aus eingeschlagenen Flurstücken allmählich arrondiertes Gut außerhalb der Allmend. Hierzu stimmen — ganz wie bei dem prächtigen Bifang und dem benachbarten Bifängli zu Rüegsau — die etwas vom Dorf entfernte Lage und die Größen-Abstufung.

Eine Bildung wie „Bifang“ ist „bi-zün-i“ (Um-zäun-ung), woraus mittelst der Fügung „in der Bizen“¹¹ der schwyzerische Geschlechtsname „Znderbihi“ hervorgegangen ist.

Zuun (Zaun) aber ist die Bezeichnung, welche uns für schützende Umhegung von Landstücken, andern Sprachen aber wie dem Alttestischen für „Stadt“ am gebräuchlichsten geblieben ist. (Vgl. z. B. „Thun“ mit dunum und dunos¹² und englisch-amerikanischem town, -ton.) Unser Aderbaugesbiet mit seinem heute aufs äußerste beschränkten Weidgang kennt allerdings fast bloß noch den zum Holzbau so trefflich stimmenden Gartezuun aus einfach geschnitzten Scheieli und in des Hauses Nähe den aus Latten erstellten Zaun der sommerlichen Jungtierweide. In Sprachgebrauch und Wiß jedoch fristet der Zaun der

³ JoSt. 250 ff. ⁴ D 2. ⁵ Wh. Wst. 11; E 3. ⁶ S 2. ⁷ Wh. Wst. 424; E 3. ⁸ Wh. Wst. Sp. Sh. Dh. Sch. 1898; E 3. ⁹ WW, E 261. ¹⁰ Trub 30, 118. ¹¹ Vgl. Kluge⁹ 46. ¹² Holder.

alten Weibzeit noch heute sein Leben. Noch möchte ein Lebenslustiger über all Büün¹⁸ oder Heeg¹⁴ uns und sieht einer d'r selbe Büün büre „Mehelis seibene Büpfen blinken“,¹⁵ „Elfis weiße Hemdärmel am Brunnen schimmern“,¹⁶ hoffärtige Kleider „glitzern und glänzen“,¹⁷ wittern Mägde „Bubenbei“,¹⁸ riechen Mehgerhunde „was zu fressen“. ¹⁹ Noch gibt es ungeschätzte Dinge „hagelbicht wie Kesseln an den Bäumen“²⁰ oder Hägen“,²¹ weidet dort ein Bettler seine Ziege,²² hat hier einer sis ander Hemmi zum Trocknen hängen.²³ Noch steht einem „Dursli“,²⁴ der zur Feuerung einen Baun zu plündern sucht, ein waderer „Hans Neli gegenüber, der einen Baun macht“²⁵ und bei der erforderlichen Länge desselben sich freut, wenn das erforderliche Baunholz recht weit langt. Ganz wie wir auch sonst im Leben uns freuen, wenn ein kostspieliger Stoff, wenn ein empfindlich spürbarer Aufwand an Geld und Zeit doch schließlich gut ausfällt, we's zuunet.“²⁶ Vgl. das Rinderspiel: Mir zuune, mir zuune, wie groß wirt äse Zuun? usw.²⁷



Umjäunte Kälberweide beim Haus.

Zu solchem Behuf braucht der aus Spalten roh behauene Zuunstäcke nur dünn zu sein. Drum die Bilder: Bänd wie Zuunstäcke,²⁸ mäger wi ne Zuunstäcke.²⁹ Immerhin muß selbiger so solid und derb sein, daß ein mit ihm geführter Schlag empfindlich und das Winke mit dem Zuunstäcke deutlich genug ausfällt.³⁰ Drum reizt auch das Klobige, Klobige, verbunden mit dem dichten Beisammenstehen, zu brolligen Personifikationen der Baunpfähle, wie: Er ist e men iedere Zuunstäcke schuldig. „Er schwapt mit jedem Baunsteden“,³¹ sie fragt jeden: „Wottisch mi öppe?“³² Einer flieht erschrocken vor jedem Baunsteden,³³ und eine singt, daß es den Baunsteden Tränen

¹⁸ WB. 1, 380. ¹⁴ WB. 1, 83. ¹⁵ WB. 1, 163. ¹⁶ Elf 66. ¹⁷ Bstf. 1, 158. ¹⁸ GG. 2, 133. ¹⁹ WB. 2, 362. ²⁰ Kurt 70. ²¹ GbM. 254. ²² Räf. 148. ²³ Räf. 193. ²⁴ 289; vgl. Rüheli 280; Raben 210. ²⁵ Arm. 94. (geistvoll!) ²⁶ Räf. 214. ²⁷ Bstf. 363. ²⁸ WB. 02, 942. ²⁹ WB. 2, 49. ³⁰ Vgl. Segen 88; Selbst. 18. ³¹ Arm. 65; GG. 1, 82. ³² Schuldb. 75. ³³ Bstf. 20. ³⁴ Bstf. 182.

austreibt.³⁴ Vor dem „Mordiofuhrmann“ verwandeln sie sich gar in Gespenster.

„Unsere Landleute nennen Zaun: Einfristungen von totem Holz, Haag aber solche von lebendigem.“³⁵ Also Haag = Låbhaag³⁶ oder Grünhaag.³⁷ Und zwar kann solche Hecke auf zwei Arten entstehen. Haseln³⁸ und dergleichen können mit ihren Hauptwurzelstöcken als Haagemüeter die mittelalterlichen Marchzeichen stellenweise ersetzen, wo nicht die Hagebuche als an Ort und Stelle gewachsenes Buschholz, zääch wie Hägebuechigs,³⁹ noch bessere Dienste leistet. Oder man pflanzt Tännchen (Tannbli, Grope)⁴⁰, Erlen, Weiden an Ort und Stelle hin; besonders aber ist natürlich der Tornhaag⁴¹ geeignet, Füchsen und dergleichen, sowie bildlich den Spitzbuben, z'vertörne.⁴²

Bei uns hat indes Haag, wie schon ahd. hag, eine umfassendere Bedeutung: Einfriedigung irgendwelcher Art aus lebendem oder totem Holz, von welcher der Zaun sich einzig durch schön regelrechte Anlage (nach beigefügter Abb. S. 109) abhebt. Wenn dagegen in den Brandis-Ämterbüchern 1742 „einiche züne es seyend stäckenhaag, dannen oder gert“ zur Sprache kommen, ist also hier der Zaun zum Oberbegriff erhoben. Jedenfalls sind Zaun und Haag Synonyme, und beide könnten zur Nachahmung des schönen Bildes von Habsburgs lebendigen Mauern⁴³ dienen; wenn nicht noch eher der Zaun, dessen kunstgerecht angelegte Latten sich gegenseitig selber tragen, indes am künstlichen Haag die gedrehten hölzernen Haagringe⁴⁴ das Ganze zusammenhalten müssen.

Hecken und Bäume stunden vormalß unter gesetzlichem Schutz, und alte Kaufbriefe, wie einer aus Langnau vom Jahre 1597⁴⁵, schrieben ausdrücklich vor, der Käufer solle „denn hag der schneesmelze nach Inn gutenn Ehren erhalten“. Daher auch Ortsnamen wie Hägsbach (Rüegsau), Haagacher u. a. Durften die Hecken unter solchem Schutze bis „zwei Klafter breit“⁴⁶ sich ausdehnen, so dienten sie natürlich doppelt gut auch zu Verstecken aller Art.⁴⁷ Hundert triviale Bilder dieser Gattung werden hierbei wett gemacht durch jenes eine unnachahmlich schöne und weihevoll Sichfinden eines Jakobli und Meheli.⁴⁸ Der eigentliche Zweck der Hecken bestand natürlich (und besteht anderwärts noch) in der Um- und Abgrenzung der Heimwesen. Daß von solchen „Alles in Einer Einhäge“ (Zihæegi, also wie „Einfang“) liege: „Mattland,

³⁴ Schuldb. 145. ³⁵ N. E. Tschärner Öf. 24 A 6, 17. ³⁶ GG 3, 9—13; Dursli 288; Trub 29, 38; Eggim. 105. ³⁷ Pfr.-Ver. 134. ³⁸ UR. 42; AB. 1, 429. ³⁹ Ztgst. 2, 117. ⁴⁰ Trub 29, 38. ⁴¹ SchM. 2, 305; Jacob 2, 237; Schuldb. 21. ⁴² Schuldb. 212. ⁴³ Thorb. 7. ⁴⁴ AB. 1, 429; Beitr. 615. ⁴⁵ Bergam. ⁴⁶ UR. 201. ⁴⁷ AB. 1 476; SchM. 2, 78; UR. 406. ⁴⁸ AB. 1, 375. 382.

Ackerland, Waldung und Weidgang“⁴⁹ entspricht dem Vorteil unserer offenen, aber arrondierten Güter. Daher auch Formeln wie: „inner- und außerhalb des Haages“⁵⁰ Geld, Zins hernehmen; vor e Haag use gestellt oder getrieben werden,⁵¹ heiraten,⁵² vor e Haag use huuse,⁵³ sowie die wunderliche Bilderkreuzung: vor e Haag use wurste. Was aber der Alpwirtschaft ein Unentbehrliches, ist dem Ackerbau ein Hindernis auf Schritt und Tritt; wie bald und unverwehens ist der Pflügende mit dem ganze Gschijr am Haag aa! Wie bald ist der Wagen in den Haag gefahren!“⁵⁴ So ist auch der Geldarme⁵⁵, der im Kampf ums Recht Unterlegene⁵⁶, der Überfragte,⁵⁷ der sonstwie in Verlegenheit Geratene am Haag aa, z’usserist am Haag⁵⁸ (in bitterer Not), oder a Haag gsteilt⁵⁹ („an die Wand gedrückt“). Kein Wunder, daß soweit der Pflug vordrang, die Hecke schwand — oft genug allerdings zum Schaden der Vogelwelt, sowie nicht selten zur Beeinträchtigung der landschaftlichen Schönheit. Denn auch hier hat die Sache zwei Seiten.

Eine kleine Einzäunung für Kälber,⁶⁰ Schweine,⁶¹ Schafe⁶² heißt Pferch, obd. Pferrich, der Fäärch. So auch eine kleine Flur.⁶³

Ein umzäuntes Feld für Speisepflanzen trug den eigenen Namen Ääsch⁶⁴ (ezzisch, zu ezzen, essen), bei uns wenigstens forterhalten in den Bürgergeschlechtern Äschmann (sehr häufig) und Äschli-mann.

Um diesen „Eschbann“ (geschlossenen Feldbezirk) ging der Zaun mit dem durchlassenden Falltor am Durchpaß, das (oder auch der) Ester („Esch-Tor“) genannt. (Vgl. die Flur „Oberester“ in Schöffli-dorf, Kt. Zürich.) Ein solches für bequeme Durchfahrt gehörig breites und doch leicht zu handhabendes, darum gitterartig gebautes Tor heißt Gatter (vgl. „Trichter“ neben „Trichter“). Was gleich ihm ungewöhnlich weite Öffnungen sehen läßt, ist gatterig. So ist ein Strumpf mit allzu weiten Maschen gatterig g’lisset, und von des „Schulmeisters“⁶⁵ Hemden erklärt die neu eintretende Frau: „die sehen aus wie ein Hühnergatter“. Vergatteret ist, was aus festem Gefüge herauszufallen droht,⁶⁶ was dürenandere gatteret.⁶⁷ Große und schwerfällig langsam (unter Erschütterungen), schließlich aber unerwartet zuflappende Tore solcher Art heißen Schußgatter. (Schuß

⁴⁹ Rätli 295; vgl. Eggim. 91; UR. 160. ⁵⁰ GG. 3, 24; UR. 137. ⁵¹ Rätli. 277; Geldst. 100. ⁵² UR. 274. ⁵³ UR. 273. ⁵⁴ GG. 1, 74. ⁵⁵ UR. 137; SchM. 1, 186. ⁵⁶ AB. 2, 404. ⁵⁷ BSp 306. ⁵⁸ GG. 1, 75. ⁵⁹ Arm. 181; Geldst. 172. ⁶⁰ DB. 1902, 176—11; AB. 1, 126; Kisten 194. ⁶¹ MB. 2 J. 286; vgl. Joh. 10, 16. ⁶² Ad. Bf. 9, 70. ⁶³ So auch Rätli 10 (vgl. Beitr. 642): „Äsch“ statt „Äsch“. ⁶⁴ 2, 107. ⁶⁵ AB. 1, 329. 426; BSp. 314. ⁶⁶ Btgst. 2, 120.

= Schuß.) Daher ist auch ein Mensch, der ohne Takt und Fühlung, mit unabgemessenen und unberechenbaren Bewegungen (ung'regeliert) drein fährt, e Schußgatter⁶⁸, mit männlichem Geschlecht, wie: e Schußgatteri; vgl.: er schußgatteret.

Solche Gatter grenzen Alpweiden ab.⁶⁹ Daher Redereien wie: di letzti Chue tuet der Gatter (oder: d'Türe) zue. Kleiner, nur für Passanten berechnet, schließen sie andernwärts noch bäuerliche Gehöfte,⁷⁰ bei uns Kirch-⁷¹ und Pfarrhöfe⁷² ab. (Vgl. auch das „Gätterstübli“ im Inselfpital 1653).⁷³ Schön ist die Wendung des Bildes vom „Gehege der Zähne“ als das „Gätterli zum Paradies“;⁷⁴ weniger schön vom Hahnrei als „Gatter vor der Tür“,⁷⁵ oder vom bestechlichen Beamten als „Schelmengatter“.⁷⁶

Ein „Weidgatter“ vor dem Hauseingang schloß ehemals das zwischen Rängen hindurchführende Gäßchen⁷⁷ ab und war rechts und links in einen steinernen oder eichenen Türlistock⁷⁸ eingehängt, dessen schmuckloses und plumpe Aussehen (vgl. den Brunnenstock) zu unermüdlichen drastischen Vergleichen mit schwerfälligen Menschen reizte.⁷⁹ Statt einer Türe oder eines Gatters konnte und kann jedoch auch nur ein leiterartiger Überstieg mit (für die Durchfahrt) seitwärts schiebbaren Stangen Durchpaß gewähren: die Stäpfete.⁸⁰ Noch einfacher ermöglichen (unter demselben Namen) abgestuft eingeschlagene Pfähle (Schwiere) ein solches Steigen oder Stapfe. Derartig primitive „Verkehrsanlagen“ setzen eben ein seltenes Betreten hochgelegener Weiden durch Fremde voraus; wer sich häufiger als nötig dort erblicken läßt, hat sich bald einmal das Attribut „stigelsinnig und gätterliläufig“⁸¹ erworben. Das erstere dieser Wörter ward durch das sonderbare stiefelsinnig („stiefelsinnig“,⁸² wofür 1848: „trübsinnig“) umgedeutet und ersetzt.

Ägerte und Acher.

Entlegenes und dazu geringes¹ Land wurde, nachdem es zwei oder noch mehr Jahre als Getreidefeld gedient hatte, auf lange Zeit gar nicht mehr unter den Pflug genommen, sondern für Wiese und Weide liegen gelassen als Ägerte, ahd. a-gi-eri-da (un-ge-pflüg-t). So hat auch Lützelflüh eine Ägerte neben der Stockäbeni zu Adelsboden² und eine Frisch-Ägerte, die aber heute ein Ader ist.³

⁶⁸ AB. 2, 240; Böhner 203. ⁶⁹ GG. 2, 147. ⁷⁰ Ruhn 1. ⁷¹ MAB. BR. 54; 2 J. 158. ⁷² AB. 1, 393. ⁷³ Tribolet 17. ⁷⁴ GG. 3, 10. ⁷⁵ AB. 1, 120; UR. 10. ⁷⁶ Schuldb. 30. ⁷⁷ GG. 2, 23. 48; 3, 9. ⁷⁸ GG. 3, 73. ⁷⁹ An AB. 43 und sehr oft. ⁸⁰ Dursli 272; Beitr. 386. ⁸¹ Meyer, „die drei Zelgen“. ⁸² BSp. 374.

¹ Jacob 1 151. ² Zupf. 773,81 ha. ³ 534,22 ha.

Im Gegensatz zu solcher neuerdings der Natur zurückgegebenen Wiese heißt bei uns eine durch Frühlings-Einfaat in das Wintergetreide neu angelegte Kunstwiese: Neulis oder Neulis-Ägerte. Der Neulis gräse. Das ist schöner (gut beras'ter) Neulis. Mehrzahl: d'Neulisse. D'Neulisse hei hüür (heuer) gfäh't: etwa indem das gelagerte Getreide die junge Saat erstichte, Spätfroste oder Bise ihr zujehten oder dgl.

Geht man vom Emmenfeld (Ämmefäld⁴) oder Emmengrund gegen den Dietlenberg hin einem Bache nach seldein, so stößt man auf das Häuschen Fäldji mit der Fäldji-Matte.⁵ Bedeutet „Feld“ schon der Wortgeschichte nach etwas sich flach ausbreitendes, so ist „Acker“ ursprünglich so viel wie „Trift“. Zu lat. agere („treiben“) stellt sich lat. ager = got. akrs = bernd. Achcher (während das auf westgermanischer Verdoppelung⁶ beruhende „Acker“ sich dazu verhält wie etwa „Brocken“ zu unserm Brochche, aus „brechen“). Die Bedeutung „Trift“, „Wiese“, sogar „sumpfige Wiese“ kannte noch Appenzell im achtzehnten Jahrhundert.⁷ Erst nach Vordringen des Ackerbaus zur ersten Rolle in der Landwirtschaft festigte sich der Begriff „abgegrenztes Stück Pflugland“.

Gerne bleibt aber am Wort vom Ursprung her die mit „Feld“ verbundene Bedeutung haften; einen Chornacher im Sommer z. B. können wir uns kaum anders als das „weithin wogende Getreidefeld“ denken. Auch der Emmenthaler empfindet bei solchem Anblick den Gegensatz und brandmarkt ihn sozusagen durch Namen wie der stösig Acher. Ebenso kennt auch er die erbauliche Strophe: Wenⁿ Einer n es steinigs Acherli het, Derzue ne muze Flueg u daheimen e chüßigi Frau im Bett, So hett er Lüsels gnuess.

Schöner ist die persönliche Zuneigung, die der Landwirt einem durch Mühe und Schweiß emporgebrachten Acker auch damit entgegenbringt, daß er ihn durch Namengebung gleich seinen Haustieren, seinen Bäumen, seinen Waldstücken einzeln hervorhebt, individualisiert. An so einen Acher,⁸ es Acherli knüpft sich ein gut Stück Familiengeschichte; nur blieb diese ungeschrieben und uns bleiben lediglich die Namen, wie Muschelschalen ans trockene Ufer gespült, nachdem das Tierchen darin gestorben; wie Rätsel, uns zum Erraten vorgelegt. An was für einen Joseph, Kaspar, Anton, Oswald, Althaus erinnern der Sepp=⁹ (zu Adelboden), der Chasper=¹⁰, der Thöni-Acher,¹¹ das Dosi-Acherli,¹² der Althaus-Acher?¹³ Welche Umstände führten bei dem

⁴ Ad. 87,33 ha. ⁵ Ad. Bf. 13, 65; G 2. ⁶ Braune ahd. Gr. § 96. ⁷ Kluge 4; schw. Jdiot. 1, 66. ⁸ Wie z. B. D 2. ⁹ G 5. ¹⁰ 298, 47; G 4. ¹¹ 195, 76. ¹² 13, 06. ¹³ 267, 68.

zählen Beisammenhalten eines einmal zusammengebrachten Guts zu Zersplitterungen in einen Hof=¹⁴ in zwei Stöckli=¹⁵ einen Spicher=¹⁶ Hüßli=¹⁷ der ober und under Ofenhuss=¹⁸ Schüürli=¹⁹ Techli=Acher²⁰? Wie kam man bei dem ausgesprochenen Charakter der Höfe als arrondierter Güter in jedem Einzelfall zu Anstößen an andere Ortschaften, wie im Walthuss=²¹ den zwei Bifängli=²² dem Rams-eibärg=²³ den zwei Gumm=²⁴ dem Stiig=²⁵ dem undere und obere Wolfsstige=²⁶ dem Äbnit=²⁷ dem Bruchbüel=²⁷ dem Glaserhüßli=Acher?²⁸ So stoßen auch an Einzelgüter: der Rain=²⁹ der Hüpfershüßli=³⁰ der Fahn-Weibli=Acher,³¹ der Chapelacher³² bei der Rappelenmätt (nach einstiger Kapelle), „Peter Wieschers Bühlacker oder das Bernegut“ (im Jahr 1786).³³ Bei der Rüegsau=Flüe: der Flüe=Acher³⁴ in Oberried, der Flüeli=Acher;³⁵ dagegen ist durch eine Flue charakterisiert: der Flue=Acher,³⁶ wie durch die so bedeutsame Linde: zwei Lind=Acher;³⁷ vgl. ferner den Brunnacher³⁸ zum obern Rain, den Tröchni=³⁹ den Brüggli=Acher. An den Emmendamm stoßen zwei Tüntsch=Acher;⁴⁰ vgl. der Haag=⁴¹ der Gaf=Acher.⁴²

Aus einer Beunde entstand der Büün=Acher,⁴³ während Sau=⁴⁴ Hüe=⁴⁵ Rös= (Roß=) Acher⁴⁶ auf ehemalige Weide deuten; vgl. Braachacher, Tornacher.⁴⁷ Der Eich=⁴⁸ der „Buchacker“ = Büacher⁴⁹ (1783 gehörten zwei „Bauacker“ teilweise zu Sumiswald, bezw. Affoltern), der Bueholzacher.⁵⁰ Notieren wir hier auch die Fuchsächer.⁵¹ Der an ziemlich steilem Nordabhang von Brandis gegen Rüegsau gelegene Winacher⁵² liegt oberher dem Wiggarte (Rüegsau). Letzterer enthält einen südwärts gegen einen Erosionstessel steil abfallenden, gegen alle Winde geschützten Abhang. Schattacherli⁵³ und Sunnacher.⁵⁴ Der Sandacher.⁵⁵ Die Grundachere⁵⁶ (Grundäcker; bemerkte den Unterschied zwischen bernd. und nhd. Mehrzahl und die ursprüngliche Funktion dieser „Zahl“form als Kollektiv, vgl. d’Hüttine). Der Bodenacher,⁵⁷ zwei Böhi=Acher;⁵⁸ der Talacher.⁵⁹ Der

¹⁴ Ad. Wj. 1102, 80. ¹⁵ 278; D 3; ZB. 95. ¹⁶ Dn. 171. ¹⁷ Dn. 97. ¹⁸ D 4. ¹⁹ 74, 40; Z 2. ²⁰ ZB. 28. ²¹ 166, 74; G 4. ²² 878, 35; 78, 99. ²³ 282, 90. ²⁴ Ad. Wj. bei Ramsai; G 4. ²⁵ Ad. Wj. 81. ²⁶ 266, 27. ²⁷ 629, 60. ²⁸ 45, 24. ²⁹ 307, 14. ³⁰ 139, 65. ³¹ ZB. 73. ³² 197, 63. ³³ ZWB, B 19. ³⁴ 48, 90. ³⁵ D4. ³⁶ 176, ³⁷ Ad. Wj. 236, 30; D 5; Ad. und Berg 600, 59. ³⁸ 340, 07. ³⁹ ZB. 92, 41. ⁴⁰ 317, 78; 139, 45; D 2. ⁴¹ 767; F 8. ⁴² 546, 54; F 3. ⁴³ Ad. Wj. 691, 59; D 4. ⁴⁴ ZB 209. ⁴⁵ 220, 27; 95; G 4. ⁴⁶ 53; D 2. ⁴⁷ 493, 10; G 4. ⁴⁸ 284, 73. ⁴⁹ ZB. Sp. Ad. Wj. Wb. 655, 83; D 6. ⁵⁰ Z 1. ⁵¹ Z 1. ⁵² ZB. Wj. Sp. Schopf. Ad. Wj. Wg. 713; G 2. ⁵³ Ad. Wj. 46, 90. ⁵⁴ 146, 35. ⁵⁵ 513, 20; D 4. ⁵⁶ D 1. 2. ⁵⁷ Ad. Wj. 459, 18; G 4. ⁵⁸ 129, 12; Dn. 362. ⁵⁹ 149; D 3.

Großächer⁶⁰ und die Großäcker;⁶¹ zwei Breitäcker.⁶² Der Spizacher;⁶³ der Eher=⁶⁴ und der Chrummacher.⁶⁵ Der Überacher.⁶⁶

Der im Lüzelflüh-Schachen an der Schloßmatte gelegene Längacher kam 1785 an Brandis,⁶⁷ wogegen der auf der Höhe gelegene Burgächer samt der „Weyd“ einer Familie Scheidegger in Erblehen gegeben wurde, zugleich mit einer einstigen Neuwerbung: dem Neuächer. 1787 erwirkte der Pächter in Bern die Erlaubnis, sieben Zuharten vom Neuadlerweg dem Chorrichter Gasser im Rüegsauschachen zu verkaufen behufs Ausübung des Feuerrechts, also Erstellung eines Hauses. Dieser Neuächer⁶⁸ ist heute ein Bauerngut mittlerer Größe. Der Brandisächer.⁶⁹ Neben dem Brandiser-Burgächer⁷⁰ gibt es auch einen Oberrieder Burgacher,⁷¹ welcher gleich dem benachbarten Jeger-Lehn und Schmid-Lehn laut Tradition auf eine einstige dortige Burg deutet.⁷² Die betreffende Stelle heißt noch heute im Volksmund die Schmid-Lehnburg.

Saat und Ernte.

Ist der Acker die Domäne des Mannes, so der Pflanzblatz das Territorium der Hausfrau. Auf diesem Gemüesfelde besorgt sie, die Minuten erstehend, das Aapflanze. „Jez, wo men all Händ voll z'tue het mit dem Aapflanze!“¹ Dahin gehört: das Seke der Chabis-, Chöoli- und dergleichen Stüdeli² oder Sehlig, sowie das Stecken der Bohnen und Erbsen, was sich ebenfalls Seke nennt. Selbst das Stecken der ganzen Kartoffelknollen oder der ausgeschnittenen Knospenstücke heißt Härdöpfel-Seke. Warum erschien es dagegen den „Schnäfligern“³ so drollig, ja bis zur Existenzfrage verhängnisvoll komisch, daß der städtisch erzogene Vikar in einer Anwandlung von Leutseligkeit die an der Straße mit Getreidesaat Beschäftigten fragte: „Sit er am Chornseke?“

Man sekt („steckt“) eben, was man Stück für Stück an seine genau bestimmte Stelle im Boden verbringt, während das „Säen“ nach Ausweis verwandter Sprachen⁴ ein „Aus-schicken“, „Auswerfen“ über den Boden weg ist. Während daher alles, was gesäet wird, „Same“ ist

⁶⁰ Afd. Wf.; S 1; F 3; D 7. ⁶¹ 245, 94. ⁶² 224, 33; 101, 88. ⁶³ 44, 70. ⁶⁴ Afd. Wf. ⁶⁵ 133, 34. ⁶⁶ 271. ⁶⁷ AWW, B 69. ⁶⁸ D 2. ⁶⁹ 300, 54. ⁷⁰ Wf. Wf. Schürli Afd. Wf. Wb. 783, 71; D 2. ⁷¹ 206. ⁷² Jahn Emm.

¹ Lischeb. 12. ² MBB. 2 J. 154. ³ AB. 2, 471. ⁴ z. B. lat. se-r-o aus „se-s-o“ ich säe = griech. hi-ē-mi aus „si-sē-mi“ ich sende; die Reduplikation deutet auf wiederholte Handlung.

oder doch (wie z. B. die Frucht des Getreides) wie solcher aussieht, kann sich das *Sege* auf allerlei Pflänzlinge beziehen: Bäume und Sträucher, Stauden (*Stüde*) und *Stüdeli* oder *Seßlig*, sowie die sogenannten und wirklichen *Saamme*. Man stellt mit „Samen“ so grundverschiedene Dinge auf eine Linie wie die Kartoffelknollen oder deren ausgeschnittene (*verhäunigi*) Stücke (*Härdöpfelbiße*), sonderlich die knospenreichen *Räse**, unter Zurückbehaltung der zum Pflanzen untauglichen Reste (*Abbränd*), obschon es sich hier um unterirdische Stämme handelt. Die wirklichen Kartoffel-Samen, welche sich aus den *Röle* gewinnen ließen, sind so gut wie ungebräuchlich. Man hält sich aus ökonomischen Gründen einzig an die Fortpflanzungsart durch Stecklinge und nennt diese „*Saamme*“, weil sie gleich den wirklichen Samen z. B. der Bohnen und Erbsen, die man ebenfalls setzt, sich zu mehreren in die Hand nehmen lassen. Auch das so sehr sich empfehlende *SaamenÄndere* (der Saatgutswechsel) wird ebenso unmittelbar auf die Kartoffel ausgedehnt, wie man anderseits in nedischer Übertragung etwa eines Kameraden Kopfbedeckung aufsetzt oder ihm die eigene anbietet, weil man wieder einmal gut finde, *Saamme z'ändere*.

Ein fernerer Abstand zwischen landwirtschaftlicher und botanischer Sprache liegt in gelegentlicher Beschränkung des Begriffs *Saamme* auf die Brotfrucht. Dafür hinwieder dehnen wir die Mehrzahl *Säämme* oder *Söömme* auf die nach dem Keimen ergrünenden Getreidefelder aus: *d' Söömme si schön*; *si si gliichlig* (gleichmäßig) *errunne*. Ihnen gegenüber kann die nachhinkende Sprache noch im Zeitalter des Kunstfutterbaus von den allerdings winzigen Klee- und Grassamen als *chlinem Gsääm*⁵ oder *Gsööm* reden.

Dem entspricht die Beschränkung des Begriffs *sääjje* auf die Getreideaussaat, ja noch spezieller auf die Bestellung der Winterfaat,⁶ und zwar bei uns des Dinkels. In diesem Sinne reden wir ohne Objekt von *Sääjje* = *Asääjje*.⁷ Nur die Roggen- und versuchsweise eingeführte Weizenfaat, die Gersten-, Hafer- und Sommerdinkel-Saat bedarf näherer Bezeichnung.

Die herbstliche Saatzeit heißt demgemäß der *Sääjjet*.⁸ Sie ist in der Tat um so arbeitsreicher, wo auf die steilen Äder keine Säemaschine hingelangen kann, die ganze Bestellung der Getreidefelder also breitwürfig von Hand geschehen muß. Dafür bietet es aber auch immer einen fesselnden Anblick, wenn der Säemann den *Sääjsack* an zwei Zipfeln zusammengeknötet über die Achsel wirft und nun „mit ernstem

⁵ UR. 185. ⁶ Rätli 153 Hs. ⁷ UR. 251. ⁸ Schulbb. 226; SchM. 1, 187.

Geficht und langen gemessenen Schritten den Samen strömen läßt aus kundiger Hand“.⁹

Noch schöner ist es zuzusehen, wie der Sohn als künftiger Bauer zum erstenmal säen darf. Bisher durfte er bloß vorlauffe oder underlauffe: dem Säenden durch Voranschreiten die Grenzlinie der letzten Wurfbreite (die Saatele oder Soortele genannt) zeigen. Nun darf er selber den Säesack anfüllen und sich umhängen. Der Vater schreitet neben ihm her und zeigt ihm, in welchem Maße die Hand füllen, in welchem vollen Bogen die vor den Augen sich hinbreitende Saatwolke werfen, wie bei jedem Wurf die Hand voll Dinkel ganz entleeren, die Hand voll Roggen nur mit zwei, die voll Weizen mit drei Fingern öffnen usw.

Bei günstiger Witterung errünnt („errinnt“)¹⁰ die Saat in vierzehn Tagen, oder ist doch in drei Wochen errunne¹¹ („erronnen“)¹² d. h. die Spitzen der Keimlinge brechen eben sichtbar durch das Erdbreich. Ist dies überall gleichmäßig geschehen, so gruenet's (der Same ergrünt)¹³, gleich wie im Frühling auf dem Grasacker. Wie viele ungünstige Umstände aber können das Keimen hinterhalten, so daß der Same im Boden versporet, vermüderet! Da, ein frischer, herbstlich warmer Regen, und der Same faat a si b'chimme („sich bekeimen“), gewinnt neues Leben und überholt vielleicht in Bälde das glücklicher Gesproßte. So war auch „schon mancher Mensch viel weiter unten als du, ward härter geschlagen und b'kymte sich doch wieder“.¹⁴

Ist errunne das über der Erde sichtbare Keimen, so heiße das am Samen im Entstehen verfolgbare. Der Same heißeet uus; auch die Kartoffeln im Keller heißen uus; sie treiben die bekannten langen Reime oder Eheiße (Einzahl: der Eheiße), welche an der Speisekartoffel zu entfernen sind, wenn sie dieselben nicht haltlos und ungenießbar machen sollen; mi mues d'Härdöpfel abcheiße.

In Eheiße haben wir also eine Nebenform zu „Rei-m“, mit ihr gemeinsam gehörig zu einer Wurzel „kē“ (spalten, spaltend aufspringen).¹⁵ Nächst verwandt mit „Ehei-st“, dessen -st- ein ursprüngliches -tt- sein kann, ist die Form kide (Sprößling). Dieselbe ist im Schriftdeutschen, keineswegs aber in der Mundart erloschen. Wir nennen die Ehide, das Ehjibeli oder Ehjibeli einen kleinen strohend saftigen, also im Frühling hervorbrechenden „grünen Zweig“. Treibt eine verunglückte Pflanze noch es Ehjibeli, so ist sie noch nicht hoffnungslos aufzugeben.

⁹ Amtsr. 61; die schöne Stelle („Wer mit kundigem Auge“ usw.) ist in viele Schulbücher übergegangen. Vgl. auch Berner Taschenbuch 1861, 358. ¹⁰ NB. 1, 30. ¹¹ Bishch. 3. ¹² NB. 252. ¹³ Btst. 2, 138. ¹⁴ Btst. 2, 211. ¹⁵ Kluge⁶ 191.

Von dem seltenen schönen Wort schreibt sich (s. auch „Gesund und krank“) chibig her in dieser vereinzelt gebliebenen Fügung chibigi Nacht: „rabenschwarze“, „stockfinstere“ Nacht; „Nacht, wo me nid d'Hand vor den Auge gseht.“ Wir haben es also mit einer der Mechanisierungen der Begriffsbetonung zu tun, wie uns z. B. deren eine noch später in „blutarm“ (s. Register) begegnen wird. Es gehört zum Wesen des Sprosses, strobend saftig zu sein; diese Eigenschaft bürgt für sein eigenes Fortbestehen und verspricht ein solches für die gesamte zugehörige Pflanze. Nun sind Eigenschaften, welche mit Rundgebung starker Lebensfülle zusammenhängen, besonders geeignet, aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgehoben und gleichsam in einen andern hineingepropft zu werden, wo sie, wie unser chibig, dem tragenden Substantivbegriff den Sinn „voll und ganz“, „in höchstem Maße“ erteilen.

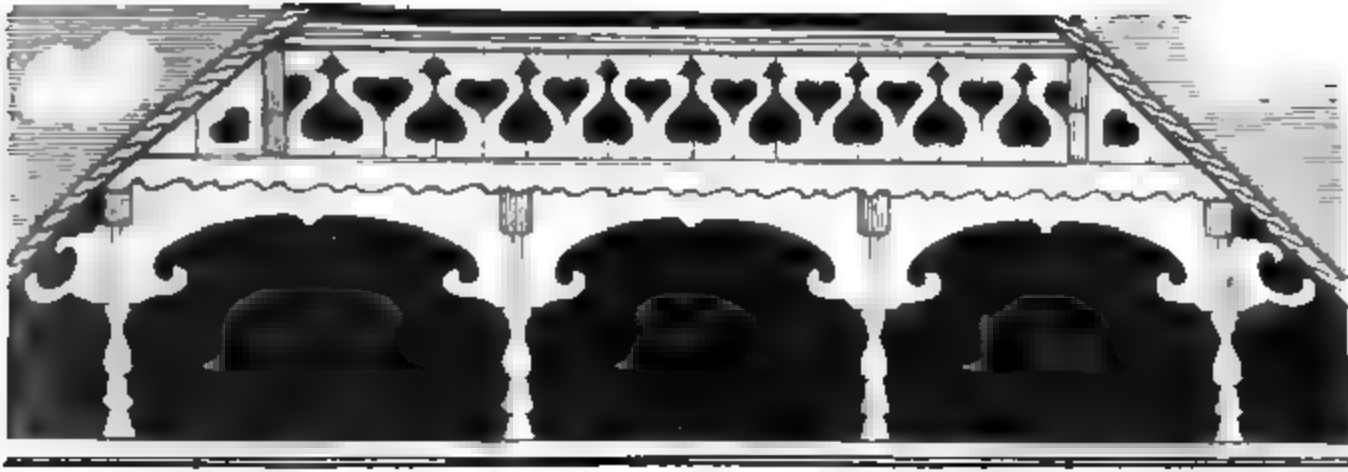
Die glückliche Saat gedeiht vielleicht nur zu dicht und muß, wo dies angeht, z. B. bei den „Rüebli“, erdünneter werden. Vgl. auch: [durch Raufen] eim 's Haar erdünnere. Es ist dies immer zugleich die beste Gelegenheit, die auch sonst nicht häufig genug ergriffen werden kann, g'jätte, das Unkraut (Gjätt)¹⁶ zu entfernen.

Auf die Brotsfrucht spezialisierte sich von alten Zeiten her wie das „Säen“, so auch das Ernten — äärne, — früher „arnen“; vgl. im „geistlichen Wagenmann“ 1563: „Was dye [Alt]-Borden erarnet, Mit schandtlich werd verthan“, und aus derselben Zeit: „Ich fürcht das vil meng biderman noch vbel muß erarnen.“ Die Getreide-Ernte heißt Äärn. Bei andern ebenso wichtigen Ernten spricht man von Gräbe (Hackfrüchte), Abläse (Obst) oder Gwinne (Hülsenfrüchte, Beeren)¹⁷. Selbst von den „Flüehbluemi“ an der Felsenwand dichtet Ruhn¹⁸: „schad, daß si niemer gwinne cha!“

Der Ernte-Ertrag heißt die Frucht, mit ausschließlicher Beziehung auch wieder auf das Getreide, sogar das erst emporkwachsende (vergl. „Samen“). Dagegen ist die Mehrzahl Frucht ein Schulwort, das in erster Linie seltenen Steinobstsorten, weiterhin etwa (in Anlehnung an die Bibelsprache) den „Früchten der Erde“ gilt. Bloß in bildlicher Rede brauchen wir abtrage: „Laß ab vom törichten Beginnen“... es treit der nüüt ab!

¹⁶ MZ. 2 J. 209. ¹⁷ MZ. 2 J. 139. ¹⁸ Ruhn 4.





Spelcherlaube.

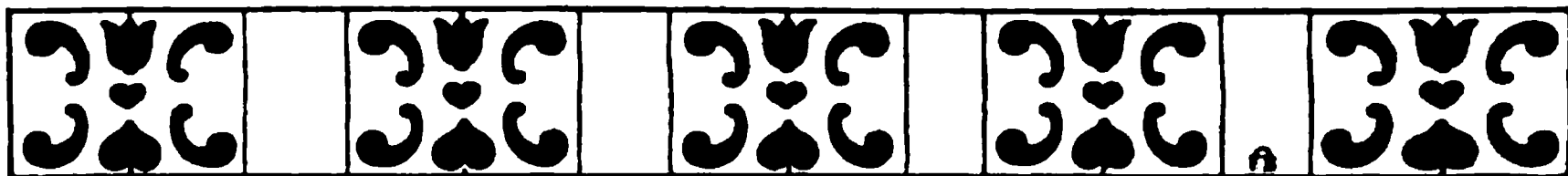
Haus und Heim.

Bäuerliche Kunst.

Ursprüngliche Kunst ist die Kunst der Naturvölker. Man redet heute so viel von der Ursprünglichkeit und stellt so gerne den am höchsten, der in seinem künstlerischen Schaffen am meisten ursprüngliches Empfinden zeigt, originale, von keiner Schule und keiner Mode beeinflusste, selbständig schöpferische Kraft.

Es ist begreiflich, daß sich der von Kultur fast übersättigte Mensch wie nach einem frischen Winde, wie nach frischem Quellwasser nach einfach empfundenen, naiven Kunstwerken sehnt, die los wären von all dem überfeinerten Raffinement, das so bald zum Ekel wird. Darum betrachtet man in unserer Zeit mit so großem Respekt, mit Staunen sogar, die Arbeiten der wilden Stämme und bewundert das eminente Können, den guten Geschmack und die stilistische Gebiegenheit dieser dekorativen Kunst. Und gerne lernt man von diesen einfachen Naturmenschen und sucht hinter die Geheimnisse der Schönheit ihrer Kunst zu kommen.

Schon das flößt uns Achtung ein, daß bei diesen „Wilden“ der Kunsttrieb so stark ist, stärker als bei vielen sogenannten gebildeten Euro-



Laubenornamente.

päern, die in ihrer öden, stumpfsinnigen Philisterhaftigkeit ihr von Kunst kaum je berührtes Leben einförmig dahintreten, von Kultur große Worte machen und die obgenannten Wilden als zurückgebliebene Menschen verachten.

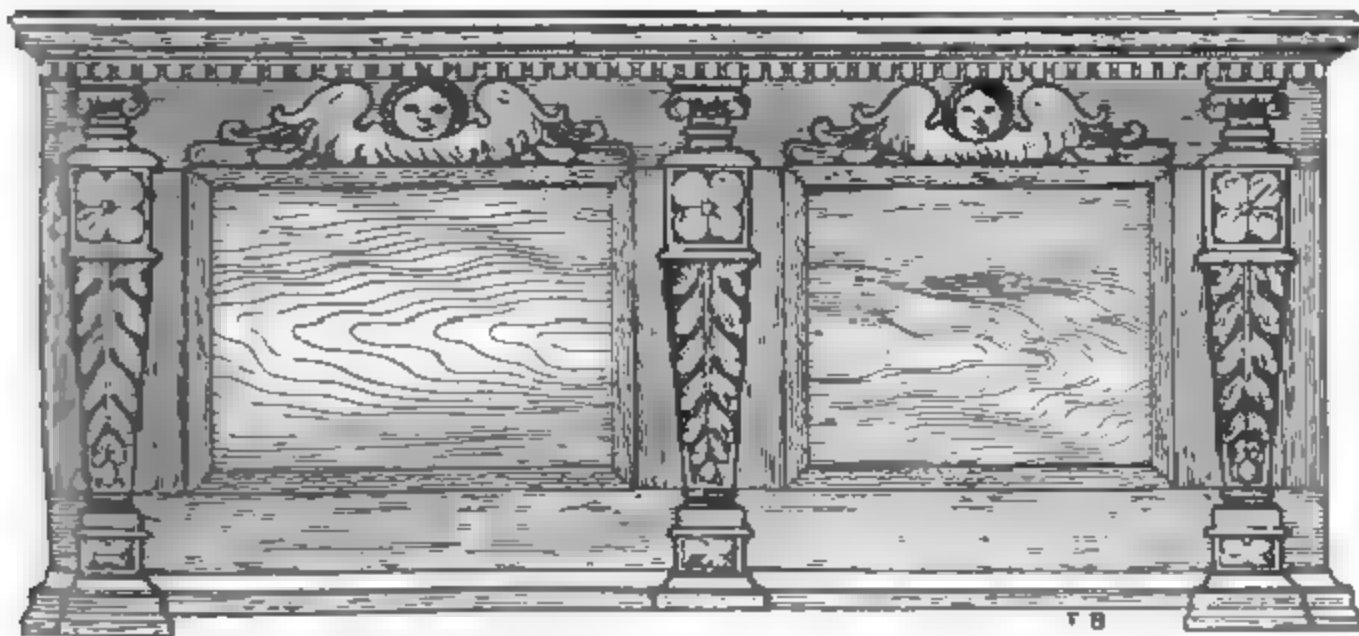
Ist es nun wohl zu weit ausgeholt, wenn man in einem Aufsatze über die Kunst im Hause des Emmenthaler Bauern an die Kunst der wilden Völker erinnert? Ich wenigstens werde beim Nachdenken über unsere Kunstpflege und Volkskunst unwillkürlich hinübergeführt zu den Arbeiten der Insulaner z. B., zu jenen wunderbar geschnitzten Rudern und Keulen aus eisenhartem Holze, den reichbestickten Kleidern, den bemalten oder geschnitzten Gefäßen und so vielen Gegenständen, die man schon um ihres Schmuckes willen aufrichtig bewundern muß. Ich möchte in einigen Sätzen zu zeigen versuchen, wie unsere Bauernkunst viel Verwandtes hat mit der ursprünglichsten Kunst und deshalb hoch gewertet werden darf.

Eigenartig ist vor allem, daß sämtliche Kunstarbeiten der Naturvölker nie Selbstzweck haben, sondern dekorativer, dienender Art sind — und darin schon gleichen ihnen die künstlerischen Erzeugnisse der Bernerbauern. Wie sieht man einen unter den oft so geschickten Bauernhandwerkern, die ja allein die Träger bäuerlichen Kunstfleißes sind und noch wie in alter Zeit die Kunst im Handwerke betreiben, Dinge herstellen, die selbständige Kunstwerke wären; betätigt er sich künstlerisch, so geschieht dies, um sein Haus, seine Stube, seine Geräte, Werkzeuge und Kleider zu schmücken.

Das Prinzip der modernen dekorativen Kunst (daß sie sich dienend unterordnet) ist also gar nicht etwa eine neue Erfindung, sondern eine uralte Sache, so alt wie die Kunst selber. Dieses einfache Gesetz war aber im 19. Jahrhundert eine lange Zeit hindurch fast ganz vergessen. In den Städten machte den Menschen die mehr oder weniger schlechte Nachahmung alter Stilarten und das hohle, laute Geschwätz von der „Hebung des Kunstgewerbes“ die Köpfe so verwirrt, daß sie ganz außer acht ließen, was Schmuckkunst soll — bis die große Umwälzung sich anbahnte mit ihrem herrlichen Zuge zur Wahrheit und gesunden Natürlichkeit. — Unterdessen war der Bauer über den Zweck seiner Kunst nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen. Von all dem Gezänke und

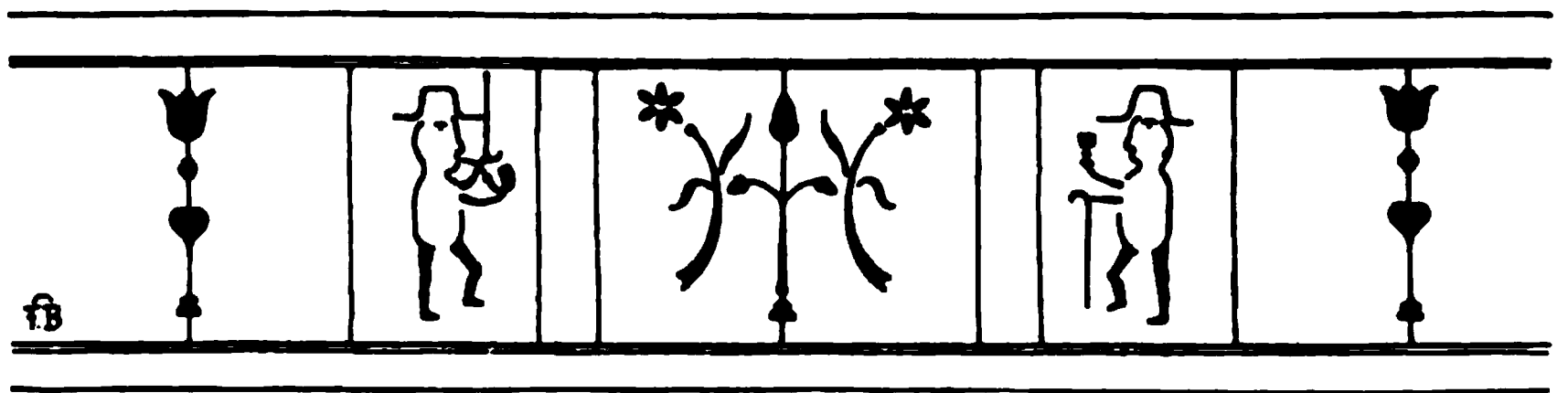
Gerade in der Stadt unberührt schuf er sich sein Heim so, wie er es schön und zweckmäßig fand und er ließ sich darin nicht irre machen — bis er, sehr zum Schaden für seine Kunst, mit dem Städter durch die Eisenbahnen in engere Berührung kam. Da fing er an, seine bäuerliche Eigenart mit der Art des Städters zu vergleichen und es däuchte ihn, der Vergleich falle auch gar zu seinen Ungunsten aus, ja er schämte sich gar seiner einfachen, derben, aber gesunden Kunst!

Aber nicht nur in der Anwendung seiner Kunst läßt sich beim Naturmenschen ein geradezu klassischer Zug erkennen, sondern auch in der Behandlung des Materials: Nie wird der Stoff vergewaltigt, ihm eine Bearbeitung aufgenötigt, die er nur auf Kosten seiner Haltbarkeit und



Trög.

gezwungen ertragen könnte. Das weitaus am meisten verwendete Baumaterial ist das Holz, speziell das Tannenholz. Dieses weist bekanntlich wenig bildnerische Eigenschaften auf; man sieht aber auch nie starke Reliefbehandlung, sondern bloß derbe, mit Säge, Beil, Meißel und Zeugmesser ausgeführte Arbeit, Flach- und Kerbschnitt etwa noch. — Bei den Möbeln spielt ebenfalls das Tannenholz eine Hauptrolle, besonders seit der Zeit, wo wieder mehr Bemalung angewendet wurde. Von früheren Zeiten her sieht man noch eichene, nuß- und kirschbaumene Schränke und „Tröge“, die dann meist nicht angestrichen und bemalt, sondern geschnitten und in der Naturfarbe ihres Holzes belassen worden waren. (Siehe obige Abb.) Tische und Stühle werden aber auch heute noch aus harten Hölzern gefertigt, des stärkern Gebrauches wegen; die sogenannten Borstühle (eine Art lehnenlose Bank vor dem Tische) und Wandbänke, besonders diese, werden als zum Tische gehörig aus Tannen-



Laube mit figürlichen Darstellungen (Trinker und Raucher).

holz hergestellt und so jedes Hausgerät, je nach seinem Gebrauche, aus dem hiezu am besten dienenden Material.

Und noch in einer Weise erinnert die Kunst unserer Bauern an die der Naturvölker — nämlich in der verblüffenden Ähnlichkeit der zur Darstellung gelangenden Motive. Selten und dann von ziemlich geringem Werte ist die Verwendung der menschlichen Figur, am häufigsten noch in der Töpferei und auf geschliffenem Glase, besonders den Zierscheiben, ganz ausnahmsweise im Holz (siehe obige Abb.). Etwas häufiger treten ebenfalls sehr naiv behandelte Tiere auf. Pflanzliche Formen sind in Malerei, Schnitzerei und Töpferei viel zahlreicher; aber am häufigsten ist das geometrische Motiv. Der ganze Schmuck des Hauses, hauptsächlich der Fassadenteile, besteht aus Wellen-, Schlangen-, Zickzack- und andern gebrochenen Linien (an Zierbrettern und gefasten Balken), in Reihen von ganz einfachen Formen, wie Rinsen, Schnörkeln primitiver Art, sehr streng stilisierten Pflanzenteilen, Herz- oder Lindenblättern, Tulpen und Eichen (alle diese als ausgesägte Laubenornamente, siehe Abbildungen) und schließlich in hübschem Gitterwerk aus vierkantigen Stäben (an Laubengeländern). — Man sollte denken, diese kleine Zahl von Grundformen wirke erdrückend langweilig; aber dem ist durchaus nicht so. Es ist vielmehr ganz bewundernswert, welche erstaunliche Abwechslung unter dieser beschränkten Formenwelt herrscht.

Ist so in vielen Dingen zwischen der künstlerischen Betätigung der wilden Naturvölker und unserer Bauern eine auffällige Verwandtschaft festzustellen, so zeigen diese dann jenen gegenüber eine hohe Überlegenheit: Die Bernerbauern besitzen die Fähigkeit, Häuser von ganz gewaltigem Umfange zu erbauen und ihnen den Ausdruck höchsten Stilgefühls und vollkommene Harmonie zu geben. (Siehe Abb. S. 123, 136, 139, 140.) Die Aufführung dieser Bauwerke erforderte gediegene Meisterschaft, und vollendeter Geschmack spricht aus der Führung der großen Linien und der Anordnung der kleinen Schmuckteile, obwohl hiebei das

Zweck- und Nutzprinzip nicht unberücksichtigt gelassen wurde. Bei aller traditionellen Bauweise, die seit Jahrhunderten nie gründliche Änderungen erfuhr, ist keines der Häuser dem andern ganz gleich, so ähnlich sie sich äußerlich oft sehen. Jedes Haus wurde so gebaut, wie es dem Bauherrn gefiel und wie man es bedurfte.

Doch besuchen wir einige solche Häuser und sehen sie näher an; schon von weitem laden sie ja förmlich dazu ein mit ihren riesigen, weit herunterhängenden Dächern, die zu sagen scheinen: Bei uns ist Schutz und Schirm gegen jede Unbill und für viele, viele.

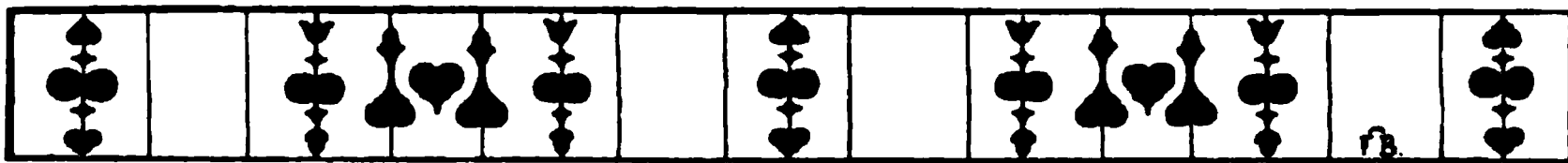
Die Linien dieser Dächer sind weniger einfach, als sie auf den ersten Blick aussehen. Der senkrechte Schnitt, Querschnitt, gleichlaufend wie die beiden

Schmalseiten des Hauses, zeigt uns das Dach als einen Winkel, dessen Scheitelpunkt in der Firsthöhe liegt und dessen Schenkel durch die beiden schräg herablaufenden Dachseiten gebildet werden. Die

Größe des Winkels ist so um 90° herum, oft mehr, hie und da auch weniger. Die Schenkel des Winkels verlaufen nun nicht in gleichbleibender, gerader Richtung; sie sind bald weit oben, manchmal auch ganz unten in sehr stumpfem Winkel auswärts gebrochen. Von der Langseite gesehen zeigen die ältesten Dächer eine Trapezform, weil die beiden Giebelseiten des Daches, die sogenannten Schilde, noch bis unten gehen; wie dann die Schilde immer kürzer werden, so entstehen aus den Trapezen Rechtecke mit oben abgeschnittenen Ecken. — An den Langseiten des Hauses selbst ist wenig künstlerisch Gestaltetes. All' die Räume für die verschiedenen



Tallade mit Schilddiebel.

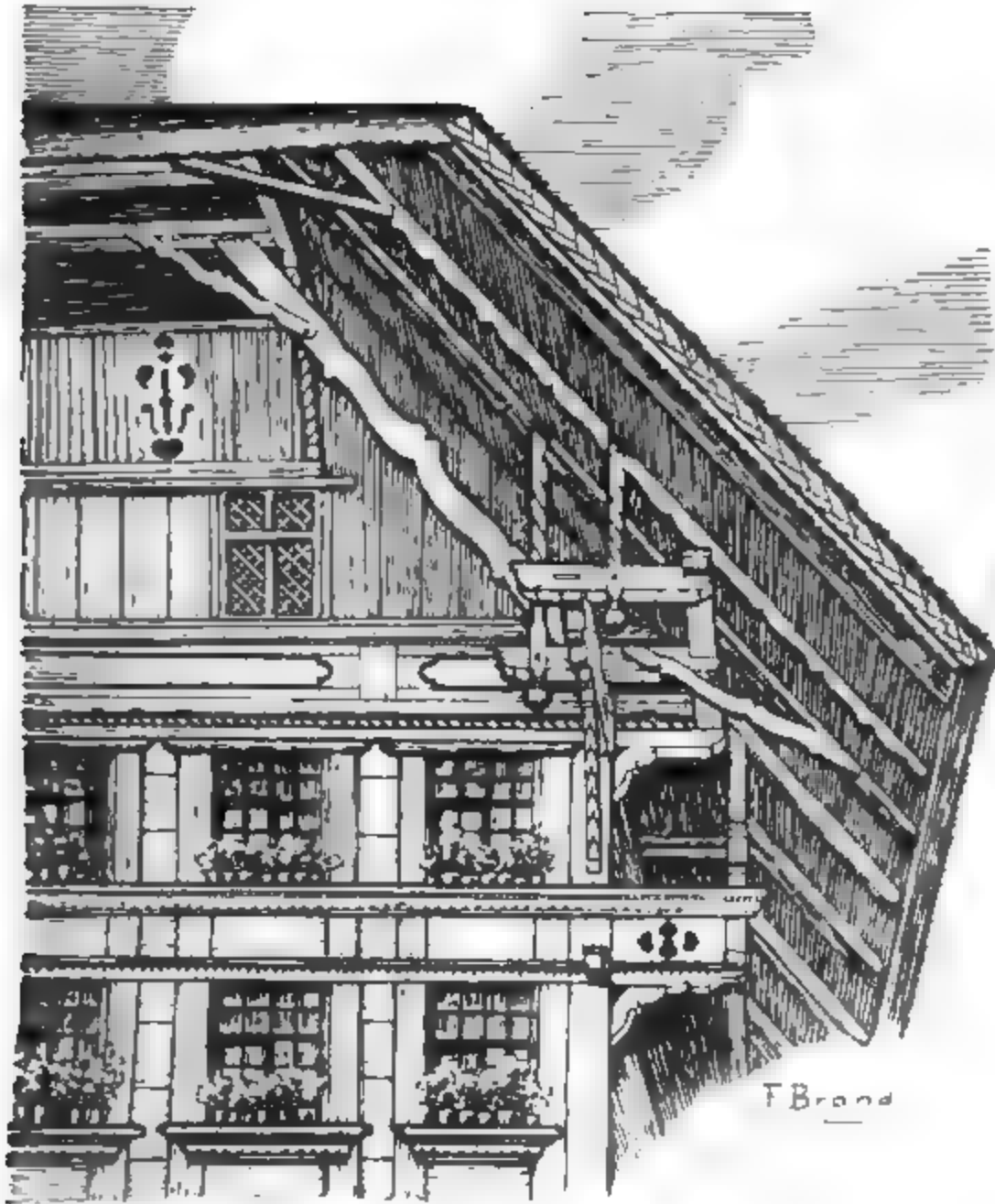


Laubenornamente.

landwirtschaftlichen Bedürfnisse, mit den Wohnräumen zu einem einzigen mächtigen Hause verbunden, sind je nach dessen Lage sehr verschieden angeordnet. Wie die Einfahrt zur Bühne zu gestalten sei, spielt bei der Einrichtung eine große Rolle; aber gerade die durch so viele verschiedene Bodengelegenheiten verursachte große Mannigfaltigkeit in deren Anlage gibt dem Bauernhose das ungemein Malerische und immer wieder abwechslungsreich Interessante. Die Bühnissbrugg ähnelt mit ihrer Holzkonstruktion und dem hohen Dache den alten Holzbrücken über unsere Flüsse; sie ist ja im eigentlichsten Sinne des Wortes auch eine Brücke, die von dem natürlichen oder künstlich aufgeführten Damme hinüberführt in des Hauses erstes Stockwerk. Die Einfahrt mit der „Bühnissbrugg“ gibt Anlaß zu prächtigen Licht- und Schattenwirkungen, wie die Bilder zeigen. Das mächtige Tor derselben fällt oft durch seine oben ausgeschnittenen Flügel auf (siehe Abb. S. 213).

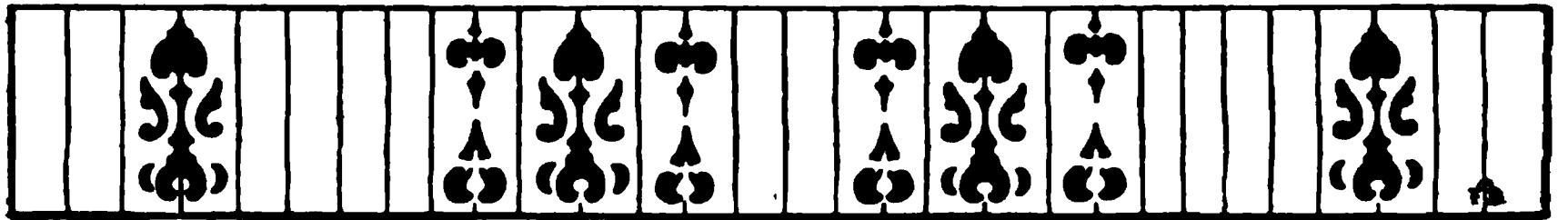
Die Schmal- oder Giebelseiten des Hauses zeigen starke Unterschiede in der Anlage, und zwei Typen sind es, welche dieselbe charakterisieren, der Schildgiebel und der Rundgiebel. Die ältesten Häuser zeigen das Dach auf allen vier Seiten gleich weit heruntergehend, so weit, daß die Traufrinne oft fast mit der Hand von der Erde aus zu erreichen ist. Dadurch wurden die Kammern im ersten Stockwerk finster; weil sich nun auch bei den Bauern nach und nach Luft- und Lichtbedürfnis einstellte, so verkürzte man das Dach auf der Stirnseite des Hauses, wo die Wohnungen liegen (Giebelbach oder Schildgiebel). Dies ging so weit, daß an einigen Orten das dreieckige Schilddach nur noch ganz klein ist im Verhältnis zum übrigen Dache. Die Fensterfront liegt in ihrer ganzen Ausdehnung frei und wird vor Regen noch genügend durch die weit vorragenden Langseiten des Daches geschützt. Auf diesem Punkte der Freilegung der Schmalseite angelangt, fanden nun die Baumeister für dieselbe zwei Gestaltungsformen, oben als Schildgiebel und Rundgiebel bereits angeführt. Diese Formen unterscheiden sich dadurch voneinander, daß unterhalb des Schilddaches beim Schildgiebel das ganze Dachgebälk frei liegt und oft schön gezimmerte Balkenköpfe und -verkröpfungen zeigt (siehe Abb. S. 123, 125, 127, 129), während beim Rundgiebel dieses ganze Gebälk in eine Bretterverkleidung eingeschlossen ist, die unter dem Schilddach einen mächtigen Bogen bildet,

dessen Durchmesser gleich der Breite der Fassade ist. Diese Verkleidung ragt manchmal über 2 m weit vor die Hauswand heraus und zeigt neben dem Halbkreise in neuerer Zeit auch noch elliptische oder ähnliche Bogen. Ist das Haus mit dem Rundgiebel auf die Ferne mit seinem gewaltigen Bogen von größerer Wirkung, so zeigt dagegen das Haus mit dem



Schildgiebel mit reichem Gebälk.

Schildgiebel viel mehr künstlerischen Schmuck. Schon das Balkenwerk, das auf beiden Seiten die Dachsparren trägt, ist durch das Ineinandergreifen und den Übergang der horizontalen zu den vertikalen und schrägen Linien, wie die Bilder zeigen, höchst wirkungsvoll. Mehr Schmuck, als die direkt das Dach tragenden Balkensysteme zeigen die schrägen Träger (Bügel), die das Gebälk und die Lauben gegen die Hauswand stützen. Sie sind nicht immer gerade, sondern manchmal gekrümmt, und



Laubenornamente.

ihre Formen haben etwas säulenartiges; aber Material und Zweck haben da die Säulenform ganz eigenartig verwendet. Basis und Kapital sind viereckig, der bloße Balken. Durch einen ringsum führenden Einschnitt oder eine Hohlkehle u. dergl. wird in ganz einfacher Weise (oben und unten ziemlich gleich) der Übergang zum Schaft bezeichnet; dieser hat zuweilen die Schwellung der rechten Säulen, aber dann weit unten; ich beginne mich nicht, den Schaft ganz rund gesehen zu haben, jedoch sechs- oder achteckig. Er erweitert sich rasch nach der untern Einschnürung bis zur Balkendicke und wird dann ganz allmählich dünner, bis er in das „Kapital“ übergeht. Häufiger als diese säulenartigen trifft man die zopfartig geflochtenen Büpfebügel und die gewundenen Träger (s. Abb. S. 123, 127). Hier und da sind sie auch gekrümmt und vermitteln dann den Übergang von der Senkrechten zur Wagrechten noch feiner. Am oberen Ende der Träger sehen wir sehr oft die Jahrzahl der Erbauung des Hauses eingeschnitten und zwar die eine Hälfte auf dem Träger auf der linken Seite der Fassade, die andere Hälfte auf der rechten. — Dieses ganze Balkenwerk, wie es so klar seinem Zweck entsprechend gebildet ist und bei aller Berücksichtigung des Praktischen und Dauerhaften doch auch das dem Auge so wohlthuende Künstlerische nicht verschmäht, aber immer in bescheidener Weise angewendet, erregt an vielen Häusern aufrichtige Bewunderung.

Aber von viel größerer Wirkung ist die Laube, nicht nur durch ihre mächtige Linie, sondern in erhöhtem Maße auch durch ihren Schmuck und ihre Schattenwirkung. Meist über der ersten Fensterreihe führt sie der Schmalseite entlang; aber nicht immer geht sie in einer Flucht dahin, manchmal zeigt sie an beiden Seiten, wo sie unter das vorspringende Dach läuft, je eine balkonartige Ausladung, was einen ganz bedeutenden architektonischen Schmuck bietet. — Die Laubenbrüstung ist meist aus dicht aneinanderliegenden Brettern und darüber liegendem, in Gesimsprofil gehobelten Balken (Laubelähne) erstellt. Aus diesen Brettern sind Ornamente ausgesägt, deren Motive fast immer gebogene Linien haben und sorgfältig der brüchigen Natur des Holzes angepaßt sind. Sie sind in der Weise aus lauter Einzelformen, Schablonen gleich, zusammengestellt, daß sie nie eine größere durchlaufende Linie haben,

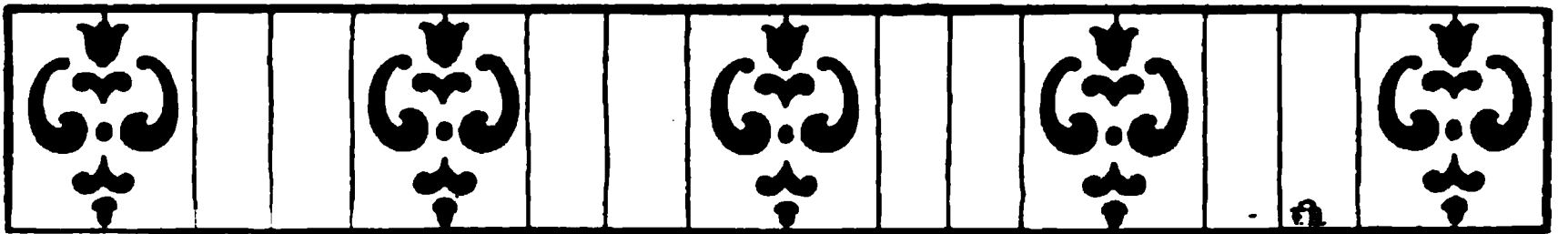
welche die Solidität gefährden könnte. Außer einigen ganz konventionellen Formen, welche stark an Holbein und seine phantastischen Flachornamente erinnern, sehen wir die bereits weiter vorn erwähnten Herz- oder Lindenblattformen, Tulpen und Eichen in strenger Stilisierung häufig. Wenn man längere Zeit diesen Ornamenten nachgeht, so wird man von Holbein sogar in Gedanken hinübergeführt zu maurischen Dekorationen, so frappant ist oft die Ähnlichkeit der Formenbehandlung mit derjenigen des großen Kunstvolkes. Und es ist dies nicht die einzige Stelle, wo man im Emmenthal an diese wunderbare Kunst erinnert wird, wie wir später sehen werden. Außer diesen

Bretterbrüstungen finden wir noch Laubengeländer aus vierkantigen Stäbchen, die zu sehr hübschen Mustern zusammengestellt werden; nie habe ich diese Stäbli bloß aneinandergereiht gesehen, so daß alle gleich lang und ohne Abwechslung sich hinziehen. Sogar Reihungen, die ich vorher für ganz neue Ideen der modernsten Kunst genommen, fand ich dort an fast hundertjährigen Häusern vor. (Abb. S. 123, 127.)



Schlössle mit reichem Gedätk und Glitterlaube.

Die Verkürzung des Giebels führte überdies zu einer kleinen Verzierung, dem Dörtl oder Dörladen, die nun auf beiden Seiten den entblößten Teil des vordersten Dachbalkens schmückt. An der vordern senkrechten Fläche des Balkens wird ein nach unten etwa in einer sogenannten Karnies- oder Wellenlinie ausgesägtes Brett befestigt und dieses in seiner ganzen Länge mit Schindeln belegt in der Weise, daß die jeweiligen in irgend einer ornamentalen Linie schräg geschnittenen Schindeln zusam-



Laubenornamente.

men einen Zierstreifen bilden, wie die Illustrationen es zeigen (siehe Abb. S. 125, 127, 129, 138 u. a.). Den Anschluß an den wagrechten Zierladen unter dem Schild bildet eine Zierschindel (Abb. S. 138). Über dem Erdgeschoß führt je eine Laube an jeder Langseite hin, soweit die Wohnungen reichen; ihre vordern Schmalseiten sind in Flucht mit der Stirnseite des Hauses. Mit ihren Ausladungen und den in kräftig geschwungener Linie unten eingeschnittenen wagrechten Tragbalken und deren ebenso geschmückten, aus je einem Balken gebildeten Konsolen geben sie der Silhouette des Hauses von vorn eine neue, sehr charakteristische Linie. (Abb. S. 191, 195, 211.) — Zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes ist an vielen Häusern, die nicht mit dem Schindelmantel bekleidet sind, ein Fries von Füllungen durch die senkrechten und wagrechten Hölzer gebildet, der zuweilen noch durch Tafelwerk verkleidet ist (Abb. S. 125, 195, 211). Dieser Fries setzt sich auf die Schmalseiten der untern Lauben fort und von da den Langseiten entlang. Auf den Füllungen dieses Frieses trifft man noch hie und da alte Sprüche, aber nicht so oft wie im Oberland. Je jünger die Häuser, umso seltener die Sprüche; das neunzehnte Jahrhundert hat sie schon fast völlig weggelassen, obschon die Bauern gerade in den ersten Jahrzehnten noch herrliche Gebäude von hohem Kunstwert erstellt haben — in der neuen Zeit wird im Emmenthal nirgends mehr daran gedacht, und doch hätten die biedern Leute durchaus keinen Grund, ihre Gesinnung zu verdecken. Es wäre gar nicht so übel, hie und da so einen Spruch am Wege zu finden, und schade ist es, daß in unserer so red- und schreibseligen Zeit unsere Bauern so schweigsam geworden sind, namentlich an der Stelle, wo sonst ihr Ernst und Humor uns aus frühern Zeiten so manches treffliche Wort herüberrufen.

Die hier nachfolgende kleine Sammlung gibt allermeist verwiterte Sprüche ältern Datums wieder, deren Entziffern bezw. Erraten mit der größten Mühe verknüpft war. In Lüzelflüß selbst entdeckten wir nur ganz wenige. Am neuen Chalet Wärttschi zu Waldhaus lesen wir folgende (vom Maler teilweise entstellte) Sprüche:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden.

Gott gebe allen, die mich kennen,
Was sie mir selbst am besten gönnen.

Des Hauses Zier ist Reinlichkeit,
Des Hauses Glück: Zufriedenheit.



Gebälk mit gezüpfen Plosten und Örill.
Getäfelte Laube, hier als Ausnahme auch an der Giebelseite.

Wer mag haben gut Gemach,
Bleibe unter seinem Dach.

Wer für die Freude außer dem Hause wenig zahlt,
zu dem lehrt sie unentgeltlich ein.¹

Erst besinnen, dann beginnen.

¹ So ließ Herr Wärtsch auf seine Wirtschaft schreiben.

Brickel, Bäuerlich.

Schauen ist leichter als bauen.

Hof (Lüpfelflüh).

Auf Gottes hilf und gutes Vertrauen
 Hat Ullerich Bärtschi dieses Haus lassen Bauen.
 Gott du wöllest es bewahren
 Vor hunger, Pest und Feursgefahren
 Und auch bhüten Dach und gmach
 Vor Leid gefahr und ungemach.
 Gott segne uns durch seine Güte,
 Vor allem übel uns Behüette,
 Sich gnädig gegen uns erzeige
 (Und) sein antlig klar zu uns neige,
 Daß allen leuten hie auf erden
 Durch seine gnad Möge gehulffen werden.

Die Völker dir dank sollen sagen,
 Herr Gott sie sollen preisen dich.
 Die erde ihre Früchte soll tragen,
 Uns segne Gott allzeit gnädiglich,
 Seine Gnad ausschütte und durch seine Güte
 Uns den Segen geb, es sollen meine Lippen
 Dich loben wegen deiner guten Macht,
 Daß du die so mich Reiden, hassen
 Und verfolgen durch seine Sterke mehr-
 mals zu schanden Machst.

Gott allein sey Ehr in alle Ewigkeit.

Wir bauen hir für diese Zeit,
 Gott aber für die Ewigkeit
 Und denen, die ihn lieben,
 Die Wohnung ist bereit.

An dem 1903 abgebrannten und durch Großrat Lanz im alten
 Stil neu erbauten Wirtshause zur Tanne in Trachselwald:

Die Menschen bauen sich oft Häuser und Balläste,
 Die gleich dem Thurm zu Babel prächtig stehn,
 Und sind doch auf der Welt nur Pilgrim und nur Gäste,
 Die durch dies Jammerthal in Himmel sollten gehn.

Alhier zur Tannen Rehend ein,
 Da findt man weiß und rothen Wein.

(Aus dem Gedächtnis.)

An dem alten Häuschen des Landwirts Ulrich Helb in

Neuegg.

An Gottes Gnad und mildem Segen
 Ist alles gang und gar gelegen,

Und ohne Himmels Hülf und Gunst
Ist alles ganz und gar unjunkt.
Drum sey der Gotteß Furcht ergeben
Und halt an ihr dein ganzes Leben,
Weil sie Verstand und Weisheit bringt.

Auch Bedenk wohl in allen Sachen,
Die du hast auf der Welt zu machen,
Daß Gott das alles hört und sieht.
Auch schaue, was von dir geschieht,
Und daß du mußt von Thun und Leben
Am Jüngsten Tage Rechnung geben.
Destwegen nimm bei tag und nacht
Doch dein Gewissen wohl in acht.

Kreuz, Ungemach, Noth und Beschwerden
Sind frommen wohlbelannt auff Erden.
Drum bleib getroßt und unverzagt,
Wenn dich zu Zeiten auch was plagt.
Gott sendet dir die Kreuzes Ruthe
Nach Vaters arz (Art?) und dir zu gute,
Damit dir hier die Welt erleib
Und dich nicht von dem Himmel scheib.

Die Demut ist ein hohe Tugend
Des alters Zier und schmuck der Jugend;
Sie führt den Menschen Himmel an,
Drum sey ihr immer zugetan.
Was will der mensch, das würmlein, prangen,
Der, was er hat, von Gott empfangen,
Den jede Krankheit stracks verstellt,
Und den der Tod zur Erden fällt!

Am Speicher:

Gott segne und bewahre diesen Bau und was darinne,
Daß es durch Unglück keineswegs zerrinne.
Baumeister (d. h. Bauherr) Isaac
Wiesler und Frau Ca(t)rina Zürcher.
Zimmermeister J. Stalder. Im 1755. Jahr.

Rüederswil.

Am Bäcker- und Krämerhaus, in welchem früher ein Arzt wohnte:

Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land,
Doch Segen und Gedeihen steht in des Höchsten Hand.

Der Herr segne mein Ein- und Außgang von nun an biß in Ewigkeit. Amen.

Wer Jesum Christum recht erkennt,
Der hat sein Zeit wohl angewendt.

Ich aber will Gott loben meinen Herrn so lang als in mir wird der Athem wohnen.
 Psalm 104, 33.

Gott danken und lobpreisen seinem Namen
 Soll man bey allen Völkern ewig. Amen.

(Ps. 105, 1; 106, 48.)

Mein Hüetter und mein Hirt ist
 Gott der Herr, darum fürcht ich
 (nicht), daß mir etwas gewähre (so).

Wer sein Nächsten verleumbet sehr,
 Den will vertilgen Gott der Herr.

Psalm 101, Vers 5.

Der Kranke sucht den Arzt,
 Und Gott hat Ihn geschaffen;
 Die Mittel auch so gar
 Soll man ia nicht verachten.

Mensch, bist wann krank, begehrt gut Medizinen,
 Kom her! mit Gottes Hilf werd ich dir (dienen).

Über dem Ladenfenster:

Um's Geld ein gutes Kleid gekauft,
 Ist besser als wenn mans verkauft.

Auf steiffe Hoffnung und Gottes vertrauen
 Hat Ulrich Rähr und Barbara Haldimann dis Haus gebauen.

Mit Geduld
 Und Gottes Huld
 Über man all Unschuld.

Zimmermeister Hans Gottier.

Apotheke Zollbrück.

(Ungeschickte Variante obigen Spruchs.)

O, Mensch, bist man krank, Ge-
 bricht dir Medicin, Kom her
 zu mir mit Gottes Hülff
 werd ich dir Bhillfflich sein.

Ölmühle Zollbrück.

Gieb, Gott, zu meinem Haus und Handel
 Glück und segen, überall,
 Steh mir bei in meinem Wandel
 Und wende von mir all Unfall.
 Bewahre mich zu aller Zeit
 Vor Geiz und Unvergnüghkeit.
 Unrecht, Betrug fern von mir seh,
 Daß mein Gewissen bleibe frey.

Im 1807 Jahr.

Peter Leuenberger / war mein Nam.

Feilenhauerei Zollbrück.

1. Wer dieses Haus gut schauen will,
Der stehe doch einwenig still.
2. Wer tut bauen an die Straßen,
Muß sich den Tadel gefallen lassen.
3. Du lieber Gott, uns du behüt
Vor Maurer und vor Zimmerlüt.
Auch laß uns werden nie ein Braten
Für Rechtsagent und Advokaten.
4. Wir sind zwei Brüder, wir nennen uns Affen;
An uns thun sich viele unsrer Colegen vergaffen.

Rüegsegg bei Röthenbach.

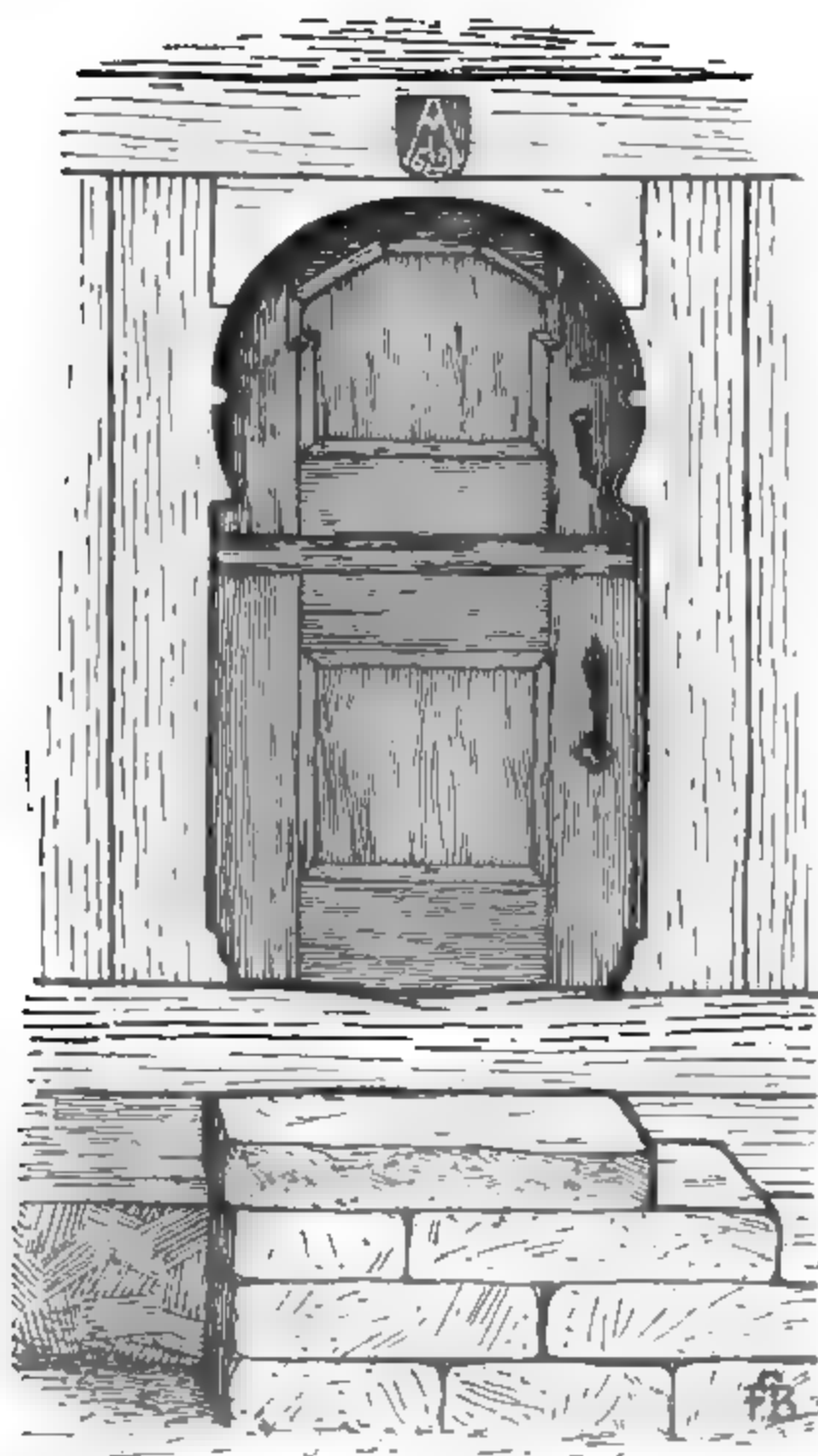
Andacht beym Gebett Gedult
bey dem Kreuz Das Herz bey
den Worten Ein gut gewissen
bey allem Thun Das bestehet
vor Gott und Menschen. 1751.

An den Fensterbalken trifft man etwa einmal einen in feinem Bogen gewölbten, gesimsartig vortretenden Fenstersturz, d. h. oberen Querbalken, während die oft der ganzen Fensterfront entlang gehenden Gesimsbalken neben feiner Profilierung sauber geschnittene Frieße in einfacher Linienführung aufweisen. Neben der bekannten Karnieslinie sieht man Zahnschnitte, Zickzack und andere Zierlinien verwendet (Abb. S. 125); auch Bretterverkleidungen auf den Fensterpfosten weisen hin und wieder solchen Schmuck auf. An zwei Orten habe ich die schweren Pfosten zwischen den Fenstern je mit einer halb vortretenden, mächtig langen, geschnittenen Kerze verziert gesehen; sogar die Flamme war plastisch dargestellt: Die Wirkung war nicht so übel und regte zu allerlei Gedanken an. Wie schon oben erwähnt, hat die Türe (ich meine die Haustüre, die noch heute zuerst in die Küche führt) ihren Platz früher meist auf der einen Langseite gehabt, und man trifft noch heute ganz neue Häuser, die so eingerichtet sind. Die Türe und das Türgreis (Türrahmen) fallen von weitem auf, besonders wenn etwa noch die obere Hälfte der Türe allein offen ist, die untere aber geschlossen. Diese Art ist aber schon seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kaum mehr an neuern Bauten zu finden; wo man sie noch antrifft, erfreut ihre heimelige originelle Art. Sie verbindet das Nützliche mit dem Angeneh-

men auf ihre Weise: sie ist neben ihren übrigen Pflichten auch als Rauchabzugsloch da. Man kann die untere Hälfte schließen und die obere öffnen und so dem Rauch Abzug verschaffen; weil kein Kamin in der Küche ist (wie an anderer Stelle dieses Buches erläutert wird), war man

froh über diese Aushilfe. Deshalb sind aber auch diese Türen an vielen Orten so rüßig.

Während an andern Orten die Türe selber oft mit löstlicher Arbeit geschmückt wird, ist es hier das Türgreis, das den Schmuck erhält und zwar in recht origineller Weise. Es besteht aus vier starken Balken; sein oberer Abschluß ist bei ältern und ganz alten Häusern zumeist ein Bogen. In der Mannigfaltigkeit dieser Bogen zeigt sich großer Reichtum an Formen; Stichbogen und Korbbogen und flacher Gelsrüden bis zum Rundbogen und dem Hufeisenbogen kommen vor. Etwa einmal sieht man eine leichtgebogene, nach außen als Gesimse vortretende Türbetrönung, aber in den meisten Fällen ist der obere Balken in Flucht

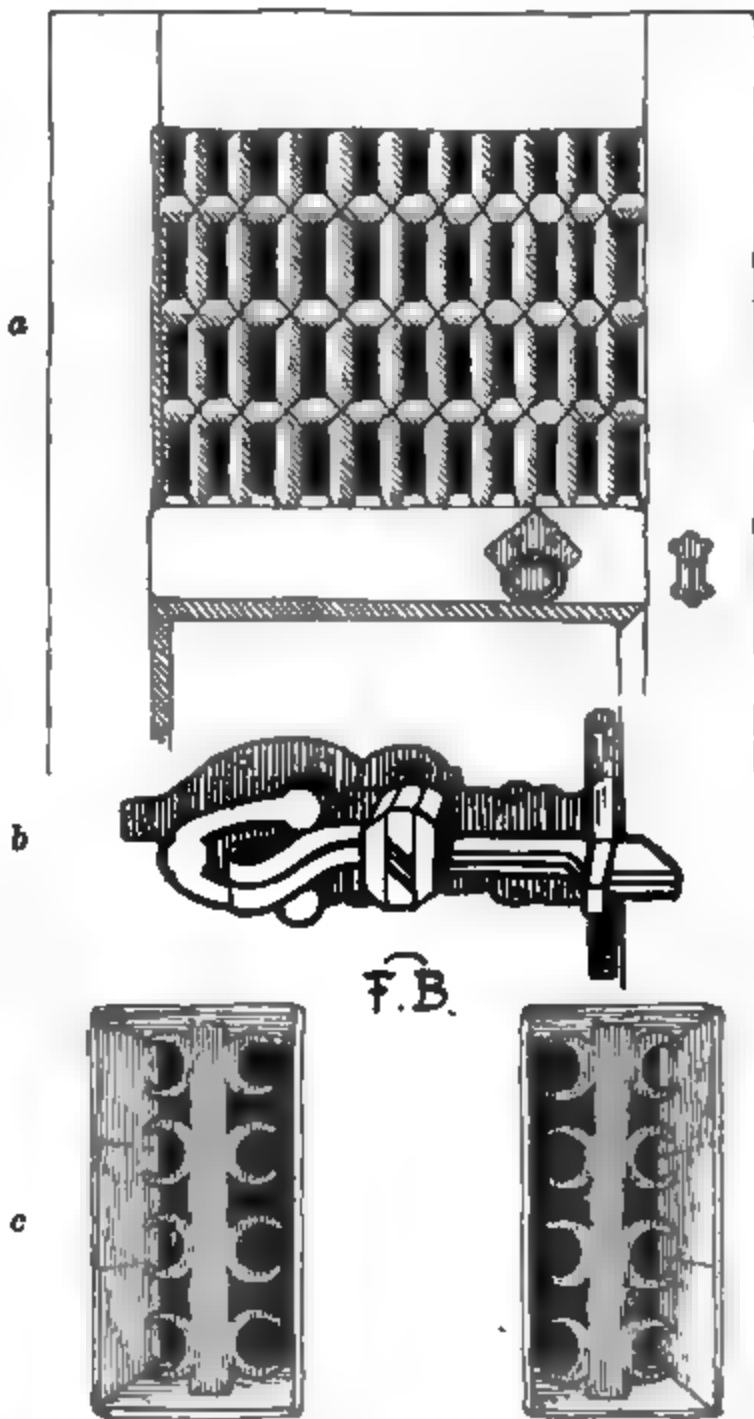


Wagrecht geteilte Haustür.

mit Seitenpfosten und Schwelle. Der Bogen ist nur nach der Öffnung zu ausgehauen, aus dem Sturz allein oder aus Sturz und Seitenpfosten; letzteres da, wo der Bogen ein Halbkreis ist oder gar dem maurischen Hufeisenbogen verwandt, wie die Abbildung es zeigt. Bei diesen Bogen-türen sieht man oft im Scheitel und an den Pfosten, da wo der

Halbkreis in die Senkrechte übergeht, vortretende einfache Gesimsprofile die vielleicht Schlussstein und Kapitäl darstellen sollen, vielleicht auch bloß unbewußt daran erinnern. Sie sind in den meisten Fällen auch bloß auf der Innenseite dieser Balken zu sehen und immer mit dem Balken aus einem Stück, nie aufgenagelt. Auch das Aufstützen der Pfosten auf die Schwelle ist oft besonders bezeichnet, indem diese nicht in ihrer ganzen Länge bloß als einfacher Balken belassen, sondern eingeschnitten wird, so daß an den Enden der Übergang zu den senkrechten Pfosten, statt als gewöhnlicher Winkel, nun in einer runden Linie sogar Karniesform angetroffen wird.

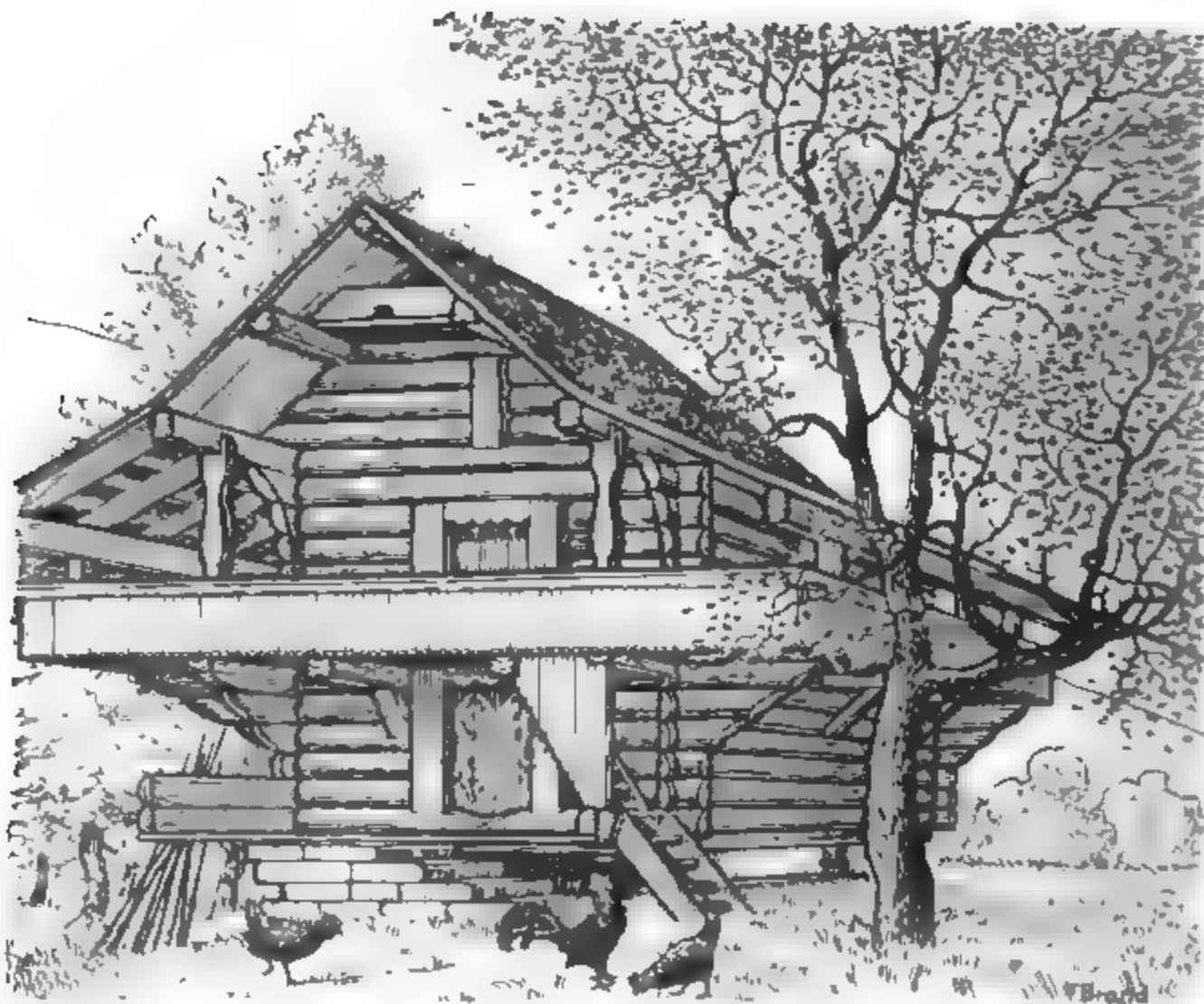
Nicht weit von der Haustüre geht die Stäge (Treppe) in den Keller hinunter; manchmal sind es zwei, eine links und eine rechts. Der Kellerhals (Zugang zum Keller) ist oben mit einem Geländer oder einer Bretterverkleidung eingefast, die wie die Laube behandelt erscheint und in diesem Falle auch so bezeichnet wird (Chällerläubli). Die aus diesen Brettern herausgesägten Ornamente weisen immer Reihungen auf (Abb. S. 153, 167, 195, 199); das Geländer wird aus den oben genannten vierkantigen oder gedrehten Stäben gebildet. Ich habe das Kellerläubli (natürlich nur seinen äußern Teil am Haus-Ed) immer mit Brettern überdeckt gesehen, worauf allerlei Kräuter und Früchte zum Trocknen an die Sonne gelegt werden. Das mehrfach Praktische wird auch hier noch mit Schmuck bedacht. Die Kellertüre besteht in ihrer obern Hälfte aus einem geschnitzten



a Kellertürgitter. b Springriegelschloß.
c Kellerfenstergitter.

hölzernen, selten eisernen Gitter aus vierkantigen Stäben, das zu-
meist der Ventilation dient. Die Türe hat häufig das abgebildete
Springriegelschloß (Abb. S. 135). Die Kellerfenster sind sehr klein und
ihre Vergitterungen weisen wenig Bemerkenswertes auf; die in der
gleichen Abbildung unten vorgeführte ist kunstvoll aus je einem Eisenstück
geschmiedet.

Das ist im großen Ganzen die Kunstanwendung am großen



Swänt-Spycher. Einfacher Speicher der ältesten Form. I.

Bauernhaus, wenigstens die hervortretendsten Motive. Noch intensiver
zeigt sich aber der Kunsttrieb des Bauern am Speicher; es ist da im
Verhältnis nicht mehr aufgewendet als am großen Hause, aber der
Speicher ist viel kleiner, und deshalb scheint er reicher geschmückt. Er
ist, wie in einem andern Kapitel ausführlicher behandelt wird, die Schatz-
kammer des Bauern; er ist nur in äußerst seltenen Fällen zur Woh-
nung eingerichtet. Gewöhnlich ist er ohne Fundament, bloß auf niedrige,
hölzerne, geschnitzte Pfeiler abgestellt, wie ein Möbel auf seine Füße,

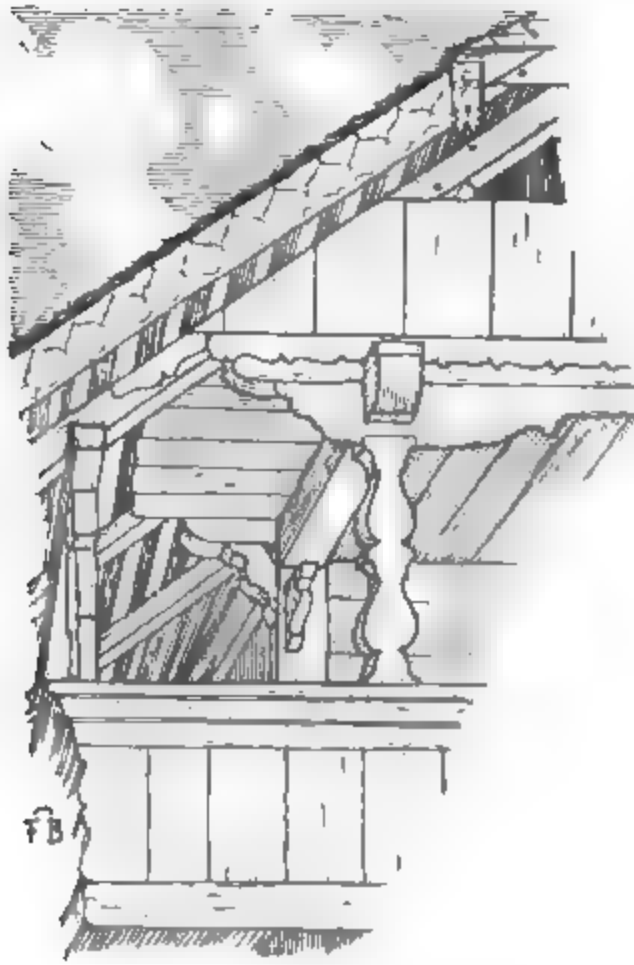
über den Boden hoch genug erhoben, daß Ratten ihn nicht leicht erreichen; Kinder aber schlüpfen darunter durch und finden willkommene Verstecke. Auf den Pfeilern ruht das ganz aus Holz erbaute Häuschen, eine steinerne oder hölzerne Treppe ohne Geländer und aus wenigen Stufen führt zu dem untersten Boden und zu dem Eingang. Hier mag angebracht werden, daß unter den vielen Speichern, die noch aus früheren Jahrhunderten, sogar noch aus dem siebenzehnten vorhanden sind, ungefähr drei Grundtypen unterschieden werden können und zwar:



Speicherdetail (erster Stock).

1. Der einfache Blockbau, dessen Wände aus halbrunden Tannen, Fehbligen, bestehen und auch von weitem als solche sichtbar sind und als das auffälligste Merkmal dieser Speicher erscheinen. Die Fehblig des Erdgeschosses ragen über die Ecken, wo sie von beiden Wänden ineinandergefügt sind, soweit vor, daß sie die Laube des ersten Stockes tragen können, deren Brüstung noch keinerlei ausgesägte Ornamente zeigt, bloß dichtgefügte Bretter (Abb. S. 136). Die vorragenden Holz-wände des Erdgeschosses sind dann in der Weise zu einer Art Konsole geformt, daß in einer schönen, nachwärts gebogenen Linie, die unten an der Hauswand beginnt und oben an der Kante der Laubenbrüstung schließt, die Balken abgesägt sind. Meist sind dann die Kanten am Stirnholz auch noch mit dem Zeugmesser rund ausgefaßt, was einen sehr zier-

lichen und doch einfachen Schmuck bildet. An den ältesten Speichern dieser Art sind diese Fäsen noch bemalt zu sehen, in Schwarz und Rot — wie denn im siebenzehnten Jahrhundert überhaupt Bemalung noch sehr beliebt war. An den Laubenbrüstungen und Türen und an der mit Brettern verkleideten Unterseite des vorspringenden Daches dieser einfachen Speicher sieht man aufgemalte Blumenmotive, sogar etwa Bären, natürlich alles bloß in schwarzer Silhouette (siehe Abb. S. 143). An einem solchen Speicher befindet sich die schöne Fenster- und Türpartie

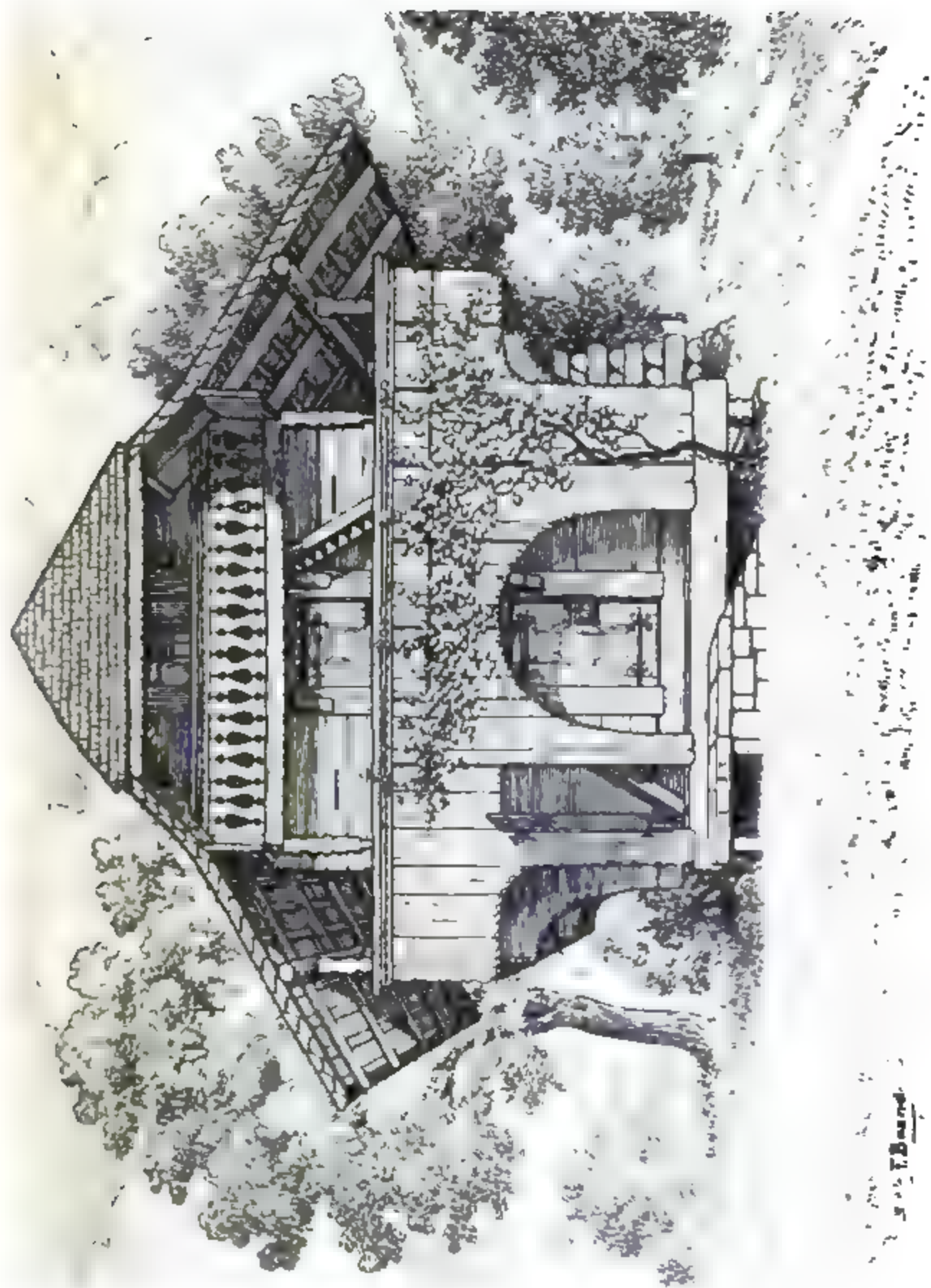


Gebälkdetail.

im ersten Stockwerk, die wir ebenfalls im Bilde bringen (siehe Abbildung S. 137). Dieser Speicher steht in Rüderswil und stammt aus der Zeit Klaus Leuenbergers, des Märtyrers im Bauernkriege (1653).

2. An einer zweiten Speicherform haben die Lauben schon einen neuen Schmuck aufzuweisen, nämlich das Zierbrett, welches am untern Rand der Laubenbrüstungen sich hinzieht. Es ist ein Brett, das unten in einer Karnies-Linie ausgefägt ist und so den untern Rand der Brüstung zierlicher gestaltet, als wenn bloß die horizontalen Balken mit ihrem Bretterbelage da wären (Abb. S. 139). Man hatte diesen harten Abschluß schon früher etwas milbern wollen, indem man die vor-

bern, untern Ranten der Brüstungsbretter wie die Hälblinge mit dicht gereihten, kleinen Fäsen versah. Diese Fäsen bildeten durch ihre Reihung einen bescheidenen Schmuck, der in der Nähe auch sehr hübsch aussieht, aber so delikat ist, daß er aus einiger Entfernung unsichtbar wird. Die harten, geraden Linien der Brüstung und der tragenden Pfosten störten aber auf die Länge das Schönheitsgefühl der ländlichen Baumeister, und so wurde durch das obengenannte Zierbrett und etwa auch durch dessen Verdoppelung mit schöner Überleitung von der Senkrechten zur Wagrechten versucht, eine gefälligere Wirkung zu erzielen (Abb. oben). Aber auch das genügte nicht; die Pfosten liefen noch zu unvermittelt in die obere Brüstung. Man versuchte es mit Scheinkonsolen,



Spicher. Cyprus II.

T. Board

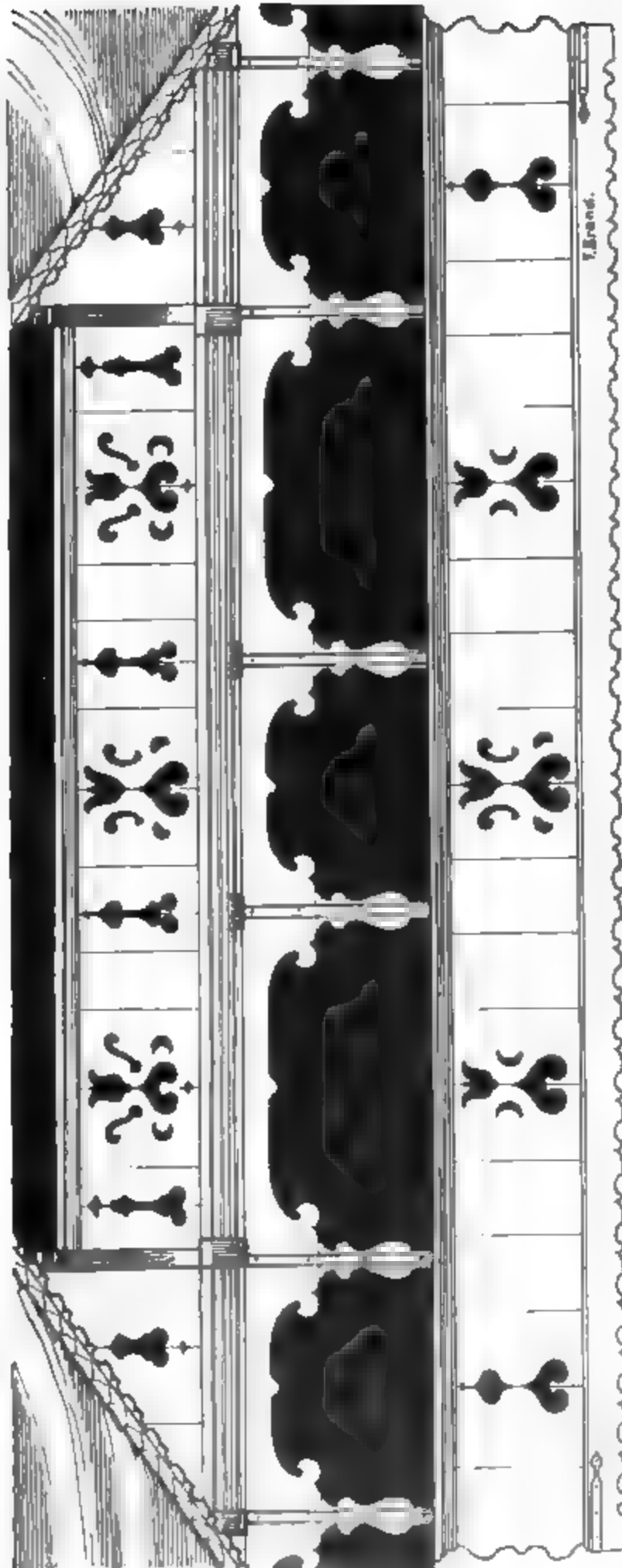
ausgesägten Brettern, die rechts und links oben an die Pfosten hingenagelt wurden und nun allerdings auf einige Entfernung schon der Sache ein besseres Aussehen gaben. So denke ich mir, daß man auf die dritte Form gekommen ist, diejenige mit den Bogenstellungen. Hier ist nun der Speicher außerhalb seiner Treppen, die immer an seiner Hauptfassade hinaufführen, mit einer Scheinarchitektur verkleidet, bloß aus Brettern, in welche die Laubenbrüstungen einbezogen sind, in Flucht mit denselben (Abb. S. 140, 141 u. a.).



Speicher, reicher Typus III.

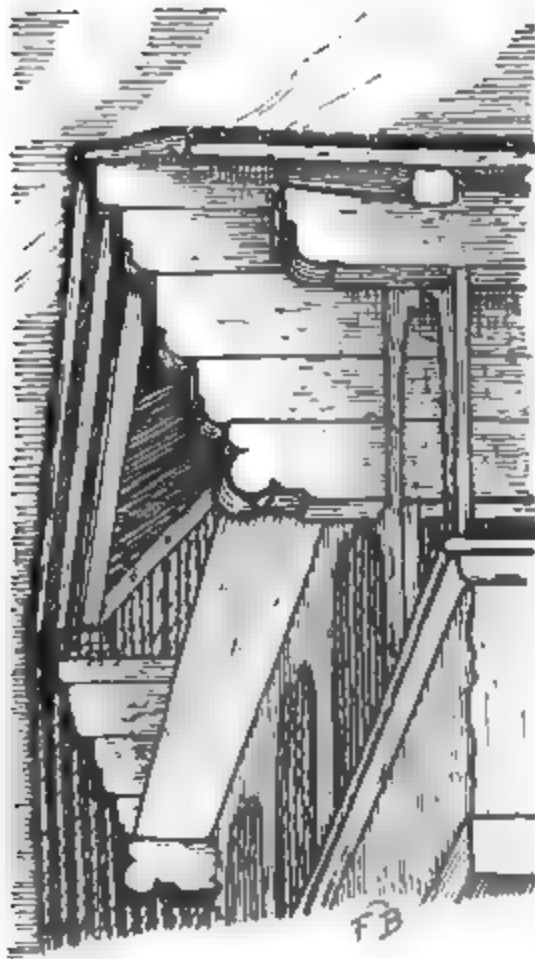
Vom obern Balken der ersten Laube, der wie überall bei den Lauben, gesimsartig vortritt, geht eine Bretterverschalung bis auf den Boden; daraus sind vor allem zwei Öffnungen ausgeschnitten, erstens der Zugang zur Türe des Erdgeschosses, gewöhnlich ein mächtiger Halbkreisbogen von 2—3 m Weite, dessen Zentrum manchmal fast unten auf der Schwelle liegt; die Kanten der so ausgesägten Bretter sind, weil keine Türe eingefügt ist, wieder kleingefast. Die Türe zur Treppe, die natürlich verschließbar ist und oft noch hübschen Leistenschmuck hat, ist gewöhnlich neben der großen Bogenöffnung und besonders eingeschnitten. Ihr gegenüber auf der andern Seite des großen Bogens ist oft noch eine solche Türe, die aber nur ein kleines Kämmerlein verschließt. Oft ist dann diese Bretterverschalung des Erdgeschosses auf beiden Seiten

oder auch nur auf einer so weit eingeschnitten, daß ihre Breite bloß noch der wirklichen Hausbreite entspricht. Und zwar wird auch da immer durch einen mehr oder weniger weiten Bogen zwischen horizontalen und vertikalen Linien vermittelt und werden die Ranten mit kleinen Fasen oder ausgefügten Zierlinien geschmückt. Das bildet einen prächtigen Abschluß nach der Seite hin und versinnbildlicht konsolenartig das Stützen der Seitenlaube, trägt auch viel zur Zierlichkeit der Speicherfassade bei, indem so der Unterbau weniger massig und schwer erscheint. — Die erste Laubenbrüstung ist nicht immer, wie auf den nebenstehenden Bildern, durch ein Zierbrett oder Leiste von dem untern Teil der Bretterwand abgetrennt, sie wird äußerlich oft durch nichts als ihre ausgefügten Ornamente



Speicherlauben- und Bogenstellungen.

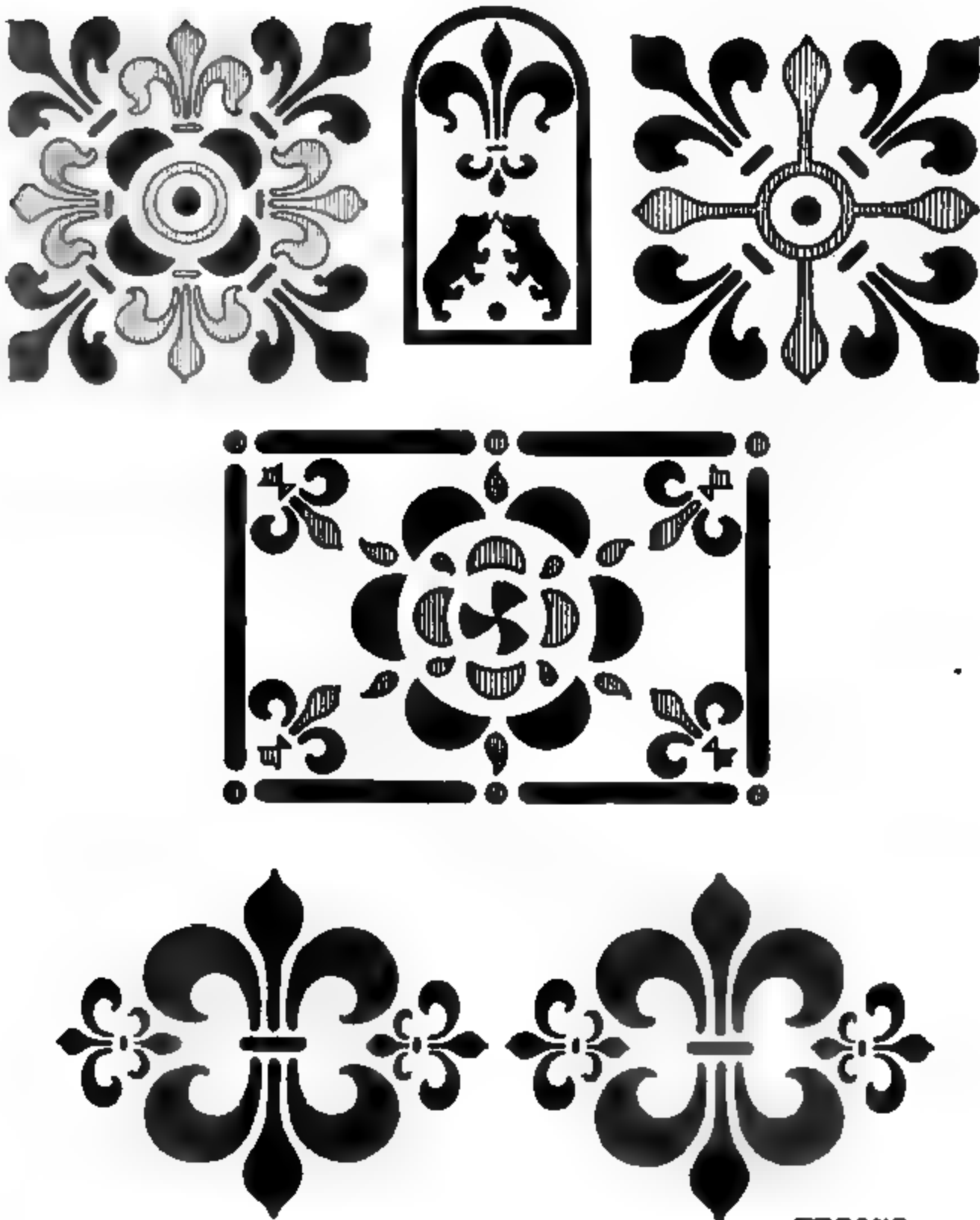
bezeichnet. Und diese Ornamente sind ganz eigen angeordnet; sie sind hier in ziemlich großen Abständen voneinander angebracht, etwa fünf in der ganzen Länge, auch weniger, sogar oft nur zwei, je eins an den beiden Enden. Dieses sparsame Verteilen sieht überaus originell aus und zeugt von großem Geschmacl (Abb. S. 140, 193, 237). Merkwürdigerweise wird dann in den Fällen, wo ein Speicher seine Längsseite gegen die Straße kehrt, die Laube auf dieser Seite mit dichten Reihungen geschmückt.



Profilerte Bohlenköpfe.

Über der ersten Laube nun sieht man ein weiteres wichtiges und originelles Stück dieser Speicherfassaden, die Bogenstellungen. In Flucht mit der Laubenbrüstung erheben sich auf dem Brüstungsbalken beidseitig ausgesägte Bretter, welche die Pfosten nach vorn bedecken, aber nur schwach an Säulen erinnern; ihre Konturen zeigen auch wieder die schon oft gesehenen Karnies-Linien. Die Bogen, die sie scheinbar zu stützen haben, sind von kleinerem Durchmesser als der Abstand der Pfostenverkleidungen voneinander. Daraus resultieren für die Holzteile zwischen den Bogen Linien, die, zugleich mit den Scheinsäulen angesehen, etwas Kapitälartiges haben, aber so, wie wenn diese Kapitäl-Silhouetten alle mit ihren Deckplatten dicht aneinanderstoßen würden; oder dann sieht es wieder aus, als ob die Bogen gleich ohne Kapitäle mit ihren zu breiten Zwickeln auf die Säulchen abstellen würden. Es läßt sich

jedenfalls sehr schwer mit Steinarchitektur vergleichen, weil hier architektonische Formen mit großer Freiheit in Holztechnik übertragen sind, wenn auch mit bedeutendem Geschick und vortrefflicher Wirkung. Wie dann diese Bogenzwischenstücke wieder beim Auftreffen auf die Säulchen durch einfache Voluten- oder Karniesmotive geschmückt und so mit dem übrigen in reizende Harmonie gebracht sind, läßt sich leichter durch die Bilder als durch Worte schildern. Die Bogen sind oft fast Halbkreise, manchmal nur flache Bogensegmente, aber im Scheitel haben sie alle eine kleine Nase (Abb. S. 119, 140, 141, 142, 145).



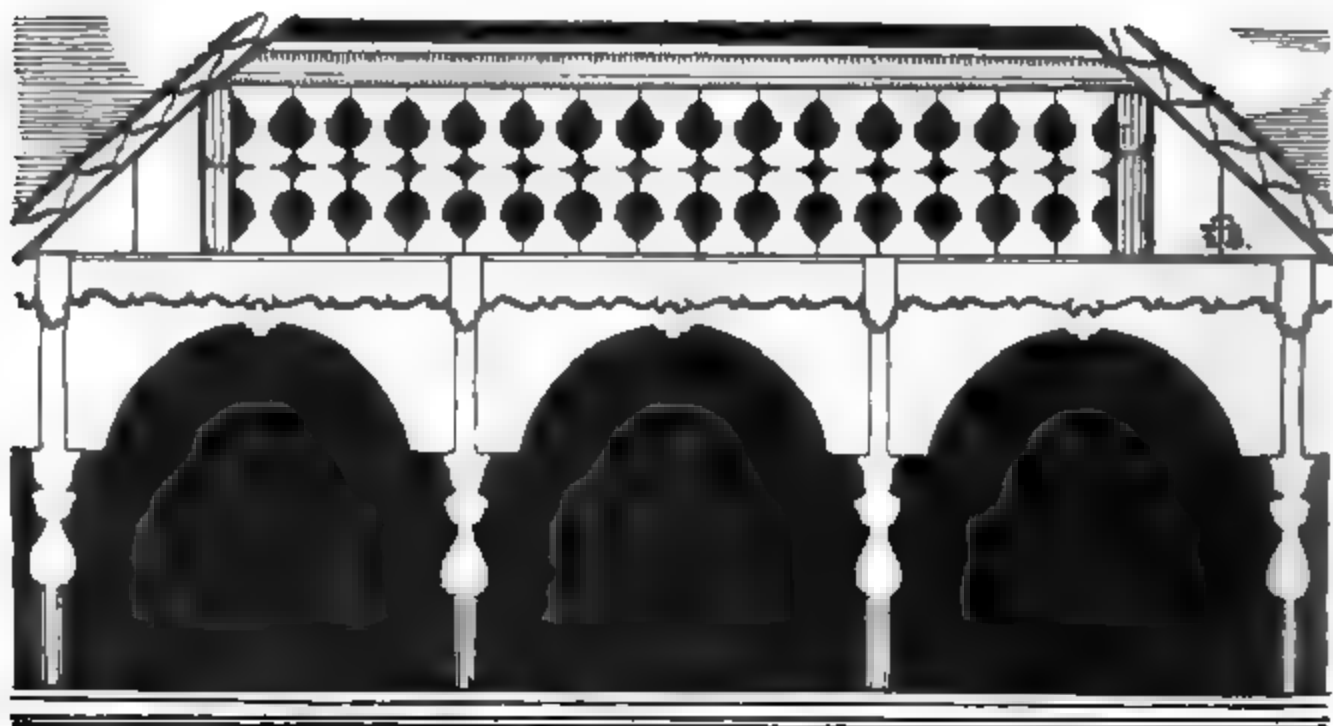
F. BRAND.

▨ = rot. ■ = schwarz

Aufgemalte Speicher-Ornamente.

Die obere Laubenbrüstung ist bei den Beispielen, Abb. S. 139 und 239, nicht wie bei manchen Speichern dieser Zeit, bloßes Bierstück oben im Giebel und ohne genügenden Raum zwischen sich und der Hauswand; sie tritt um Bretterdicke vor das horizontale Brett heraus, in das die Bogen alle eingeschnitten sind, und ist auch wieder aus Brettern gefügt. Ihre Sägeornamente bilden aber wieder die dichte Reihung.

Oben ist sie wieder mit dem gesimsförmig geschnittenen Balken versehen; unten stützen die senkrechten Bretter auf einen horizontalen Zierlaben, der auf das Bogenbrett genagelt ist und wieder eine der bekannten ausgefügten Schmuck-Linien zeigt. Seltener zog man es vor, wie Abb. S. 141 zeigt, hier ebenfalls profilierte Gesimsbalken einzufügen. So ist die Brüstung nach unten zierlich begrenzt und ebenso die Bogenreihe nach oben abgeschlossen. — Nach ihrer Lage oben im Giebel ist die obere Laube kürzer als die untere. Begrenzt wird sie links und rechts von von den hier allein vortretenden dicken Bohlen der Speicherwände, welche (die oberste bis zur vordersten Dachpfette über die zweite, diese wieder



Speicherlaube.

über die dritte u. s. f.) vortragen, und unter der ersten Bohle tritt noch der Kopf des Balkens hervor, der auf dem ihm entsprechenden, mastierten Pfosten aufliegt (siehe Abb. S. 142 mit profilierten Bohlen).

Bei den Speichern hat das Dach immer den Schildgiebel. Der Schild ist schon bei alten Speichern klein und schützt vor allem die obere Laube. Die Langseiten des Daches ragen weit über die Lauben hinaus vor und reichen fast bis auf die Höhe der ersten Laubenbrüstung hinunter. Nur die untere Laube führt rings um den Speicher; die obere ist bloß im Giebel angebracht, und eine steile Treppe führt von der untern zu ihr hinauf. Diese fehlt selbstverständlich da, wo die obere Laube bloßer Schmuck ist, was, wie oben bemerkt, auch vorkommt. Daß auch am Speicherdach der Schindelschnitt am Dörtli angewendet wird,

bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. — Natürlich hat kein Speicher Schornstein und Ziegelbach; selbst in dem oben erwähnten sehr seltenen Falle, wo der Speicher auch Wohnzwecken dient, fehlen beide.

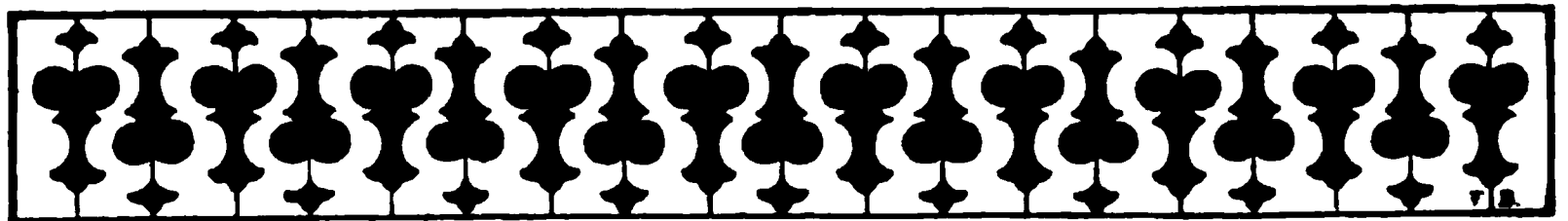
Soviel über die künstlerische Gestaltung des Speichers; besser als Worte werden sie die Bilder erläutern. Man mag vielleicht abschätzig über die letztbeschriebene Fassadenarchitektur urteilen, die ja im Grunde nur eine Schein-Architektur ist, und man mag sich fragen, wie der einfache, verständige, so sehr aufs Praktische und Nützliche gerichtete Bauer überhaupt zu derartigem kommen konnte. Es mag vielen aussehen wie eine Spielerei mit nur gleichsam aufgeklebten Bauformen, die nicht zur



Laube an einem Vorrats- und Malchhaus.

Konstruktion notwendig sind und nicht aus ihr herauswachsen. Sicher aber ist, daß der ganze Schmuck vorzüglich wirkt und ebenso vortrefflich dem Holzmaterial angepaßt ist. Die Motive sind nicht den Steinformen genau nachgemacht und slavisch ins Holz übertragen, sondern bloß ganz im allgemeinen den Steinbauten entlehnt und mit großem Verständnis und stilistischem Gefühl in Holz ausgeführt. Und so an der Schatzkammer des Bauern angebracht, zeugt diese Kunstarbeit von neuem dafür, daß der einfache Landbewohner, der diese reizenden Häuschen erstellte, Sinn für Schönheit besaß.

Wie der Bauer überhaupt nicht bloß praktisch denkt und fühlt, sondern sogar an Stellen Kunst ausübt, wo man es nie vermutet hätte, zeigt der Düngerhaufen, der Misthufe. Auch er zeugt von Schönheitsfinn, so komisch das sich anhören mag. Wer war nicht schon

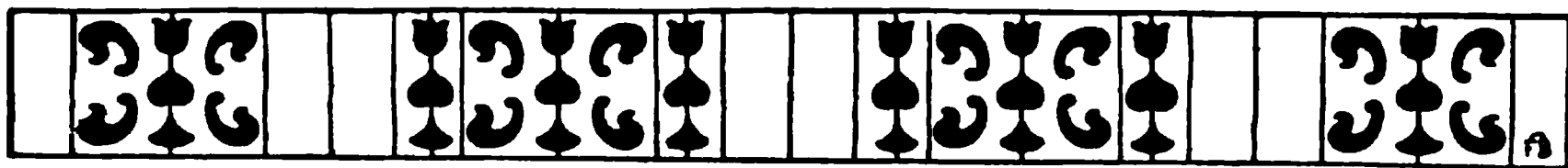


Laubenornamente.

verwundert, zu sehen, wie da die aus dem Stalle herausgeschaffte, beschmutzte Streu nicht etwa nur unordentlich auf einen Haufen geworfen, sondern außen an den vier Seiten in gefalteten Lagen zopfähnlich aufgeschichtet wird! Es hat dies aber auch wieder einen praktischen Zweck; ich denke mir, daß der Bauer erstens auf einen verhältnismäßig kleinen Raum viel mehr Mist zusammenbringen, aufstürmen und zur Ablagerung aufbewahren kann, und daß zweitens der so gebaute Misthaufe sich viel solider beieinander behalten läßt und nicht austrocknet. Wieviel außerdem noch das Ordnungs- und Sauberkeitsgefühl des Melkers und sogar sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit dabei mitspielen, ist nicht auseinanderzuhalten; auch der Wettstreit zwischen den Nachbarn, den schönsten Garten, das schönste Vieh und so auch den „schönsten“ Misthaufen zu haben, kommt hier zum Ausdruck. Vom Zustande des Misthaufens wird häufig auf die Tüchtigkeit des Melkers geschlossen, und es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn „der Melker sich mit der Mistgabel sein Zeugnis an den Misthaufen schreibt“, und es sogar Melker gibt, die mit dem Sackmesser widerspenstige Halme abschneiden.

Über die Kunst im Innern des Hauses ist weniger zu sagen als über das Äußere, denn erstens ist das Innere, Küche und Stuben, sehr schlicht und einfach, und zweitens: das meiste, was an Kunstarbeit vorhanden ist, weist lange nicht so viel originale bäuerliche Eigenart auf. Was noch am meisten eigenes Kunstempfinden und -gestalten zeigt, treffen wir gleich beim Eintreten in das Haus, in der Küche an, nämlich das irdene Geschirr, Suppenschüsseln, Gemüse- und Fleischplatten, Milchtöpfe, Nidelschüsselchen, Antenkübel, Krüge und anderes, in der Stube dann die Schärblatte (das Rasierbecken), das Gießfaß, Schreibzeug, Sparhasen, Tabaktöpfe, Gáffetiere (Cafetière) und Zuckerschatte (Zuckerdose). Alle diese Töpferwaren sind Langnauer Geschirr,* so genannt, weil in Langnau, dem großen Emmenthaler-dorfe, die Töpferei früher eine blühende Industrie war, die auch heute noch arbeitet, aber nur noch ganz gewöhnliche Gebrauchsware hervorbringt. Das Langnauer Geschirr ist weiß, mit einem von der Glasur herrührenden Stich ins Gelbliche. Die Gefäßformen sind einfach, aber man findet überaus

* Schöne Stücke dieser Töpferei sind zu sehen im historischen und im Gewerbe-Museum in Bern.



Laubenornamente.

zierliche darunter; man sah auch hier vor allem auf den praktischen Zweck. — Plastischen Schmuck findet man hauptsächlich an den Deckeln von Suppenschüsseln und Zuckerdosen, wo etwa eine gut modellierte Frucht den Dienst des Griffes versieht (d'Anthäbi); aber auch kompliziertere Gebilde sind vorhanden und an den Schüsseln und Töpfen selber oft reizende Festons.

Der Hauptschmuck dieser Geschirre ist die Malerei. Ihre Motive entstammen zum größten Teil der Pflanzenwelt; aber das Blumen- und Blattwerk ist so konventionell stilisiert, daß außer der Tulpe selten eine Naturform erkenntlich ist. Als begleitendes Element ist auch hier das geometrische beliebt, vorab die einfache Linie, in die aufgetragene weiße Farbe bis auf den roten Grund eingekritzelt oder dann mit Farbe aufgetragen. Sehr charakteristisch ist die punktierte Linie, die z. B. den Plattenrand vom Grunde trennt und nie als einzelne Linie vorkommt, sondern immer zu mehreren, bis zu zehn, dicht aneinander gereiht. Der Töpfer bringt sie dadurch hervor, daß er den Gegenstand, der auf der Drehscheibe rotiert, mit einem gezähnten Eisen schnäpperet. Der Rand der Platten ist fast immer mit Blumenwerk oder geometrischen Reihungen von Bogen oder S-Formen, mit Punkten untermischt, geschmückt; am Rande der die Plattenmitte bildenden, napfartigen Vertiefung läuft gewöhnlich ein eingekritzelter Spruch ringsherum und im Grunde derselben ist dann ein größeres Motiv, von Blumenschmuck begleitet, dargestellt: Fische, Vögel, Löwen, Bären, Rüben, einzelne Figuren, sowie Szenen aus dem Leben. Natürlich gibt es etwa auch andere Anordnungen, und man wird außer den angeführten sicher auch noch andere Motive finden. Oft ist auch die Unterseite des Plattenrandes bemalt. — Die Grundfarbe ist, wie schon oben gesagt, gelblich-weiß; als Farbe für das Ornament kommen am häufigsten vor: schwefelgelb (aus Hammerschlag), oderrot, smaragdgrün (Kupferasche), das oft zerflossen ist, und schwarzviolett — alle zum Decken, wie zum Lasieren benutzt — selten blau, durchsichtig und leicht fließend. (Siehe das farbige Bild.)

Einige der Sprüche will ich hier noch zitieren, da sie mir originell genug scheinen, um genannt zu werden.

Auf einer Platte heißt es:

Da Demut weint und Hochmut Lacht
da war der Schweizer Bund gemacht
und die Stolzheit wurd zu nichts gebracht 1781.

Im Grund drei Eidgenossen — mit Säbeln bewaffnete Bauern —
über ihnen Stierkopf, Kreuz und Doppelschlüssel, die Wappenzeichen der
drei Urkantone, ohne Schilde zusammen in einer ornamentalen Um-
rahmung.

Im Garten diser Wäلت
ein Jederen wird gesetzt
wie er sich Darinn Verhält,
wird im Lon zulest. 1800.

Im Grund ein Jüngling in mehr städtischem als bäuerlichem Kleid
mit Stiefeln zwischen zwei ganz konventionellen Blumenstauden.

Der Segen Gottes machet Reich
wo Milch und Honig fließet,
Fleisch und Rächli sind gute Speiß
Das kann man wohl genießen. 1789.

Auf dem Grund ein Löwe am Antenkübel.

unsere magt spint Rubergarn
und der Rnächt Lub haspeln,
und wan ers alles verreisen Lub,
so machts die magt wider gut.

Innen ein Löwe am Haspeln!

Friedlich und freundlich seye in deine Haus,
mit deinem Nachbahren durchauß,
Hat er etwas Bößs gethan,
So sprich ihn freundlich darumb an.

Innen große Kirche mit zwei riesigen Tauben und darüber die
Jahrzahl 1783.

Rein Glauben Geibt auch Jeder Mann,
Welcher Vor Dir Wohl schweben Kan,
nicht alleß geht auß härzeß Grund,
waß schön (und lieblich Rett der mund). 1755.

Das oben in Klammern Befindliche ist innerhalb des Kreises ge-
schrieben, weil es im Ring nicht mehr Platz hatte. Im Kreis ist ein
Bär mit Halsband gezeichnet, den der Töpfer dadurch geschmückt, daß
er ihm die Haare vom Halsband nach hinten in kleinen schuppenför-
migen Partien einzeichnete und diese grün und rot abwechselnd bemalte
(ein ganz gelungener Anblick).

Ein besonders originelles Stück ist eine große Schüssel für Fleisch
und Gemüse, die durch vier ein Kreuz bildende, wie Brücken unten aus-

geschnittene irdene Wände in vier Abteilungen zerlegt ist; die Öffnungen der „Brückenbogen“ ermöglichen die gleichmäßige Verteilung von Fett und Brühe, und die Brücklein sind nur so hoch, daß sie bis zum Rand reichen, diesen aber völlig frei lassen.

Bei diesem Stück ist nun der Spruch auf dem äußern Rand angebracht und in die vier Abteilungen ungefähr gleich verteilt; er heißt

„Magst du nicht fleisch, so isß fisch,
oder mach dich von dem Tisch,
fisch und Vögel
sind nicht vor grobe Pfügel.“

Die vier Abteilungen sind je mit Blumen geschmückt und der Spruch ist hier mit Fraktur in schwarzer Farbe geschrieben, während er sonst meist in Schreibschrift eingetrakt ist.

Weitere Beispiele:

Ich liebe dich so fest und treu,
Wie die Raß den heißen Brei.

Wenn die Falschheit brennte wie das Feuer,
Wär das Holz nicht halb so teuer.

Aus der Erde und mit der Hand
Macht der Töpfer allerhand.

Schweinefleisch mit samt der Haut
Esß ich lieber als das Kraut.

Lieber im Buch e Darm zersprengt,
Als dem Wirt e Waze gschenkt.

Gell mein Mann, Kaffee ist gut
We me brav Nidle dri tut.

Tubak und ein jungs Schweib
Ist dem Mann sein Zeitvertreib.

Raum dem Jüngling Glaum ums Sinn:
Schielt er schon nach Mädchen hin.

Röschin nimm dich in Acht,
Daß jeder Hasen sein Handhaben hat.

Eine Maß halt ich.
Tut mich nicht lassen fallen, sonst spalt ich.

Ich dein, du mein,
So soll es ewig sein.

Esst eine harte Bein,
Eine alte Jumper sein.

Lieber ledig blybe
Weber Hose bläße.

Kaffee u Thee, Stills Chummer u Weh.

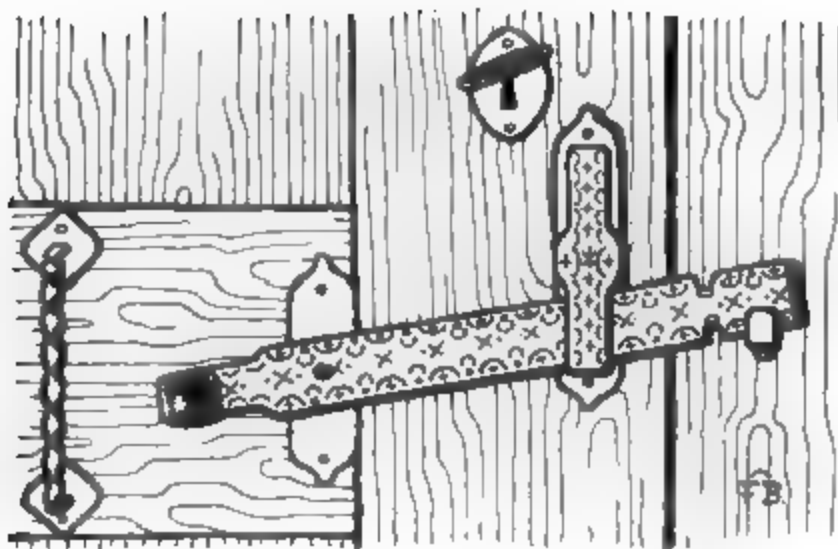
Mensch, sah' in Gedanken,
6 Wagen gilt d's Pfund Anten.

Gott giebt dem Menschen Raab
Ich aber wohn in Raab.

In der Hölle ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß.

Die Kuh die frist das Gras
Der Mensch der muß ins Grab.

Von erben bin ich ein Nachen Gemacht
Wan du mich brichst der Hafner lacht.



Zwischentürhülle (Eisen) mit Bauern-Ornamentik.

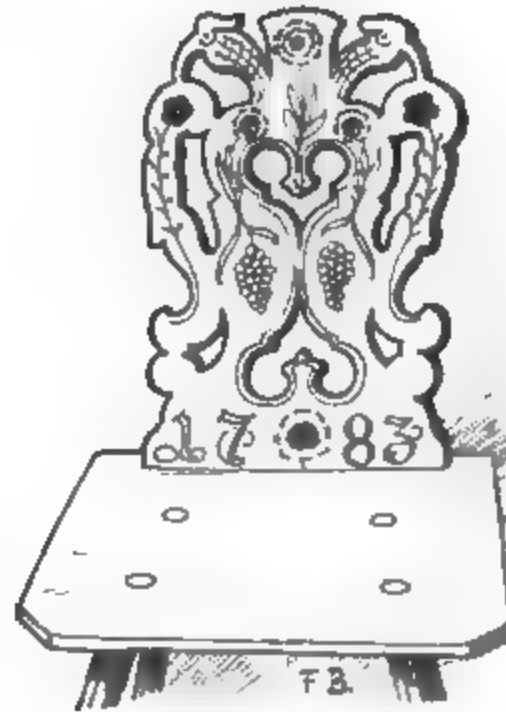
In dieser Weise
findet man die Geschirre
aus Ton im allgemeinen
geschmückt, nur werden
leider diese schönen
Stücke immer seltener;
die Langnauer Töpferei
blüht wohl immer noch,
es fehlen aber die Leute,
die das Dekorieren ver-
stehen. Wohl werden
vom bernischen

Gewerbe-Museum rüh-
mendwerte Anstrengun-

gen gemacht, die alte Kunst-Industrie wieder zu Ehren zu bringen, aber es ist zu fürchten, daß, auch wenn das Schmudgeschirr wieder in alter Schönheit hergestellt würde, dann doch neben dem geringwertigen Alltags-Geschirr, das des billigen Preises wegen immer wieder seine Abnehmer findet, nicht mehr das einheimische Schmudgeschirr, sondern wie schon jetzt ausländische Ware ihren Platz finde. Denn hier wie im Bau des Hauses, im Schmuck der Stube, in der Kleidung, läßt sich der Landbewohner gar so leicht durch städtisches Wesen imponieren, vergißt den ehrbaren Stolz auf seine Eigenart und schämt sich gar seiner einfachen, bodenständigen Vererbtheit, findet, er könne sich Städtisches ebenso gut erlauben, wie der Städter, är heigß u vermögß so gut wie jener oder noch besser. Das ist ja mit eine der bedeutendsten Ursachen, daß auf den Dörfern so manches wirklich Schöne, Ursprüngliche, Echte verschwindet und dafür ein unglückliches Gemisch von Stadt und Land sich breitmacht,

das nie das Städtische ganz erreichen kann (weil das Städtische auch für sich auf seinem Nährboden gewachsen, also original ist und nicht verpflanzbar), das sich aber auch nicht mehr leicht zurückfindet zum echt Ländlichen. Das kann man wohl besitzen und unwissentlich verlieren, aber nicht mehr bewusst finden und sich aneignen.

Von echter Eigenart sind auch die bemalten Schäfte und Trögli (Schränke und Truhen). Sie sind meist aus Lannenholz, die altern mit ziemlich kompliziertem Leistenwerk, das späte Renaissanceformen zeigt. Auf das Holz direkt sind Bemalungen angebracht, ohne durchgehenden Grundanstrich. Gut stilisierte Pflanzenornamentik bildet den Hauptschmuck, wie die farbige Abb. zeigt, wo die Leisten roh geblieben, die Frieze und gewisse Teile der Füllungen grün angestrichen, die Ornamente wieder auf rohem Holz stehen. An einem alten Trog habe ich die Ornamente in Schwarz, Weiß und Rot gesehen. Später kam man dann darauf, den ganzen Schrank anzustreichen, holzähnlich zu maserieren und darauf die Ornamentik anzubringen, meist mit den Initialen und dem Hochzeitsjahr der Braut oder mit ihrem ganzen Namen. Die Blumen, die nun darauf gemalt werden, sind viel naturalistischer, ohne deshalb besser zu sein, eher das Gegenteil; die oft gar wunderlichen Rosensträuße sind lange nicht so gediegene Dekorationen wie die alten ganz ornamentalen Blumen, und die Farbenwahl ist meist von viel geringerem Geschmack.



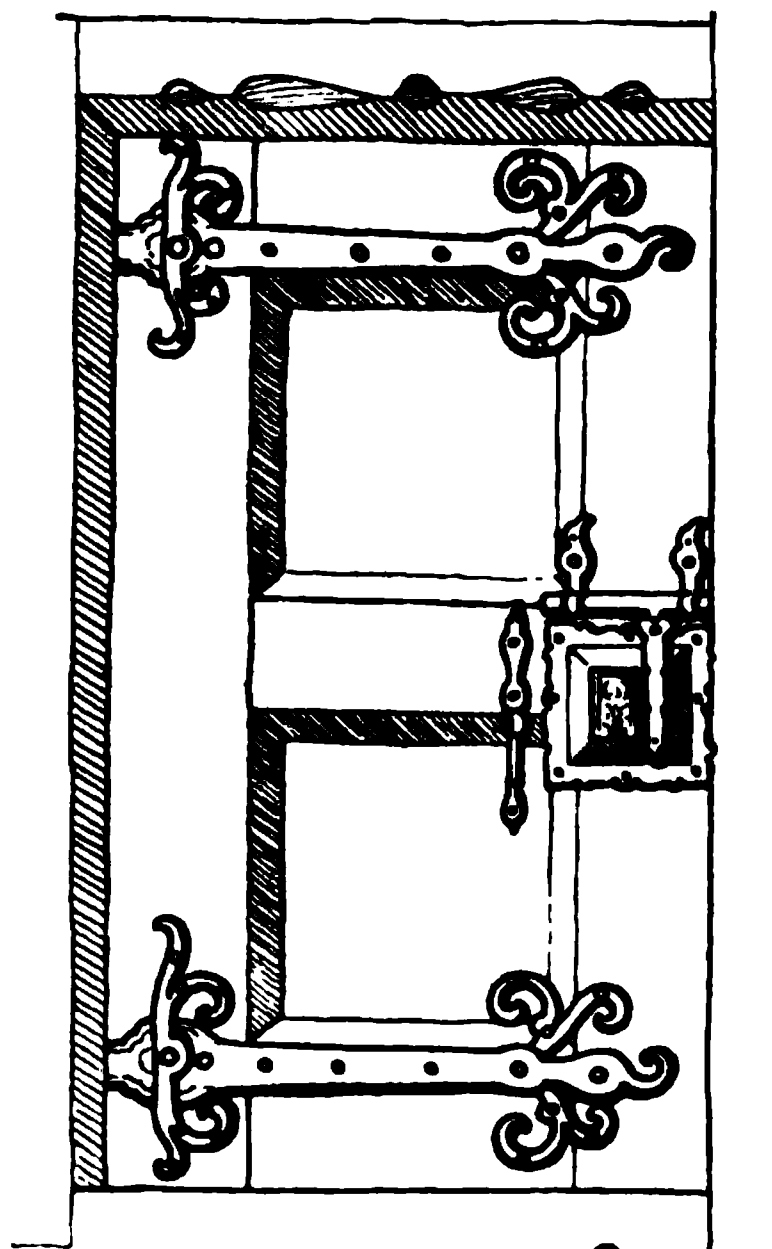
Stabelle.

Die geschnittenen Möbel aus härterem Holz, Bussert, Tröge und Stabellen, zeigen im ganzen nicht bäuerlich eigenartige, sondern von städtischer Kunst entlehnte Formen, die meistens der Spätrenaissance angehören; am originellsten waren noch die Rücklehnen der Stabellen, aber die reicheren Stücke sind bereits alle von den Antiquaren aufgekauft und bloß die einfachen Formen sind noch da und dort in bescheidenen Häusern zu sehen, wo man noch die altgewohnten derben Sitzgelegenheiten für ebenso gut oder besser hält als das neue halbstädtische, unsolide Zeug. (Siehe Abbildung.)

Zwei Kunstgegenstände aus Langnauergeschirr finden wir noch in alten Stuben etwa, nämlich im Waschschranklein am Bussert: das Gieß-

faß mit Becken, und sonst irgendwo die Schärblatte (das Rasierbecken), letzteres immer mit dem Namen des ersten Besitzers in gleicher Technik geschmückt, wie das oben angeführte Geschirr mit den Sprüchen.

Ebensowenig eigenen Stil hat das Eisenbeschläge (in und außer dem Hause); es gleicht in der Regel den aus der Kunstgeschichte genügend bekannten Arbeiten. (Eine der seltenen Ausnahmen siehe S. 150). Man sieht aber manches gediegene Stück darunter (Abb. S. 135, 137, 152, 154, 155).

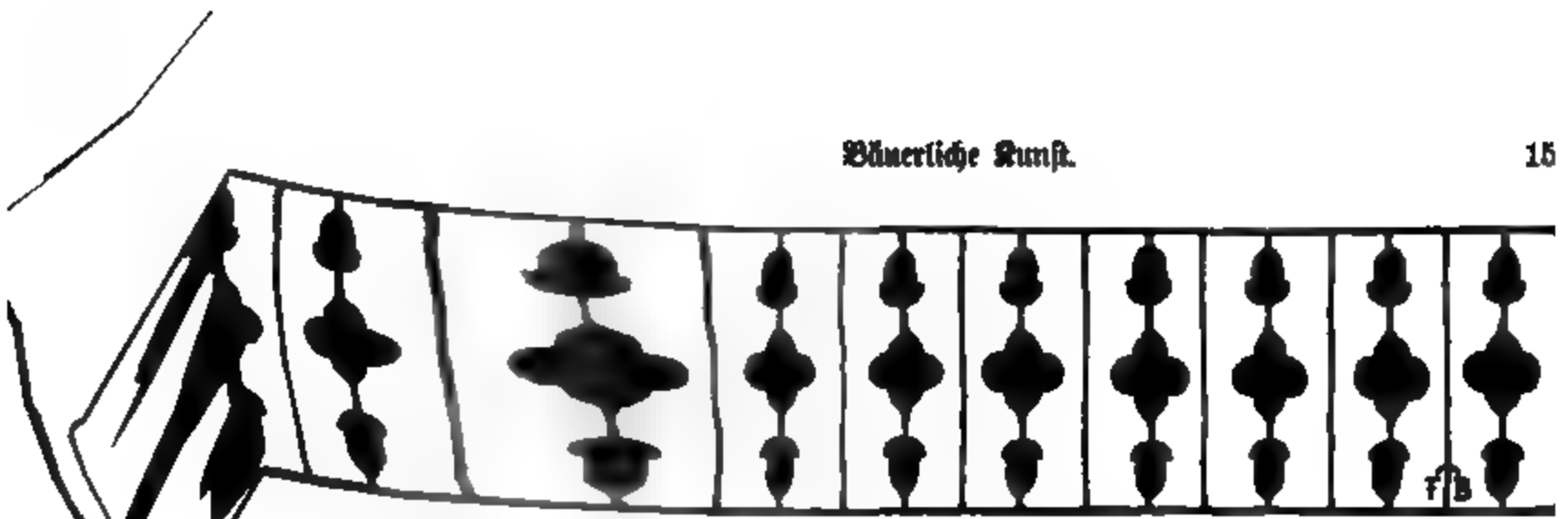


F.B.

Türbeschläge an Spelcher.

Über einen Schmuck der Bauernstube aber muß ich noch etwas sagen, über den Wand schmuck nämlich, die Porteree und Portereeli (Portraits), die man in jedem Hause aufgehängt sieht. Die Bilder, die da die Stubenwände der Bauernhäuser schmücken, sind zum großen Teil ja künstlerisch gewiß nicht viel wert; sie unterbrechen aber durch ihre meist farbige Erscheinung angenehm das Einerlei der braunen Holzwände und machen auf diese Weise die Räume ungemein ansprechend und heimelig. Es wäre aber durchaus verfehlt, von den Bildern auf den Besitzer zu schließen, weil sie von allen möglichen Orten und Gelegenheiten her stammen und oft kaum auf ihren Inhalt angesehen werden. Daneben schmücken noch allerlei alte, eingerahmte Sprüche die Wände: Hochzeits-, Tauf- und Konfirmations-Andenken (von Konfirmanden, als Examenstücke etwa, mit eigener Hand sauber kalligraphiert), farbige Holzschnitte, manchmal

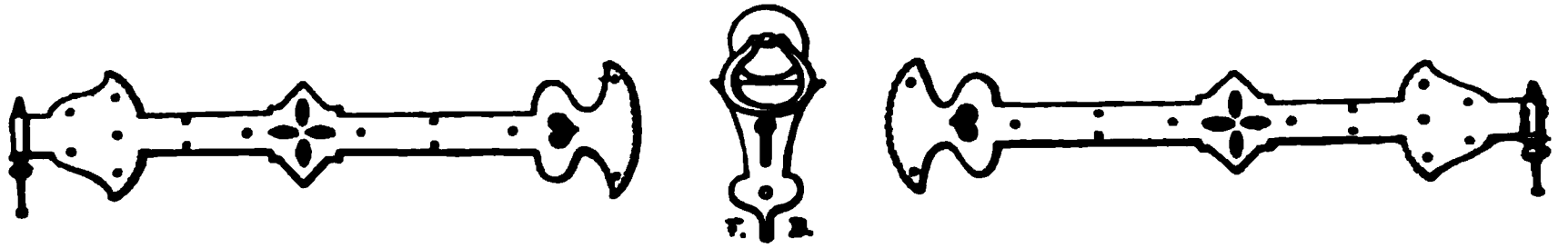
mit Golddruck und etwas lebhafter Farbe zugleich, ziemlich unaufdringliche Sachen, von geringem Umfange in einfachen Holzrahmchen, alles von überaus wohlthuender Wirkung für einfache Gemüter. — Leider drohen diese lieben, alten Bekannten immer mehr zu verschwinden und neue, buntere und größere Helge machen sich breit, welche die übel anklingende Benennung Maßhelge (Jahrmaktbilder von geringstem künstlerischen Wert und Inhalt) reichlich verdienen, sich leider nur durch diese Benennung nicht aus der Welt schaffen lassen. Nicht genug, daß die braven Landleute an den Jahrmärkten und auch sonst sich durch



Von Kellerlauben.

Die die ausländische und einheimische schlechte Silberware so leicht in
 erfahrung bringen lassen und Helgen kaufen, die in jeder Beziehung
 als Bildwerte schlecht sind, z. B. fürstliche Personen; diese gehören in
 unsere Stuben nicht hinein, und zudem paradien sie in so elenden
 Darstellungen, so unwahr und so schrecklich aufdringlich in den Farben
 daß sie zugleich Beleidigungen dieser Staatsoberhäupter sind und
 Schmachtsverderbnisse für unser Volk. Und hintenher kommen all di
 andern Erzeugnisse dieser „Kunstanstalten“, elende Genrebilder, und ebenf
 elende religiösen Inhalts, denen deutlich anzusehen ist, daß weder de
 fromme Inhalt, noch der Kunstwert die Hauptsache an ihnen ist, sondern
 das Geschäft. Und nicht genug daran, daß fremde Händler so schamlos das
 Kunstbedürfnis des guten Volkes ausnützen — auch einheimische Hand
 lungen und „Kunstanstalten“ beteiligen sich daran. Ist wo ein Fest ode
 ein Jubiläum, so erstellt irgend ein findiger Händler ein „Kunstblatt“
 das gewöhnlich auf den geringsten Schmach berechnet ist, natürlich
 nicht, um dem Volk einen Dienst zu leisten. Dann wird die Reklame
 trommel geschlagen, der Schundhelgen als künstlerische Musterleistung
 überall gerühmt (wenige Zeitungen haben ja den Mut, davor zu warnen
 und es wird eben gelaufen, der patriotische Sinn des Volkes wird schändlich
 genasführt. Leider muß dasselbe auch von den meisten religiösen Bildern
 und Sprüchen gesagt werden, die jetzt überall einbringen; kaum ein
 Stück von wirklichem Ernst und Kunstwert ist in den religiösen Kunst
 handlungen zu sehen. Weitauß die größte Zahl der Bilderphotographier
 und Kunstblätter rührt von geringen Machern her, die den Schmach des
 großen Publikums kennen und ihn zu nützen verstehen. Als ob es nicht
 von jeher auch zur einzig richtigen Ausübung jedes wahren religiöser
 Glaubens gehört hätte, daß ein jeder, also auch der Künstler, nicht nur
 fromme Worte und Gebärden mache, sondern seinen Beruf mit heiligen
 Ernst ausübe, also seinem Nächsten nicht Ware liefere, die bloß das
 Auge täusche, sondern die wirklichen Wert habe.

Rühmliche Ausnahmen sind die Prämiensbilder einiger illustrierten
 Zeitschriften, die wieder gebiegenern Charakter und Kunstwert haben.



Türbeschläge am Spelcher.

z. B. der „Schweiz“, mehr volkstümlich und in die breitesten Schichten dringend die des „Säemann“.

Guter vernünftiger Schmuck sind die neuerdings auch leichter erhältlichen Bilder von besonders schönen Haustieren.

Einen bedeutenden Teil am Schmuck der Stube bilden fast überall die eingerahmten Totenblumen, Kränze und Sträuße, die zur Erinnerung an verstorbene Familienglieder aufbewahrt werden, natürlich nur Kunstblumen, meist aus Stoff. Mit Spiegeln wird kein Luxus getrieben; wo in der Stube welche zu sehen sind, haben sie kleines Format.

Sehr verschieden in Aufbau und Schmuck sind die Wanduhren. Gewöhnlich besitzt eine Bauernfamilie deren zwei: eine, das Zitt, in der Wohnstube, und die Pándüle, im Hinterstübli. Beide sind in ihren Hauptformen ganz verschieden. Das Zitt in der Wohnstube hat ein derberes Uhrwerk mit Kettenzug und Gewichten (Abb. in Kapitel Schiff und Geschirr), die vor kleinen Kindern und Katzen oft geschützt werden durch das Zithüslí. Solche Zithüslí weisen oft hübsches Leistenwerk, etwas Schnitzerei und Bemalung auf und sind auch als gelegentlicher Aufbewahrungsort für Stöcke und Schirme beliebt. Hier und da ist die ganze Wanduhr „vom Fuße bis zum Kopfe“ in ein solches Zithüslí gesteckt, so daß nur das Zifferblatt sichtbar bleibt. Die Zifferblätter nun weisen ausnahmslos aufgemalten Blumenschmuck auf, der auf die vier leeren Eckfelder und die Bekrönung verteilt ist. Diese Wanduhren sind meist Schwarzwälderfabrikat, während die Pándüle oder Stockuhre (Sumiswalderspándüle) noch am häufigsten aus Sumiswald stammen, einem der großen Marktflecken im Tale selber, wo sie seit langer Zeit hergestellt werden. Ihrem Plaze im bauerlichen „Salon“ entsprechend, sieht die Pendüle viel vornehmer aus als das Zitt. Sie hat eines der vortrefflichen Sumiswalder-Uhrwerke mit Federzug, manchmal sogar Repetiervorrichtung, für den Besitzer äußerst bequem, um in der Nacht, ohne sich zu erheben und Licht zu machen, durch einen einfachen Zug an der Schnur des Repetierhebels vom Bette aus sich über die verflossene Zeit zu vergewissern. Ihr hölzernes Gehäuse



Türbeschläge am Speicher.

gleich im einen Falle einem kleinen Erker an der Wand (oben ein Dach, unten eine Konsole) und ist mit zierlichem Messingbeschläge geschmückt. Bei der zweiten Form steht das lebhaft geschweifte Gehäuse der Standuhr auf einer Konsole und weist an Stelle der Messingbeschläge auf dem beiden Formen gemeinsamen schwarzen Lackgrunde vergoldete Leisten, Füße, Konsolenzapfen und aufgemalte, goldene Blumen auf. Beide Formen reichen in das achtzehnte Jahrhundert zurück, die erkerähnliche in den Barockstil, die Standuhr ins Rococo. Die Wanduhr erfreut sich großer Wertschätzung, was wir auch daraus sehen, daß sie oft, trotzdem das genau gearbeitete Gehäuse jeden Staub vom Uhrwerke freihält, zum Überflusse noch in einem schützenden Glassechreine an der Wand paradiert, in selteneren Fällen auch als Mittelstück oben im Buffert Platz findet. —

Als ein wichtiges Stück sei noch der Ofen erwähnt, der meist aus Sandstein gebaut einen ziemlichen Platz in der Stube einnimmt. Er hat wirklich etwas von einer Freitreppe aus zwei, ausnahmsweise drei Stufen; das mag ihm aber doch seinem untern vortretenden Teil, der bequeme Sitzhöhe und die nötige Länge und Breite auch zum Liegen hat, zu dem Namen Ofsetritt verholfen haben. Der Ofen ist ein rechter Freund und genießt verdientermaßen große Wertschätzung; deshalb wird er auch geschmückt und zwar mit den Namen des bäuerlichen Ehepaares, das das Haus erbaute, oder mit dessen Initialen und der Jahreszahl seiner Erstellung. Ich habe diesen Schmuck (außer dem Namen und Datum etwa noch ein verziertes Gesimse) meist aus der Fläche ausgehauen gesehen, ganz flach; aber dann und wann sieht man auch da Malerei nicht bloß als Auffrischung, sondern auch als Schmuck verwendet. Ganz selten geworden sind die Rachelöfen. Sie sind wahrscheinlich auf dem Lande nie sehr zahlreich gewesen. Der Ofen aus Steinplatten ist vermutlich die Weiterbildung des einfach gemauerten Ofens, wie er noch im Oberlande angetroffen wird.

Gewissermaßen ein Heiligtum in der Bauernstube ist das Glassehästli, das hin und wieder Aufsatz auf dem Schreibtisch ist. Es hat Glastüren, die mit weißer Ölfarbe einige leichte Verzierungen aufgemalt bekommen; natürlich nur wenig, etwa ein paar Linien durch Eckstücke

verbunden und ein Blümchen in der Mitte. Es darf nur wenig sein, weil ja sonst die Bäuerin ihre Ehrengeschirre nicht sehen lassen könnte, ohne geradewegs darauf hinzuweisen. In diesen Glaskäschli wurden und werden noch die bessern Trinkgeschirre aufbewahrt, besonders Glaswaren, Flaschen und Gläser und anderes, aber auch etwa Tassen und Tellerchen und Zuckerdosen, die nicht zum gewöhnlichen Gebrauch, sondern für feierliche Anlässe, Tauffeste, Besuch, da sind. Die wertvollsten Sachen, die geschliffenen oder bemalten Gläser und Flaschen, Krüglein und Fläschlein werden leider immer seltener; sie sind als originale Bauern-Kunsterzeugnisse ebenso wie das alte irdene Geschirr von den Händlern und Sammlern sehr gesucht und werden den Landleuten oft um nur wenig Geld abgeschwaht. Die Glaswaren werden nicht



„Plutzgerll“
mit geschliffenem Schmuck.

mehr gemacht, wenigstens die bemalten nicht, weil die Glashütte im Flühli (angrenzendes Luzernergebiet) ihren Betrieb eingestellt hat. Das farbige Bild zeigt von diesen reizenden Gefäßen einen Glasrugg und darunter einen Krug in Langnauerware, auch einige Sprüche, die in weißer Emailfarbe auf Glasgeschirren aufgemalt worden. (S. farbiges Bild.)

An den Fenstern hingen früher oder waren eingeleit Glasgemälde und Schiffscheiben, erstere noch bis Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, letztere im achtzehnten Jahrhundert.

Die sogenannten „Bauernscheiben“ stellten in den meisten Fällen den Bauern mit seiner Ehefrau dar, den Bauern bewaffnet mit Büchse und Schwert, die Frau etwa mit einem Becher; sie sind gewöhnlich in phantastisch aufgeputzte und buntfarbige Architekturen gestellt. Im sogenannten Oberbild, einem Fries über dem Architrav, oder in den Zwickeln des Bogens ist eine landwirtschaftliche Tätigkeit abgebildet; auf dem Sockel sind die Namen der dargestellten Personen zu sehen und ihr Wappen. Die Persönlichkeiten, die da abgebildet sind, stellen aber nicht immer Besitzer des Hauses dar, sondern Donatoren, die in das neue Haus der befreundeten oder verwandten Familie diesen Schmuck gestiftet, eine Sitte, die nicht nur unter den Bauern, sondern im ganzen Lande bei Obrigkeit und Privatpersonen Jahrhunderte durch heimisch war. Auch als die Glasmalerei des Lichtbedürfnisses wegen der Glasschleiferei hatte Platz machen müssen, wurden diese Stiftungen noch weitergeführt, bis die Umwälzungen des jungen neunzehnten Jahrhunderts damit aufräumten, wie mit so vielem Schönen

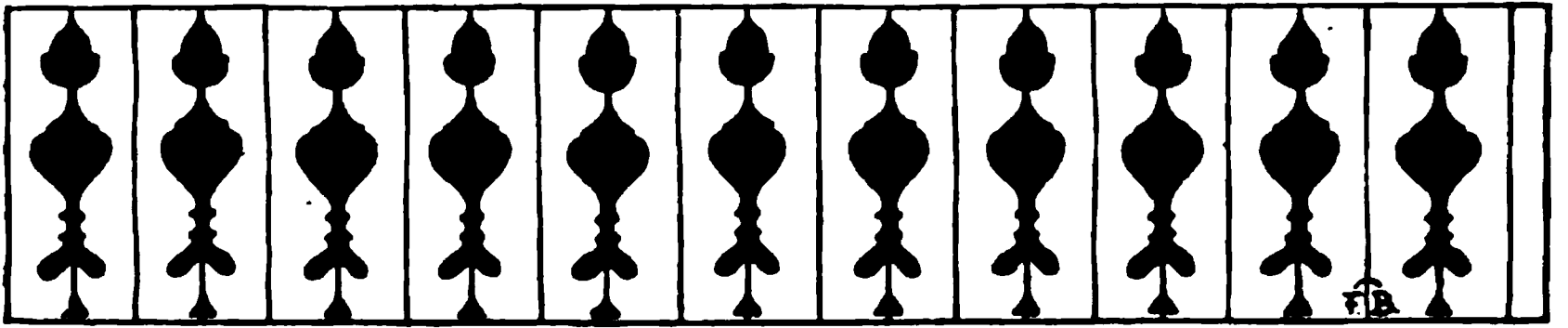
und Guten. Die Schiffscheiben enthielten meist Wappen als Hauptdarstellungsgegenstand und waren im Format kleiner als die alten Glasgemälde, weil sie in die kleinen Rechtecke der die Bupenscheiben verdrängenden Glasfenster mit viereckigen Scheiben zu passen hatten. Die Wappen mit Namen, meistens in Rococo- oder Bopscartouche, füllten den ganzen Raum; sie zeigen oft wunderliche Formen, aber die Heraldik ist merkwürdig korrekt, wenn auch einige lustige Fehler mitunter zu sehen sind. Neben Wappen sind auch Dragoner zu Pferd beliebte Darstellungsgegenstände. Doch das ist alles untergegangene Kunst und nicht nur ist diese Bauernkunst, die in ihren Formen abhängig von der Kunst der nächsten Städte war (im Gegensatz zu der Bauern-Meisterschaft im Holzbau), untergegangen, sondern auch ihre Denkmäler sind aus den Bauernhäusern verschwunden — ich habe sie erwähnt, weil es mir wichtig genug schien zu dokumentieren, daß die Bernerbauern auch diese Kunstzweige mit Erfolg zu beeinflussen vermochten. Daß fast alle die prächtigen Denkmäler der Kunst ihrer Vorfahren von ihren Besitzern schon früh im neunzehnten Jahrhundert weggegeben wurden, wie die Geschirre

aus Glas und Ton meist um lächerlich geringes Geld, ist uns heute unverständlich. Man fragt sich, welche Gleichgültigkeit gegen derartige Kunstwerke damals durch unser Land gezogen sein muß, wo die Bauern doch zur selben Zeit ihre Häuser noch so prächtig bauten, mit viel mehr Geschmack und Geschick, als die Städter die ihrigen. Oder erregten die Händler, die das neunzehnte Jahrhundert hindurch bis heute das Land nach Altentümern durchschnüffelten, die Geldgier der Leute in dem Maße, daß diese um so wenige Baken schon die ehrwürdigen Zeugen alten Wohlstandes und Kunstfleißes dahingaben? Es muß schrecklich viel vom alten Verständnis für Schönheit verloren gegangen sein, daß man sich von derartigen geheiligten Schätzen so leichtfertig trennen konnte, ohne nur halbwegs Gleichwertiges an dessen Stelle zu setzen. —

Ich kann den Artikel über die Kunst des Bauern nicht schließen,



Eingekliffene Ornamente auf Fliesen.

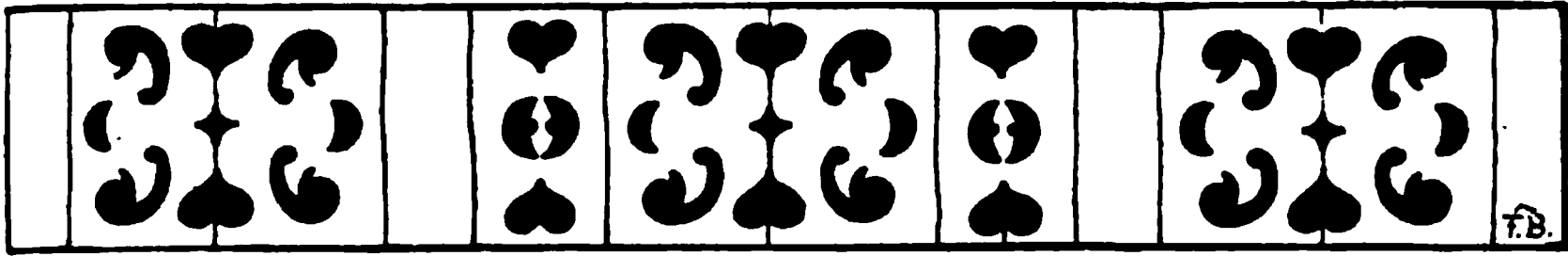


Laubenornamente.

ohne noch ein Wort gesagt zu haben von dem, was an Geräten des landwirtschaftlichen Betriebes von Schmuck zu sehen ist, so wenig das ausmacht und beachtet wird. Vor allem in die Augen fallend ist so ein prächtiger Zug von Rossen mit glänzend schwarzem Geschirr, am Chomet die oben beidseitig wie Hörner aufstrebenden kleinen Pferdeköpfe mit langen Hälsen aus hohlem Gelbguß, blißblank poliert; dann die roten Tuchlappen und die Dachsfelle, die ebenfalls am Chomet hängen, aber nur am Vonderhandroß, die letztern wohl ebensosehr aus Aberglauben, als zum Schmuck. Vom Widderiststück des Geschirrs hängen über den Leib zu beiden Seiten lange Lederriemen, die eine Reihe von runden, an Größe nach unten abnehmenden Scheiben aus Messingblech tragen und ebenfalls noch mit scharlachrotem Tuch unterlegt sind. Hauptsächlich Müller stolzieren mit derartigen Zügen einher, aber auch viele Bauern noch, und erfreulicherweise ist das etwas, was nicht im Aussterben begriffen ist.

Mit einem andern künstlerischen Schmuck scheint der veränderte Mühlenbetrieb aufzuräumen, nämlich mit der Bemalung der Säcke. Früher, als allgemein die Bauern noch z' Müli führen und ihr eigenes Getreide mahlen ließen, waren sie darauf angewiesen, um unliebsame Verwechslungen zu vermeiden, ihre Säcke zu bezeichnen, und sie taten das mit viel Kunst. In den Museen zu Burgdorf und zu Bern hängen noch Säcke mit schwarz aufgedruckten Wappen und Namen, und auch einige Holzformen, die zum Drucken gebraucht worden, sind da zu sehen (nicht alle gleich gute, aber doch viele tüchtige Arbeiten), dem derben Sack entsprechend, von einfachen gutverstandenen Formen. Daß Bauernwappen durchwegs nur den Schild führen und daß Spaten und Pflugschär hauptsächlich in den Schilden vorkommen, ist naheliegend. Erfreulich sind auch die prächtigen Frakturschriften, die hier wie anderorts verwendet werden.

Von landwirtschaftlichen Werkzeugen hat noch am meisten Schmuck das Steifaß, worin der Weßstein des Mähers während dem Mähen steckt — ein löcherartiges Gefäß aus Holz gedreht, das mit einer langen Spitze unten endet und damit in den Boden gesteckt werden kann. Es



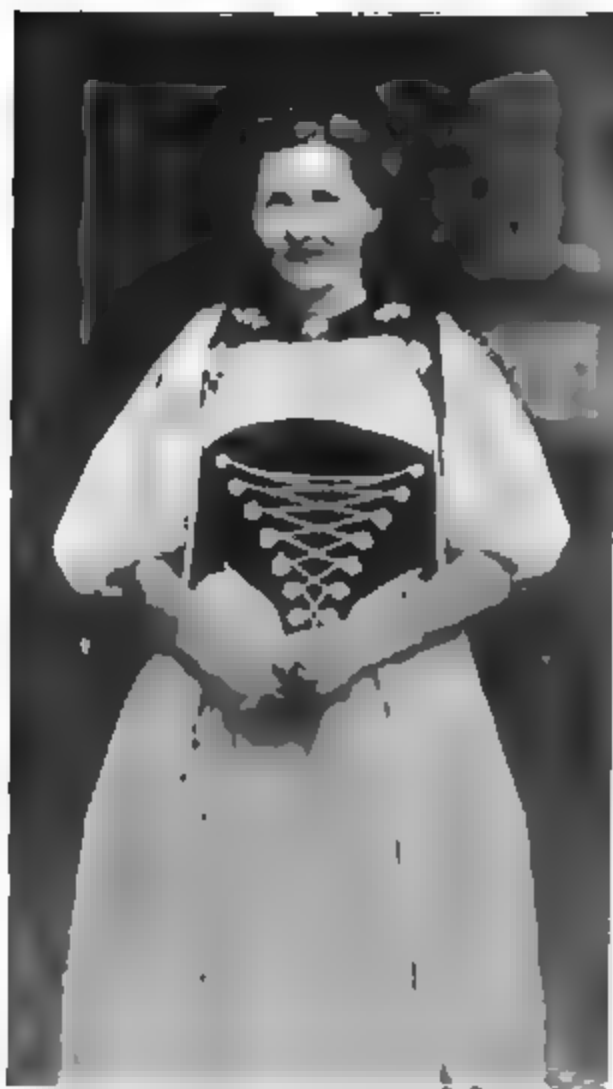
Laubenornamente.

ist durch den Drechsler geschmückt, gewöhnlich mit eingedrehten Rinnen und mit Längsfasen. Es muß überhaupt gesagt werden, daß sehr vieles von des Bauern und der Bäuerin Hausrat und Werkzeug seinen hauptsächlichsten Schmuck dem Drechsler dankt, wir erinnern nur noch an den Melkstuhl, die prächtigen Spinnräder und was dazu gehört, an Pfeifenrohre, Möbelteile usw., welche ohne gedrehten Schmuck gar nicht denkbar wären.

Am Schlusse dieses Aufsatzes über die Kunst unserer Bauern muß selbstredend noch das Künstlerische, das der Mensch an sich selbst trägt, das Gewand, einer kurzen Betrachtung gewürdigt werden. Ich habe oben gesagt, daß die alten Bauernglasgemälde immer etwa Figuren zeigen und zwar Bauern, Mann und Frau. Die Kostüme dieser Bauern gleichen auffallend im Schnitt den ungefähr zur selben Zeit in den Städten herrschenden Moden. Sie werden wohl andere, derbere Stoffe getragen haben, aber das ist auf Glasgemälden natürlich nicht zu konstatieren; und dann fiel jedenfalls auch von selbst aller Firlefanz weg; es wird alles um einige Grade einfacher, derber gemacht worden sein. Aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fehlen mir leider alle Dokumente über Bauernkleidung, die zu Vergleichen hätten Dienste leisten können; aber aus dem Ende des achtzehnten besteht eine prächtige Sammlung von Kostümbildern aus fast allen Kantonen der Schweiz, die ein kunstliebender Aarauer Bürger durch den Maler Reinhart hat malen lassen* und die so realistisch und durchaus wahr sind, daß sie alle Freudenberger und König bei weitem in Schatten stellen, einem überhaupt für die neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts wie ein unerhörtes Wunder vorkommen. Dort sind auch die Bernerbauern, und zwar aus verschiedenen Landesgegenden, zu sehen, und ein Vergleich mit den Bildern des siebenzehnten Jahrhunderts bringt merkwürdige Sachen zu Tage. Die Männer haben teilweise die monströs weiten Kniehosen des 17. Jahrhunderts beibehalten, lassen sie aber bis über das Knie hinunterfallen und legen den Zwischstoff in ganz enge kleine Fältchen; andere haben dann endlich die enganliegenden Hosen des Mococo- und Zopf-

* Vergl. Denkschrift des bern. historischen Vereins zu dessen Stiftungsfeier 1896, Seite 151/152.

zeitalters schon etwas nachgeahmt — aber im allgemeinen herrscht ein starkes Zurückbleiben der Männerkleidung hinter der Stadtmode. Die Mädchen hingegen haben ziemlich genau das steife hohe Nieder und den weiten Rock der Stadtdamen nachgeahmt, bloß das Hemd nicht ausgeschnitten, sondern bis an den Hals schließend und die ziemlich weiten Hemdärmel, die bis auf das Handgelenk reichen, von der Schulter an



Sommerliches Sonntagskleid.

aus dem Oberkleid frei hervortretend. Das Hemd wurde noch völlig ungestärkt getragen und legte sich in freien Falten auf Brust und Arme. Das Nieder, so sehr es dem Nieder der Städterinnen ähnlich ist, zeigt doch bedeutende Unterschiede, die nur nicht so ohne weiteres auffallen, weil die Hauptform, die sogenannte Taille, vor allem ins Auge sticht. Aber das Nieder dieser Zeit hat keine Ärmel; es läßt, wie oben bemerkt, die Hemdärmel frei; um aber doch das Rückenteil anzuschließen, geht von diesem über die Schulter und unter den Armen durch je ein Träger, der unter dem Arm eingehakt wird. Und dazu tritt dann das Gölser, ein Halstragen, der vorn mit Hasen geschlossen und auf den Schultern noch sonst festgemacht wird; es ist bei diesem alten Kostüm noch ziemlich hoch. An beiden Enden des Gölser, rechts und links und

ebenso hinten, aber dort viel näher beieinander sind silberne Ringe festgenäht, in welche die Rosettenhasen der Gölserchötteli (Göllerketten) eingehängt werden; denn die bekannten mehrfachen Silberketten, die von der Schulter bis etwas über die Hüften hängen und unter dem Arm durch bis oben zwischen die Schulterblätter reichen, schließen vorn und hinten jede mit Filigran-Rosetten. Die Ketten waren zur Zeit des alten Kostüms noch ziemlich einfach, nicht so viele an einem Ringe, und die Rosetten klein, etwa von $2\frac{1}{2}$ cm Durchmesser. Von den Seiten des Niders gingen vorn abwärts gegen den Schnabel hin in einander

sich nähernden Linien zwei Reihen kleinerer Silberhasen mit Rosetten, die mit farbigen Schnüren kreuzweise verbunden wurden.

Ein fernerer großer Unterschied vom Stadtkleid war die Schürze, die von den Bäuerinnen, Mädchen und Frauen getragen und unter den Schnabel des Nieders hinaufgezogen wurde; sie bestand damals aus sälberrgmachtem rauhem Leinen, der ungebleichte weißliche Grund von roten und blauen feinen Längsstrichen durchzogen.

Die Farben des ganzen Kleides waren damals ziemlich bunt; das Nieder gelb mit rotem Brusteinsatz und breiten schwarzen Einfassungen aus Sammt, ebenso das Göllet. Der Chittel (Rock) war dunkelblau mit roter Einfassung und der Zeit entsprechend viel kürzer als heute. Als Kopfbedeckung wurde das tolette, zierlich auf dem Kopfe sitzende Schwäbelhüeti von den Mädchen getragen, die Roßhaar-Kappe (Samt-Kappe, die nur das Hinterhaupt bedeckte und vorn das Gesicht mit steif aufstehenden spitzenartigen Flügeln aus Roßhaar umrahmte) war nach der bekannten Strophe im Emmen-thalerliede von Schlosser Wiedmer den Frauen eigen:

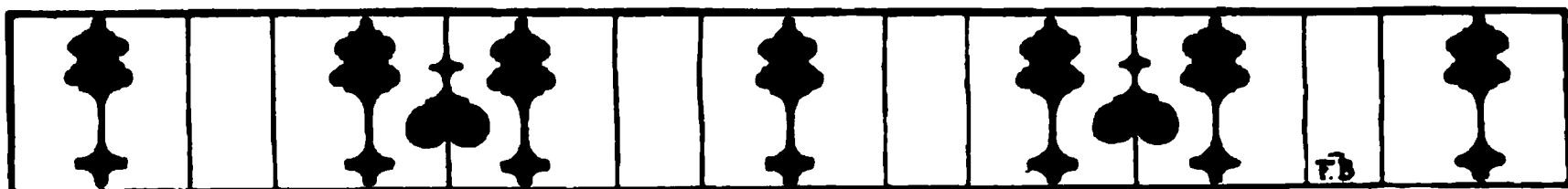
„Roßhaarspizli treit no d's Mäeti,
Blöglihose no der Al;
D'Meitschi trage Schwäbelhüeti,
Schöppli drunder grad wi gmalt.“

Mädchen trugen oft ihr Haar in zwei langen Zöpfen mit breiten Bändern durchflochten, die bis zum Saum des Rockes reichten.

Das war das Kleid für den Sommer; das Wintermieder hatte Ärmel und darüber wurde wenn nötig noch eine Jacke getragen; im Gegensatz zum Chittelbrüstli heißt das Wintermieder noch heute Tschööppli oder Chüttli.



Sommerliches Sonntagskleid.



Laubenornamente.

Zur Zeit des Empire wurde das Nieder auch von den Bernerinnen so kurz getragen, daß die Schürze gleich unter der Brust gebunden wurde, wenn man einem bemalten Stich aus jener Zeit glauben darf, der ein Dienstmädchen vom Lande in der Stadt darstellt: möglicherweise ahmten auch bloß die Dienstmädchen die städtische Mode in dieser Weise nach.

Daß ich diese längstvergangene Zeit in ihrer Kleidertracht so ausführlich beschrieben, hat seinen Grund darin, daß das Nieder, das Chittelbrüstli und das Tschööpli sich in ihrer ausgesprochenen Form aus dem 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit herüber gerettet haben, mit einigen Modifikationen sogar das ganze Kleid — vielleicht mit der Appenzellertracht das einzige bekannte Kostüm, das in so augenfälliger Weise eine mehr als hundert Jahre zurückliegende große Epoche noch repräsentiert.

Von Modifikationen ist vor allem auffällig die Farbe, denn das Nieder wird heute fast bloß schwarz getragen; aus schwarzem Wollstoff oder aus gemustertem Samt, aus Seide gar, aber immer mit den breiten Samteinfassungen. Auch das Gölle ist ganz aus schwarzem Samt und trägt als Schmuck nicht mehr jene farbigen Tucheinsätze, sondern meist bloß vorn auf beiden Seiten eine Stickerei aus Stahlperlen oder eine Filigranblume (ganz flach). Vorn am Halse, wo es geschlossen wird, sitzt eine Brosche, und manchmal hat das Gölle nach unten noch einen schmalen Spitzenbesatz als Endigung über dem Hemd. Die Göllechötteli sind mächtiger geworden und ebenso deren Haste auf Brust und Rücken und die Schnürhaste vorn auf dem Nieder; besonders fallen letztere auf bei sehr reich gepuckten Bauerntöchtern, wirken aber leicht prozig. Die silbernen Schnüre, welche in der Stadt bei nachgeahmten Kostümen immer zu sehen sind, sieht man weniger auf dem Lande und nicht bei jeder Gelegenheit. Der ganze Metallschmuck ist Silber in den meisten Fällen, auch bei den Reichsten ist höchstens die Uhrkette golden. Die Göllechötteli sind aus ganz einfachen kreisrunden Gliedern von etwa 2 mm zusammengesetzt; die Haste auf Brust, Rücken und Nieder sind alle, wie die dazu gehörende Brosche, aus kunstreich gearbeitetem Filigran und stellen gutstilisierte Blumen dar; sie haben fast lauter ländliche Silberarbeiter zu Verfertignern, bilden also ein echtes Stück Bauernkunst von bester Art.

Über das Hemd wird im Kapitel „Gewand“ das Nötige gesagt; es gehört aber die Notiz hierher, daß das Bruststück, welches über dem Hemd befestigt wird und in dem Ausschnitt zwischen Goller und Chittelbrüsti zu Tage tritt, das Mänteli, oft eine feine Sticerei trägt, die von oben nach unten den obern Teil säumt. Das Mänteli ist überdies ein Stück, das in der alten Tracht, wo das bloße Hemd sichtbar war, nicht vorkam; es entstand vielleicht dadurch, daß, als die gestärkten weiten Ärmel aufstamen, auch die Hemdbrust gestärkt werden sollte, so aber unbequem zu tragen war, so daß man nun einfach das Hemd ungestärkt ließ und durch ein gestärktes Bruststück deckte.

Die Schürze ist heute bloß für Werktag noch von selbst-

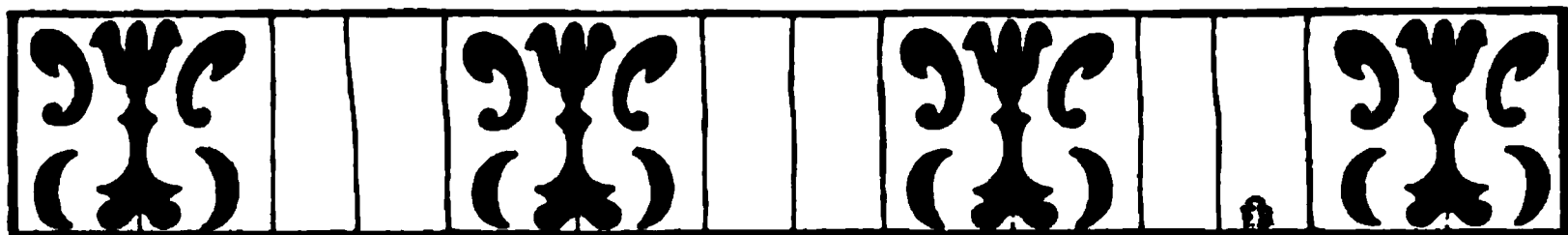
bergmachtem Leinen, Sonntags werden wollene oder seidene getragen; aber nur Leute von geringem Geschmac tragen sie in glänzenden (bunten, grellen) Farben; meist sind es zarte graue, grünliche oder andere gebrochene Töne.

Der Rock geht bis zum Fuß. Die Schwäbelhüeti, Roßhaarspißli und Chappe sind verschwunden, man trifft allgemein bloß den Strohhut in etwas einfacherer Form; für kürzere Gänge über Feld gehen Mädchen und Frauen baarhäuptig.

Am Männerkleid ist kaum etwas mehr, was ihn vom Städter un-



Frau Wirtin.



Laubenornamente.

terscheidet, als der derbere, solidere Stoff (Halblein) und der etwas einfachere Schnitt. Bloß zwei Kleidungsstücke weiß ich, die noch künstlerischen Schmuck aufweisen: nämlich erstens der *Muß des Meisters* (Abb. S. 285) mit den Puffärmeln, der, wie anderorts näher geschildert wird, seinem praktischen Bedürfnis seine zähe Existenz verdankt und Sonntags da und dort noch aus schwarzem Samt mit roter Einfassung zu sehen ist; wobei aber der echte Meister sich stets vorteilhaft von den Salon-Jocklern unterscheidet. Leider gibt es nämlich in unserer Zeit auch unter den Meistern wahre „Gigerl“, denen der alte hübsche Muß nicht mehr schön genug ist und die ihn mit lächerlichem Zottel- und Trottelwerk und Silberschnüren verzieren lassen. Kommen dann dazu noch eine schiefe Gestalt und krumme Beine, so ist der „Bajaß“ fertig. Und zweitens das *Überhemmli* aus blauem Leinen mit schwarzem genähtem Linien Schmuck an der ganz schmalen Halseinfassung und dem Brusteinschnitt, über die Schultern hinunter bis zum Ärmel und als Saum um die seitlichen Öffnungen. Mühlefarren tragen das Überhemmli mit weißen Nähten. (Siehe Kapitel „Rauchen“.)

Daß aber auch Bauernbursche metallenen Schmuck nicht völlig entbehren wollen, beweisen die schweren Uhrketten, die man manchmal aus der Uhrtasche am Hosengürtel baumeln sieht und die den Uhrschlüssel tragen, der etwa mit einem braven silbernen Muni geschmückt ist. Es sollen zuletzt auch nicht ganz unerwähnt bleiben die Hausläppli, Schilee, Hosenträger und Pantoffeln der Bauern, die sehr oft bunte Seiden- oder Wollenstickereien zeigen; sie sind wieder ein Zeugnis mehr, daß die Landleute nicht die trockenen Menschen sind, wofür sie leicht angesehen werden.

Leider ist auch die schöne, ernste Bernertracht nicht mehr so allgemein in Geltung, wie sie es verdiente; es tut einem leid zu sehen, daß auch hierin der Verkehr mit der Stadt auf die braven Landleute so starken Einfluß ausübt, daß er ihnen ihr ehrwürdiges Kleid verleidet. Und doch sollten die Leute stolz sein auf dieses prächtige Kleid, das in seiner gediegenen Einfachheit und Originalität allerorts bewundert wird, so daß selbst große Künstler anderer Kantone gern zur Bernertracht greifen, wenn sie eine recht charakteristische Darstellung der Schweiz als allegorische Figur machen wollen.

So ist die Kunst unseres emmenthalischen Bauernstandes von echter, guter Art: voll tiefer Empfindung und zugleich von eminent praktischer Anwendung; ich habe das oben versucht am Wohnhause des Bauern und an dem wichtigsten seiner Nebengebäude zu beweisen. Andere Gebäude wären wohl noch zu nennen gewesen, nämlich das Wirtshaus und vor allem die Kirche. Beide haben, wo sie noch in alter Urwüchsigkeit unverdorben erhalten sind, entschieden eigenen Charakter gegenüber ihren Stadtverwandten. Allerdings ist bei beiden der Charakter nicht so speziell bezeichnend für das Emmenthal, deshalb habe ich nicht eingehender darauf hingewiesen. Die Wirtshaus-schilder sind im ganzen Lande ungefähr gleichwertig und von ähnlichen Kunstformen; die schmiedeeisernen Arme sind wie aller Eisenschmuck an den Häusern von städtischen Formen, aber die Wirtshauszeichen, die Bären, Löwen, Ochsen, Sterne u. s. w. zeigen etwas mehr ländliche Naivität; teils sind es freistehende Figuren aus Blech oder Holz, immer bemalt, teils sind es Tafeln mit oft hübsch geschnittenen Rahmen, in deren Füllung das Zeichen gemalt ist.



Im Überhemd.

Viel mehr ländliche Eigenart haben die Kirchen mit ihren weißen Mauern und dem so oft noch vorkommenden Schindeldach auf Schiff und Turm und dem leichten hölzernen Gebälk unter dem überaus schlanken, hohen, spitzen Helm. Natürlich gibt es Varianten genug; so haben ja die einander ganz nahen Gemeinden Sumiswald, Trachselwald, Rüberswil und Lühelsflüh vier ganz verschiedene Turmhelme, nämlich die erste den Deutschherrenturm mit dem Satteldach aus Ziegeln, die zweite einen lustigen, ganz fremdartig (fast bayrisch) anmutenden Barockhelm aus Blech, die dritte den obengenannten Bernerhelm mit offenem Gebälk und Schindelhelm und die vierte (leider) einen neuen, ganz „gotischen“ Sandsteinturm und -Helm von fragwürdigen Bauformen. Es ist

da eine große Gefahr für unsere schönen Dorfkirchen: überall im Lande regt sich der Sinn für Kirchenbau und -Kunst; da und dort finden die braven Leute es nötig, zu erneuern, und in ihrer gebiegenen Art opfern sie gerne Tausende, wo es gilt, solides Neues an Stelle von Baufälligem oder gar einer Flickerei zu setzen — sie zeigen damit ihr Ehrgefühl sowohl wie ihren Ernst und guten Willen. Nur leider geraten sie so leicht in unrechte Hände und lassen sich, wie ich es weiter oben schon mehrmals gezeigt, halbstädtische Sachen aufschwätzen, die sie im besten Glau-



Silberarbeiter.

ben und Wohlmeinen als gut hinnehmen. So ist so manches prächtige Kunstwerk vernichtet und sind dafür mittelmäßige Bauwerke hergesetzt worden. Aber es ist doch wieder ein gesunderer Zug in diese Bautätigkeit gekommen; dafür zeugt die eben im Bau begriffene Kirche von Röttenbach und der vor kurzer Zeit vollendete Kirchturm von Rünzingen, beide vorzüglich im alten Stil empfunden und erbaut.

Möge die Erkenntnis für das Kräftige und Gesunde und deshalb wirklich Harmonische, das in dieser Volkskunst liegt, mehr und mehr in der Stadt und vorab auf dem Lande selbst wieder gewürdigt und heilig gehalten werden!

Rudolf Mänger.

Daheim.

D Gottlob, si mer ume daheime! Es ist doch alls nüt
gäge daheim! So die schrecklich weit gereiste Großmutter;¹
so die bauerliche Sommerfrischlerin;² so der Landmann, der nach



Bilängli.

heißem und saurem Arbeitstage Rücken und Glieder streckt, den zu kurzem Schlaf die gütige Nacht mit ihren schwarzen Fittigen deckt.

Was ist gegen solche Ruhe nach des Tages Last das nächtliche Schwärmen auf Markt und Gasse, das mitternächtige Leben im Wirtshaus!

¹ Rütli 219 ² UR. 316.

Hier kann sich einzig heimisch fühlen, wer aus traurig triftigen Gründen keinen Zug hat na da heime;³ bei wem es heißen muß: Nume nid hei! nume nid hei i's alte Längizitihuus!⁴ und wem vor der Haustüre der schmerzliche Ruf entfährt: O Herr Jeseß, iez mues i hei!

Nichts paßt eben zusammen wie Scholle und Schwelle; drum des Landmanns gleiche Vertrautheit mit beiden. Auf ihnen kann er ung'schiniert (sans gêne) und unbehindert seine ganze Persönlichkeit entfalten. Daher auch Bilderreden wie diese: „Will man sich zwingen lassen, oder will man zeigen, das⁵ hie o no öpper daheim siig?⁶“ Daher die selbstbewußte Sprache dessen, der in wirklicher Not sich finden lassen darf und will: We's de Ärst ist, so ist de Bänz ó no da heime!⁶ Und sein Ansehen wird manches schief Geratene ins Richtige bringen. Denn er ist guet daheim! Das heißt nicht bloß: er lebt für seine Person und mit seiner Familie in glücklichen Umständen und in gut geordnetem Haushalt; denn unverdientes äußeres Glück braucht nicht damit verbunden zu sein. Hauptsache ist vielmehr: alter fleckenloser Ruf der Familie. Ohne Geld niene daheim⁷ fühlt sich doch schließlich bloß einer, der vorher mit Geld überall in der Welt besser „daheim“ war als daheim: „da heime“ in hundert fremden Familien; daheim in soundso viel Sport und Alotria; ó da heime bei diesem lustigen Zeitvertreib — daheim nur nicht in seinem Hauswesen und Beruf. Es erinnert dies an die jenem Wirt gewidmete Nachrede, er habe sein Schild nur ausgehängt, um bei der Heimfahrt sein Haus nicht zu verfehlen, und man habe ihm zuzurufen gepflegt: gang emel de zuehe, we d' hei chunnst.

Übrigens kann auch ein ganz solider Jungbursche diesen Zurf zu hören bekommen, wenn er seine Tänzerin nach deren Heim begleitet: mit Ei're hei geit,⁸ um erst nachher sein eigenes Heim aufzusuchen, gäge hei, heime zue,⁹ hei zue¹⁰ z'gaa — froh, es eigeß hei z'haa oder eins zu wissen.

Der poetisch-ideale Gefühlswert dieses Heim¹¹ setzt sich fort in der Bildung „die Heimat“, prosaisiert sich hingegen in deren Abschleifung das Heimat. Beide Formen waren ursprünglich gleichbedeutend; „die Heymath“ steht z. B. 1787¹² für „Heimwesen“, und umgekehrt braucht noch Marie Walden in ihrem Buch „Aus der Heimat“¹³ „das Heimet“

³ Gf. Gf. 1899, 82. ⁴ AB. 1, 165. ⁵ Räf. 185. ⁶ Ztgst. 2, 162. ⁷ Selbst. 11. ⁸ BSp. 115. ⁹ Gf. Gf. 1899, 82. ¹⁰ GJogg. 1902. ¹¹ Rätli 55, 56. ¹² AB. B 69. ¹³ AbS. I., 4; 2 J. 168.

im Sinn von „Heimatland“. Heute ist das „Heimat“ bloß ein Heimwesen, gelegentlich sogar ein ganz kleines¹⁴, es Heimati.

Gerade ein solches aber kann dem Eigner beinahe wie ein persönliches Wesen, wie ein Sorgenkind ans Herz wachsen. So jenem „Schuldenbauer“¹⁵, bei dem es angesichts eines verliederlichten Gutes heißt: „das Heimet kann mich übel erbarmen“. Es kann einem der Gegenstand größten Stolzes werden, selbst wenn er auf solch einem viel zu teuer gekauften oder gepachteten (empfangenen) Chueheimetli, Geisheimetli, Geißeheimetli, das höchstens eine Kuh oder einige Ziegen ernährt, zugrunde geht.¹⁶ Drum hat für Berggegenden wie das Emmenthal als altes ausnahmsweises Notrecht, das übrigens heute aufs äußerste belastet ist, das so viel herabete¹⁷ „Vorrecht des jüngsten Sohnes“ seine sehr vernünftigen Gründe. „Wenn man die Höfe vertheilen wollte, würden die Heimeth ermagern, und die Leute dazu.“¹⁸

Ist der Begriff des „Heimat“ ganz vorwiegend mit der Erinnerung an saure Arbeit, an Fleiß und Schweiß verknüpft, so ruht dagegen, mehr noch als auf der „Heimat“, der Duft stimmungsvoller Weihe auf dem Schweizerwort „heimelig“. Was ist doch o das „Heimelig!“¹⁹ Diese Frage ist seit dem jüngern Wyß häufig genug zu beantworten gesucht worden.²⁰ Die ganze Tragweite des zur Not mit „heimatlich“²¹ wiedergebaren Wortes geht zunächst aus dem Gegensatz „uheimelig“ hervor. Hat man einmal die Seelenstimmung eines tiefgründig veranlagten jungen Mannes miterlebt, der, von Schuld und Schulden gedrückt, eine winterliche Sturmnacht in seiner der Zugluft ausgesetzten Stube auf eiskaltem Ofen mutterseelenallein verbringt:²² Wie traulich da es heimeliges Stübli²³ (oder gar „Stubeli“), ein lieber Mensch mit uns,²⁴ wohl gar ein geistesverwandter Familienkreis um uns!²⁵ Wo der den richtigen Hausgeist²⁶ schafft, da ruht das „Heimelig“ in jeder verborgenen Ecke, im unscheinbarsten Ding, im sonst gleichgültigsten Umstand: von den bereit gestellten Pantoffeln²⁷ vor dem Bette bis zum mit Liebe gepflegten altmodischen Gärtlein²⁸ vor dem Fenster.

Heimelig ist uns jeder Zustand, in welchem wir, in wohligh gefühltem Ebenmaß und Gleichgewicht unserer Kräfte, zu solcher Betätigung einer derselben übergehen, die uns gewohnt und angemessen ist, die uns liegt und auch ansteht, bei der wir uns in unserm Elemente wissen, wie der Fisch im Wasser.

¹⁴ AB. 1, 86. ¹⁵ 169. ¹⁶ GG. 3, 24; SchM. 1, 36; UR. 137. ¹⁷ Vgl. z. B. Zeuenberger, bern. Privatrecht. ¹⁸ GG. 3, 23. ¹⁹ AB. 1815, 220—2. ²⁰ J. B. Ott 1, 102—5. ²¹ Wyß i. AB. 1815, 222. ²² SchM. 2, 349. 370. ²³ An AB. 129. ²⁴ Rotar 91. ²⁵ AB. 2, 371. ²⁶ Rurt 91. ²⁷ Gelbst. 191. ²⁸ Gf. DB. 1902, 45.

Dazu gehört die Erfahrung oder Beobachtung, wie sehr es auch anders sein könne. Ein alter Moospeter²⁹ freut sich wie nie zuvor seines einsam heimeligen Lebens auf dem entlegenen Berghofe,³⁰ weil er soeben all den zeremoniösen Umständlichkeiten des schalen spießbürgerlichen Stadtlebens entronnen ist. Und der gegen Fremde so hinterhältige Bergbewohner öffnet ihnen Herz und Haus allmählich in dem Maße, wie sie sichtbar bestrebt sind, ihn in seiner gediegenen Urmüchsigkeit zu verstehen, zu schätzen und gelten zu lassen.

Wenn es dagegen sechs alten Wehfreudigern³¹ bei einer mit angeschauten Prügelei so in die Fingerspitzen hinaus und in die unwillkürlich geballten Fäuste fährt, daß sie sich mit Himmels Gewalt in den Strudel hineingerissen sehen: wie ist ihnen auch das heimelig, und zwiefach heimelig! Denn das Klatschen der Schläge, das auf den Saiten ihrer Gemüter so viele Interferenzen zum Mitschwingen anregt, findet eine mächtige Resonanz in der Erinnerung, „wie es einst war“.

„Wie mich das heimelet!“³² So redet ein milder alter Herr, wie aus tiefem Sinnen erwachend, zum jungen Arzt am behaglich wärmenden Kamin. „So bin ich mit deinem Vater manchmal geessen, und fast auf deine Weise verfocht er das gleiche Thema.“

Zwei so grundverschiedene Arten der Erinnerung können auch in der einen und selben Menschenseele sich ablösen. Über den nämlichen handfesten Söldner, den in der alten Heimat zunächst „jedes Stuhlbein“ aag'heimelet het,³³ goß nachher „einen stillen Frieden das unaussprechlich Heimelige, das aus jedem Baun, aus jedem Hügel ihn anlächelte.“³⁴

Solch zeitweiliges Durchsonnen des eigenen Inneren, wie mitten in trauriger Gegenwart eine abgehezte Schuldenbäuerin,³⁵ ein geknechteter Sohn,³⁶ eine daheim heimatlose Tochter³⁷ es üben, das bringt die wahre Heimeligi, welche in die fremdeste Fremde die Glückseligkeit der „wahren Heimat“³⁸ hineintragen kann. Es erteilt auch dem gemeinen Alltagsleben, diesem „brutalen Geschäft“, in welchem Offenherzigkeit niemals hoch im Kurse steht, bei dem dazu Veranlagten jene durchgängige Höhe der Gesinnung, welche weder vor sich selbst, noch vor andern je etwas Unlauteres ma⁸ verheime³⁹. Mit dieser goldlauteren Realität verschwifert sich der unverwüftliche Frohmut, dem jedes ge-

²⁹ Gf. Gf. 1899, 82. ³⁰ Ztgst. 2, 200. ³¹ Räf. 207. ³² AB. 2, 272; vgl. An AB. 119; An JM. 90. ³³ BSp. 287. ³⁴ Ebd.; vgl. SchM. 1, 186 ff. ³⁵ Schulbb. 147. ³⁶ SchM. 1, 80. ³⁷ GG. 2, 140. ³⁸ SchM. 2, 83. ³⁹ Geldst. 188; AB. 1, 385. SchM. 2, 110. 124.

knichte und gedrückte, jedes unsichere und unzuversichtliche Wesen wider den Strich geht. Letzteres bezeichnet der Emmenthaler mit dem Worte *béhämſch*. Wer durch Unglück oder auch Schuld an Körper und Seele gedrückt ist, führt e *béhämſchi* Spraach, ist oder redt eso *béhämſche*. Er het eso *béhämſch* g'seit, ...

Siedelung.

Es *chlijs Wäseli*¹ nennt die Bauernfamilie, die wir im Geiste von der Heuernte heim begleiten, ihr Haus und Heim, obwohl es den Vergleich mit einem *Burewäse* anderer Gegenden sehr wohl aushalten könnte. Wir haben es eben mit Leuten zu tun, die überhaupt mit und aus dem, was sie haben und sind und tun, *les Wäse* mache. Sie sind damit zufrieden, daß sie mit Ehren Existenz und Haushalt weiter zu führen vermögen: daß si *g'sii cheu*, und bleiben bei alledem so frohmütig, daß sie bei einer der äußerst seltenen Gelegenheiten sich wieder einmal gütlich zu tun, das Aufbrechen immer noch ein Weilchen hinauschieben: *iez wei mer no chlii sii!* Solche Prägnanz dieses „sein“, welches sich sonst bis zu einem entbehrlichen Hilfsverb entwertet hat und die klaffenden Lücken seines Paradigmas durch *wesen* (ich war, ich war gewesen, an- und abwesend) ergänzen muß, entspricht der Bedeutungsfülle des vorhin aufgeführten Dingworts „Wesen“. Andere Sprachen entwerten ebenso andere Ausdrücke für „Siedelung“, welchen wir im Gegenteil erhöhte Bedeutung zumessen. (Vgl. „bauen“ im 6. Unterkapitel.) Dahin gehört auch *si^{ch} sädle*, zunächst von Vögeln, insbesondere von Hühnern gesagt,² dann von aufgeregten Menschen, die sich beruhigen, schließlich von solchen, die „sich ansiedeln“, „sich setzen“.³ Noch deutlicher ist diese Begriffserhöhung bei „wohnen“. Die Grundbedeutung dieses Verbs: „sich's wohl sein lassen“,⁴ deutet auf vorübergehende Aufenthalte, die wir eher etwa mit „*si^{ch} (bi öppere) zuezieh*“⁵ wiedergeben. Regelmäßiger geschäftlicher Verkehr in einem Hause heißt *zuehen u dänne gaa*. „Es ist da no rächt es stüß, freins Zuehen- u Dänne-Gaa.“ Als Einzelperson bei jemand wohnen: *bi öpperen uus un ii gaa*. „Wohnen“ selbst hat unsere Mundart bloß der Schriftsprache entlehnt. Um so geläufiger ist ihr „die Wohnung“ in den Wortformen *di Wönig* und *das Wönigli*. Um so reicher auch hat sie das zugehörige „gewöhnen“ und „gewohnt“

¹ *MWB.* 2 S., 167. ² Vgl. „Nest“ aus *ni-sad* = sich „niedersetzen“, niederlassen.

³ *SchM.* 1, 55. ⁴ Vgl. *Kluge* 410. ⁵ *Ger. Tw.* (1789).

entwickelt. Die veraltende Form mit -ë- und -nn- hat transitiven Charakter. „Wie man Tauben (an den Schlag) gewinnen soll, daß sie bleiben“, lehrt unser Rezeptbuch.⁶ So auch „muß man die Leute an das, was Brauch ist, gwenne“.⁷ Wir sagen in diesem Sinne noch: gwëne, doch im Gefühl, daß auch diese Form veralte. Ein a d'Ornig gwëne; ein gwene, daß⁸ er sich so und so beträgt. Die andere, uns allein gewohnt gebliebene gute alte Form mit -ä-, fordert zunächst neutrale Fügung im Mittelwort g'wänet. I wott mi Sach mache, wi n i ('s) gwanet bij.⁹ (Das fakultative „'s“ ist noch leise fühlbarer Genitiv.) A d'Nuew si mer gwanet.⁹ Die prädikative Verwendung kann auch in der Mundart attributiv werden: wi g'waneti Schwinger;¹⁰ so ungwaneti Wiiber.¹¹ Es gwanet's Roff. Es ungwanets Füll (der Arbeit noch nicht gewohntes Füllen). Die Mundart kennt hier aber auch — in altertümlicher Fügungsart — eine sächliche Flexion des Prädikativs: Jä gäll, das tüecht di iezen ung'wan's! Es wirt dich ungwan's tüeche (auf dem Felde zu arbeiten).¹² Dieses „ungwan's“ ist ein wertvoller Rest des mhd. Beiworts ungewon, welchem auch ein — jetzt verlorneß — positives gewon entsprach. Die flektierte Fügung rief aber weiter der Reflexivform si g'wäne. Dir wärdit Muej haa, ech z'gwane¹³ (an das beschränkte Heim). Mir hei n is nid g'wanet, witer's z'gaa.¹⁴ Mir hein is z'fast zo de Schulde g'wanet.¹⁵ — Merkwürdig ist eine vollständig durchkonjugierte Mischform zwischen prädikativer und reflexiver Fügung: i bi mi gwanet, du bist di, är ist si, mir sin is, dir sit ech, si' sind si^{ch} gwanet (das und das zu tun oder zu leiden). D'Lüt si si so gwanet.¹⁶ — Gewohnheit = Gwänhit. Muest ihm das nid naalaa, es git ihm süst e Gwanhit.

„Bohnen“ und „gewöhnen“ berühren sich immer noch in der gemeinsamen Beziehung auf das Befömmliche, Zuträgliche. Für unser Klima ist dies in erster Linie dasselbe, was wir auch mit Schatten u Schärme bezeichnen. „Damit er Schatten und Schermen habe,“ weist 1794 die Gemeinde Lückelflüh einem unverschämten Brandbeschädigten einen Bauplatz an.¹⁷ „Am Scherm und Schatten“¹⁸ sein Mues und Brot verdienen zu können, erscheint begreiflich dem Adersmann als beneidenswertes Los.¹⁹ Unter schützendem Dach schärmet der vom Feld, von der Straße Heimkehrende „seine Sachen“,²⁰ wie unter irgend einem — vielleicht bedenklichen²¹ — Unterschlupf der vom Unwetter Überraschte

⁶ NB. 111. ⁷ GG. 3, 43; Widm. 127. ⁸ NB. 2 J., 111. ⁹ Selbst. 309. ¹⁰ Widm. 64. ¹¹ NB. 2 J., 135. ¹² BSp. 7. ¹³ NB. 2 J., 212. ¹⁴ Müll. 28. 40. ¹⁵ Ebb. 30. ¹⁶ Bischeb. 2. ¹⁷ NB, G. 227. ¹⁸ BSp. 310. ¹⁹ Bischeb. 17. ²⁰ Bfinder 349. ²¹ BwM. 190.

zu schärme sucht (ohne Objekt wie „schirmen“).²² Beides gab Anlaß zu der bildlichen Rede: Er het si Sach am Schärme (hat „seine Schäfchen geschoren“ oder „im Trocknen“), und: er bringt seine Person „an Schermen“²³ (vgl. a Schärme choo), z. B. durch eine Geldheirat. Vergeblich jedoch strebt nach solcher Versorgung der Pechvogel, der „Stöffel“, dem der Löffel fehlt, wenn's Brei regnet. We's Glück ragnet, bist du am Schärme! — Gschärmeti Hüt ist die beständig durch Kleidung oder Bettzeug bedeckte Haut; gschärmete²⁴ Härb scharrt sich z. B. zum Bedecken der frisch gesteckten Bohnen das geschäftige Mütterchen eines kleinen Haushalts aus allen Winkeln unter dem Dach zusammen.

Ein gut deutsches Wort für das Schatten und Schirm gewährende Gebäude ist Hütte. In Lügelflüh aber ist sein Gebrauch merkwürdig beschränkt. Raum daß ein Galgehüttli²⁴ (vgl. das Galgeli) als winziges Hütchen begegnet. In allzu ungemütlichem Andenken stehen eben — im Gebiet der berühmten Emmenthaler Bauernhäuser — die nun fast überall durch stattliche Neubauten verdrängten Schachehüttli mit zerbrochenen Scheiben in den kleinen trüben Fenstern, Zeugen der tiefsten Armut und Verkommenheit.²⁵ Die Hütte, das Hüttli ist uns der Inbegriff des Unwohnlichen. Sei's daß wir in spassig chinesenmäßiger Selbstheruntermachung einen in unsere Wohnung einladen: (chum e chlii) i d' Hütte! Sei's daß wir das Wort für ein bloß geschäftlichen Zwecken dienendes unscheinbares Gebäude brauchen: 's Bauhüttli, d' Brächhütte. Die Chäshütte alten Stils hat größtenteils der modern eingerichteten Käserei Platz gemacht. Hüttemeister und Hütteschreiber sind vielfach zum Präsidenten und Sekretär aufgerückt und stehen nicht mehr der Hütteg'mein, sondern der Aktionär- oder Lieferanten-Versammlung vor. In beredtem Schweigen treten nunmehr die lautlos eingesteckten Banknoten zurück vor dem Hüttegält früherer Tage, dessen Empfänger auch hätten prahlen können: „I chlinge mit dem Gält im Sack, Neuthaler u Dublone“²⁶

Haus.

Den Namen „Hütte“ verschmähen selbst die Wohnungen, welche, „umgää vo Fichte schlant“, „a d' Felswand“ der Wanneflueh sich anlehnen und daher den Namen Fluehüßli¹ tragen. Sie erinnern

²² Uß. 59. ²³ Uß. 300. ²⁴ Wb. Ad. Wß. Wb. ²⁵ Fröhlich VI. ²⁶ Rußn.

¹ F. 5.

wenigstens mit ihrer Bezeichnung an die Fluehüßli im Lindenthal oberhalb Burgdorf,² ohne indes in malerischem Gesamteffekt irgendwie mit ihnen zu wetteifern. Um so mehr laden einzelne von ihnen, wie die hier (S. 175) abgebildeten, mit ihrer Umgebung zum Beschauen ein.

Übrigens liegt schon in der gewöhnlichen Verkleinerungsform Hüßli ein Verzicht auf das besondere Wertgefühl, das dagegen im traulichen „Hüßeli“³ und im „Hüßi, so ganz allei“ im fründliche Revier“⁴ liegt. Vgl. das „Schloßhüßi“ bei der alten Burg Wartenstein, das „Weggerhüßi“ zu Waltringen, das „Brothüßi“ bei Wimmis. Lützelflüh kennt kein „Hüßi“ noch „Hüßeli“ als Träger von Eigennamen. Um so zahlreicher finden wir in dieser Funktion alle die „Hüßli“, deren bloß oberflächliche Gesamt-Erwähnung den Unkundigen zu sehr schiefer abschätzigem Urteil verleiten könnte. (Vgl.: Er tuet, wi wenn die chliinne Hüßli alli sini wäri.) Schon unser folgende knappe Überblick wird solchen irreführenden Eindruck modifizieren. — Da deuten auf die Lage: das Wald- oder Neuhüßli⁵; das Brüüschhüßli: das Schulhaus von Lauterbach und ein benachbartes Gütchen neuern Datums; das Weidhüßli oder d' Ellebergweid⁶; das Fuhrlihüßli (an der Emme). Im Ghehrhüßli⁷ an der Straßengabelung zu Goldbach blüht heute ein weitverzweigtes reiches Handelsgeschäft. Auf den bescheidenen Anfang deutet ein Posten in der Kirchenrechnung von 1662: „Vom Kerhüßli-schnider ein zinz 5 lb.“ Das Schmidschueh-hüßli ist heute eine Käserei. Das Neuhushüßli. — Auf einen zeitweiligen Besitzer deuten: Das Chüpfers-, das Sterchi-hüßli.⁸ — Auf ehemaliges Gewerbe: das Toller-⁹ und das Schärhüßli¹⁰; das Spinnerhüßli = der Spinner; das Buchi-,¹¹ 's Trääjers-, das Chiener-,¹² Chelle-, Murer-,¹³ Teds-,¹⁴ Glaserhüßli¹⁵ (oder Schöönebueche). — Niederlagen: das Bohnehüßli,¹⁶ etwa als „oberes“ vom undere (dem Miethäuschen) unterschieden. — Auf geflügelte Nachbarschaft weisen: das Hüenner-¹⁷ und das Schnäpfe-hüßli (vgl. Schnäpfe-Räst).

Einem solchen „Hüßli“ stellt sich nun in Lauterbach gegenüber: das Großhuus,¹⁸ heute fast ein kleiner Weiler. Aber mehr: Aus dem alten Großhuus wuchs wieder hervor das Großhuus-Neuhuus.¹⁹

² Vgl. Bsh j. Nr. 1812, 200—19 mit Abbildungen. ³ Müll. ZR. 18. 29. ⁴ Ott 1, 80. ⁵ Bsh. Ad. 31, 32; ohne Wald. ⁶ BSR. Ad. Bf. Bb. 321, 65. ⁷ 2 Bsh. Magazin, Obstgarten, Ad. Rain Bd. 140, 21, F. 5. ⁸ 2 Bsh. schon 1783. ⁹ Z. 3. ¹⁰ Bsh. Schmiede, Ad. Bf. Bb. 61. ¹¹ Bsh. 14. ¹² Bsh. Ad. Bf. Bb. 200, Z. 1. ¹³ Bsh. Bst. Ad. Bf. Bb. 1079; Z. 2. ¹⁴ Bsh. Ad. Bb. 133; Z. 3. ¹⁵ Bsh. Sp. Ad. Bf. Bb. 402. ¹⁶ Bsh. Sp. Ad. Bf. Bb. 455, 62. ¹⁷ G. 37. ¹⁸ 2 Bsh. Sp. Schmittli, Ad. Bf. Bb. 2228. ¹⁹ Bsh. Ad. Bf. Bb. 519, 74.

Bei Baldhaus stehen sich gegenüber: das ober²⁰ und das unter
 Neuhaus.²¹ Das Neuhaus beim Bisang und das in Lauterbach.²²
 Neuhaus ist auch in Büchelstüh ein zahlreiches Bürgergeschlecht. Fernere
 Neuhaus sind: das Düür-, das Schufelbühl-,²³ das Saarbe-²⁴
 Neuhaus. — Bei bezw. zu Niderschaußelbühl: das Riberhaus.²⁵
 — Das von sonniger Höhe am Waldrand so lustig ins Tal hernieder-
 schenende Walthushüßli verdeutlicht uns den Ursprung des heute
 so stattlichen Dörfchens Walthaus (1257 „Walthus“,²⁶ „Baldhaus“).



Zwei der „Fluchhüßli“ an der Wannentlüh.

Dasselbe zählte 1783: 7 Häuser, 11 Speicher, 8 Nebengebäude. Dem
 weitläufigen und blühenden Grundbesitz, wozu auch Alprechte in Su-
 miswald und Wasserrechte in Hasli gehören, entspricht die in vielem
 modern ausgestattete Käseerei, die neue Hydranten- und wohl auch bald

²⁰ Bh. Bhen, Sp. Gh. Bd. 772, 84. ²¹ Bh., Chalet mit Sommertwirtschaft,
 Trakthalle mit Wintergarten, Bst., Gh. (materisch neu aufgestellt und aufgefrischt), Sp.,
 Gartenhaus, 2 Treibhäuser, Häuschen für Bereitung kaltsüßigen Baumwachs, 2 Schöpfe;
 1178,17 ha; 1783: 1 Haus, 1 Speicher, 1 Holzhaus. Den Umschwung dieses Weilers
 bildet eine von Jahr zu Jahr ausgebehutere Handelsgärtnerei und Baumschule. ²² Bh.
 Bst. Sprigenhaus, Ad. Bst., Vrb. 1873. ²³ Bh. Bst. Sp. Ad. Bst. Bd. 2262. ²⁴
 Bh. Bst. Sp. Gh. Sch. Ad. Bst. Bd. 2177. ²⁵ Bh. Bst. Sp. Ad. Bst. 1839, 81.
²⁶ Fontes 2, 459.

eine Elektrizitäts-Anlage. Um den Ort gruppieren sich: der Walthusbärg, der Walthusgrabe, die Walthus-Achere (Äder). — An der Emme, unweit Goldbach, bei der Farb- oder Gualthaus-Brügg, steht das Gualthaus²⁷ („Gohlhaus“). — Nach zeitweiligen Besitzern ist benannt: Eggimaa's Haus (1783: „zwei kleine Häuser im Boden“). Das Bichselhaus zu Niederschaußelbühl.²⁸

„In meinem Hause!“ „Es kam mir vor, als gebiete ich über eine halbe Welt; und viel fester als sonst trat ich auf und freute mich gar sehr, wenn es im ganzen Hause tönte.“²⁹ So der Inhaber einer Lehrerwohnung, wie die Schul-Misère vor hundert Jahren sie ihm als Besoldungsanteil zuwies. Es ist dies ein Beispiel, wie der Mönch d's Haus macht grad eben, wenn er nicht hochtrabend „ein Haus zu machen“³⁰ (to make a house) beansprucht. In der Art und Weise aber, wie die Instandhaltung der Wohnung Charakter³¹ und Gemütsart³² des Bewohners abprägt, zeigt sich auch umgekehrt, wie 's Haus der Mönch macht. „I weiß, was es Haus vermaa!“ „In einem andern Hause wäre ich (erziehungslos Gebliedene) auch anders geworden.“³³ So die edle Tochter, deren Elternhaus im Charakter ihres Vaters auch „ein schwarz Geheimniß, ein schaurig Rätsel“³⁴ barg. Denn „das Haus ist des Menschen weiterer Leib, ist der Zeuge seiner Seele“.³⁵ D's Haus ist d' Würze vo allem³⁶: des gesamten Berufs- und öffentlichen Lebens. Drum: „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland.“³⁷ So lautet der echt Bizianische Spruch als Zier des Pfarrhauses Murten, wo unser Dichter geboren ist.

Drum aber auch die Wehmut, mit welcher da und dort eine in glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Bauerntochter später der Heimat gedenkt, in der jetzt andre hausen: „Bi" alben e wärti Tochter giii in üsem Haus — cha nümme drii!“ Da mag ihr etwa zumute sein, wie einer abgebrannten Familie auf einsamer Bergeshöhe, die auch im Versicherungszeitalter mit ihrem Haus oder Häuschen Unersetzbares verloren hat.

Wie ermißt sich hieraus das Unselige des Beginnens, „von Hause zu schlagen!“³⁸ Wär vo Haus gschlage het, betritt Stufe um Stufe als Vernachlässiger seines Berufs,³⁹ als Trunkenbold,⁴⁰ als Landstreicher, als Verbrecher die abschüssige Bahn des verlorenen Menschen. Denn „wenn einer von Haus schlägt, so schlägt er auch von Gott“⁴¹ und gibt sein

²⁷ Wh. Sp. Ad. Wj. 163. ²⁸ Wh. Ad. Wj. Wd. 671, 31. ²⁹ SchM. 1, 192. ³⁰ Ball 71. ³¹ Schuldb. 398. ³² Strafe 171. ³³ GG. 3, 169. ³⁴ Strafe 171. ³⁵ SchM. 2, 370 (lies die ganze schöne Stelle). ³⁶ GG. 3, 142. ³⁷ Schöwgr. 322. ³⁸ MW. 2 J., 270; Uß. 231. ³⁹ ebb. ⁴⁰ BSp. 5. ⁴¹ Ztgst. 1, 177.



Buslut

Besseres selbst auf in jener Treulosigkeit, die mit dem ominösen *derbo g'schlaa* bezeichnet wird. Es *g'schlaa* eini vom *Maa*, vo de Ehinde, „von Arbeit und Nest“,⁴² wie der lieberliche Zeißig, der seine Brut im Stiche läßt, *derbo g'schlaa*.

Doch, mir wei es *Huus* witerß, d. h. gehen wir zu einem andern Gegenstand über.

Wie sehr uns das Haus im Vordergrund der Phantasie steht, zeigen Wortbildungen für allerlei Gehäuse, Behälter wie: *Zithüßli* (Wanduhrgehäuse), *Sandhüßli* (Streuandbüchse), *Tintehüßli*⁴³ (Tintenfaß). — Es *Reedhuus* ist nicht bloß der jederzeit mundbereite Redner, sondern im Emmenthal auch der Schwäzer, dem man im Oberhasli „*Mauldiarrhöe*“ zuschreibt. Der juckende Abszeß am Bahnfleisch, in welchem ein bohrender Wurm zu hausen scheint, ist es *Wurmhuus*. In es *Ziterhuus* hat man den „*Zitherus*“, die flechtenartig sich abschelfenden Gesichtsstellen, verwandelt. —

Einfach als *Hüßli* — wie auch als „*Oberstüßli*“ — erscheint die Hirnschale bezw. das Gehirn und dessen normale Funktion. Er ist us em *Hüßli use*, vorß *Hüßli use grate*.⁴⁴

Noch elementarer als die *Hüßli* im Kinderspiel (vgl. *Hüßeli baue*) sind die durch Gewebeart oder Farbe im blau- oder rotweißen Tuch sich abhebenden kleinen Quadrate. „1 Röltchziehen mit kleinen Häusli“ (1793).⁴⁵ „Es *ghüßlet*ß Hauptchüßli.“⁴⁶

Huusi die wo *Hüser* hei, mir wohne im Stock! Dies Wortspiel, ein Produkt humoristischen Anflugs, dient der Bedeutsamkeit des Wortes „*huuse*“ zu einer guten Folie.

„*Huuse*“ ist zunächst soviel wie *hüshaa* (haushalten),⁴⁷ oder auch *hüsiere* in diesem besondern Sinn, gleich dem humoristisch derben *hüsaßte*, entstellt aus „*hushaste*“, vgl. „*Hußghast*“ (Haushalt).^{47a}

„Er habe nie mit seiner Frau gehaust.“⁴⁸ Das geschäftige Hin und Her in Küche und Stube lehrt am Haushalten gerne das Geräuschvolle, Lärmende, Ungestüme hervor: Vom Ungewitter, Hagelwetter: *Dás het ghuuset! wüest ghuuset!* (Wenn man Kanonen losbrennt) „*de ma's ech schlaa und huse!*“⁴⁹ „Es *huusi* schüßlig mit dem“ auf dem Sterbebett vom bösen Gewissen Gefolterten.⁵⁰ — Die Tochter *hausierte* draußen (umß Haus) herum, während die Mutter das Abendessen rüstete.⁵¹ Die unwillig gestimmte Frau „*hausierte* drinnen etwas unsäuberlich“ (unsanft).⁵² Als die Mutter eine Zeit lang gehaushaftet

⁴² Heiri 39. ⁴³ Schm. 1, 70. ⁴⁴ BSp. 221; Ztgst. 2, 185. ⁴⁵ Ger. Tw. ⁴⁶ W. 1, 162. ⁴⁷ MW. 2 J. 180. ^{47a} Schweiz. Jb. 2, 1763 f. ⁴⁸ Ger. Tw. (1793); vgl. GG. 1, 35. ⁴⁹ Wyß d. M. 1813, 246. ⁵⁰ MW. 2 J. 209. ⁵¹ Michel 232. ⁵² BSp. 164.

hatte . . .⁵³ Wirklich liegt in solchem hūsaste bisweilen ein „haften“, wie denn auch bei der drolligen Übertragung d' Hūs haltig schütte an das kräftige Schütteln des Heus bei trübem Wetter gedacht wird. Der Ausdruck huuse birgt im Grunde schon von selbst den prägnanten Sinn des Vorteil einbringenden oder doch einen grünen Zweig erstrebenden Haushaltens. Kann irgend etwas die Leute auch gewinnen, so ist's, wenn ihr „huset und arbeitet“.⁵⁴ Vgl. schaffe u huuse als humoristische Deutung des nahegelegenen Orts Schaff(h)üse. Die Prägnanz kann aber durch ein ausdrückliches guet⁵⁵ ersetzt werden, was wieder einem gegensätzlichen schlecht huuse ruft. Der Sinn „Geld vor sich bringen“, fūrbringe, fūrertsi bringe kann bis zur Bedeutung des Rackerns⁵⁶ führen.

„Das Hüsli laßt ausbauen, dann hūselet fort, ungefähr wie bisher.“⁵⁷ „I weiß o Lüt, si heis mit Hūsele u Spare sei e chlii mit 'bracht.“⁵⁸ Öppis erhūuse⁵⁹; zāmehūsele⁶⁰; fūrhuuse. (Mit solcher Wirtschaftsweise) hätt me glii (bald) u usghūset!⁶¹ — Brugg huuse. Verhuuse: mit unrichtigem Haushalten durchbringen.⁶²

Hüslig = haushalterisch.⁶³ Hüslig u wärchbar (arbeitsam): Hauptcharakter der richtigen Bäuerin. Hüslig ist aber auch zurückhalten-der Ausdruck für geizig, filzig, „schäbig“.⁶⁴ — Die Hüsligi: haushalterischer Sinn.⁶⁵

Behausung.

Zur Besoldung z. B. eines Lehrers auf dem Lande gehört in der Regel auch freie Wohnung oder Bhüsig.¹ Meistenteils jedoch bedeutet die Bhüsig: Mietwohnung.² Zur Miete wohnen: z'Huus sii. „Er isch umen e Ghusme, er isch ume z'Huus!“³ So können dummstolze Besitzer selbst bei großer eigener Not um so eher sprechen, da wirklich auf dem Lande z'Huus sii noch größtenteils⁴ mit Vermögenslosigkeit verbunden ist. Viel seltener jedoch mit Armut. Die meisten Mietverträge gestalten sich in Lüzelflüß derart, daß neben der Wohnung auch Ackerland für den Hausbedarf an Kartoffeln und Gemüse, sowie zur Haltung von 1—2 Ziegen, und Abfallholz im Wald zur Befeuernng angewiesen wird. Ja, „dieser oder jener Ghusmann mästet sich sein Schweinchen.“⁵

⁵³ Land 37; vgl. GG. 2, 27. ⁵⁴ SchM. 1, 393. ⁵⁵ Christen 190. ⁵⁶ BSp. 52. ⁵⁷ Barthli 66. ⁵⁸ Müll. LR. 31. ⁵⁹ N'schwander 17. ⁶⁰ UR. 389. ⁶¹ MM. Mg. 276. ⁶² UB. 1, 399. ⁶³ Barthli 48. ⁶⁴ SchM. 2, 353. ⁶⁵ UR. 109; MB. Anna 244.

¹ SchM. 2, 357. ² Bögelein 139. ³ SchM. 1, 55. ⁴ Baff. 59, 80; Dursli 207. ⁵ Gf. Gf. 1902, 213.

Oft steht dieser *G'hüsmē* (Mieter) oder dessen Frau (*Hüsrau*),⁶ auch etwa ein Sohn oder eine Tochter desselben im Dienste des Vermieters. — Letzterer heißt in seinem Verhältnis zum Mieter der *Buur*, *Hüspuur*. Ist hier die Benennung unzweideutig und klar, so kann dagegen die Frau des Vermieters, die *Hüspüüri*, mit der Frau des Mieters auch die Bezeichnung *Hüsrau*⁷ gemein haben.

Durch solche Arbeitsleistung wird ein großer Teil oder selbst der ganze Betrag des Mietgeldes oder Hauszinses (*Hüszeis*) abverdient, und manch ein Schuldbäuerlein würde heimlich gerne, wenn es umgezugg chönnt, sein Schicksal an dasjenige solcher *Hüslüt* (Mietsleute) tauschen. Zudem ist das Verhältnis der letztern zu 's *Hüspüre*, 's *Büre* in der Regel ein durchaus freundliches, ja da und dort herzliches. Von selbst bringt die instinktive Politik es mit sich, daß nicht so bald „'s *G'hüsmē*'s Frau gschüder sii wott weder d's *Büre* Frau“;⁸ und anderseits müßte es schon ein weit und breit verschrieener Mietsherr sein, der dem Mieter „'e *Sprisse Holz* zur Behausung“ gäbe,⁹ oder gar in unverschuldeter Not ihn auf die Gasse setzte.¹⁰ Das Element des Zusammenlebens ist vielmehr gegenseitige Teilnahme an Freud und Leid, Aushilfe und Botendienste in Krankheit und Unglücksfällen. Schwerlich schlägt je ein *Hüspuur* seinem *G'hüsmē* eine Patenschaft ab,¹¹ und kein *G'hüsmē* wird zur Leichenfeier einzuladen vergessen.¹²

Bauen.

Zu den hier vor erörterten Siedelungs-Wörtern „sein“, „wesen“, „wohnen“ u. gehört auch das hier eigens behandelte „bauen“. Schon der Umstand, daß es (in „bin“, „bist“)¹ die Konjugations-Lücken von „sein“ ersetzt, macht uns noch heute seine Urbedeutung „sich ansiedeln“, „wohnen“, „bewohnen“ durchsichtig. Mit diesem Begriff aber verbindet das Wort ohne weiteres den der Feldbestellung, des berufsmäßigen Landbaus, welcher mhd. einfach „der“ und „das“ *bû* heißt. Wie man also nach alter Sprache den Boden, den zum Niederlaß bekommenen Fleck Erde „baut“, d. h. zur Ermöglichung seiner Existenz einrichtet, so „baut“ man im Einzelnen Gewächse zur Lebensfristung („Pflanzenbau“, „Klee bau“ u. dgl.), und nicht anders „baut“ der Mensch seine Wohnung, wie der Vogel sein Nest, das Wildtier sein Lager. So hieß denn auch mit einer

⁶ BSp. 93; vgl. MAB. 2 J., 155. ⁷ MAB. BR. 13. ⁸ BSp. 93. ⁹ Bögelen 139.

¹⁰ Ott 1, 19; vgl. Rätli 170 ff. ¹¹ SchM. 2, 140. ¹² Jtgst. 2, 49.

¹ Aus *bu-im* u.; vgl. lat. *fu-i* = *je fus* (ich war), gr. *phy-sis* = das „Wesen“ der Dinge, die Natur.

und derselben Wortform „der bür“ 1. das Haus², 2. der Bauer, „der Buur“. (Vgl. „Bätbuur“, „Bätber“, „Bäpper“, Bethäuschen).

Schon diese spärlichen Streiflichter zeigen, wie unmittelbar mit der gesamten Bürerei auch die Bauerei zusammenhängt. Wo nicht „die Art im Haus erspart den Zimmermann“, hat letzterer auf großem Gehöfte fast jahraus jahrein Arbeit.

Heute mehr als je. Ein Gut, das vor vierzig Jahren seine drei Rühlein nährte, hat bei gleicher Ausdehnung heute zehn Simmenthalertühe neben drei Pferden an der Krippe stehen. Und das auf hochgelegener, steiler, vielfach schattiger Bergeshalbe.

Schritt für Schritt mit solcher Ertragsäufnung „wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus.“ Die Schwierigkeiten aber, welche die Beschaffenheit des Geländes der Ausdehnung entgegensetzt, die Nötigung, in jedem Einzelfall durch neue Mittel und neue Auswege sich mit der gegebenen Sachlage abzufinden, bilden ein erstes Moment, das jeden Bauer halb oder ganz zum Zimmermann, und den ländlichen Zimmermeister zu seinem Berater und Freunde macht. Die abenteuerliche abstruse Gestalt aber, welche die bloße praktische Brauchbarkeit so mancher Bauerei erteilen müßte, widerstreitet der Anforderung an ein stattliches, die Hablichkeit und Solidität widerspiegelndes Aussehen. Was der Emmenthaler baut, m u e ß e F a s s o n (façon) h a a, m u e ß e G a t t i g m a c h e. Wenn schon das Stallwerk und das Vorratshaus, wie dann erst das Wohngebäude, das überhaupt der lichtdurstige und der menschenhungrige Süddeutsche an die Sonne und an die Straße zu stellen liebt!³ Dies Moment machte die Emmenthaler auf ihren zerstreuten Berghöfen, die ihnen Haus und Heim, Wirtshaus und Theater, Badefahrt und Sommerfrische zumal sein und ersetzen müssen, zu gebornen Bau-Ästhetikern.

Überall also gewahrst du diese ebenso originellen wie gefälligen, das Haus keineswegs wie anderwärts so häßlich verunstaltenden A a h ä i c h i n e. Der Bauer hat wieder h i n d e r a a g ' h ä i c h t, d. h. am Scheuerwerk Dach und Fach vergrößert. Erst wenn es hiermit für einsteilen seine Richtigkeit hat, denkt er auch an die zeitweilig nötige Auffrischung des Wohngebäudes. Zunächst pflegt es bei dem Holz- und zwar Ständer-Bau, an welchen der Emmenthaler früher gänzlich gewiesen war und heute noch meistens gewiesen ist, a d e r W ä t t e r s i t e mit ihrem Fensterwerk zu fehlen. Da fragt sich jedesmal, ob auch jetzt noch ein Neubau sich durch ein bloßes U n d e r z i e h ersetzen lasse.⁴

² Erst die neuere Sprache hat „das (Vogel-) Bauer“ heraus differenziert. Zu Freischnorfs nhb. Gramm. 1420 f. ³ „Stauffachers Haus verbirgt sich nicht!“ usw. Vgl. dagegen das niedersächsische Haus. ⁴ Barthli 25; AB. 2, 159; Waff. 57.

„Underzieh“ ist im Grunde bloß: Ersetzen des morsch gewordenen Underzugs (s. „Aus- und Einbau“) durch ein neues Gebälk. Da jedoch in der Regel damit die Erneuerung der Außenwände verbunden werden muß, ist der Ausdruck mit „’s Stübewärch erneuere“ identisch geworden. Erstreckt die Erneuerung sich bis unter das Dach, so spricht man von underefünke (fünke ist stopfen), und die der „Aufrichti“ ähnliche, nur bescheidenere häusliche Feier zum Abschluß dieses Werkes ist eine Underefünkete.

Oft genug aber muß der zu Räte gezogene Zimmermeister erklären: Solche bloße Auffrischung gääb numen es Blätzwärch, für welches d’s Gäst i Dräck use gheit wär.

Also i d’Händ gspeut, u ’bauet! — Freilich, wi män’ge het si scho z’tood ’bauet!⁶ Der Raar bauet, der Gschid chaft. So und anders spricht sich die bekannte Erfahrung aus, wie wenig Voranschlag und Kosten, Gedachtes und Erreichtes bisweilen stimmen. Besonders wenn (nach ehemaliger, nun beinahe ganz verwischter Unterscheidung) der Eigentümer bloß het ’baue“, d. h. sich als Bauherr geriert hat, und nicht auch in kundiger und fleißiger Mitbeteiligung het ’bauet.⁶

Wie leicht und ohne solche „Irr- und Mißrechnung“ kam ehemals ein Baubedürftiger zu einem Haus!

In blühender Sprache berichtet uns Pfarrer Kis in Trachselwald 1772:⁷ „Da die Wohnungen und Gebäude im Emmenthal ganz hölzern sind, so kan in kurzer Zeit ein großes Hause aufbauen und wohnbar gemachet werden. Auch können an keinem andern Orth Häuser, sonderlich von Ohnbemittelten, mit geringern Kosten gebauen werden. Wer ein Haus bauen will und nicht Waldungen hat, der ersuchet jeden benachbarten und bekannten Waldbesitzer um ein Fuder Bauholz, und sehr selten wirt die Bitte abgeschlagen. Auf einen bestimmten Wintertag, wo guter Schlittweg ist, stellt Mann Holzfuhr an, und im Bedarfsfall noch eine andere. Die Fuhrleüth werden nach Vermögen mit einer Mahlzeit bewirthet. Nachhere im Frühling kommen die Benachbarten in großer Anzahl und helfen in der Zimmerarbeit, die auch ein jeglicher Bauernknecht so viel verstehet, daß ihn der Zimmermeister nützlich brauchen kan. Die derart Mithelfenden bringen Brodt, Milch, Äpfel, gedörtes Obst, geräuchert Fleisch oder andere Speisen, und jeglicher mehr als er zu seiner Mittagsmahlzeit brauchet, indeme sie zu Morgen und

⁶ Ztgst. 1, 14. ⁷ Ohne solche Bedeutungsdivergenz sagte das literarische Mhd. neben gewöhnlichem „gebäwen“, „gebouwen“, auch „gebouwet“. ⁷ Dt. D. 10, 2, 46 ff. Auch in diesem Zitat stehen abkürzende Übergänge ohne Gänsefüßchen.

Abends daheim speisen. So ist der Kosten nicht groß ein Haus zu bauen. — Wann das Haus aufgerichtet ist, so schenken die Benachbarte entweder auf eigener Bewegung oder Erbetten, der einte ein Fenster, der andere ein Haus-, Stuben- oder Keller-Thür mit voller Beschlecht, der dritte bringet ein Geschenk an Geld oder anderen Sachen, und auch die Schindlen zur Dachung werden den Ohnbemittelten von den Nachbarn geschenkt; so daß viele Hausarme vielleicht mehr durch Geschenke erworben, als sie das ganze Gebäu gekostet hatt.“

Was hier unser Trachselwalder Herodot zur Charakteristik emmenthalischer „Gemüthsart“ erzählt, wird noch durch die Erinnerungen älterer Zeitlebender vollauf bestätigt. Unverschuldet Abgebrannte, zumal durch Blitzschlag Geschädigte erhielten mehr als sie verloren, und noch zur Stunde zeugt z. B. ein Haus bei Neuegg durch die Ungleichartigkeit von Tür und Fenster von der einst üblichen Schenkung ganzer Bauteile. Anderwärts erblickst du noch alte Glasscheiben mit eingestemtem Namen und Wappen des Gebers. Erhöhte Anforderungen an die heutige Bautechnik konzentrieren solche freiwillige Leistungen auf die Lieferungen und Führungen von Tannen auf den Bauplatz: die Fuehrige. Solcher Schenkungen erfreut sich im Zeitalter der Gebäude-Versicherung Reich und Arm in gleicher Weise. Der soziale Unterschied gleicht sich dadurch aus, daß der Unbemittelte nach Verabreichung einer einfachen Erfrischung des üblichen opulenten Fuehrig-Mahls, ebenfalls auch Fuehrig geheißen, als enthoben gilt.

Der Unterbau.

Verfolgen wir nun, unter rascher Vergegenwärtigung einer langen und schweren Arbeit, auf einem Bauplatz das Entstehen eines Hauses. Den Anfang macht das Profile: das Ausstecken der Profilstangen. Das Aussehen derselben erklärt den Hohn auf den Besitzer eines gänzlich abgemagerten, weil schlecht gehaltenen Haustieres: Er wott schiin's e Hund (oder es Ross u. dgl.) haa; er het emel afe „profillet“. Zur Sicherung gegen Windfall werden die Profile, gleich dem Balkengerüst des Aufbaus, durch hiezu dienliche Bretter, welche Gglääne (Einzahl: die Gglääne) heißen, verstrebt oder verggläänet. Die eilig erstellte Báragge (baraque) birgt Geräte und Materialien zum Chäller gräbe, Bruggstock uufseße, fundamänte. Feldsteine, Rohsteine aus Emme oder Grüne, früher auch Überreste ruinierter Schlösser wie Brandis, werden herangefahren. Denn auch bei uns mues me mit dene Steine mure wo me het. Wer das aber (buch-

stäblich und bildlich) versteht, kann damit auch Gält verdiene wie Steine oder Stei („wie Bach“). Auch das Sand, von dessen grobkörniger Masse der Boden der Emme grisset ist wie die risseligi Hand eines Fiebernden, darf nicht fehlen. Ebenso muß der Bauende gleich dem Wegmeister „in der Riesgrube“ (Griengruebe) auch bildlich sitz Grien grüset haa, d. h. auf alles was kommen mag, vorbereitet sein, selbst wenn es Verderben drohend heiße: uf ihn mit Grien! über ihn her!

Zur Verarbeitung dieses Rohmaterials nun braucht der Maurer Kalk und Zement. Zum Binden des Mörtels — Pflasters — braucht er den ebenfalls von der Emme gelieferten Chälch. Derselbe wurde ehemals von den Baubedürftigen an Ort und Stelle selber gebrannt.¹ Darauf deuten Ortsnamen wie die Chälchmätt zu Brandis und Lauerswil, wie die verschiedenen „Chälchhöfe“ zu Sumiswald, auch am Ende und Anfang des Rüegsau-Tales. An letzterer Stelle bildet die Bahnstation Hasli-Rüegsau den Mittelpunkt des äußerst schmucken Dörfchens „Chälchhofe“. — Du hest no vil ung'löschne Chälch in der: du verfügst trotz deiner vorgerückten Jahre noch über ein hohes Maß geistiger Spannkraft, die nach Auslösung verlangt. (Der „chaux vive“ entsprach ehemals „lebendiger Kalk“.)² Er ist e Chälchi, er chälchet nume, er verchälchet alles: 1. beschmiert alles, was er mit seinen kalkbedeckten Händen und Kleidern berührt; 2. geht mit allem ihm Anvertrauten ohne richtiges Verständnis, Sorgfalt und Delikatesse um.

An die Stelle des alten Mure ist aber heute fast durchwegs die selbst vom Nichtfachmann geübte Kunst des Zementbaus — zimänte — getreten. Jeder weiß seine Härte zu schätzen, die auch zur Benennung eines eigensinnigen Quertopfs als Zimäntgrind geführt hat; und die Fortschritte in der Herstellung dieses Baustoffs dringen so rasch durch, daß heute ein Maurer, dem ein rasch wirkender Branntwein lieb ist, es Glesli Schnälziehende³ verlangt. — Besonders das von Ammoniak und Salpeter so rasch durchsetzte hölzerne Stallwerk wird durch Zement verdrängt; die alten Eckpfosten desselben (Riäfstüüb), einst als Gegenstand ächten Bauernstolzes aus Ierzengeraden, bis unter das Dach reichenden Haag-Eiche erstellt, werden heute ebenfalls durch Zement, oder aber durch eine wie das Stallwerk „hohe Säule“ aus Solothurnerstei⁴ oder Geißbärger⁵ ersetzt. Sandsteinquadern, aus Oberburg geholt, treten heute da ein, wo, wie an einem alten Brandis-Turm, bloß Tuffstücke⁶ (Duffsteine, wie Tuffsand, Duff),

¹ Eggim. 121. ² NB. 46. ³ NB. 2, 194. ⁴ Schm. 1, 57; Marchverbal 10. ⁵ NB. 2. ⁶ NB. 2.

ja, wie für dortige Gartenmauern⁶, nur „Gallensteine“ (Galle) verwendet wurden.

Den Abschluß des Mauerwerks bildet die Fäße (la face: das aus dem Boden emporragende, nach außen sauber behauene „Gesicht“ der Aufmauerung). Dieselbe wird mit der Seßwag oder Bleiwage auf deren schön wagrechte — bleirächti — Lage geprüft: ab'bleiet. Befriedigt das Ergebnis und stimmen die Maße zum „G'schwell“, so darf nun der Holzaufbau aufgesetzt werden: der Ständerbau des alten Bauernhauses, oder das Riegelwerk, Riegwerk — 's g'rüget Huus unserer holzärmeren Zeit.⁷

Auf dem Zimmerplatz.

Begeben wir uns jetzt in Begleit eines Zimmermeisters¹ und eines Schreiners² auf den Zimmerplatz, wo das Gerippe des Holzbaus in seinen Einzelteilen zugestrichet wird.

An mächtigem Haufen liegen hier die Fuchr-Tanne abgelagert. Der Rinde hat man die zur Winterszeit gefällten Bäume bereits im Mai im Walde selbst entkleidet: mi het se g'schunte oder, gewählter ausgedrückt: g'mejjet. Zur Behauung nun wird Stamm um Stamm mittelst Hebwinden — Winde³ — auf Zimmerböck gehoben. Die lange schmale Boraxt — Borach⁴ — entfernt die äußerste Rundung. Dann geht's an das eigentliche Zimmere⁵: eine nachhaltige ernste Arbeit, der auch nur ernste Vergleiche ziemen. „So war Kurt durch seine Krankheit gezimmert worden. Das Wilde auf seinem Gesicht hatte einem ernststen, besonnenen Ausdrucke Platz gemacht.“⁶ „Und so zimmert das Leiden an mir, bessert und läutert mich, führt mich der Vollendung entgegen.“⁴

Zu allernächst muß für schöne Geradlinigkeit der Balkenstücke vorgesorgt werden. Zu diesem Zwecke wird vorg'schnüert — ähnlich wie dem Knecht, dem Tagelöhner, dem Angestellten sein bestimmtes Maß Tagesarbeit vorg'schnüert wird. Der mit angeriebener Rohle gefüllte „Roön-Trog“⁵ wird bereitgestellt. Durch seinen Inhalt zieht sich die am Roön'schnuerhaage ergriffene und von dem kleinen Haspel ab-

⁶ Ebb. (1783). ⁷ Vgl. Glabbach 1, 23 f.

¹ Wie Stalder in Rüegsbach, Kramer in Trachselwald oder Glauser in Büchelstüh.

² Wie des freundlichen, betagten Stalder auf der Egg. ³ Kurt 140. ⁴ Bickius 4, 108.

⁵ Der oder die röne = (gefällter) Baumstamm. Im Ronolfinger Amt sagt man „Roön-Trog“.

gewickelte lange Roonſchnuer (Nichtſchnur). Sie wird auf den Holzſtamm aufgelegt und behufs Abfärbens g'ſpickt.

Nun wechſelt der Zimmermann die Borachſ gegen die Bréitachſ aus, die auch ſonſt im Leben ſo manches Krumme gerade machen ſoll (z. B. nach bekanntem Spruch⁶ das Bein breitáchſe). Der eiferne Bundhaage befeſtigt die ſonſt widerſtrebenden Hölzer an den Zimmerböcken. Ebenſo innig wie beide ſind zwei Liebende verbundhääglet.

So wird der für Landhölzer, Hochſtüb und dergleichen beſonders lange Fleck, wird der ebenfalls mächtige Trämel (roher Tannenſtamm) zum Balken. Zur Begriffs- und Wortſippe des Trämel gehören: der Trümel. Im Gegenſatze zu franzöſiſch trumeau (Balken) dient jedoch das Wort bloß noch bildlich für die Unterlippe: er laaſt der (Muul-)Trümel lä hange. Eine verſteinerte Hyperbel neben der plaſtiſchen: er macht es Muul, mi chönnt druſſ Trämel chehre. Dagegen bedeutet die Verkleinerung Trümeli immer noch ein Tannen-Stämmchen. Hieher gehört auch das Troom, zunächſt als Stand-Troom: der am Stoß-Ende abgeſägte, alſo vorher auf dieſem geſtandene, dickſte Teil eines Baumſtammes. Das Troom iſt überhaupt (wie der entſprechende lat. „terminus“) das Endſtück, Ende eines Dinges, z. B. auch eines Fadentnäuels. Auch die „Trümmer“ (mit verlornem Singular) ſtellen ſich hieher. Ein altes Gewand, aus welchem ein „neues“ werden ſoll, wird uuftrömet, vertrömet, „vertrömeret“.⁷ Er iſt gäng tromſigſ drinne: er fügt ſich keiner für ſeine Umgebung geltenden Ordnung, er iſt ein Querkopf. Tromſigſ kommen im eigentlichen Sinn die als Sperre und Stütze (Rigel) zwiſchen die Balken des Rieg(el)werks wagrecht eingezäpften kurzen Hölzer zu liegen. Und ſo iſt endlich das Trääm (hie und da, beſonders bei Ältern: das Trään⁸) ſoviel wie ein liegender Balken.

Der ſenkrecht oder ſchief (windſchief, „windſch“, wſnſch) zu ſtehen kommende Balken dagegen heißt die Stüud (Mehrzahl: Stüüb), das Stübli. Hinder der Stüud ewägg! (du haſt hier nichts zu erlauern oder zu erlauſchen), weg da! Das Gſtüedel iſt ſoviel wie Balſengerüſt, z. B. eines Webſtuhls. „Große Gſtüedel, himmelhohe Krämerſtände“⁹: Spott auf abgemagerte Rüche (wie „proſillet“).

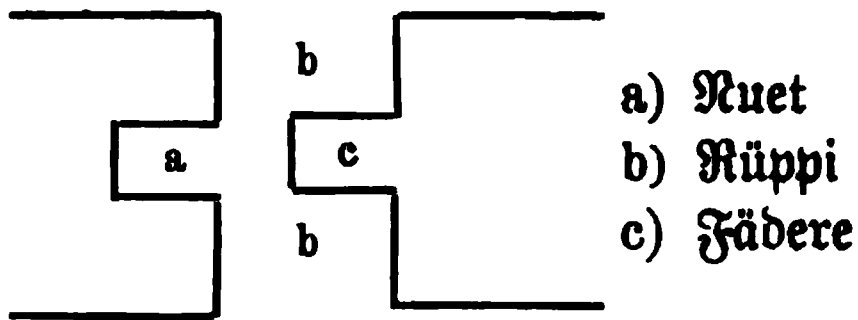
Einen immer größern Teil der Zimmerarbeit übernimmt übrigens die Sägemühle — d' Saagi. In früherer Baukunſt lieferte ſie dagegen nur die gröbſte Arbeit: neben den gewöhnlichen Brettern — Läden — die Heßblige (Einzahl: der Heßblig). Es waren dieſe ur-

⁶ R. 03, 364. ⁷ M. 23, 23. 26. ⁸ Vgl. oberhächl. Schuun = Schaum. ⁹ R. 329.

spränglich der Länge nach halbierte Tannenstämme, wie wir sie noch an den alten Gwätt-Spihere (vgl. Abbildung S. 136) verwendet sehen: die wagrecht angeordneten, mit ihrer Basis auf den Eckpfosten befestigten, die Rundung also nach außen lehrenden Halbbäume werden an den Ecken auf eine eigene Weise ineinandergefügt, die man wätte nennt. (Mhd. ich wite, ich wat, wir wäten, ich habe gewäten; mundartlich nur noch selten gwätte, etwas häufiger: gwättet.) Es war dies ein gewöhnlicher Ausdruck für „zusammenbinden“, „verknüpfen“; die Spinnwebe hieß das spinnewët. Insbesondere war das gewët ein Joch für Stiere, auch ein Zugochsenpaar, und der gewëte bedeutete einen „Jochgenossen“, einen Gefellen, „Gspaane“. Mi het albe d' Stiere gwätte(t) (vgl. „Schiff und Geschirr“) und auch wieder aus dem Joch gespannt: entwäten. So bedeutete das inwëte „das Innere eines Gebäudes“. Im allgemeineren Sinne einzig gebräuchlich, aber im Ursprung verdunkelt, ist noch das bildliche uwätlig oder uwaatlig.¹⁰ Wer sich in keine Ordnung „fügt“, ist en uwatliger Rärli, tuet uwatlig. — Mit der größern Seltenheit des Holzes ersetzte man die Hefblig, aber unter beibehaltenem Namen, durch 8–9 cm dicke Bretter¹¹ (Bohlen).

Beim Zusammenfügen zweier Hölzer (und so auch z. B. zweier Leitungsröhren) wird durch Rizen mit einer Eisenspiße der gewollte Winkel abg'schreitet. Ist die Fügung richtig herausgekommen, so heißt's: es schreitet. Im Blei endlich (man bemerke das solenn technische Schriftdeutsch gegenüber Blij = plumbum) ist ein aufgepflanzter Balken — und so auch eine ins Meine gebrachte Angelegenheit (vgl. c'est en règle) — wenn mittelst der Bleischnur seine schön senkrechte (sänkelrächti) Stellung, sowie mittelst der Bleiwage die genaue wagrechte (bleirächti) Richtung der Unterlage festgestellt ist.

Sind sämtliche Hölzer mittelst Säge, Art und Hobel gerüstet, so geht's ans abbinde; mi macht der Abbund: die Hölzer werden auf dem Zimmerplatze derart an- und ineinander gepaßt, daß bei der Raschheit des Aufrichtens alles klappt. Der Meißel, besonders auch der schmale Stächbüttel, der Bohrer und der Nuet-Hobel schaffen Nueten mit Fädere („Feder“) und Rüppine (Rippen), Löcher und



¹⁰ Vgl. jedoch auch abh. unwätlih häßlich, zu wät Reid. ¹¹ Vgl. Glabbach 1, 24.

Zapfen (Zäpfe) oder vorspringende Köpfe (Chöpf), fügen rechtwinklig (uber' s Chrüz) zwei Hölzer mittelst „Klaffen“ (Chlääfe) in halber Holzstärke ineinander zc.

Besonders aber interessieren uns hier zwei im Verbunkeln und Erlöschen begriffene Ausdrücke, die aus dem noch lebenden Wort für „Kante“ abgeleitet sind: die Braamwe, mhd. brâ (vgl. Augsbraamwe = „Augenbrauen“). Die einfache Adjektivbildung „bräi“ lebt nicht mehr, wohl aber spricht der Zimmermann noch von „vollbräi“ und „wandbräi“. — Vollbräi d. h. voll- oder scharfkantig in eine Zimmerecke vorspringende Balken dürfen nicht geduldet werden; sie werden auf der Innenseite entkantet: usgsalzt. Ein anderes ist es mit den langen Hölzern des Dachstuhls, bei denen es auf Solidität allein ankommt, die daher an ihrem dünnern Ende nicht vollkantig ausgehauen und damit gerade des besten Außen- oder Splint-Holzes beraubt zu werden brauchen. Hier ist also aus andern Gründen „Kantenbruch“ (das „gebrecchen“ an Kanten) angezeigt: der Balken darf wandbräi sein. So lautet heute der „bessere“ fachmännische Ausdruck, während der betagte Laie des Bauachs immer noch von ämbräi spricht. Jenes „wand-“ dürfte eine anlehrende, dieses „am-“ eine assimilierte Umbildung aus betontem „ant-“, unserm tonlos gewordenen „ent-“¹¹ darstellen. „Ambräi“ oder „wandbräi“ ist also soviel wie ohne Kante, entkantet.

Aufrichti.

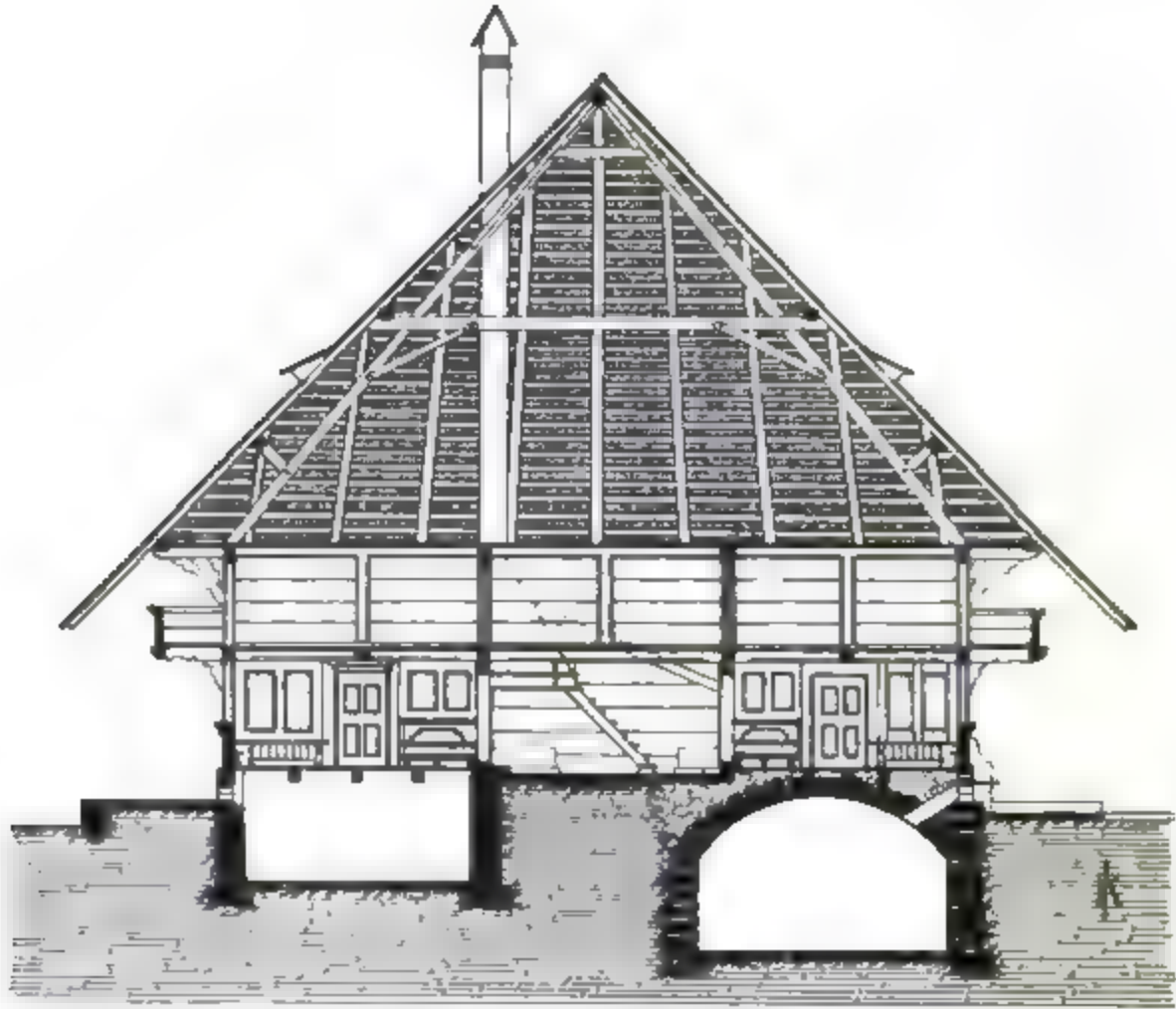
Hüt u morn richte si uf! Balken und Bretter sind auf die Baustätte herangefahren. Eine ganze Truppe junger und jüngerer Männer hat sich eingestellt. Der General des kleinen Heeres ist natürlich der Zimmermeister, den Stab bilden seine Zimmerleute. Ein ganzes Gefolge Freiwilliger harret des Wints zum Angriff: die Fuehriglüt, Nachbarn und Freunde des Bauherrn.

Ans Wert also. Her mit dem G'schweil!: dem Balkengebiert, das sich über der Fäse des Fundaments lagern soll! Wo die Balken an den Ecken der Hausfront sich aneinander fügen, werden sie nach neuer Bauart durch zwei starke Eisenbänder vereinigt. Früher wurden sie verzäpft: durch den einen Balken, dessen zierlich geschnitzter Kopf ins Freie ragte, bohrte sich der andere und ward mit dem starken Eschen-nagel, der auch heute noch die Bänder des Dachstuhls an Boßstüben und Kafen befestigt, vernaglet. In den entgegengesetzten, etwas

¹¹ Vgl. Kluge 15; Frei-Schnorf 1496.

hervorragenden Enden der Langseiten aber drehen sich die linksseitigen Tennsturzapfeⁿ. Auf den hier anstoßenden Teil des „Geschwells“ dagegen kommt ein nach oben abgeschrägter Balken: der Abwurf, zu liegen.

Nun werden auf die vier Ecken des „Geschwells“ die vier Rißstüüb aufgepflanzt und eingezäpft. Beim Ständerbau reichen diese bis an die Landhölzer, beim Riegelbau bis an die Brisschölzer hinan.



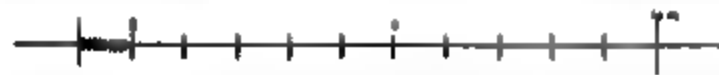
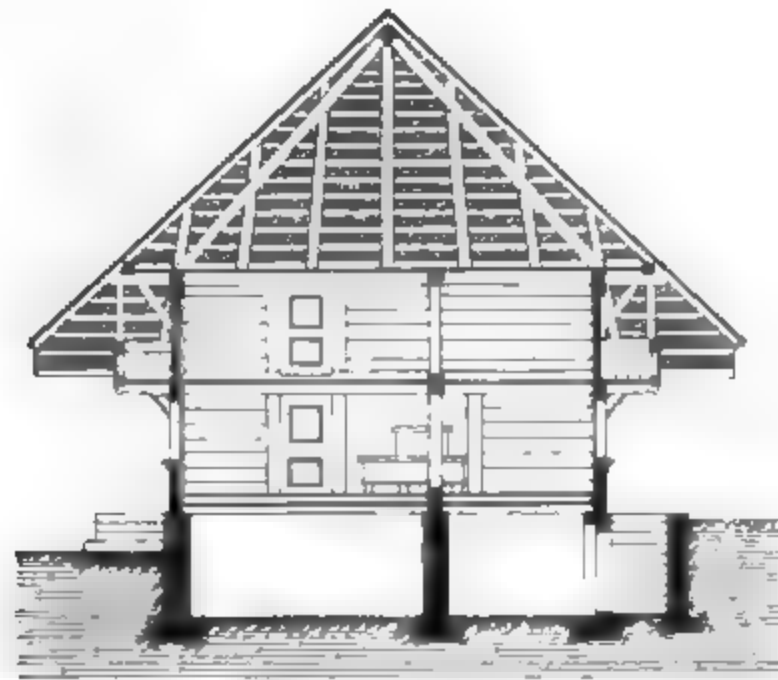
Schnitt durch ein älteres Bauernhaus.

Zwischen die Rißstüüb kommen an den Außenseiten die Tür- und Fensterpfosten zu stehen. Ein solcher Pfosten heißt in älterer Sprache das Biistel („Benstell“,¹ „Bystal“).² Auf der Frontseite schließen oben die Tür- und Pfäister-Brüstli jede Tür- und jede Fensteröffnung für sich ab. Dasselbe tut für jedes der letztern nach unten die Pfäisterbank. — Der vollständige Name für „Fensteröffnung“ ist aber Pfäisterlicht, für Türöffnung: Türgreis, Tür-Greis oder Tür-Gricht. So im allgemeinen seit anderthalb Jahrhunderten.³ Doch ist z. B. noch im neueren Buechrütti-Haus (Egg) der Pfäister-

¹ Ger. Tw. (1789). ² Spinne 24. 83. ³ Glabbach 1, 24 f.

Sinzel, Sinzel (zu „Simfel“ und dies zu „Sims“, Gesims)⁴ durchgeführt, wie wir es sowohl am Neuenchwander-Haus (Abb. S. 195), als am Lütthi-Haus sehen. (Abb. S. 191). Es ist das zierlich ausgekränelte Holz, das an der Front durchgehend von Rickstund zu Rickstund läuft, gegebenenfalls durch die Haustür unterbrochen. Zwischen Sinzel und Frontgeschwell schob sich als Stütze ein Brett von der Dicke eines Hefblig: die Strunchi. — An der gegenüberliegenden Lennwand wird der sie tragende Mittelpfosten beidseitig durch „Chläbpfoste“ verstärkt, welche mittelst Rüppli eingefalzt (iig'fä!zt) sind.

An den beiden Längseiten des Wohntheils erhalten die Tür- und Fensterpfosten ihren Anhalt, ihre Stütze (französisch la prise) in dem beiderseits über sie zu liegen kommenden Briisholz, in welches sie uehe'zäpft werden. Der Front- und der Lennwand-Balken, welche mit diesen zwei Briishölzern ein neues Balkengeviert als Abschluß des untern und als Grundlage des obern Rings bilden, heißen ebenfalls Briisholz (vergl. das



Schnitt durch den Speicher.

„Briishölzlein“ einer Hütte 1789).⁵ Die Fügung ist aber eine andere als beim „Geschwell“: das Briisholz der Front liegt um die vorerwähnten Brüstungen höher und wird über die Briishölzer der Längseiten g'chlääst. Wie das Briisholz der Lennseite kann es zugleich beidseitig als äußerster Laubenträger herausragen. Als Hilfsträger der Laube werden alsdann zwischen beiden die sog. Stichbalken in die seitlichen Briishölzer iig'steckt. Sie heißen vollstümlicher Laubeträdm oder noch echter bäuerlich: Laube-Chäpf (Einzahl: der Chäpf).

Bemerken wir gleich hier, daß die neuere Bausprache die Bezeichnung „Briisholz“ aufgegeben und durch Verallgemeinerung des Aus-

⁴ Stüdelberger; Gladbach Taf. 1, 14. ⁵ Ger Zw.

drucks „Pfätte“ („die Fette“, le faîte, aus lat. fastigium, Firstbalken, First) ersetzt hat. Die Briishölzer heißen nunmehr Erste-Stock-Pfätte, wie Zweite-Stock-Pfätte die „Landhölzer“ der gut bauerlichen Sprache sind.

In das Balkengeviert der Briishölzer wird das Balkengerüst der Zimmer- und Küchen-Decken: der Träambode, eingefügt.

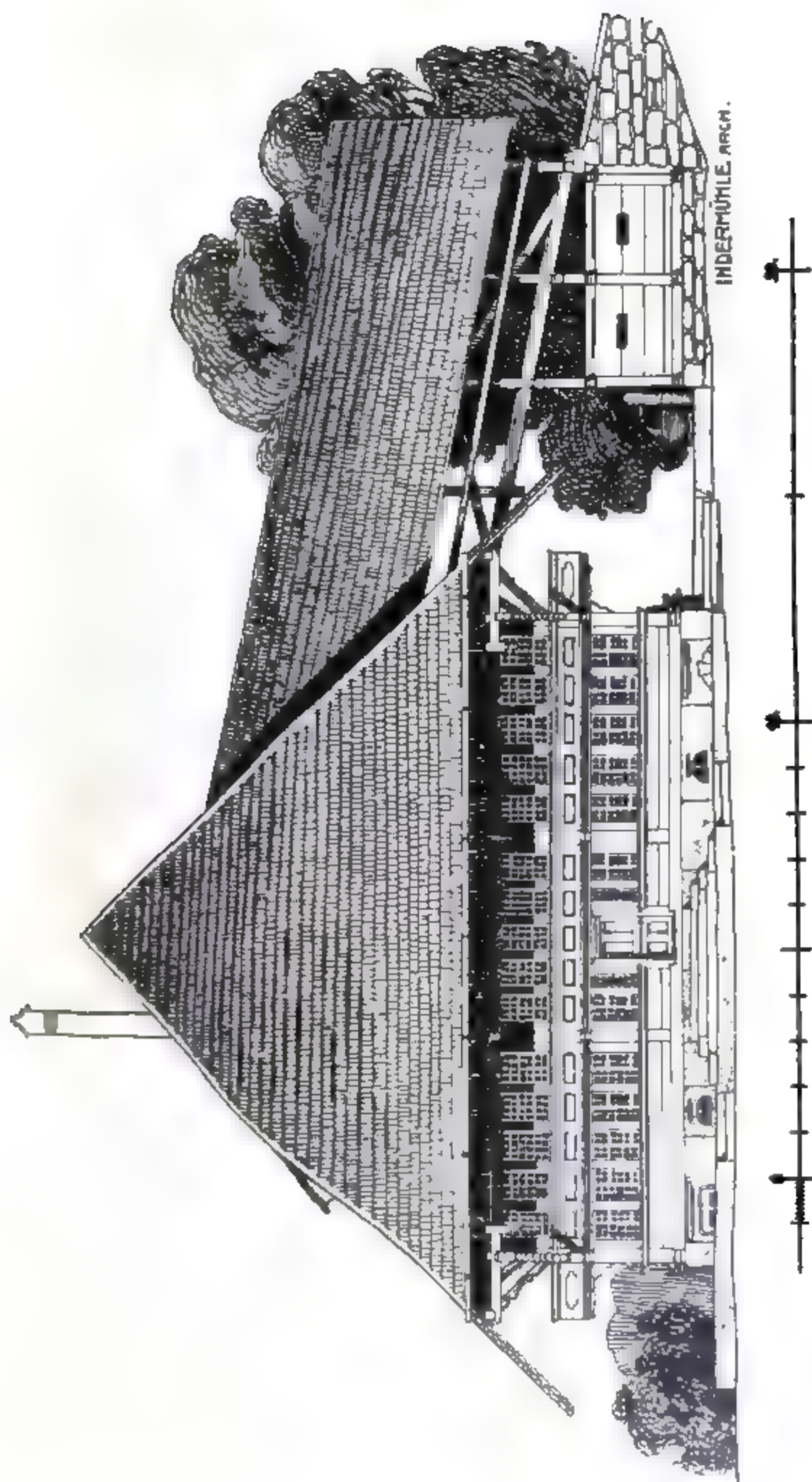
Nun trägt im Ständerbau ein weiteres Pfostenwerk eine dritte Balkenlage, die sich über Wohnteil und Scheuerwerk zugleich erstreckt: das G'spaa n oder der Spann bode. Dieser „spannt“ eben beide Teile des einen Gebäudes stritt zu einem Ganzen zusammen, verleiht — gleichsam als sein Rückgrat — ihm seine Festigkeit und bedarf darum auch des ausgesuchtesten Materials. Dies gilt namentlich von den beiden seitlichen Randbalken des „Gespanns“, welche um ihrer (schwierig erhältlichen) Länge willen in guter Mundart Landhölzer heißen. (Naheliegend, aber falsch ist die Umdeutung „Langhölzer“; man denke vielmehr an den Begriff des weit Ausgedehnten, der in „Land“ liegt; vgl. „Landfaß“, „Landregen“ u. dgl.). Im besondern sind die Landhölzer und mit ihnen der gesamte Spannboden die Träger des Dachstuhls. Derselbe ist an allen größern Gebäuden des Emmenthals gebrochen, d. h. die beiden Langseiten des Daches bilden in ihrer Längs-Mittellinie einen stumpfen Winkel. Das gibt dem Dach die erhöhte Festigkeit, deren es zum Aushalten der Stürme und der langen schweren Schneelasten bedarf. Der Dachbruch wird erzielt durch ein doppeltes System der Bodstüüb. Jedes Landholz trägt bis 8 rechtwinklig eingezäpfte, aber schräg aufgepflanzte u n d e r i Bodstüüb, auch B u n d s t ü ü b, technisch: „Bundstreben“ geheißen. In dieselben wieder eingezäpfst liegen querüber die Hauptriegel oder Brustriegel, gewissermaßen die Rippen des Baues. Zwischen sie gesperrte weitere Riegel helfen das schwere Ziegeldach tragen.

Das obere Ende der Bundstreben wird u e h e ' z ä p f t in die beiden Dach-Pfätte. Dieselben ziehen sich gleichlaufend und (mit Abrechnung des Dach-Einzugs) gleich lang wie die Landhölzer über dieselben hin.

Auf den Hauptriegeln ruhen die obere Bodstüüb = Firststüüb oder „Firbstreben“. Sie vereinigen sich im Firstholz oder in der Firstpfätte.

Alle diese Dachstuhlbalcken erhalten durch schräg gerichtete und mittelst Holzpflöcken eingefügte Bänder ihre unverrückbare Festigkeit.

Aber auch die Räfe“, welche mittelst der aufgenagelten Dach-



Aufriß eines ältern Bauernhauses mit Schilddiebel und Bühnlebrüg.

latte" das Schindeldach, besonders aber das schwere Ziegeldach zu tragen haben, bedürfen noch eigener Stützen. Zu diesem Zwecke klemmt sich, durch die *Chneu-Pfätte* gehalten, zwischen Ziegeldach und Landholz die (kniehohe) *Rniwand* (*Chneuwand*) senkrecht oder (bei kleineren Gebäuden) schräg ein. Zur seitlichen Stütze der beidseitigen Dachbasis aber verlängern sich die Querbalken des Dachbodens über die Landhölzer und über die senkrecht unter diesen aufgeführten Wände ins Freie hinaus. So bilden sie im Scheuerwerk die *Schüppi*, im Wohnhaus die *Vogeltli*. Beiderseits vereinigen sie sich in dem dem Landholz parallelen und mit ihm in gleicher Ebene verlaufenden *Schüpfholz*. *Uf d'Schüppi use füllt*: 1. wer im Verzetteln des eingefahrenen Dürrfutters den Heustock bis auf alle verfügbaren Winkel unter dem Dach ausdehnt, 2. wer zum Aushalten einer voraussichtlich langen Entbehrung sich ausgiebig sättigt. Zur äußeren Stütze der *Schüppi*, wie auch des *Rundbogen-Ansatzes*, der *Geerschiltelaube* usw. dienen die *Büeg* (Einzahl: der *Bueg*). Diese Bauteile wurden in älterer Bauart aus Eichenstammstücken gefertigt und zwar, dem Astwerk dieser Holzart geschickt angepasst (aus der Not eine Tugend machend), eben in Bogenform. Der Name verblieb auch dem Ersatz der selten gewordenen Holzart durch Tannen, deren Struktur keine Krümmung gestattete, dafür aber die anderwärts geschilderte zierliche Ausarbeitung zuließ. Mit der Stützkraft dieser schräg nach außen ansteigenden „*Büeg*“ vereinigt die Tragkraft der wagrechten Unterlage: die *Togge*. So heißen zunächst die konsolenartigen Laubenträger z. B. zwischen *Briisholz* und *Rickstaud* wegen ihrer Schnitzereien, die sich ursprünglich dem puppenmäßig gestalteten Menschengesicht zu nähern liebten. (Tocke heißt sonst Puppe). Auf solche Künste verzichtend und nur dem Zweck der wagrechten Unterlage dienend, sind die *Schüpfittogge* von außen unter der *Schüppi* sichtbare Balkenstücke, wie sie besonders deutlich am neuen *Wäلتi-Haus* in *Unterfürten* hervortreten.

Damit ist das Knochengengerüst des Hauses vollendet. Nun ziert das Firstgebälk ein bunt behändertes *Tanngroßli* (junges Tännchen). Ein weithin vernehmliches *Füräbe-Topple*: ein taftmäßiges Klopfen mit Art und Hammer, bildet das Signal zu wirklichem „Feierabend“ draußen, zugleich aber zu einer in Tag verwandelten Nacht drinnen: der *Aufrichti* im engern und engsten Sinn. Die Bauherrin hat ein opulentes Mahl bereitet, dessen man sich bloß in gegebenen Einzelfällen durch eine angemessene Geldgabe entbindet. Dem Abschluß des Werkes pflegt inbessen auch die höhere Weihe nicht zu fehlen. Wenn das behänderte Tannenbäumchen aufgepflanzt ist, wird durch eine von Pfarrer oder Lehrer

erbetene Uufrichti-Reed's Huus iig'fägned. Hierzu kann bei gegebenem Anlaß der Wunsch gehören, daß der mit einer eben ange-
trauten Frau Einziehende mit Glück es Huus uufrichti, d. h. eine
Familie gründe.*



Altes Townerhäuschen.

Aus- und Einbau.

Das an der Hinterseite des Gebäudes die First verstrebbende Stos-
band führt unser Auge vom „Stoßschiß“ genannten dreieckigen
Hinterdach abwärts nach der Stosswand. Dieselbe hat den Zweck, den
Bühnenraum möglichst winddicht gegen die Wisse abzuschließen.

Das Gegenstück zum Stoßschiß an der Hinterseite des Gebäu-
des bietet der Geerschiß an der Front (Abbildung S. 191.) Jener
schließt das Dach steil und knapp ab; dieser ist ursprünglich auf Spen-
dung ausgiebigen Wetterschutzes berechnet, was auch die Übertragung
vom ger, gère, gèren: dem das mittelalterliche Rittergewand erwei-
ternden Zwickel her, besagt. So wird noch heute für verschiedene Klei-
dungsstücke, die nach unten weiter werden sollen, wie Damentröde, Un-

* GG. 1, 144.

terröcke, Schürzen, der Stoff „z' Geere g'schnitte“ (in entspizten Dreiecken). Den Zweck dieses weit ausladenden Dachabschlusses unterstützt die Front-Laube, welche mit der Zeit immer weiter hinaufrückt. Das Meister-Häuschen (Abbildung S. 193) führt sie vor den Fenstern des obern Stockes vorüber als Fortsetzung der Seiten-Lauben. Neuere Bauten erheben sie als Geerschilte-Laube dicht unter den Dach-Rand (Abbildung S. 195). Dem Zweck des Wetterschutzes und dem Trieb nach künstlerischer Ausgestaltung pflegen diese Lauben weit mehr zu genügen, als dagegen dem Bedürfnis nach Licht und Luft in den obern Gemächern. Auch die Geerschiltelaube zog sich daher mehr und mehr gegen die Hauswand-Flucht hin zurück und beehrte meist nur noch als bloße Brüstung der Garbenbühne zu dienen. Die damit entstehende Leere unter dem Dachvorsprung wird heute selbst an kleinern Wohngebäuden durch den so viel besprochenen Rundboge in dem Fall anmutig ersetzt, wenn er in schönem freiem Schwunge (wie in Abbildung S. 197), in der Mitte nicht bis zur geraden Fläche gedrückt, sich hinzieht. Daß und wie er ohne Entlehnung aus andern Bauteilen oder gar fremden Baustilen entstanden ist, lehrt die Betrachtung gewisser Emmenthaler-Häuser. Da fordern die zur Ausfüllung jener Leere ins Freie hinaus verlängerten Dachstuhlbalten und die Büge das Auge zum wirklichen Ziehen der durch die ideell vorgebildeten Bogenlinie geradezu auf. —

Eine originelle Art, diesem Bedürfnis nach Licht und Luft bis in einen dritten Ring hinauf auch im Umbau älterer Häuser zu genügen, zeigt Abbildung S. 197.

Große Neubauten aber, wie z. B. das Wälti-Haus in Unterfürten, lehren, den durch ihre Lage gegebenen Wink verstehend, zwei Fronten gegen Licht und Straße zugleich, indem sie auf der Langseite eine neue Giebelfront mit niedrigerer First, ebenfalls rundbogig, einfügen. Ein solcher Seiten-Einbau heißt der Röörggel, in kleinern Verhältnissen: das Röörggeli. Der sonderbar klingende Name ist aus der Fügung „en Örggel“ (d. h. ein Erker) entstanden¹; ältere Formen lauten „ärkel“² neben „ärker“.³ Dies aber kann⁴ aus einer jungen (mittellateinischen) Mehrzahlform „arcora“ zu dem als Neutrum aufgefaßten „arcus“ (Bogen)⁵ hergeleitet werden. Wie gut Röörggel und Bogen auch sachlich zusammenstimmen, lehrt der Augenschein. Noch frappanter ist, wie dieser

¹ Etwa wie en iedere (ein jeder) e niedere, es nieders. ² Vgl. Äpfel = Öpfel.

³ Etwa wie Körper = Körpel. ⁴ Kluge ⁹². ⁵ Also wie corpus, corpora. Wie ital. il corpo zeigt, gingen im Vulgärlatein die männlichen o- und u-Stämme und die sächlichen os-Stämme durcheinander; vgl. Georges 1, 404.

Rundbogen von Flachmalern je und je als eine Nachbildung des Himmelsbogens empfunden und demgemäß bemalt wurde; so z. B. am Rothstalden zu Affoltern, am Wirtshaus zu Rüderswil.

Die Füllung des Balkenwerks für den Kiegelbau heißt Rigg, für den Ständerbau: Wand; die betreffenden Verben lauten rige, itwande. Zum Sachbegriff beider Auskleidungen gehört außer dem Fall, wo die Wand wirklich eine Ghladwand (wie auf der Heubühne) sein soll, die Winddichte und vollständige Undurchsichtigkeit. Denn es ist buchstäb-



Tallade mit Schldgiebel.

sich wie bildlich unerwünscht, daß die Wände neben den „Ohren“ o n o Ghlad (oder Spekt, Spalte) heigi.* Darum die Vermehrung und zugleich Verschönerung des Kiegelwerks nach außen durch Bewurf (den Bstuch, zu b'stächche) und zierliche Vollendung desselben, z. B. durch den Bāsewurf. Man bāsewurfet eine Mauer; so auch können mit Rot bespritzte Hosen aussehen wie 'bāsewurfet; nicht weniger ein häßlich narbiges oder verrunzeltes Gesicht.

Die Auskleidung des Holzwerks am Ständerbau dagegen geschieht durch das rande, d. h. Überkleiden mit kleinen, in ein Halbrund aus-

* Christen 184.

laufenden Schindeln. — Zu allem kommt noch das Werk des Anstreichers: das färbe oder aastrijche.

Zur innern Deckung des Riegbaus, aber neuerlich auch des Ständerbaus, dient das Getäfel („Getäfer“), das Täfel,⁷ das „Tafelwerk“.⁸ Einen willkommenen Nebendienst leistet dasselbe noch durch Aussperrung allerlei ungebetener Gäste, die nun höchstens durch nächtliche Lärmjagen sich bemerkbar machen können. (Vgl. auch den erbaulichen Satz: „Da begann Uli zu fluchen, daß den Wanzen im Täfel übel wurde.“⁹) Neben die handbreiten, senkrecht gestellten Riemchen des Chraa!letäfel („Kraallentäfel“¹⁰) tritt mehr und mehr das Faas-Täfel (vgl. la face bei „Unterbau“), aus breiten Brettern bestehend.

Ein solches wird nun auch für die Decke des untern Rings herangezogen. Diese Decke (wie die eines Gemachs überhaupt) heißt Tili. Es Chrüz a d' Tili uehe macht vorgeblich, wer damit sein Erstaunen über ein endlich eingetretenes (glückliches) Ereignis kundgeben will. — „A d' Tili uehe ggumpet“ der zornig Erregte. — Der obere Tili naa aber fährt, wer beim Tanzen in der Stube übermütig hoch aufspringt. Mit diesem „ober“ ist gesagt, daß bis heute auch der Fußboden noch etwa Tili heißen kann. Ein im Zimmer epileptisch, ohnmächtig oder sonstwie Hingestürzter ist i d' Tili use g'heit, des uus g'heit (g'heit = gefallen, ohne rohen Gefühlston; das „in“ aber besagt: in die Mitte des Fußbodens hinein, vor jedermanns Augen.) So ist ja auch die niedersächsische „Diele“¹¹ oder „Däale“¹² der Fußboden. Das Wort geht aber, ohne Beziehung auf irgend einen Zimmerteil, auf die Bedeutung „Brett“ zurück und damit vielleicht ebenso auf „Dähle“ (Kiefer), wie „Tenn“ auf „Tanne“. Vgl. die Baslersprache, die das Brett mit „Dijle“, die Zimmerdecke aber mit „Bjini“ (Bühne) bezeichnet. So heißt uns ja die Decke eines Gemachs auch der ober Bode: dieselbe Relativität der Orientierung (vom jeweiligen Standpunkt des Sprechenden aus),¹³ die wir unter „Dach und Fach“ noch bei „Estrich“, „Söller“, „Gaden“ antreffen werden, die aber wie ebendort allmählich einer absoluten Bezeichnungsweise Platz macht.

In ältern Gebäuden ist ja auch die Decke der untern Gemächer identisch mit dem Fußboden der obern; und wo die neuere Bauweise sie trennt, werden sie analog gefertigt: dem Decken-Getäfel der neuern Bauten entspricht der immer häufiger eingebaute Parkettboden. Über jenem und unter diesem wird in gleicher Weise der rohe Schieb (Schiebboden)

⁷ MSB, A. (1783). ⁸ St. D. 10, 2, 45. ⁹ Schulbb. 108. ¹⁰ Bf. Spitalbau-rechnung (1901). ¹¹ Volksl. 55 ff. ¹² Bschweig 154 ff. ¹³ Vgl. Abels „Gegenstand der Urworte“.



Altes Betselhaus um 1900
(Landschaft)

Deuer Anbau mit Rundbogen.

F. Brand

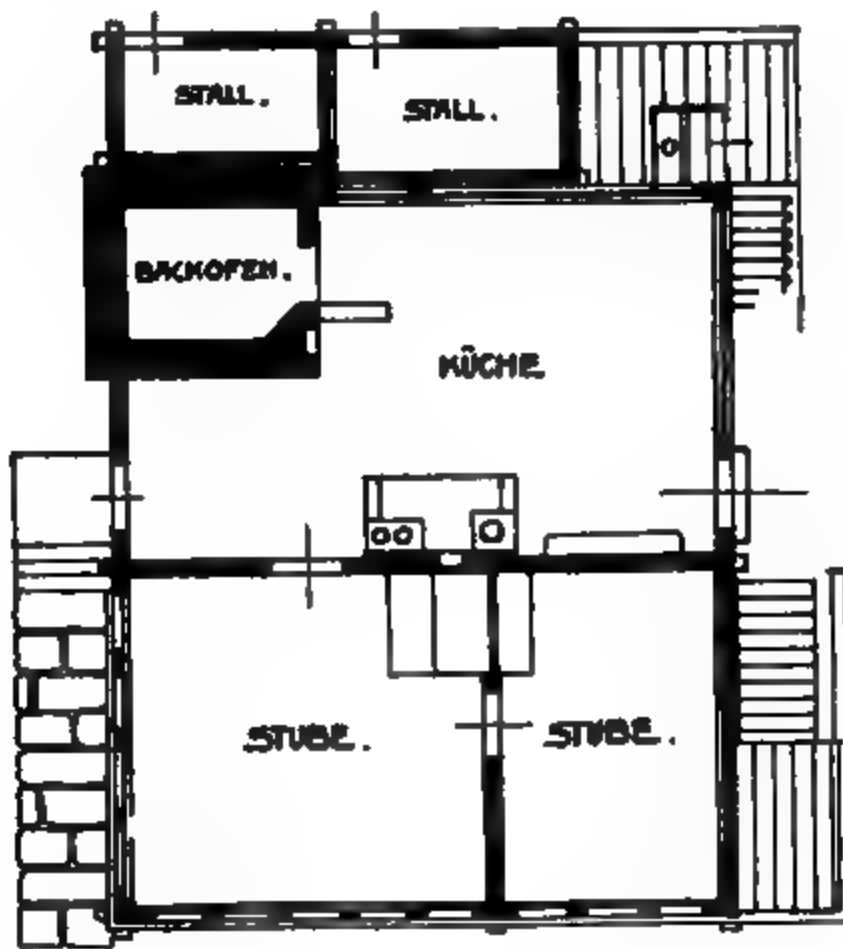
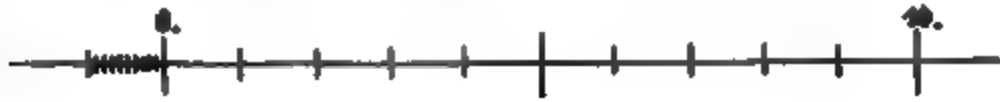
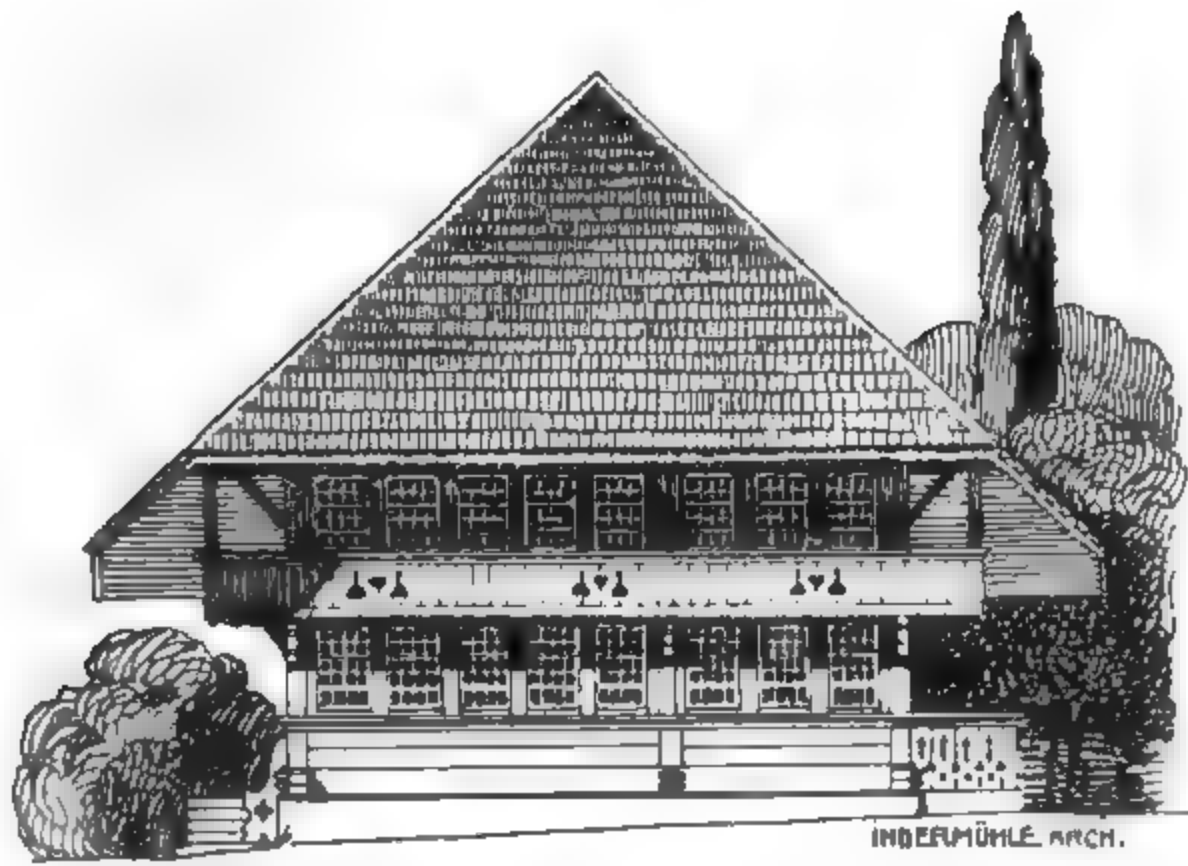
zwischen die Ruten der Trääm eingetrieben. Im ältern Gebäude dagegen mußte man auf andere Weise für Dichtigkeit des einfachen Belags sorgen. Man hatte damit zu rechnen, daß selbst das dürre Holz noch immer den Temperatur-Einflüssen unterliegt, daß es immer noch „arbeitet“; es schafft noo, es het no nid verschafft. Bald also zieht es sich zusammen: es zieht si^{ch}, wobei es häßliche Spalten (Chleck) hinterläßt. Bald schwillt es auf (es g'schwa!!et), wirft sich auf und bildet kleine Firstchen: es trööglet si^{ch}. Als Reserve barg sich daher (teilweise herausragend) innert der Firstwand der Tschüepelade, der im selben Maße, wie der übrige Bodenbelag eintrocknete und klappte, nachgeschoben werden konnte. Über seine Bedeutung in der Sitte des „Andreselns“ wird im Schlußkapitel berichtet.

Keine so mystische Rolle spielt der Underzug: der mächtige Balken, welcher der Scheidewand der Untergemächer die Decke der letztern tragen hilft und sich daher in die größere äußere Stube herunterstreckt. Mit ihm hat drum auch schon mancher unbedacht hochgetragene Kopf unliebsame Bekanntschaft geschlossen. Für solche Unbequemlichkeit entschädigt die Spalte, die sich durch Austrocknen des Balkens zwischen diesem und der Decke allmählich bildet, durch die unschätzbaren Dienste, die sie dem Haus als Brief- und Zeitungshalter, ja (vermittelt eines angebrachten Bächli) als Verwahrer des Schreibgeräts leistet. Im Unterzug steckt die Brattig (der Kalender); stecken Korrespondenzen, deren Urheber mir-aa no chlii cheu warte. In ihm als wahrem Familien-Archiv verbergen sich aber bisweilen sogar äußerst wertvolle alte Dokumente, seit Urgroßvaters Zeiten hier vergraben und vergessen, bis etwa die Nötigung, 's Huus z'underzieh, den in Sachen erfahrenen Zimmermeister auf solche Urkunden-Schätze stoßen läßt.

Tür und Fenster.

Lichtfreude und Sonnendurst charakterisieren das echte Emmenthalerhaus; Verkehrslust und einladende Gastlichkeit reden aus ihm. Überhaupt „spricht das Bernerhaus an durch lustige Fensterreihen, wohnliche Lauben und zierlichen Fassadenschmuck unter dem stolzen Walmbach.“¹ Allein „die emmenthalischen Gebäude können mit Recht allen anderen ländlichen Bauarten den Vorzug streitig machen,“² und „Mann wirt kaum an irgend einem Orth so Allgemein schöne, große und komliche (chumm-

¹ Volksl. 79; vgl. Glabbachs schöne Einführungsworte 1, 1 ff. ² So 1783 der Notar Hauswirth aus Saanen (1, 3).



Grund- und Aufriß eines alten Tawnerhäuschens.

ligi = bequeme) Bauernbehauungen antreffen,"³ als „die schönen, wohlgebauten, heitern und niedlichen hölzernen Emmenthaler Bauernhäuser“,⁴ die doch bei aller Zierlichkeit, dem Charakter der Bauenden entsprechend, „etwas Positives an sich tragen.“⁵ Wer aber an diesen teilweise „großen, saubern und stattlichen Bauernhäusern und Landsitzen“,⁶ diesen „glitzernden Emmenthalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt“⁷ und an ihrem Gegensatz zur alten Ritter- und Untertanenzeit⁸ „sich erbauen will“,⁹ verschaffe sich einen Gesamt-Überblick über die von uns gebrachten Häuserbilder.

Der Vignette zu Anfang unseres Kapitels „Daheim“ (S. 167) lassen wir hier die Abbildung eines andern unserer ältesten Gebäude folgen: des Meister-Hüsli zu Waldhaus (Abbildung S. 199). Es ist dasselbe Häuschen wie in Abbildung S. 193, aber mit der von Architektenhand nach sorgfältigsten Messungen rekonstruierten ursprünglichen Fensterverteilung.

Ein interessanter Vergleich! Im Bisängli (S. 167) sind die zahlreichen Fenster von vornherein unsymmetrisch angebracht. Voll und ganz flutet das Licht in die oberen Räume hinein, während unten die Heiteri (Tageshelle) mit der Bequemlichkeit der Bett-Egge“ kämpft, die in Plan und Sprache des Hausbaus eine so große und bisweilen übergroße Rolle spielt. Das Musterhafte der Anlage liegt aber hier in der Durchführung des Grundsatzes, daß wie alle Bauteile, so auch Türe und Fenster sich ihrem Zweck unterzuordnen haben: den Wohnraum wohnlich zu machen. Das Wohnliche ist aber auch hier das Gefällige. Eine durchgeführte Fenstersymmetrie würde den Anblick dieser breiten Front langweilig, eintönig machen, und vollends würde die moderne Auskunst, eine Symmetrie durch falschi Pfäister (Scheinfenster) vorzutäuschen, sich hier in ihrer ganzen Unausstehlichkeit zeigen.

Anderß steht die Sache bei schmalen Fronten kleiner alter Wohnhäuschen, deren kleine Fenster mit den winzigen Scheiben und den vielen Holzrahmen nur dann heimelig aussehen, wenn sie in dichtgeschlossener Reihe sich ans Licht sozusagen drängen, wenn sie der Sonne rüeffe. Diesem Bedürfnis entsprach mit seiner ursprünglichen Fensteranlage das Meisterhüsli. Es trifft also hier völlig zu, was 1772 Pfarrer Nis in Trachselwald¹⁰ schrieb: Der Vorderteil des Hauses erhält so viele Fenster, als der Raum nur fassen kann. „Sie sind gewöhnlich 3¹/₂—4¹/₂ Schuh

³ Pfarrer Nis in Trachselwald (1772) in Öf. D. 10, 2, 39. ⁴ Ruhn M. 1822, 80. ⁵ E. A. Türler 17. ⁶ Walser im geogr. Ver., Art. „Bern“. ⁷ Waff. 50. ⁸ Rurt 4. ⁹ Giff 47. ¹⁰ Öf. D. 10, 2, 40.

hoch und bis 3 Schuh breit, daher die mehreren [meisten] in den untern und obern Theil abgetheilt sind, die übrigen aber zwei untere und einen obern Flügel haben, die geöffnet werden können. Die Scheiben sind von hellem Glas, die Rahmen mit Ölsarb angestrichen.“

So „blist“¹¹ und glitzert es noch heute, wenn die Sonne zur Küste geht, von den einsamen Gehöften westwärts gelegener Bergseiten herunter und herüber, erst als wären sie in eitel Feuer getaucht, dann wie von Purpur übergossen; die Fenster „glänzen in stummer Freude.“¹² Allerdings fehlt es auch nicht am Gegenbild „gestorbener“¹³, „blinder“¹⁴ Scheiben als Wahrzeichen inneren Elendes. Auf Häßlichkeit deutet aber hinwieder die teilweise künstliche Verbunkelung im Sommer durch das aus feinem grünem Drahtnetz gefertigte Fleuge-Pfäister vor einem gewöhnlichen Fenster oder an Platz eines solchen. Es gewährt zugleich kühlenden Luftzug und Schutz vor Geschmeiß.

Schon 1772 finden wir die untern Gemächer im Winter auch mit Vorfenstern versehen¹⁵ (um Zürich erst im 19. Jahrhundert).¹⁶ Spaßweise werden auch die Brillen von ihren eigenen Inhabern etwa Vorpfäister gescholten.

Zum Schutz der Fenster im Sommer gegen Ungewitter hängen neben ihnen (auch über Winter dort belassen) die Fee!!!lade (=wol-): in einem Stück das Fenster von der Seite her deckende Bretter. Da man sie heute noch vorzugsweise an Kramladen sieht, läge Anknüpfung an das Fee! haa (feilhalten) von Waren nahe. Die über den Fenstern von Webstern und alten kleinen Werkstätten zum Herunterlassen (Fällen) hängenden Läden jedoch geben der Vermutung Raum, es könnte hinter „Fee!!!lade“ ein nur noch in der Zusammensetzung erhaltenes „felle“ (fällen) stecken. (Fälle heißt heute noch ein — nicht kunstgerechtes — Ringen unter Knaben). — Drastisch nennt Wigius¹⁷ „Fällladen“ oder „Fellladen“ auch die im Schneesturm sich schließenden Augenlider.

Handlicher und hübscher sind die flügelartigen, mit ihren fixen oder beweglichen Brüttli Licht und Luft durchlassenden Falbladen¹⁸ oder „Jalousies“: Schällesii (=Läden), in der Ostschweiz „Ballen“ geheißen. Sie verleihen mit ihrem grünen Anstrich dem Hause Sommer und Winter ein äußerst malerisches Ansehen.

Und nun der Verkehr zwischen außen und innen, zu dem das Fenster Raum und Gelegenheit bietet!

Leise, leise töppelet am Pfäisterfinzel jede Nacht die aus dem Grabe vor ihr Sterbehaus zurückkehrende Kindbetterin, bis man

¹¹ Aurt 4. ¹² Ztgst. 2, 45. ¹³ SchM. 2, 362. ¹⁴ Sylb. 260. ¹⁵ Öt. Ö. 10, 2, 40. ¹⁶ Bolliton 318. ¹⁷ WS. 2, 390; SchM. 2, 77. ¹⁸ Goethe.

die dem Leichenanzug vorenthaltenen Schuhe dorthin gestellt hat. Ebenfalls etwas unheimlich und doch Vertrauen erweckend durch die Wahl dieser den Schall dämpfenden Stelle, naht beim Einnachten der Schuldenbote einem der Schonung würdig befundenen Hause und klopft auf dem hölzernen Gesimse statt an der klirrenden Scheibe. Drum mag's bei dem einen oder andern heißen: I mues däich huuse, süst chunnt mer de no der Weibel cho ga mit dem Haagge-Stäcke uf e Pfäister sinzel topple. An eine Ehrenschild dagegen mahnen die schon lecher ans Fenster pickenden „Bögelein“,¹⁹ die ihren Tribut auf dem Sinzel erwarten. An des Tagelöhners Fenster höschet²⁰ (=ösch=) es beim Einnachten²¹ und im Morgenrauen als Bestellung zur Arbeit. Durch Klopfen am Stüblisenster ruft der Bauer den Knecht hinein;²² die Faust trommelt am Fensterrahmen, wenn die Schulpause vorüber ist, oder wenn die Kleinen vor dem Haus eine Dummheit anstellen.

Gleichsam das Fenster im Fenster, eine Verjüngung dieses Verkehrs-gliedes und die Quintessenz seiner Bequemlichkeit ist das Läuferli. Es besteht aus einer Scheibe mit einem Rahmen, der vom übrigen Fensterkreuz durch größere Dicke sich abhebt und bei älterer Bauart hin und her schiebbar in Ruten läuft. (Daher die ursprüngliche Form Läuferli,²³ in Luzern u. a. „Läuffer“).²⁴ Der Name ging teilweise auch noch auf das nach innen, am Vorfenster nach außen sich öffnende Flügeli über. Mittelfst des Rigel, welches am Vorfenster über die Strichnaadle läuft, preßt das Flügeli sich winddicht an.

Mangelnder Sinn für richtige Lüftung begnügte und begnügt sich mit diesem Läuferli,²⁵ dessen leichte Handhabung auch nicht selten zu Einbrüchen ermutigte.²⁶ Um so geeigneter ist es, aus sicherem Versteck nach Herzenslust der Neugier zu frönen,²⁷ aber auch in allerlei Tonarten dem Draußenstehenden Red' und Antwort zu geben; sei's, indem freundlich ein Köpfchen sich herauschiebt,²⁸ sei's zu barscher Abweisung,²⁹ die bis zu brutaler Herzlosigkeit sich steigern kann.³⁰

Aber selbst der Inhalt eines ganzen Romans kann sich binnen weniger Minuten unter dem Läuferli abwickeln. „Jener Ätti“ rief, um für seinen Sohn den Brautwerber zu machen, den Schwiegervater in spe spät am Abend ans Läuferli. Die Unterhandlung zerstückte sich

¹⁹ 137, 140, 147. ²⁰ Dursli 245. ²¹ Rätli 153. ²² UB. 127. ²³ SchM. 1, 289 S. ²⁴ Schwz. Jb. 3, 1146. ²⁵ SchM. 1, 305; 2, 368; MAB. 27, 176. ²⁶ Ger. Tw. (1792. 93). ²⁷ MAB. 27, 273; AB. 1, 155, 347; 2, 63; SchM. 1, 120; BwM. 169; BSp. 56. ²⁸ AB. 1, 434. ²⁹ Ztgst. 2, 127; SchM. 1, 239; Schulbb. 161. ³⁰ Bögelein 43.

aber an der Ehesteuer-Frage, und der Alte „machte satt (gelassen) das Läuferli zu.“⁸¹

Besser eben, die Jungen nehmen solche Angelegenheiten selbst an die Hand. Drum gilt nach dem Sage „ländlich, sittlich“ die Spezialbezeichnung pfäistere nur einer, und zwar der delikatesten Art des hier skizzierten Fenster-Verkehrs.⁸² Ihre Bedeutung aber geht aus der Jungburschen-Sentenz hervor: „Pfäisteret ist no nid g'hüretet.“⁸³

Ohne lautes noch leises Klopfen, ganz unvermerkt und ungeahnt, bewerkstelligt sich der feinste Verkehr dür's Pfäister von Seite der heimkehrenden Eltern und Meisterleute. Ihr erster Blick bringt zo'm Pfäister ii in die Stube, um in aller Stille und Sicherheit sich zu orientieren, wie drinnen die Sachen stehen.⁸⁴ Denn „auf dem Lande, namentlich auf einsamen Höfen, ist man eben nicht stark mit Vorhängen versehen, wie in den Städten. Wahrscheinlich hat man nicht so viel zu verbergen.“⁸⁵

Einer andern sorglichen Obacht dürfen wir soeben Zeuge sein. Im ältern Nachbarhause hält ein neugetrautes Paar seinen Einzug. Mit welcher Sorgfalt da die Frau über d'Schwelle trappet! Denn weh, wenn sie stolpert (stöglet)! Wen" ere der erst Schritt fäh!t, so het a!!s g'fä!t! Es ist grad, wie wenn der erst Nagel, wo men i d'Schwelle vo mene neue Huus iischlaat, rauchnet: es fäh!t nid, daß d's Huus verbrönnt.⁸⁶ Scharf achten daher noch da und dort beim Hausbau die Eigentümer darauf, ob während des Eintreibens der Schwelle-Nagel öppe rauchni. Wie leicht malt da die Suggestion ein kleines Räuchlein vor, und die Freude am neuen Haus ist im Reim verborben. O wetsch, üser's Huus verbrönnt, gäb's lang geit!

Doppelten Grund zu solcher Besorgnis hat eine Spekulantin, die unabtreiblich alles dran gewendet hat, Bäuerin zu werden; die am Änd no⁸⁷ under der Schwelle ihe g'lochet het, wie der Fuchs, der in den Hühnerstall will. Hätte der Umgarnete zu guter Zeit gesagt: du chunnst mer nümme n über d'Schwelle! nümme n under d'Tür! Oder hätte er mit seinem Sarkasmus sie eingeladen, d'Tür ussefert (draußen) gä zue z'tue! Alles je nach dem Ton, womit si n ihm gäng vor der Tür g'si ist, oder gar mit der Tür i d'Stube g'heit ist.

Jetzt chunnt er z'spät zom Ehehum-Türli⁸⁷ (vgl. der riuwe tór)⁸⁸; vor em Lumpetürli⁸⁹ kann er den Weg dunkler Existenzen

⁸¹ GG. 2, 106/7. ⁸² SchM. 2, 456. ⁸³ Joggeli 24 (wo „Fenster“ zu lesen).

⁸⁴ SchM. 1, 18. ⁸⁵ Ztgst. 1, 63. ⁸⁶ NB. 1, 448. ⁸⁷ Ztgst. 2, 76; Burri VI. ⁸⁸ Parzival 649, 28. ⁸⁹ Barthli 16.

beschreiten, oder doch kleinlaut gleichsam als Türliigiiger hinter em Türli giige⁴⁰ (statt frisch und fed sich im Saale hören und beklatschen zu lassen). Oder er muß hinter d'Tür ga staa (i's Eggeli), wie Kinder, die man dorthin schickt, wenn man sie nicht gar vor d'Tür use stellt.

Derartige Strafen drohen nämlich Kindern, welche beispielsweise sich immer noch nicht an eine richtige Handhabung der Türe, zumal der Stubes-Tür, gewöhnt haben. Die einen können sie nicht anders als schmetternd schließen: (d'Tür) schlee, ⁴¹ d'Tür zuuschlaa. Eine Unart, die man auch etwa mit dem Zuruf straft: Es anders! Ma! häb de d'Kase der zwüsche (nämlich zwischen Tür und Pfosten)! — Nicht weniger widerlich ist die Salopperie gewisser Leute, welche überhaupt nie cheu d'Tür zuetue. Es gibt solche, denen man alle Augenblicke zurufen muß: d'Tür zue! d'Türe! Wo ist d'Türe? Seit der daheimen o ne Tür? oder: o neß Loch? — Endlich gibt es Menschen, die statt zweier Gänge deren ein Duzend machen müssen und durch unaufhörliches Schließen und Öffnen einem bequem in der Ofenecke Gelagerten den zarten Ausruf entlocken: das Cheibe tüüre da gäng! — „B'Trachsel[wald] obe (nämlich im Schloßturn), da ist Dr'nig, da wirt nid gäng 'tüüret!“ meinte einer, der einige Tage als Wilderer dort gefessen hatte.

Zur guten Erziehung gehört eben auch die Feinfühligkeit, womit man nicht bloß im richtigen Augenblick zum Abschied aus fremdem Hause bildlich d'Tür i d'Hand nimmt⁴² (vgl. prendre la porte), sondern auch im eigentlichen Sinn sie zum Öffnen und Schließen leicht beherrschend in der Hand behält, bis sie in letztem Fall, leise klickend, iichlepft. In Wahrheit ist die Türe das in die Hand genommene Barometer des Gemütszustandes. Und sie richtet sich in der Art, wie sie ins Schloß fällt, nach der Mehrzahl der sie Handhabenden. Wie anders das leise Öffnen und Schließen einer „in den Angeln verschwiegenen Tür“, ⁴³ wie anders die Kellertüre, deren Glgarsche dem Vergleich ruft: si het e Stimm wi ne rostigi Chällertür!

Hinter der Haustür: welche Verschiedenheit des hier waltenden Geistes! Einen so ganz andern Eindruck machen: die einst offene Tür des gerichtlichen Audienzsaales wie im Brandis-Schloß; ⁴⁴ die außer Nacht und Winter allezeit offene Tür des alten Bauernhauses; die sorglich zugemachte Stöckli-Tür eines Glungge-Joggeli.⁴⁵ Schon ein Kind von der Geistesart eines Erdbeeri-Mareili fühlt, wie ihm aus

⁴⁰ ZB. 2, 135. ⁴¹ ZB. 27, 256. ⁴² Cf. Cf. 1902, 293. ⁴³ ZB. 167.
⁴⁴ ZB. 306. ⁴⁵ UB. 371. 392.

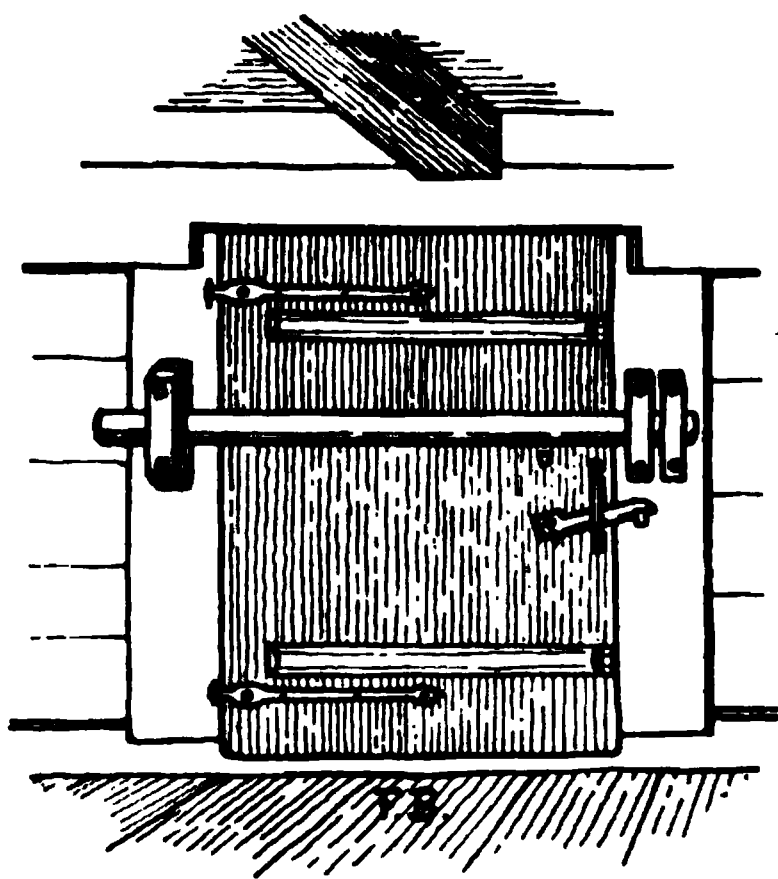
jeder Haustür „ein eigener Geist entgegenweht: ein milder, freundlicher; ein roher, hochmütiger; ein lustiger oder ein lüfterner; ein nobler oder gemeiner.“⁴⁶ Und zwar teilen sich hier in die Rolle der vordere Tür, d. i. der eigentlichen Haupt- und „Haustür“ einigermaßen auch die hinteri Tür, die zu allstündlicher Hantierung am Brunnen, im Kleinviehstall führt, und die beiden Seitentüren, denen je nach Umständen die nämliche Bedeutung zukommt. Gar manche Frau zwar gibt es, „welche bei der hintern Türe gut macht, was der Mann bei der vordern sündigt.“⁴⁷ Allein von einem städtischen Unterschied zwischen „Hintertür“ samt „Hintertreppe“ und Front-Eingang ist zumal im Bauernhause keine Rede. Die stramme oder laze Bucht des Hausgeistes macht sich da wie dort in gleicher Weise geltend; und wo die nach alter Bauart (vgl. Abbildung S. 134) wagrecht halbierte Haupttür im untern Teil gewöhnlich geschlossen, im obern tagsüber offen bleibt, können ungehindert Küche und Straße in regem Verkehr bleiben, können Gerüche hinaus-, Gerüche hereindringen.

Diese oberi und underi Tür erinnert an die senkrechte Teilung in die beiden Flügel des Tores und den Ausschnitt eines derselben als Tōōri. Entsprechend der Zweiteilung in Flügel, die bei der Türe der Alten stattfand, wurde teilweise in alter Sprache⁴⁸ auf deren Bezeichnung die Zweizahl angewandt, und glaubhaft schreibt sich von daher auch unsere Doppelformigkeit Tür und Türe bei durchaus gleicher Bedeutung. Ob aus analogen Gründen auch unsere Mundartform das Pfäister aus einer versteinerten Mehrzahl („d' Fäister“) zu deuten sei, ist eine Frage für sich.⁴⁹

Sämtliche Schlosserarbeit an Türe und Fenster heißt das Beschläge: das B'schleeg oder B'schlecht („Beschlecht“).⁵⁰ Die Teile desselben entsprechen sich wie folgt: Die beiden Spangen oder Ehrüz der Türe (Abb. S. 152) drehen sich mit ihrem Rohr (die Rolle genannt) in der Türangel, welche der Ehlöbe heißt. Doch ist auch der Angel (die Angel) in der Bilderrede gebräuchlich: mach, daß d' Tür nid us den Angle geit, d. h. trage Sorge, daß die Angelegenheit nicht verdorben wird. So auch drehen sich die Rolle der beiden Winkel eines Fensterflügels im Stühnagel der Stühle, deren eingemagelter unterer Teil, das Stühblatt, das Ganze trägt. — In die Schließhäagg ober- und unterhalb des Fensters greifen nach älterer Bauart die beiden

⁴⁶ EbM. 273. Vgl. Anders Bild. ⁴⁷ Wege 305. ⁴⁸ Z. B. in lat. fores neben foris, griech. thyrāi neben thyra. ⁴⁹ Man beachte die Flüssigkeit der sogen. Verschiebungsstufen; z. B. auch bei unserem „Flueg“ = Pfug; städtischem „pflänne“ = flennen, „Pfegel“ = Flegel, „pflätschnaß“ neben flätschnaß, oder zürch. Seipfe, Seupfe = Seife. ⁵⁰ 1838, II (1783).

Riegel, greift nach neuerer Konstruktion die Pfäisterstange ein, welche in vier messingernen Öfen sich dreht. Das mit der Hand ergriffene Rueder (l'espagnolette) senkt sich beim Schließen des Fensters in den Ruederhaage ein. An der Tür entspricht hier das moderne Schloss, dessen Klinke oder Drücker (Trücker, Abbildung S. 155) häufig immer noch d'Falle,⁵¹ d'Türfalle heißt. Die alte wirkliche „Falle“ (Abbildung S. 150) ist eine hölzerne oder eiserne Zunge, die man zum Öffnen (Ufstue) mittelst eines Hebe-Riegels oder mit bloßer Hand hebt (lüpft), zum Schließen (Zuetue) fallen läßt. An der



Innerer Türverschluß eines Mädchen-gadens.

Stalltür, ehemals auch am Speicher⁵² und an Turmzellen,⁵³ schiebt sich der eiserne Saare hin und her, während sein Handgriff zum Schließen mit dem Schlüssel (former à la clé, b'schließe) eingerichtet ist. — Den modernen Eisenschlüssel ersetzt noch da und dort der hölzerne Riegel, auch nur das Riegeli. Ein's Riegeli stoße: „den Riegel schieben“. Respekt-gebietender als das durch Ruhn berühmte straung Riegeli ist so ein über die ganze Tür sich legender solider Holzriegel, wie wir hier einen aus einem Mädchen-Gaden abbilden.

Die Einbruch-Sicherheit der Speicher aber garantieren neben Vor-

richtungen wie auf Abb. S. 152 die „währschaffen“ Speicherschlüssel (Abb. S. 207) oder „Plampenschlüssel“⁵⁴ samt entsprechendem Schloß. Schon zugänglicher für Diebe waren, trotz dem knackend einspringenden Ehlepsschloß oder Schnäpper, die alten Tröge, deren Schlüssel, wie es scheint, unschwer durch einen eigens erstellten „Trog-Passepartout“⁵⁵ illusorisch zu machen war. Ein Einbrecher, der im Besitz eines solchen betroffen wurde, gab ihn für einen „Roonschnuerhaage“ (S. 185) aus.⁵⁶ Verschlüsse aller Art, z. B. auch an Fesseln (Handschellen) Strafgefangener,⁵⁷ bewerkstelligen sich durch das Vorlegeschloß: „Mälet-“,⁵⁸ „Mahlen-“, „Massen-“, „Malzen-“,⁵⁹ Malze-, Schmalze-Schloß oder Schloßli. — Jedes Handhaben eines solchen Schlüssels heißt b'schließe oder gegenteils uufb'schließe. Eine Sache einschließen,

⁵¹ GG. 3, 160. ⁵² Ger. Tw. (1791). ⁵³ Ebb. (1789). ⁵⁴ Ger. Tw. (1793). ⁵⁵ Ebb. ⁵⁶ Ebb. ⁵⁷ Ebb. (1789). ⁵⁸ Dursli 297. ⁵⁹ Ger. Tw. (1789. 92).

eine Person einsperren: sie iib'schließe; sie aussperren: sie ufe-b'schließe. Ein Schieben des Riegels mit Steckenlassen des Schlüssels: fürträäje, der Schlüssel trääje.

Der Schlüssel i b'Hand: Hat der Bauvertrag dahin gelautet, so überreicht der Unternehmer dem Bauherrn das neue Haus in aller Form Rechtens fix und fertig zum Einzug.

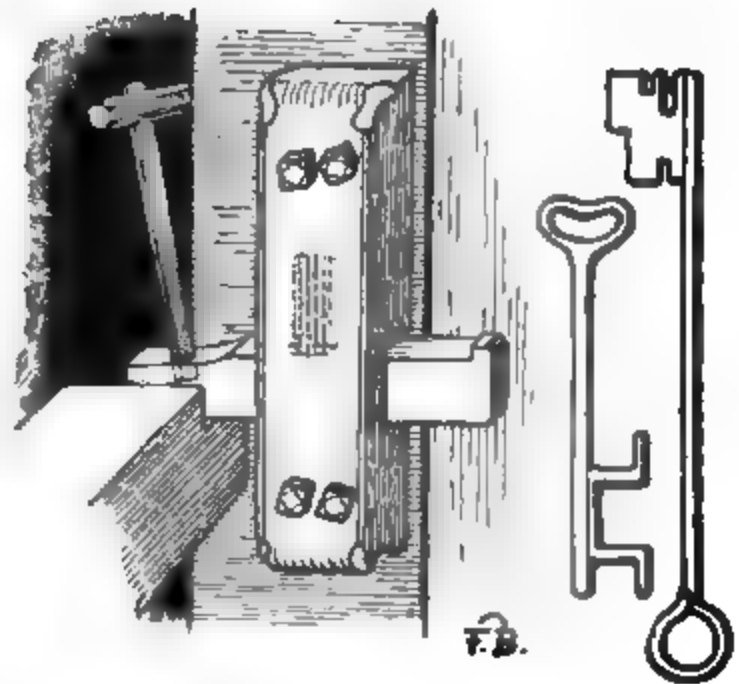
Dach und Fach.

Unter einem Dach so viele Räume, als dies ästhetisch angeht und ökonomisch vorteilhaft erscheint: das ist also ein Hauptcharakterzug des emmenthalischen Schöfts. Das éine Dach birgt eine ganze kleine Welt, die der Bauer mit Recht sein Huus u Hei nennt. B' Huus u z' Hei speidiert ihm der Müller Mehl und Brot; z' Huus und z' Hei führt oder schleppt das Gefinde den Ertrag des Feldes; und wenn das nicht aus- und eingeht, wie am Bienenstand, „so chöme mer no vo Huus u Hei“.

Das Dach — um hier, im Gegensatz zur „Aufrichti“, mit diesem zu beginnen — gilt nicht selten als Stellvertreter des ganzen Hauses. Chumm mer nümme under's Dach, oder: i's Huus, oder: über d' Schwelle! lautet das emmenthalische Hausverbot, dem anderseits ein: däm gaan i nümme under's Dach! entspricht. Diesem Äußersten muß freilich schon ein stark aufflammender Born vorausgegangen sein, der zum Ausruf reizte: iez isch 's Füür im Dach!

Das winterliche Klima des Emmenthals erfordert vor allem ein der Schneelast sich rasch entledigendes steiles Dach; die Dachung ist beinahe oder ganz i Winkel gstellt^{1a}: der Winkel der First nähert sich dem rechten (S. 123). Vgl.: stoßig wi n es Hüsbach.

Eine andere Abwehr, die dem Tecl (Dachbeder) obliegt, gilt dem Hagel, der unbarmherzig gleich Faustschlägen, Scheltworten, massiven Anspielungen eim uf's Dach git; sodann natürlich dem Regen.



Hölzernes Speicherloch, von innen gesehen, mit eiserne Schlüsseln.¹

¹ Interessante Beschläge von 1629 hat die Bleicherei Bf. ^{1a} Trub 30, 110.

Diese Anforderungen schließen vor allem den Tonschiefer als Bedachung aus. Nur die Pleißi (Bleicherei) darf, entsprechend dem stattlichen geweißten Haus, auch das weißgraue Schieferdach sich als Gewerbesymbol zulegen. Wegen Feuergefährlichkeit, die auf den zerstreuten Gehöften unserer Gegend füglich eine „vermeintliche“ geheißen werden darf, ist heute auch hier der Ziegel das obligatorische Dachmaterial. Zum hölzernen Haus und zum hölzernen Gartenzaun gehört im Grund die Dachschindel — Schindle. Sie einzig, neben dem noch alt-oberaargauischen und -seeländischen, vormalß auch emmenthalischen Strautach (Strohdach), das denn doch „wie alte wüste Nachtkappen über die kleinen Fenster hereinhing“,² schützt wirklich das Haus gegen Schnee, Regen und „Ohngewitter“. Dem Bedürfnis der Gefälligkeit aber entspricht ihr Zuschnitt: nicht der der ziegelartig dicken und breiten Lander des Oberländer-Alpenhauses (Länderhuus)⁴ mit seinen gegen den Föhn erforderlichen „zäntnerige Dachegle“, sondern der 1 mm dünne, handbreite und 18 cm lange, der freilich auch schon für ein einziges Dach viele Burdine (Bürden, Bündel) fordert. Daher der Vergleich: „Kinder in den Häuschen fast so viel wie Schindeln auf den Dächern.“⁵ „Ein solch Schindeldach haltet aber auch ohne einiche Außbeßerung 30 biß 40 (in Wahrheit biß 60) Jahre.“ „Ein Klafter solch Schindeldach kostet, wann der Deck dazu alles anschaffet, vierzehnen Bagen.“ (1762.)⁶ Zu all diesen Vorteilen kommt der wohlthätige Ausgleich sommerlicher Hitze und winterlicher Kälte zu einer behaglich hiiße⁷ Temperatur. Die vom Wetter dem Schindeldach rasch erteilte grauschwarze Farbe aber drückt dem ganzen Haus in unnachahmlicher Weise den Stempel des echt Bäueralichen auf: des zugleich Stattlichen und Wohnlichen, des Soliden und Trauten mit éinem Mal. 's Ziegeldach städtelet („städtelt“).

Zum Sammeln und Ableiten des Regen- und Schneewassers ist an allen neuern Gebäuden früher der hölzerne, jetzt der blecherne Dachchänel mit dem zur Erde leitenden Stoßchänel⁷ angebracht. An seine halbrunde Eintiefung erinnert der Flurname Chänelböde.

An alten Häusern fehlt solche Vorrichtung, und bei jedem Regenschall geit da, nach beliebtem Rinderrätsel, „öppis um 's Huus u me u macht gäng tippi tappi.“ Das hiedurch rasch gebildete Minnsal ist ein rechter Wonneort für spiellustige Kleine, die überall dabei sind, „wo's öppis z'chöslen u z'gäutshle git. Was war eines drei-

² Besuch 171; SchM. 2, 266. ³ Pfr. Nis in St. O. 10, 2, 45. ⁴ Wohl zu mhd. die lander = Stangen-Zaun; die „Lande“ = Stangenpaar zum Einspannen eines Zugtieres; das Geländer, die Brüstung. ⁵ Räthi 398. ⁶ Pfr. Nis aaO. Heute 4—5 Franken. ⁷ Ger. Zw. (1793).

jährigen Mädchens erster Gruß an sein Heim nach achttägigem fröhlichem Verwandtenbesuch? Hurti e chli i das Grebeli ihe z'hode, das der Regen vor dem Hause ausgewaschen hatte. Allein neben dem Spiel der Jungen fehlt auch hier der Ernst der Alten nicht. Erwähnen wir als uralte bloß zwei kultische Gebote. Kindbetterinnen dürfen vor dem ersten Kirchgang nicht vor' s Dachtrauf ufe ihre Schritte lenken — Kinder lernen.

cher gehen, wenn man sie am Sonntag Morgen während des Kirchengeläutes im

Dachtrauf umeiuehrt. Ein Hagelwetter aber wird dadurch abgelenkt, daß man das eben im

Gebrauch stehende Tischtuch us der Tischbrude nimmt un i's Dachtrauf spreitet.

Ebenso alt ist die Sentenz, daß, wenn man im Käge gsiht, me si nid gärn no under' s Dachtrauf laaht.* — Zur Variante oben zitierter Begweisung:

„Humm mer nid under' s Dachtrauf!“⁹ bildet es

einen lieblichen Gegensatz, wenn ein den Ehemann zu einem schönen Weib „fromm b'segnendes“ Mueterli „im Dachtrauf steht, so lang es das Rollen der Räder hören“ kann.¹⁰ Ein Beweis trauter Häuslichkeit, dessen auf Augenblicke selbst eine Jowägerin fähig ist.¹¹

In halber Höhe der Dachung, die das Scheuerwerk schirmt, breitet sich in manchem Gebäude ein Boden aus, der in andern mit der Bü-



Alte Dorfschmiede.

* NB. 2, 404. * SchM. 1, 26 Sp. ¹⁰ Selbst. 312. ¹¹ NB. 1, 198, vgl. 2, 13.

nissbrügg zusammenfällt: der Söller, Soller (lat. solarium, Platz zum Sonnen¹²). Er dient dazu, das im Spätjahr naß eingesammelte Getreide „zu zerlegen“¹³ und auf das Dreschen hin zu trocknen. In diesem Sinn ist die Deutung „Kornboden“¹⁴ (verschieden von dem im Speicher) zu verstehen. Der eigentliche Garbenstoß (nach dem Dreschen das Stroh) wird, wie in Trub,¹⁵ über den Obergaben des Wohnhauses angelegt. Die Reiti, wie wir statt „Soller“ häufiger sagen, ist bei ihrer Ab gelegenheit ein geeigneter Ort, um wie Hansli Jowäger¹⁶ vor unerwünschtem Besuch auszukneifen. Verhängnisvoll wurde nur schon zu oft das manchenorts übliche Fehlen einer Schutzlehne um das in der Mitte viereckig ausgefägte Reitiloch, durch welches die Büniisleitere¹⁷ (Bühnenleiter) die Verbindung zwischen Söller (Bühnenbrücke), Heubühne und Tenne herstellt. In ältern Gebäuden pflegte nur von Boden zu Boden eine dünne vierkantige Säule (die Stigle oder Stigleitere) mit beiderseits herausragenden Sprossen (Stögle“) zu führen.

Die Büni (Bühne) ist also in jedem größern Gebäude doppelt: über den Wohnräumen dehnt sich, den Estrich fast oder ganz verdrängend, die Getreide- oder Stroh-Bühne aus; über dem Stallwerk liegt, diesem im Winter die Wärme erhaltend und in den untersten Heuschichten die nicht genügend durch das Dampfrohr abgeleiteten Stallbünste unliebsam auffangend, die Heubüni, gewöhnlich kurzweg: d' Büni. So sagt man von zwei auf die Dauer uneins Gewordenen, oder auch von Solchen, deren Charakter, Gesinnungs- und Denkart nicht zusammenstimmt: si hei 's Heu nid uf der gliihe Büni. Heu vo der Büni ahe gää, Heu oben ahe gää (d. i. zum Verzetteln und Futterrüsten in die Tenne hinunterwerfen) heißt: neue Ideen entwickeln, damit andere durch Diskutieren und Fruchtbarmachen derselben sich Namen, Ruf und Gewinn erwerben können. Jez ist Heu gnue ahe! (nun ist's genug!) ruft ein Erzürnter, Entrüsteter.

Neue Auflage der Heinzelmännchen: In einem Bauernhause het e Chuenz gäng Heu aheg'gää, so daß dessen allezeit genug in der Tenne lag. Dafür reichte man ihm jedesmal, we me g'chüechlet het, das erste Chüechli an einer Gabel durchs Fueterloch hinauf. Einmal unterließ eine geizige Bäuerin die Gabe, u siber het e fe Chuenz meh Heu aheg'macht.

Ein schmerzlich humoristisches Wortspiel lautet: Heuschrecken uf der Büni: 1. „Schrecken“ beim Anblick des schwindenden Heus; 2. gleichsam „Heuschrecken“ (locustae, sonst Heustüffel geheißen), welche

¹² Spezieller: Sonniges Obergemach. L. Tobler, Kl. Schr. 220. ¹³ Trub 30, 110.

¹⁴ AB. 1, 413. ¹⁵ 30, 110. ¹⁶ AB. 1, 413. ¹⁷ UR. 366.

selbst auf die Bühne alles zu fressen kommen. Ebenso doppelstinnig: es het es Unglück ggää (nämlich:) 's Heustöckli ist umg'heit. We's wume größer wär (nämlich 's Heustöckli)! Ein anderer humoristischer Satz lautet: Si Chas ist iez afen übel z'wääg: si cha nümme uf em Heustock lige, ohni daß si der Grind ober der Stii drüber uus het.

Die Bühnenwand gegen Osten ist behufs Durchlüftung und Belichtung mit seitlichen Spalten durchbrochen. Diese heißen Chlaß, mit seltenerm (im Oberland noch lebendigem) Ausdruck: die Gjimme ober



Bünißbrugg.

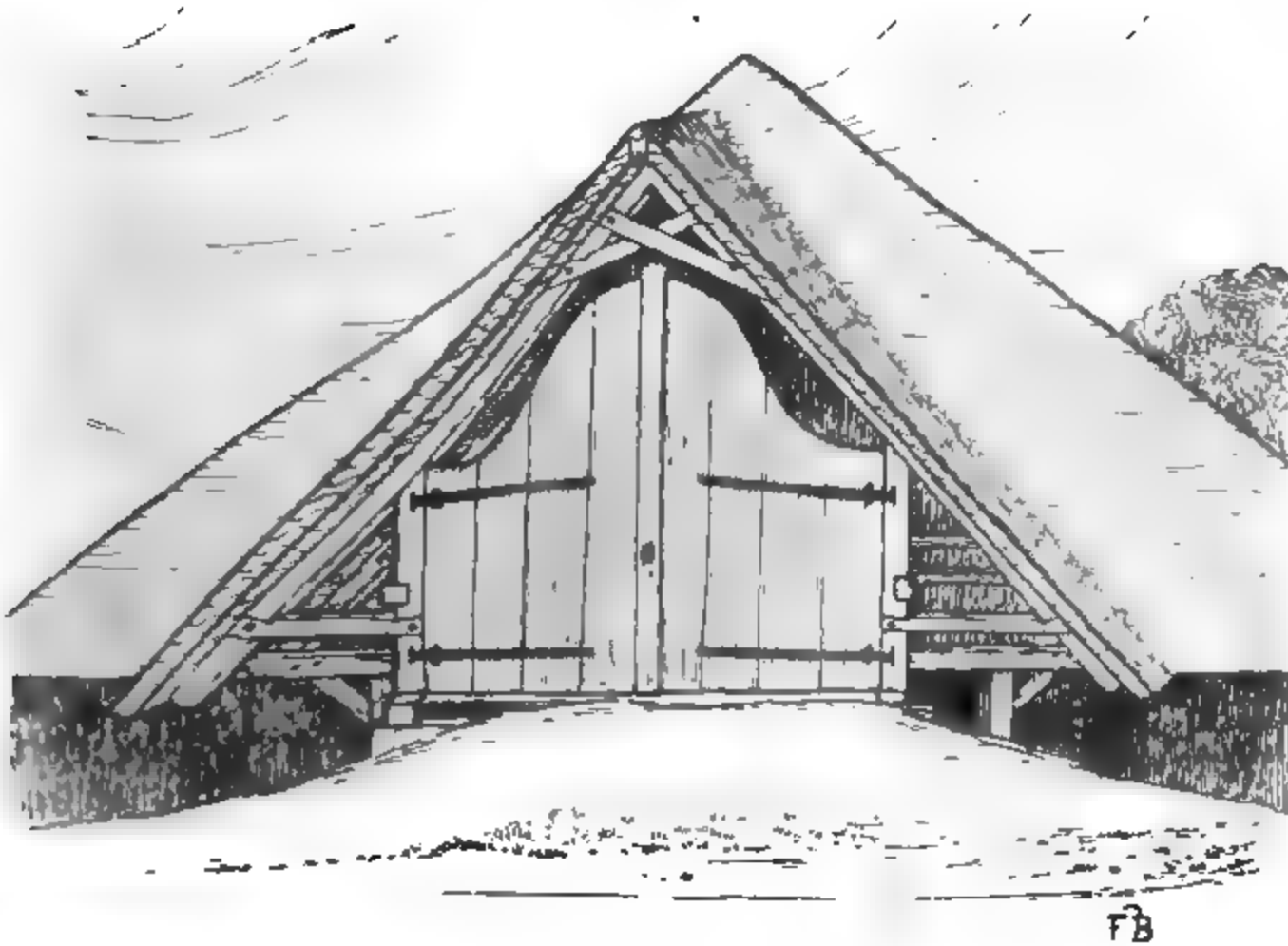
auch Gjinne (vgl. „Trääm“ und „Trään“). Daher das Gjimmeli: eigentlich was sich in die Enge zwischen Daumen und Zeigefinger fassen läßt; bei uns aber bloß noch bildlich: „ein ganz klein wenig“. Die derart durchbrochene Wand heißt Chlaß- oder Gjimme- (Gjinne-) Wand. Größere Öffnungen im Scheuerwerk, welche Licht- und Ausguß gewähren, führen die Bezeichnung Heiterlöcher. Hornige Bilderrede: Tue doch dini Heiterlöcher uf! (brauch deine Augen!) Zugleich als „Heiterloch“ dient auch das Stangeloch oder das Täglicht, durch welches beim Gebräng der Wagen zur Erntezeit je eine der Deichseln sich stecken kann.

Wie mühevoll und langsam auf hochgelegenen Bergheimwesen das

Hinauffchaffen der Ernte-Erträge von der Tenne auf die Bühne mittels Bogen oder Gabel (*ueh eg äble*) geschehen muß, ist anderwärts darge-
tan. Wo dies irgend zu umgehen ist, wird behufs direkter Einfahrt mit Ross und Wagen aus dem Freien nach der Bühne eine Bahn geschaffen, welche auch selber als Ganzes die Zufahrt heißt. Wo der Einbau des Hauses in eine Berglehne solche Bahn selber an die Hand gibt, ist dabei von besonderer Kunstfertigkeit nicht zu reden. Anders, wo die Lage gegen Weg und Straße, das Licht- und Sonnenbedürfnis des Wohnteils, die zu schonende Hofstatt und die Intaktheit des Gartens, und schließlich, aber nicht zuletzt, die Rücksicht auf die Proportionen der gesamten Bauanlage miteinander als entscheidende Faktoren sich zur Erwägung herandrängen. Die hierbei getroffenen Auswege, verbunden mit der höchst ökonomischen Ausnützung des neugestalteten Raums, sind bisweilen Meisterstücke ländlicher Bau-Diplomatie. Man vergleiche unter ältern Mustern die Schaufelbühl-Schmiede (Abbildung S. 209), wo die Einfahrt zum Teil auch als Zugang zum Wohnteil über der im Erdgeschoß befindlichen Werkstatt dient. Um ihrem Doppelzweck zu genügen, verließ sie ihre zu erwartende Lage hinter dem Haus. *D' Chaß het der Stiil hinder ume gnoo*, um sich dem knappen Lager anzubequemen. Eine seitlich aufgeführte Einfahrt in der Ebene zeigen Abbildung S. 211 (unser Lütthi-Haus), und als neueste Art Abbildung S. 214 (das Ripfer-Haus, ebenfalls in Waldhaus). Bei dieser Form waren vor allem die Lage zum Dorfweg und die Rücksicht auf die prächtige Hofstatt maßgebend.

Der mit starken Brettern belegte und zumeist oder ganz überdachte Teil der Einfahrt, mit oder ohne Abschlußtor (Abb. S. 213) und Seitentürchen, heißt *Bünisbrügg*. Sie führt vom Brüggstock weg zwischen oder über den beiden Bühnen so hin, daß ab den eingefahrenen Wagen Garben oder Heu bequem hinuntergeworfen werden können. Zwischen ihr und der Zufahrtsstraße ist der Brüggstock zu einem möglichst ebenen Übergang aufgeschottert und seitlich aufgemauert. Eine steile, dazu noch schmale und jäh umbiegende Einfahrt ist ein ganz besonders eigliches Probestück für einen Rosselenker. Namentlich wenn im Gedräng eines schwülen Erntetages vor Ausbruch eines drohenden Gewitters die vollen Wagen sich unter der Einfahrt stauen. Einem mit diesem Ehrenamt des Züfuehre betrauten Bauernsohn, der vor dem Brüggstock *umg'läart* hatte, wird der Ausruf in den Mund gelegt: *We nume so n e Tonner's Bueb* (nämlich Güeterbueb) *um e Wääg wär*, *das men o öppere chönnt d' Schuld gää!* Den Raum unter dem Brüggstock nützt namentlich die neuere Baukunst bestens

aus. Hier bringt sie die Schweineställe an; Brugg-Ghällerli, Destillierräume, Gefasse für Ackerwerkzeuge hohlen sich ein. Auf der schönen ebenen und breiten Fläche des Bruggstocks aber (vgl. Abb. S. 214) tummelt sich die Jugend, liegt dem Stöckle und Marmele mit Begierde ob. Hier drillten aber auch vormals die Instruktoren der alten Militärschule die Rekruten der Umgegend. Ja in Ermangelung eigener Turnplätze nahmen ältere Lehrer mit ihnen als Noterfah vorlieb.



Einfahrtstor.

Unsere Einfahrt-Bilder können zugleich den ebenerdigen gedeckten Platz um Haus- und Scheunen-Teil, auch um Speicher und Holzhaus herum veranschaulichen, der den allgemeinen Namen Schopf trägt. Auf spezielle Zwecke deuten der Wageschopf, der Holzschopf, ganz besonders aber der für das Bauernhaus so charakteristische Brunne-Schopf, wie wir deren einen abbilden (Abb. S. 215), während andere (z. B. S. 211) in Verbindung mit andern Gebäudeteilen zu sehen sind. Als Wasch- und Tränkeplatz besonders sorgfältig unterhalten, wird der Brunnenschopf zur Winterszeit auch gegen scharfe Winde abgeschlossen und nur auf einer Seite offen gelassen. Besseren Schutz als der halb offene Schopf bietet für Wagen und Pflüge das Remise (la remise).

für den Holzarbeiter (Wagner, Zimmermann) oder den ihn vertretenden Bauer das Schnäfelstübli.

Der vom Schopf in Beschlag genommene, aber bloß von der Gebäudewand begrenzte und gepflasterte Raum heißt B'sepi. Statt dieses Namens lesen wir 1772 „ein B'schüßi“.¹⁸ Uns dagegen ist B'schüßi die Bretterbede des Jauchelochs. — Der Pflasterer b'sepet mit natürlichen „spitze“ Steine“, die er aus Emme oder Grüne holt, oder mit flach g'schlagene B'sepisteine“, die er gleich am Sammelorte bearbeitet. Tritt an Stelle solcher Kiesel der behauene Standstein aus Oberburg,



Bruggloch.

oder die hübsche Fügung aus Zimantblättline, oder der einfache Zementguß, so spricht man vornehmer von einer T'härässe oder Tarräse (Terrasse). — Ein derart belegter Boden ist also ein hartes Ding. Es braucht darum den trockenen Humor eines Emmenthalers, um nach einem getanen schmerzhaften Fall zu scherzen: b' B'sepi isch mer a Schopf uhe g'gumpet.

Auf guten Stand und peinliche Sauberkeit der B'sepi hält die Bäuerin ein besonders wachsames Auge; sie ist ihr ein recht eigentliches Sorgenkind. Nur auf einem ganz verwahrlosten Heim ist auch sie schlecht unterhalten. Bei jeder freien Zeit im Sommer müssen die Gießkanne und ein Messer, „für das es nüt meh schab ist“, ihre Dienste zum B'sepijäte leisten, damit man die unliebsamen Gjätsstübeli auch wirklich „mit de Würzline“ zwischen den Steinen und aus allen Ritzen

¹⁸ St. O. 10, 2, 42. Zu „beschießen“ = den Boden pflastern. Stalder 2, 317.



Brunnenlopf unter der Bünisbrugg.

herauskriege. Und Scheiter, von nachlässigen Händen auf der Wiege „verzatteret“,¹⁹ gehen einer rechtschaffenen Bäuerin auf die Nerven.

Warum auch nicht? Spielt sich doch auf diesem Raum ein großer Teil des häuslichen Lebens ab! „Auf der sonnigen Wiege“ spaziert oder sitzt der behaglich Rauchende, sammeln sich aber auch die zu ernster Feier Gerufenen. Auf ihr als bequemer Futterstätte tummeln sich geflügelte Gäste, indes der scheinbar in tiefen Schlaf versunkene Phylax ungebetenen Besuch in respektvoller Entfernung hält.

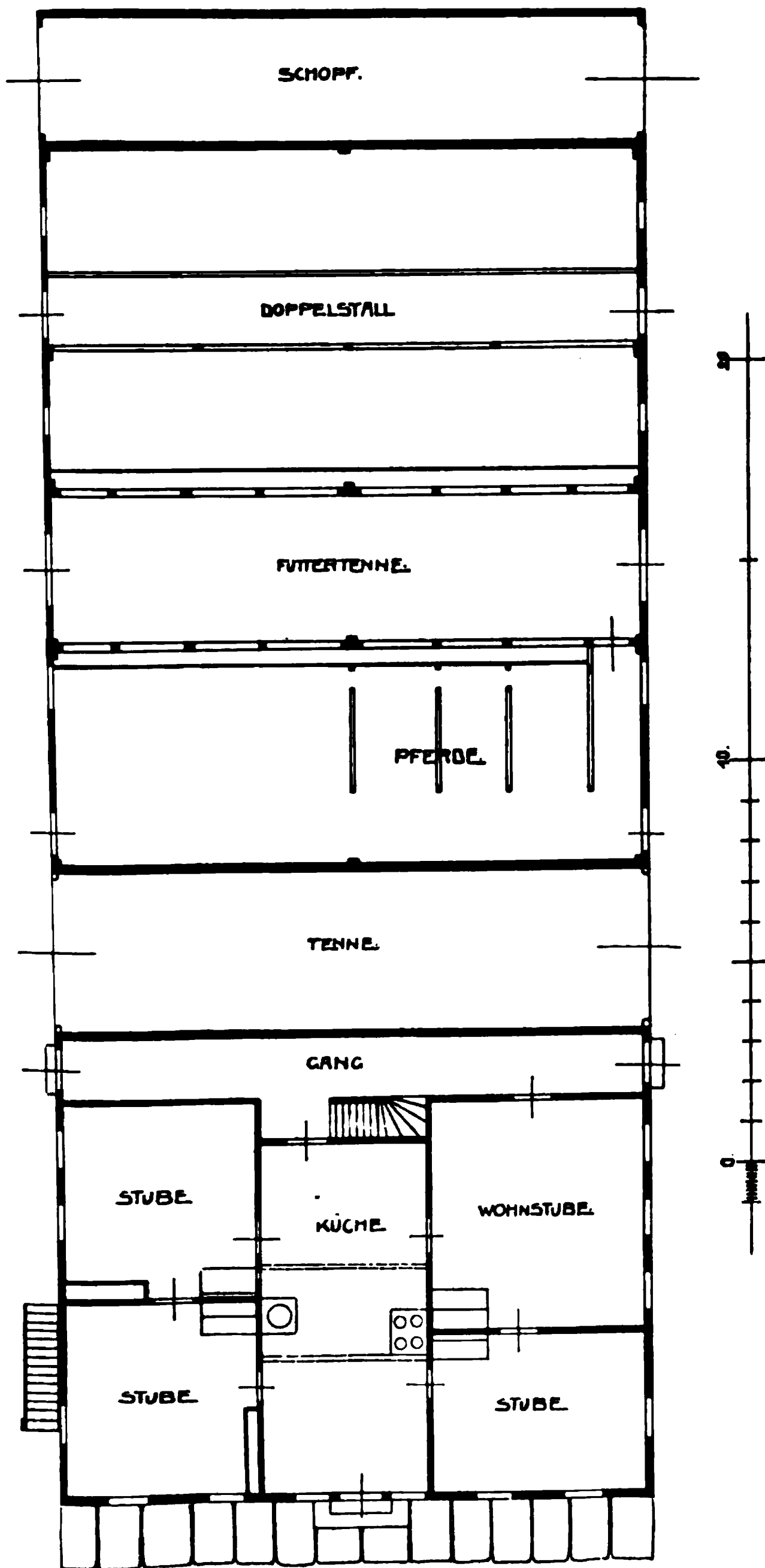
Ein äußeres Verbindungsglied zwischen Scheuerwert und Wohnraum stellt die Laube dar, welche allerdings da und dort durch einen bloßen Füürschärm ersetzt wird: ein an geeigneter, höher Stelle herausragendes Dachstück. Den Vorteil aber, nach Belieben Sonne oder Schatten suchen zu können, bietet erst die zu ebener Erde an zwei oder gar drei Hausseiten angebrachte Sommerlaube. Zuweilen, wie z. B. auf der untern Flueh, oder im Haarisberg zu Sumiswald, bei aller Einfachheit äußerst „heimelig“ und behaglich eingerichtet, dient sie bei einladender Witterung der Familie als Speisepplatz und erleichtert damit obendrein die Reinhaltung der Stuben. Gäste dagegen im Freien, so de Lüten a der Nase²⁰ zu bewirten, „ist auf dem Lande nicht Sitte“;²¹ und wenn jener städtisch gewöhnten Pfarrfamilie auch nur der kleine Finger etwas von den geheimen Liebkosungen der Bäuerin über das Prädikantenpach mit dem Magen ohne Boden²² zugetragen hätte: nimmermehr hätte sie darauf bestanden, sich den ganzen Apparat einer standesgemäß bäuerlichen Bewirtung auf die Sommerlaube zutragen zu lassen.

Wie wertvoll erst die Lauben, welche, fix oder beweglich iigwandet, einen Aufenthalt bei jeglicher Witterung außer in strengster Winterzeit gestatten! Solche Lauben, an einer oder an beiden Langseiten angebracht, zieren und bereichern ganze Stockwerke, namentlich in unsern Wohnstöcken. Sie und da zählt ein älteres Bauernhaus zwei, wohl gar drei Lauben an der Front übereinander. Wie vortrefflich sie namentlich auch dem Speicher stehen, ist anderwärts dargelegt.

Von Laube zu Laube führt bisweilen außen, von Boden zu Boden führt immer innen die Treppe — Stäge — nach den obern Gemächern. An ihre Stufen — Tritte — erinnert die Stäge ungeschickt geschnittener Kopshaare, gemahnt aber auch eine hübsch nach der Größe in Reih und Glied gestellte Geschwisterschar. (Vgl. „Orgele-Pfiffe“).

Wir kehren zum Scheunen-Teil zurück und bitten den Leser, sich das nun über „Dach und Fach“ folgende an der Hand unserer Abb.

¹⁹ GG. 3, 13. ²⁰ Vgl. Bitter Th. 7. ²¹ Amtsr. 76. ²² BSp. 164 ff.



Grundriß eines neuern großen Bauernhauses.

S. 217 und daneben Abb. S. 199 zu vergegenwärtigen. Die Abb. S. 217 ist der (in der Ausführung in einigen Einzelheiten etwas abgeänderte) Grundriß des nämlichen Gygaz-Wäldi-Hauses, dessen photographische Aufnahme wir am Schluß von „Haus und Heim“ im Gesamtbild von Flüelen (S. 243) bringen.

Als die Gytwiler zum Hohn und Troß auf die Lättifoser ihr neues Schulhaus um einen ganzen Schuh länger machten, kam dies nicht etwa der Schulstube, wohl aber in erster Linie der Tenne zu gut. Das Tenn, das hätte man nicht bald zu breit.²³ In der Tat: man denke nur an so regelmäßige Tagesgeschäfte wie Fueter rüste; an Rüebl- und Rüebe-Laub abhaue ganze Herbsttage lang vor dem Trösche (Dreschen) im zügige Tenn. Hiefür gibt es allerdings vollwertige Schadloshaltung durch häusliche Vergnügungen (Tanz u. dgl.) gelegentlich der Sichleten u. s. w. — Wie aber, wenn ein kleiner Schuldenbauer eine oder sogar die verunglückte Milchspenderin i's Tenn nää muß; wenn das Tölkere im Tenn usse als letzte Auskunft übrig bleibt, das beste Viehstück also oder das einzige a der Wälle hanget! Nicht zu reden von dem ergreifendsten aller Anlässe, der bei unfreundlichem Himmel die ganze Familie und Umgebung an diese Stätte ruft: die Sammlung zu einem letzten Geleit. So findet im unausgebauteften Raum des Hauses Wohl und Weh das mannigfaltigste Echo.

In buchstäblichster Weise erscholl dies Echo zu der Zeit, als der Familie Jahres-Brot, durch den Dreschflegel bearbeitet, von der Bühne in die Mühle wanderte. Lieber Flegel sii weder Tenn (lieber Hammer als Amboß): diese Rede empfängt ihren besonders wirkungsvollen Hintergrund, wo die weithin dröhnenden Schläge auf dem Lade-Tenn ihre donnernde Resonanz finden: auf der tannenen Tenne, wie wir unter Nähelegung einer verdunkelten Tautologie verdeutschen können. Denn wahrscheinlich ist mhd. „der“, „die“ und „das“ tenne eine versteinerte alte Adjektivbildung aus „Tanne“.

Gerade zur Dämpfung solchen Lärms, wie auch um der Dauerhaftigkeit willen, geschieht nunmehr das tenne mittelst einer Durchknetung von Lehm, Salz, Ruß, Ochsenblut und Feststampfen mit dreierlei eigenen Holzbrettern: der spizen“, runde“ und breite“ Tennplähe. Von daher der Zuruf an Unachtsame, welche einen frisch gelockerten Boden festtreten, eine Flachspflanzung zerstampfen u. dgl.: „Mach doch nid so n es Tenn! Das git ja n es völligs Tenn!

Auch die mächtigen, behufs Durchfahrt an die riegelartigen Torwächsel anhängbaren beiderseitigen Tennstor, in welchen zum engen

²³ Schm. 2, 356.

Durchpaß die Tennstöörri hängen (Abb. hier unten, noch deutlicher Abb. S. 215) dienen zu allerlei Gebrauch. Für unbeobachtetes Tun bilden sie ein treffliches Versteck. Für Schreibübungen Kleiner und ökonomische Rechnungen Großer geben sie sich willig zu riesigen Schreibtafeln her, und selbst das so viel genannte brave Stalltier kann am neue Tennstor seine Beobachtungsgabe erproben. Auch zu — allerdings etwas massiven — Augenmaßübungen eignen sie sich: untersehte Männer haben eine Leibesbreite, oder einen Rücken, oder Achseln „wi Tennstor“, bezw. deren Flügel.



F. Brand 27.

Kleinbauernhaus.

Doppelte Hindvieh-Stallung oder eigene Bauart bringen die Anlage eines eigenen Fueterterns oder Fuetergangs mit sich, entsprechend dem hindere Gängli oder Säugängli, von welchem aus den Schweinen im Anbau hinter oder neben dem Haus das Futter in den Trog gegossen wird.

Was im Wohnhaus die Stube, ist im Scheuerwerk der Stall — Staal! —, im Volkswitz bisweilen mit Rollentausch: der Stube wi n e Stall! oder wi n e Ställi (Ställchen) kann im Humor eines zu peinlicher Reinlichkeit angehaltenen Wilters die Ehüstube entsprechen. Immerhin bleibt es angesichts der herkömmlichen Bauart für gewöhnlich noch beim Ehüstel, gebildet wie Roßstel (Roßtro), Säustel. Diese kann selbst in den Verben säustle, ehüstle sich fortsetzen: einen Schweinestall, Kuhstall neu machen oder erneuern. Daneben be-

deuten fäustle, chüestle, rostle: den Schweine-, Kuh-, Pferdestall und die darin untergebrachten Tiere besorgen. So, i mues däich gä chüestle, sagt z. B. ein Metzler zur Fütterungs- und Metzzeit.

In solchen Kürzungen liegt ein Fingerzeig für die Bedeutung des Stalls im bäuerlichen Leben. Der Stall ist der Hauptgegenstand der Sorgen einer ganzen Bauernfamilie bei Tag und Nacht, aber auch eines berechtigten Hochgefühls. Der Stall ist das allererste, wohin der Bauer den für urteilsfähig erachteten Besucher führt; der Speicher ist das zweite. Und die Art, wie der Besucher, namentlich ein Viehbesitzer — auch ein benachbarter — beim Betreten eines fremden Stalles Glück i Staal! wünscht, kann dem Eigener nicht gleichgültig sein. Klingt doch durch die scheinbar abgedroschene Formel noch heute etwas von ihrem alten Sinn durch: Versicherung, daß man den fremden Stall unter keinerlei schlimmer Absicht betrete, namentlich nicht durch Beherzung Krankheit oder sonstige Übel hineinzutragen begehre.

Aus der früheren Weide-Praxis schreiben sich noch Redensarten her wie das übertragene ste!!'s ii! ste!!s ihe! d. h. weise diesem Gläschen (durch Austrinken) seinen richtigen Platz an. Zistelle hieß, im Gegensatz zum Uuslaa, der Übergang zur winterlichen Stallfütterung. Heute bedeutet iistelle: ein Pferd, eine Kuh neu erwerben. I ha schön Heu überchoo, i cha ganz guet no n e Chue iistelle, oder: a d' Chrüpfste!!e.

An der Krippe (Chrüpfste!!e) wird jedes Pferd, wie jedes Stück Rindvieh angebunden. Vorn in den Stall kommt das stattlichste und ansehnlichste, oder auch das milchreichste und darum am besten zu fütternde Tier zu stehen. (Die am Ende einer Reihe stehende Kuh pflegt sich nämlich erst mit der Nachbarin in deren Ration zu teilen, um sodann allein sich an die eigene zu machen. Erächt i Chue ist drum e te Chue.)

Durch eine Öffnung in der vordern Krippenwand zieht sich eine kurze Eisenkette, 's Chrüpfestück, an welchem befestigt der hänsene Halsring oder das Halsseil lose um den Hals des Tieres geknüpft wird. Dieses Halsseil trägt behufs recht raschen und bequemen Bindens und Lösen am einen Ende eine Schlaufe (e Lättsch), am andern einen Knoten (Halsring = Chnopf) ungefähr von der Größe eines Hühnereies. Man begreift, wie solch derber Knoten, samt seinem Seilstück bequem unter dem Gewande verbergbar, in früherer Zeit Nachtbuben auf ihrer Kundschaft bei feindlichen Begegnungen als furchtbare Waffe dienen konnte. Stöpsige Tiere werden außerdem durch ein Hornseili, um die Hörner gewunden und am Halsring befestigt, von

unzeitigen Kraftübungen zurückgehalten. Zum Führen des Groß-Tieres dient die Halftere, des Schmalviehs: der Hälslig („Hälslig“²⁴), bei dessen Anlegen sorglich der zämerlig Lätſch (das Bild einer sich zusammenziehenden Schlinge) zu vermeiden ist. — Tue *ne* (zu erdroffelnde) Chaß am Hälslig.

Das Losbinden von der Krippe heißt *ablaa* (ablassen). Für „dumm“ sagt man: 's Chaß, d' Geiß, 's Fülü *ablaa*, *loslaa*, *ußlaa*. Das Gegenteil ist *zuehebinde*; übertragen: Einen dorthin *stellen*, wohin er nach unserer Meinung gehört. „Bing ne *zueche*!“ (Vorge, daß dein Cavalier Ernst macht!) lautet der Refrain einer Mutter.²⁵

Abchoo — Selbstbefreiung — gelingt zuweilen, besonders über Nacht, einem Stalltier, was mit bösen Folgen verknüpft sein kann. Und so *chunnt ab*, wer bösen Wein trinkt oder auch ohne dies in zornmütige, gehässige Stimmung oder tolle Laune gerät. Er ist *e Wüeste*, *wen* er *abchunnt*. Umgekehrt kann aber auch ein durch Amt und Beruf, durch Rücksichten und Einschränkungen aller Art Gebundener ein *längst* im Geiste gereiftes Vorhaben ausführen, *wen* er *einist cha a bchoo*.

Einem Pferd begegnet es gerne, daß es Halfter oder Zugstrang zwischen die Füße bekommt: es ist *uber* oder *het uber*; es *het übergschläge* oder *überg'haagglet*.

Vergleichbar einer Leiter, die in wagrechter Längsrichtung schräg angelehnt ist, deren Sprossen (Seigel) aber sehr nahe beisammenstehen, hängt über der Krippe die Raufe (der Baare). Das Einschieben von Gras und Heu in denselben — *ihe gää* — ruft auch Bilderreden wie: Einem ein kostbares, unerseßliches Eigentum *i Baaren* *ihe stoße* („die Perlen vor die Säue werfen“). Eine einmalige Füllung der Raufe heißt es *Baaretli*. Dem Esel es *Baaretli* *Düürs* *ihe gää*: Verhöhnung des Tabakkauens. Ein schlimmes Zeichen ist, wenn wählerische Stalltiere bei vollgestopfter Raufe *i Baare*, hungrige dagegen *i lääre Baare brüele*. Gegensatz: *gäng der Baare voll ha*, *am (volle) Baare staa* (im Überflusse schwelgen). — *3 Baaren uhe springe*: das Gebahren blutig verwundeter oder vom wütenden Roller ergriffener Pferde; bildlich: wütender Menschen.²⁶ Einen *i Baare spränge*: in Zorn, Wut versetzen; damit ihn völlig in seine Gewalt bekommen, und unter Mißbrauch dieser Macht ihn täuschen, ausnutzen. — Stalltieren der Grind *i Baaren uhe binde*: Auskunftsmittel, um eine störrische Kuh zu melken, ein störrisches Pferd zu reinigen, oder ein faules von unzeitigem Liegen abzuhalten. So

²⁴ Geldkt. 409. ²⁵ Lischeb. 17. ²⁶ Schm. 2, 255.

hofft Mädi, als künftige Bäuerin dem spöttisch-widerspänstigen „Sami, dem Schnürfli, de der Gring i Bahren uhe z'binge, daß er de wüß, daß er e Meister heig“.²⁷

Die den Tieren zum Stehen und Liegen angewiesene Stallbreite heißt das Läger. Es besteht am zweckmäßigsten aus Zementguß mit überdeckendem Bretterboden. Früher war es in der Regel (als „Bsegi“²⁸) aus flachgeschlagenen oder spitzen Pflastersteinen gefertigt. Es läuft in die Rinne (die Schale, der Schoorgräbe) aus, durch welche Urin und (mittels Abshoore durch die Schoorchüfle) Kot in den Jauchelasten gelangen. Ein heftig ausschlagendes Tier kann mit Leichtigkeit seinen Pfleger i Schoorgraben uhe schlaa, daß er bewußtlos da liegt. Daher das Bild von einem, den ein schweres Geschick, ein kaum zu verwindendes Unglück getroffen hat: es het nen i Schoorgraben uhe gschläge. (Der Schoorgrabe heißt auch eine Bodeneinfenkung zwischen Sumiswald und Grünen.) Ein handhoher Randstein trennt die Schale vom Gang, in welchem das an die Mauer lehrende Staaibänkli nicht fehlen darf.

Und nun zum Wohn-Teil — zunächst zu dessen unscheinbarsten Räumen. Wie der Treppenraum zu ebener Erde im Freien das Hundshaus, Hundshüsi zu bergen pflegt, so ist derselbe Raum innen und oben in Form von allerlei Ghältli, Verschlacht, Eggeli, Ehrüpli ausgenutzt, um sich so den durch die Garbenbühne verdrängten Estrich (Esterig) zu ersetzen.

Wie der Stein- und nach ihm der Holzbau den Esterig (mlat. astracus soviel wie Pflaster, „Bsegi“) unmittelbar unter das Dach verwiesen hat, so verlegte sie den Speisebehälter, das cellarium, den Keller (Chäller) in den auch im Bauernhaus nun meist gewölbten Raum unter dem Wohngebäude. In seine Tiefen führt die Chällerstäge, da und dort (meist in Wirtschaftshäusern) durch den verschließbaren Chällergatter gegen Einbruch gesichert. Der Vorraum vor der Chällertür: der Chällerhaß, dient gelegentlich zum Bergen von Traggeräten u. dgl. und ist zum Schutz vor Regen und Schnee gern überdeckt durch das Chällerläubli. (Abb. S. 195.) Auf diesem, vor den Fenstern der Wohnstube, spielt sich ein guter Teil kindlichen Treibens ab, und mehr als einmal ersetzte der Kinder Schutzgeist die mangelnde Schutzwehr. Einen noch beliebteren Aufenthalt kennen freilich die Kleinen, wenn bei Herbstanbruch der Chäller 'pußt (aus- und aufgeräumt) und mit Vorräten vollgespickt ist, so daß die Bäuerin in dieser ihrer Domäne getrost tarf dem Winter eggäge (entgegen) luege.

²⁷ AB. 1, 300. ²⁸ UR. 169.

Und die jährlich tausend Gänge d' Chällerstägen uuf un aab bedeuten für sie keinen Zeitverlust, weil sie in diesem den Früchten so zuträglichen Hellbunkel sich genau auskennt. Zu dieser jeweils augenblicklichen Orientierung helfen ihr die Alte^mlöcher: die im Sommer durch Gitter, im Winter durch Fenster vermachteⁿ Maueröffnungen. Dieselben ermöglichen zugleich ein zeitsparendes Ahelaa („Hinunterlassen“) der herangefahrenen Kartoffeln und Runkelrüben in die bereit gehaltenen Bretterverschläge: „Chrumme“. Der Chrumme (zu mhd. krumen, kram, gekrummen: mit hakenförmig gekrümmten Fingern oder Strallen kneipen) ist ein eng abgegrenzter Verschlag, gleichsam ein abgekniffenes Stückchen Raum; vergl. den Fährli-Chrumme im Schweinestall, den spassig so geheißenen Fülänz-Chrumme (das Ruhebett) der Wohnstube, und das mit Chrumme synonyme Chrübli, die Chrübe. Die Hårdöpfel-Chrumme im Keller enthalten in strenger Sonderung die als „Samen“, die zum Sieden, zum andersartigen Bereiten aufbewahrten Rööfeler, Blüemmeler, Brienzer, Schneeflocker, Imperatoreⁿ, Wältwunder, Bodespränger, Agspasia (Aspasia) und wer weiß wie viele noch der im Erproben begriffenen Sorten. Andere Verschläge bergen die Rüebli (gelbe Rüben), die Rüebe (Mohrrüben), die eßbaren Chabisrüebe (Bodenkohlraben); die Runggle (Runkelrüben als Viehfutter) liegen bisweilen in eigenem Runggle-Chällerli.

Den innern Kellerwänden nach breiten sich, von Säulen und Seitenstützen getragen, doppelt oder zu dreien übereinander die Hurdine (Einzahl: die Hurd) zum Lagern des Kernobstes: der Döpfel und Bire (wie bei uns die auch in die Einzahl vorgebrungene Mehrzahl beider lautet). Eigentlich ist die Hurd (vgl. Hürde = lat. crâtes) ein dichtes Flechtwerk aus Haselzweigen mit vorteilhaftem Luftdurchzug; seit aber der einfachere und billigere Bau aus Brettern aufgetommen ist, teilen sich auch diese Brügine noch in den alten Namen. Nach deren dickem Belag im Keller sagt man auch: e ganzi Brügi Döpfel, Hårdöpfel u. dgl. si am Bode g'läge, d. h. der Boden war von ihnen über und über bedeckt.

Wo möglich, birgt eine eigene Abteilung die Bottiche für das eingäuerte Gemüse: d' Sürbocke für Sürchäbis (Sauerkraut), un obedruff die weniger haltbaren Surrüebe; das kleinere Sürbockli für Sürchööli, sowie gelegentlich ein Fäßchen für die Sur- oder die Salzbohne.

Mit den Wurzeln eingepflanzt, grünen in einem günstigen Winkel Lauch, Selleri, süeße (nicht eingesäuerter) Chabis, Blumenchööli.

Nicht so viel Raum beansprucht im Käsezeitalter der Chäller-
tisch mit den Milch-Chachle, mit der Chääsgespe, worin der
Käse sorglich in Tücher eingeschlagen liegt. Bisweilen lagern im Keller
auch die vorrätigen Brot-Laibe. Auf einer von der Decke herunterhän-
genden Bankig sind sie den Zähnen der Ratten und Mäuse entzogen,
die begreiflich in einem Bauernkeller nicht an das Schicksal ihrer kirch-
lichen Kolleginnen gewöhnt sind. Vielmehr haben die merkwürdigen Tiere
hier das Brauchen gelernt — aber auch das Sparen. Nicht selten trifft
man draußen im Acker Höhlungen, in denen sich kleine Erdäpfel ver-
borgen finden: das sind die Müüse-Chällerli.

Haben wir uns noch das Äsche-Chällerli gemerkt und beim
Blick auf den Wäb-Chäller uns das Schicksal des Stören-Webers
früherer Zeit im kalten Winter vor Augen gemalt — so ist es Zeit,
daß wir die in den rostigen Angeln knarrende Tür zuzieh, den Rie-
gel des schweren Schlosses sich vorschieben lassen, und den Schlüssel an
seiner blindlings zu findenden Stelle versorgen. Vor Schlafengehen er-
kundigen wir uns aber noch angelegentlich mit der Bäuerin: Ist
emal de der Chällerschlüssel dabe?

Der Bäuerin eigenstes Departement ist immerhin d' Chuchi.
Daß außer der Feldherrin und ihrem weiblichen Generalstab niemmer
nüt i der Chuchi z'tue heig, dokumentiert heute schon ein ver-
ständnisvoller Bauer als Bauherr damit, daß namentlich die Wohnstube
und soweit als möglich auch die andern Zimmer eigene Ausgänge bekom-
men. Wie anders ehemals! Da bildete den Küchenraum (das „Innhauß“²⁹)
der große unabgeteilte Platz zwischen Wohngebäude und Scheuerwerk,³⁰
ohne „Hurd“³¹ bis zur Dachbekleidung hinaufreichend. Also die richtige
kaminlose Rauch-Chuchi,³² die jedoch den Vorteil einer ausgiebigen
und zweckgemäßen Fleisch-Räucherung gewährt. Der hiezu dienende
Raumteil heißt bei Gotthelf die „Hele“, „Helle“³³ (zu „hehlen“, sehr
schief durch „Schornstein“³⁴ ersetzt). Genauer jedoch bedeutete die Häli
(„Heli“³⁵) die eigene Aufhänge-Vorrichtung für das Fleisch. Drum konn-
ten in einem Inventar von 1776 figurieren: „2 Hählen“.³⁶ Des Aus-
drucks wußte sich aber in Lüzelflüh ein einziger alter Mann zu erinnern.
Gebräuchlicher ist dagegen bis zur Stunde die Äsni („Äsnit“,³⁷ im
Simmental: die Äsme). Das Wort, welches vielleicht bis auf das ur-
germanisch-finnische ansas (Balten) zurückgeht, bedeutet in der Tat
zunächst den auch in neuern Rauchfängen sich wagrecht hinziehenden
Balten, an dessen eiserne Haken mittelst der eigens konstruierten Fleisch-

²⁹ Öf. D. 10, 2, 45. ³⁰ Vgl. Trub 30, 109 f. ³¹ Hunziler aaO. ³² v. Alm. 2 f.
³³ SchM. 1, 305 Hs. ³⁴ Ebb. (1838. 48). ³⁵ MZ. Ws. 90. ³⁶ Bifang. ³⁷ Hunziler aaO.

g a b l e (Abb. S. 77) die Fleischstücke zum ä s n e (oder rä u t e, rauchne) gehängt werden. In erweitertem Sinn bedeutet A s n i den Rauchfang selbst. Begreiflich bietet dieser, wenn er im Dienste solcher Fleisch- r ä u t i zu Winteranfang vollbesetzt ist, eine Augenweide für G' l u s t- c h a p e in übertragenem wie eigentlichem Sinn. Wer kennt nicht das Rinderrätzel: H u r i H a a r i h o c k e t, L i m p i L ä m p i l a m p e t (oder: hanget); H u r i H a a r i h ä t t g a r g ä r n, d a s L i m p i L ä m p i a h e c h ä ä m.

Von selber deuten sich hienach Benennungen wie R u e s t l i (=viele) und R u e s s g ä d e ³⁸ für Dachverkleidung und anstoßendes Schlafgemach eines laminosen Hauses. Ebenso der vermegen groteske Sarkasmus: „D u w i r s t d e e i n i s c h n o e r u e s s i g i H i m m e l s f a h r t h a a!“ (wirfst in die Hölle kommen.) — Wer einen Rußfleck abgetrieget hat, erklärt dies etwa mit der Rede: I h a d r u m d' C h u c h i b s c h l o s s e!

Derbe Bilder wie 's C h e m i r u e s s e (sich die Nase schneuzen), logische Witze wie 's W i s s e vom D f e b ä s e u 's S c h w a r z e vom E i, sodann die Erscheinung des C h e m i f ä g e r führen uns auf einen Hauptbestandteil der Küche. Mit dem im Schornstein sich ansammelnden Rauch und Ruß steht das i 's C h e m i s c h r i i b e unerhältlicher Beträge in Verbindung. Das Emporragen des R a m i n s über das Dach läßt von Schulden sprechen bis u b e r 's C h e m i u e h e, „Schulde, i i l u e g e s a s t z o' n i C h e m i u u s.“ Die ventilartig verstellbare C h e m i f a l l e hindert wohl das Hinunterdringen von Regen und Schnee, nicht aber die Laune des Glücks, in deren Folge d's G ä l t d ü r 's C h e m i a b r ä g n e t.

Wie gewonnen, so zerronnen: sinnlos verschleudertes Gut geit d ü r 's C h e m i u u f, wird d ü r 's C h e m i u e h e g' j a g t, wie der im trichterartigen Rauchfang direkt über dem Herd (über der C h e m i- h u t t e) sich ansammelnde und alsdann durch die C h e m i f a l l e entlassene Rauch. Ältere Bauart ließ über der Brandmauer den F l a m m e s t e i („Flammstein“) ³⁹ in der ganzen Breite des Herdes um 30 cm (1 Schuh) herausragen behufs Auffangens emporfahrender Funken oder Flammen.

Das war allerdings eine beträchtliche Sicherung gegen Feuergefahr, die bei der Üblichkeit hölzerner Ofenbretter ⁴⁰ und von G l u e t- s t e i n e n oder G l u e t p f a n n e n zur Erwärmung von T e n n und S t a l l ⁴¹ ohnehin noch groß genug war. Auch die alte Einrichtung des Herdes trug zur Verminderung der Gefahr nicht eben bei. Vergewärtigen wir uns so eine Feuergrube mit der frei ringsum prasselnden und lohenden Flamme (wie noch in alten welschen Küchen zu sehen), über ihr der hängende Kochtopf (die c r é m a i l l è r e) oder der fetttriefende Bratspieß.

³⁸ AB. 1, 325. ³⁹ Ger. Zw. (1788). ⁴⁰ Ebb. ⁴¹ Ebb.

Später die zwischen aufgerichteten Sandsteinen oder Mauern „eingepreßte Flamme“, überdeckt erst von der steinernen, dann von der eisernen Platte mit Aufnahme-Öffnungen für das Kochgeschirr. Endlich — und heute auch in Lüzelflüh fast allgemein — der ausgemauerte eiserne Kochherd: ein Laboratorium, welches das Kochen zur höchst interessanten Wissenschaft und Kunst erheben könnte, zugleich auch die Küche zum behaglich temperierten Speiseraum gestaltet. Denn auch der frühere, aus gestampftem Lehm oder bloßer Erde bestehende *Chuchiböde*, der manchem Mütterchen auf nächtlicher Krankenwache trotz den an den Füßen getragenen *Chuchifinte* erst das verdächtige *Chuchihüestli*, dann den vollausbrechenden *Chuchihueste* als Anzeichen ernstlicher Erkrankung brachte, ist nun dem trockenen *Zimäntböde* gewichen.

Es braucht also keineswegs mehr das bloße *Fürblattehuhn*, die *Fürblattechaz*, der *Fürblattehängst* zu sein, die für kurze Zeit am Herd behaglichen Aufenthalt suchen. Zum friedlosen Raum, zu „d's Tüüfels *Chuchi*“, ⁴² kann nur der allgemeine Unfriede im Haus ihn gestalten, zumal die Eifersucht zweier Weiber, wo an ei'r *Fürblatte* z'*fämechöme*. ⁴³ Etwas anderes ist es, wenn infolge weiblicher Untüchtigkeit oder Faulheit der Mann den *Chuchischmöcker* (Topfgucker), den *Chuchimuch* ⁴⁴ oder *-schmuck* (Küchenhandlanger) oder *Chuchischmücker* (gleich der Spitzmaus behend hin und her eilenden Küchenmeister) machen muß; und wieder etwas ganz anderes, wo eigene Berufsverhältnisse die fleißige Frau an den Arbeitstisch binden, den Mann an den Herd rufen.

Im richtigen Bauernhause jedoch „ist die Köchin gewöhnlich die gute Mutter selbst. Es ist die alte echte Hausfrau, welche das Feuer anzündet im Hause des Morgens, und des Abends es löscht. Sie ist des Feuers Herrin, und das Feuer ihr Diener. Sie ist des Hauses Priesterin; sie wahret, sie bauet des Hauses Segen auf ihrem Herde. Es ist etwas wunderbar Ehrwürdiges und Altertümliches in diesem Beherrschen des Herdes, diesem Schalten und Walten mit dem Feuer, der wahren Hausfrau eigentümlichster Pflicht“. ⁴⁵

Aber grad eine solche Hausfrau weiß auch, daß ihrer noch andere Pflichten harren, daß sie nicht immer tarf i der *Chuchi hode*. Sie sorgt, daß sie no einist us der *Chuchi use chunnt*, und nicht etwa gar die Zurechtweisung zu hören bekommt: Wart, i wil! der d'*Chuchiruumme*!

Wenn nicht durch eine einfache Waschbank ersetzt, steht an einer

⁴² Ztgst. 2, 156. ⁴³ AB. 1, 8; vgl. Stidelberger JG., 38. ⁴⁴ AB. 1, 467. ⁴⁵ GG. 3 71.

Wand der Küche der Schüttstei (Kinnstein) mit oder ohne Spülwasser-Ablauf. „Es isch, wie wenn (du vertunliche Frau) d's Geld i Schüttstei abe tätist werfe.“⁴⁶ Es Muu' wi ne Schüttstei⁴⁷: ein häßlich großer Mund.

Eine Ecke der Küche ist bisweilen zu einer kleinen Speisekammer — „Spedgaden“,⁴⁸ Spädhämmerli⁴⁹ — nach Arthur Bitter⁴⁹ auch gerne zu einem Eucharistübli ausgebaut. Letzteres wird erwachsenen Mädchen als Privatissimum angewiesen; aber auch Besuche wie etwa zuträgerische Hausiererinnen werden dort von gewissen Bäuerinnen heimlich bewirtet.⁵⁰

Zur Seite des Herdes macht uns ein Ofenbrätt oder ein Heiztöri auf das Heizhästli aufmerksam, dessen zu verbrennender Inhalt — die Heiz — behufs völligen Austrocknens vorgängig iigstüht (in den noch halbwarmen Ofen geschoben) worden ist. Will man aber die Sache zu gut machen, so saht d' Zistüßi („Einstüße“)⁵¹ aa motte (schwelen); plötzlich sauft es drinnen und flädderet uf: d' Zistüßi ist aag'gange! So heißt's bildlich auch, wenn ein lange verhaltener Zorn plötzlich aufflammt. So kann zur Zeit oder Unzeit der Ofen über seine ganze Oberfläche hin warme, ja überheiß werden: „heiß wi ne glüejigen Ofen.“ Verlorne Liebesmüh ist es dagegen nach bekannter Rede, i halten Ofen ihe z'blaase, damit die Frierenden erwarme. — Dieses „Erwarmen“ hat Bixius besonders schön verbildlicht; er hat in eigenem Kapitel gezeigt, „wie Meheli erwarmet“⁵² erst in des Mannes Hause, dann in der umgebenden Welt; wie das echt Weibliche der jungen Frau Funken um Funken verborgener Gemütswärme dem Herzen der rauhen Schwiegermutter entlockt, bis endlich in Jowägers Haus zwei gute Frauen auf einmal dem warmen Ofen⁵³ verglichen werden können. — Ein „warmer Freund“ ist der Ofen nicht bloß des unabtreiblichen Ofenhöck, der uf em Ofen ume bääret, in seiner ganzen Länge sich ausstreckt⁵⁴ und schnarcht, „daß die Strümpfe an der Ofenstange ins Blamp“ geraten.⁵⁵ Auch dem Bauherrn selbst, dem zu leibhaftigem „Besitz“ solchen Eigentums zumeist die Zeit fehlt, ist das halb personifizierte⁵⁶ Wesen so sehr ans Herz gewachsen, daß er dem selten durch städtische Einrichtungen ersetzten sandsteinernen Bau seinen und seiner Ehefrau Namen einmeißeln läßt. Und zwar mehr und mehr durch kundige Hände, so daß die oft äußerst zweifelhaften Hieroglyphen ungeübter Steinmetzen nach und nach verschwinden. (Vgl. S. 155.)

⁴⁶ MBB. Mg. 267. ⁴⁷ Michel 254. ⁴⁸ Schuldb. 182. ⁴⁹ In Bern wird das Polizeigefängnis „Spädhämmerli“ geheißen. ⁵⁰ Zh. 15, 17; GE. 3. ⁵¹ GE. 3. ⁵² Ger. Zw. (1788). ⁵³ MB. 2, 28 ff.; 83 ff. ⁵⁴ MB. 322. ⁵⁵ SchM. 2, 65. ⁵⁶ Dursli 233. ⁵⁷ Vgl. E. Tobler, Kl. Schriften (in der Besprechung der „Mordnächte“).

Wer aber gehört uf en Ofen statt an den Arbeitsplatz? Der Groß-
 ätti, das alte Mütterchen, gleich wie „Urahne gebückt sitzt hinter dem
 Ofen (in der Hölle der alt-alemannischen Einrichtung) im Pfuhl“. Bei
 uns versteht man dieses hinter em Ofen nicht mehr als verbiente, son-
 dern bloß noch allenfalls als gezwungene Ruhe. „Hinter'n Ofen“⁵⁷
 sollen die vom (politischen) Ruder Abgedrängten; hier bergen und ver-
 bergen sich verbittert die Wohlmeinenden, die man der Profitmacherei
 bezichtigte: „Wen" eine so naach bim Ofen siig, so gang er nid
 hurti ungwärmt dänne.“⁵⁸ — Was alles zeigt ein Blick under en
 Ofen! Ein Regiment alter und neuer, „gefalbeter“⁵⁹ und grauer oder
 fuchsröter, ganzer und invalider Schuhe; wie als deren Hüter am Win-
 terabend der Hund, und als dessen Gefährte die schnurrende Eigenerin
 des malerisch nachlässig undere g'stellte" Thapenblättli. — Um en
 Ofen ume: der Ofenbank als zu- und wegtragbare Erweiterung der
 steinernen Sitzplatte, in ältern Zeiten dem Umgänger als Tischtisch,⁶⁰
 der Bäuerin aber während der herbstlichen Obst- und Bohnendarre als
 Reserveplatz dienend. Fix angebracht ist oder war dagegen das als Schemel
 um den Fuß des Ofens laufende Ofenbänkli.

Bloß vom Kochen, also von der Kunst der Küche her einiger-
 maßen erwärmt und daher bisweilen selber Kunst⁶¹ oder auch „Kunst-
 ofen“⁶² genannt, leistet der untere Ofenteil in der äußern Stube seine
 besonders ausdauernden und leicht zu erlangenden Dienste. Aus einer
 Sandsteinplatte gehauen oder aus Ofenschalen gefügt, stellt der Ofen-
 tritt,⁶³ die Trittblatte, der Tritt oder Sitz⁶⁴ gleichsam den Ofen
 in verjüngtem Maßstabe dar. Er ist die Quintessenz seiner Behaglichkeit,
 ist sein „besseres Selbst“. Auf dem warmen Ofentritt erbauen sich am
 Weihnacht Nachmittag der geplagte „Schuldenbauer“⁶⁵ und sein tapferes
 Weib an des kleinen Bibelvorlesers Stimme; auf dem kalten Ofen
 aber laut trübselig an trübseligen Gedanken der vereinsamte „Schul-
 meister“.⁶⁶ So kann, ähnlich wie „Steine reden“, die starre Ofenplatte
 gleichsam zur elastischen Mitschwingerin, zur lebhaften Resonanz unserer
 Gefühle werden. Drum auch wird dem unangesehensten Besucher der
 warme „Ofentritt gegönnt und das Reden nach Belieben“.⁶⁷

Mit dem Ofenzopfe dagegen — dem kühl bleibenden äußern Ende
 der Platte — begnügt sich der Stumpfsinnige, der untätig ins Leere
 starrend da hocket wi Chlööri (ein armer alter Umgänger) uf em
 Ofenzopfe. Aber auch die geschäftige Eile. So sitzt das fleißige Anneli

⁵⁷ Btgst. 1, 179. ⁵⁸ Gelbst. 205. ⁵⁹ UB. 243. ⁶⁰ Segen 85. ⁶¹ Rätli 165;
 Dursli 294; MB. 2 J. 118. ⁶² Arm. 156. ⁶³ Bern. 267. ⁶⁴ Rätli 165 Hs. ⁶⁵ 126.
⁶⁶ 1, 349. ⁶⁷ Btgst. 2, 126.

nur hier rasch ab, um das Butterstoßfaß zu bearbeiten,⁶⁸ und hastig naht sich ihm am Schlachtfestabend die Mutter, um das Tranchiermesser zu weihen.⁶⁹ Sein striktes Gegenteil ist das an die Brandmauer stoßende Ofeneggeli, der Ofenegge. Nicht nur bietet sich hier bequeme Anlehnung, sondern sein Wärmemaximum ladet ein zum z'war-me-Ste!le vorgängig gekochter Speisen, zum dänne-Ste!le, dänne-Decke für hintendrein erwartete Esser. I d' Stube, Möbel, es si Rüeblü uf em Ofen! ist ein neckisches „Herein!“ auf ein Klopfen, dessen Urheber man zu erkennen glaubt.

Ebenfalls hiezu, aber auch zur Versorgung der Häfe voll T'hee,⁷⁰ voll Trank für halbe und ganze Patienten dient das Ofeloch, Ofehüli, Ofeggüggeli⁷¹ mit oder ohne Ofetöörli bezw. Ofeläbli, düürgään (durchgehend) oder bloß auf einer Seite eingehöhlt.

Über dem Ofen-Aussatz oder dem oberen Ofen trennt das hölzerne Ofewändli die innere und äußere Stube. Von der Decke herunter aber hängt ein einfacher Trocknungsapparat: das einzelne oder die mehreren unter sich verbundenen Ofestängli („Ofestängli“)⁷². Hier hängen über Nacht des Bauern nasse Gewänder,⁷³ die er oft schon wieder anziehen muß, gäb si nume rächt verplampet hei. Hier trocknen Windeln und sonstige kleine Wäschestücke, und verrichtet die aufsteigende Wärme tausend bescheidene Dienste.

An die Ofenwand grenzt das aus der Zimmerdecke quadratisch oder auch elliptisch ausgesägte Ofeloch, „das Loch über'm Ofen der untern Stube“,⁷⁴ durch welches man unmittelbar aus der Stube ins Gaden hinauf schlüpfen (uehe schlüüffe) kann. — Dieses Gadeloch, wie es daher auch heißt, bleibt nach Belieben und Bedürfnis ganz oder halb offen oder (sei's mittelst Schieber,⁷⁵ sei's mittelst Klapptürchen) geschlossen. Damit wird mangels eigener Heizeinrichtung die Zimmerwärme benutzt (oder abgesperrt). Die eines Edison würdige Erfindung bietet aber noch weit feinere Vorteile. Ohne daß man den Horcher an der Wand zu machen braucht, bleiben Eltern und Söhne und Töchter in jenem Rapport, jener Fühlung, der ein da und dort dem Ohre zugetragenes Wort voll genügt.⁷⁶

Was bedeutet „der Cheer“ (etwa ein aus der Ostschweiz eingeschlepptes Cheer = Keller?) in dem bekannten Kinderspruch: „Es giiget es Müüsi, es tanzet e Bär vom Ofeloch dänne bis ahen i Cheer?“⁷⁷

⁶⁸ Gf. Gf. 1902, 245. ⁶⁹ Ebd. 276. ⁷⁰ AB. 2, 02; SchM. 1, 123. ⁷¹ AB. 1 90; MB. 2 J. 292. ⁷² Ger. Tw. (1788). ⁷³ Schulbb. 280. ⁷⁴ Räthi 284. ⁷⁵ MB. B. 90. ⁷⁶ Bgl. Stgt. 2, 163; Räf. 377. ⁷⁷ RZ. 02, 232; 03, 172.

Wie dem Keller und Estrich, ist auch dem Gade (das Gade hieß der Gade⁷⁸ bis in Gotthelfs Zeit hinein) eine bestimmte Stelle im Haus angewiesen worden. Ursprünglich war das Gaden wie der Saal u. s. w. ein eigenes „Gebäude“ („gatmo“), Gadem, Gädemli speziell für Vieh, vgl. den Ort Gadmen. Als Anbau (das Milchgade, „der Käsgaden“),⁷⁹ als Nebengehäلتchen (das „Nebengaden“ der Turmzelle 1789),⁸⁰ als Dachkammer („wie viel zahlsch für das Gadi?“)⁸¹ hat es sich mit der Zeit seinen bestimmten Platz im Bauplan des Hauses errungen; zunächst (wie noch zur Stunde in alten Berghäusern) als Nebetgade, soviel wie Nebenstube im ausdrücklichen Gegensatz zum Obergade im obern Stockwerk. So verzeichnet ein Inventar von 1776⁸² „1 Kleiderschafft im Nebendgaden, 2 dito im Obergaden“. Einem, dessen Denken sich nicht in den gewohnten Bahnen bewegt, fällt's im Obergade oder im Oberstübli („es rappelt ihm im Obergaden“).⁸³ Ein allzeit zum Lachen aufgelegtes Mädchen dagegen ist es Lachigade (oder e Lachbänz).

Der neuern Bauart gemäß ist nun schlechthin „Obergade“ gleichbedeutend mit Gade.⁸⁴ Es dient als Schlafgemach⁸⁵ für erwachsene Kinder und Dienstboten. So ausschließlich ist es Schlafgemach, daß z. B. das frühere Gaden im Flüelenstalden seit seiner Einrichtung für Separatbewirtung das obere Stübli genannt wird.⁸⁶

Im Gaden also schläft auch der erwachsene Bauernsohn, die großgewordene Bauerntochter. Einem edelgearteten Mädchen wird das Gaden oder Gädeli zum „Heiligtum, zum Schauplatz seiner Träume, zu seinem Allerheiligsten“;⁸⁷ und als Gegenbild zu Ott's Siebethaler-Mädeli können sich vor Gadenfenstern wie Elsi's, der „seltsamen Magd“,⁸⁸ Abschiedsszenen von ergreifender Wirkung abspielen.

Bedeutungsvoll zählt darum unter die Winke, welche Michels⁸⁹ erfahrene Mutter ihm für seine „Brautschau“ erteilt, auch dieser: „Du mußt ein Meitschi sehen am Morgen, wenn es aus dem Gaden kommt.“

Wie seltsam aber war es einem als Waisenkind der Gott's Wille ins Haus genommenen Meyeli zu Mut, als es, statt in einem ruhigen Gaden, als junge Frau erstmals in einem freundlichen Stübchen erwachte!⁹⁰ Und als auch es künftig „i d' Stube!“ „chömit e chlii i d' Stube!“ leutselig einladen (Ein i d' Stube heiße) durfte! Nämlich in die Wohnstube, allenfalls — weil für alle bestimmt — auch Ehnächtestube, zuweilen einmal Purrestube genannt. C'est

⁷⁸ AM. 1818, 177; RÄf. 233 und 5. ⁷⁹ RÄf. 233. ⁸⁰ Ger. Zw. ⁸¹ MAB. Anna 210. ⁸² Bisang. ⁸³ RÄf. 459. ⁸⁴ Ger. Zw. (1789). ⁸⁵ SchM. 2, 106. ⁸⁶ Brüder 207. ⁸⁷ Ztgst. 2, 204. ⁸⁸ 97/8. ⁸⁹ 184. ⁹⁰ MAB. 2, 28.

le ton, qui fait la chanson, und der Ton des täglichen Gesprächs sowohl wie der gelegentlichen Unterhaltung mit Besuchern mancher Art konnte es jenem alten Luzerner Soldaten bei jedem Betreten des Berner Bodens vorkommen lassen, wi wen" er in e warmi Stube chääm." — Solche Unterhaltung ist freilich nicht immer „für alle" bestimmt. Namentlich Kinder dürfen nicht alles hören, was ohni Blatt vor em Muu" geredet wird: d'Stuben ist (no) nid gwünscht, oder: es ist no Ghüder i der Stube (etwas, das „hinaus" gehört). Ebenio wird mit einem chum de morn (morgen) i d'Stube! (vgl. chäst mer Ghüder le!) abgefertigt, wen man jezt mit seinem Anbringen



Bauernstube, Zythüsi, Faulbett.

nicht hören mag, oder wer gar in brüskem Auftreten mit der Tür i d'Stube gheit („ins Haus gefallen") ist.

Der hier zutage tretende weite Begriff der Stube steht im Einklang mit deren ursprünglicher Bedeutung als heizbarer Raum, behaglicher Aufenthaltsort im Gegensatz zur unwohnlichen Kammer (eigentlich: Schattengewölbe) und als leicht zugänglicher Ort im Gegensatz zum städtisch vornehmen Zimmer. Drum einerseits Bezeichnungen wie die einstige Abtrett- oder Abtritt- (die heutige Wart-) Stube im Brandis-Schloß (1783)²² neben der „Audienz-Stube", auf dem Bauerngut die freundliche, helle und geräumige Schnäfelstube

²² MS. 2, 56; Thorb. 62. ²³ MSB. II.

oder das Schnäselstübli⁹³ als Ersatz der kalten Schnäselkammer⁹⁴ oder gar des zügigen, gesundheitsmörderischen Schopfs⁹⁵. Anderseits illustrieren sich damit scheltende Zurufe an Stubensitzer, wie Stubehöck, Stubeſuuhund, Stubechuh.

Teil nimmt an diesem weiten Begriff auch die einfache Verkleinerung Stübli. Man denke nur an die Gasthofstübli zu Stadt und Land (z. B. das „Bärestübli“ in Sumiswald), die Thüchelstübli an Markttorten usw., um die nächste Bedeutung des niemals, selbst „in der kleinsten Hütte“ nicht fehlenden Stübli oder Nabetstübli sich klar zu machen. Dazu kann nämlich die Kleinheit wesentlich mitgehören, wie beim Chuchi-, Staal-, Saagi-, Müli- und überhaupt irgend einem Bedienten angewiesenen Schnächtestübli. Allein die Größe braucht sich von der der Nabetstube gar nicht zu unterscheiden. Die ob der Verkleinerung „Stübli“ schwebende Idee hat sich vielmehr über das „Neben“ herabgesenkt: „neben“ der Gaststube für alle ladet das „Stübli“ nur Vertraute ein; „da hätte man sich gar nicht zu scheuchen und könne apparte sein“;⁹⁶ und neben der Wohnstube für alle bietet das „Stübli“ willkommenen Rückzug für das bauerliche Ehepaar. Wie sagt Biziüs?⁹⁷

's Stübli ist i mene Burehuus öppen eso, was i mene Hurehuus ds Gabinet näbe der Stube. Eso nes Stübli — der Gattig hei di große Hure kees, wo si treuhärzig numen eso halb zäme chüschele, we si doch scho gar, gar wichtigi Sache hei un ieze grad wei z'Bode rede. U we den es niederz so rächt si Meinig gseit hett, so chöme si im schönste Fride zsäme wider use. Mi cha wohl! säge, 's Stübli ist 's Heiligtum vo der Eh. Da tuet me Leid u Freud, u Hoffe u Chummere, u Meine u Glaube schön zsäme teile. Eis nimmt dem andere sis Bünteli ab u laad si vom andere d'Sach säge, u zsäme traage si, was eis nid liecht aleini chönnt.

Solchen Raum dürfen selbst die erwachsenen Söhne und Töchter nur ausnahmsweise betreten. Ein Jakobli⁹⁸, ein Felix⁹⁹ etwa, wenn, von der Mutter außerordentlicher Gunst gespendet, ein Eiertätch heimlich bereit steht. Und welche Ehre für Uli den Knecht¹⁰⁰, zum Abschied mit seinen Meisterleuten im Stübli frühstücken zu dürfen!

Nicht immer mit solchem Hochgefühl innern Wertes hatte das Knechtlein über die Schwelle dieses Heiligtums den zögernden Fuß gesetzt. Da war er noch nie gewesen, außer wenn der Meister ne wider einist het is Stübli gnoo un ihm d'Bäche gläse (vgl. „ein Kapitel

⁹³ JoSt, Alp. 69. ⁹⁴ MW. 2 J. 107. ⁹⁵ SchM. 2, 86. ⁹⁶ BSp. 128. ⁹⁷ UR. 127. ⁹⁸ AB. 1, 66. ⁹⁹ Räf. 230. ¹⁰⁰ UR. 159.

gelesen“)¹, ihm d'Chuttle gwäsche het, „oder wenn er ihm den Lohn gab“². Dann trat er ein „wie in einen geheimnisvollen Hain, in welchem einem Dinge begegnen können, die noch kein sterbliches Auge gesehen. Und es wäre ihm unmöglich gewesen, hier im Stübli ein unwahres Wort aus dem Munde zu bringen“.³

Noch andere Weihen empfängt und erteilt der geheimnisreiche Ort, selbst und gerade dann, wenn es das unansehnlichste Stübchen der Welt ist. So das enge und ärmliche, in welchem der zu Hablichkeit und Ehren emporgearbeitete Großvater⁴ ein Stück Welt um andere abwirft und mit reichem, freiem Geist die Hülle desselben dem engsten und ärmsten aller Kämmerlein anpaßt.

Stübeli⁵ ist die genauer entsprechende Verkleinerung von Stübli (wie dies von Stube), welche an und für sich eines besondern Wertgefühls entbehrt, den Raum einfach als sehr klein bezeichnet. Eine besondere Färbung, Abtönung liegt dagegen in der die große Heerstraße analogischer Wortbildung meidenden umlautlosen Form Stubeli (vgl. Bueb, Büebli, Büebeli, Buebli, Buebeli). Im Wort „Stubeli“ liegt das wohlgeordnet Wohnliche, Trauliche und Traute. Ein Stubeli ist's, was so ein ehrenwert schlichtes, bis in den Tod arbeitsfreudiges Mütterchen als den Inbegriff seiner ganzen kleinen Welt sein eigen nennt. Chamisso's „alte Waschfrau“ hatte eins.

Mit welcher andersartiger Stimmung betreten wir die dem Stübli entgegengesetzte Hinterstube, diese blaawwi oder rothi oder so und so als Ensemble ausgestattete Wisitestube. Eine solche ist nach Straßers bekanntem Gedicht dem Berner sein Oberland; in eine solche führt auch der Bauer, die Bäuerin nur vornehme fremde Gäste zu kurzem Besuch. Und zwar ebenfalls meist nur im Sommer. Besondere Bauart, wie in der „Glungge“, kann mit sich bringen, daß die Meisterleute die gewöhnliche Neben- als Vorderstube an das „Hinterstübchen“ tauschen, welches an die Scheune grenzt. Damit wird dieses „des Hauses Ohr“; jeder Schall von vornen und hinten scheint „dort landen zu müssen“.⁶ Dort ist's aber auch, wo Familienglieder, die des Hauses Ruf und Ehre zu schädigen im Begriffe scheinen, „ins Gebet genommen werden“,⁷ mögen sie dann im Hinterstübli chuppe,⁸ oder im stillen Kämmerlein Einklein halten. Überhaupt kann dieser Hausteil samt dem an ihn grenzenden Hinterstübestübli eine ganze kleine Wohnung für sich ausmachen. Schöner freilich ist's im „Stöckli“.

¹ UR. 6. ² 128. ³ 127. ⁴ Sonnt. 93. 127. ⁵ MW. Anna 252. ⁶ UR. 19.

⁷ BwM. 154; Witt. GE. 4; Stgft. Hs. ⁸ Burri XIII.

Haus und Hof.

„Gleich Schneckenhäusern“¹ (wir sagen eher: wie Schwammlüster) liegen an den steilen Hügeln einzelne der zerstreuten Güter und Gütchen des Emmenthals, deren Zentrum erst noch aus einem einzigen Häuschen besteht. (Siehe Abbildung.) Wer weiß, wie lang auch dieje! Denn seit der ersten Besiedlung des Geländes spielt das alte Spiel



Der Hof Raingut-Bärg im Frittenbach.

sich fort: der Irbt stoß. Die Familie wächst. Aber nicht im selben Maße kann das Haus sich dehnen, und soll es nicht. Denn das Bauernhaus duldet nur einen Bauer, der Hof nur einen Thronfolger. Da gibt es denn verschiedene Wege der Unterkunft, je nach den sie erheischenden Umständen.

Den gewöhnlichsten bietet der Stod, das Stöckli. — I gange i Stod, mir göö i's Stöckli — wer spricht so? Zunächst des Bauers betagte Eltern, die jenem Haus und Hof übergeben haben unter Vorbehalt einer auskömmlichen Altersversorgung, eines geziemenden Schliis. Als Schliisvatter und Schliismueter ziehen sie sich

¹ Rußn ZM. 1822, 62.

mit diesem ihrem Altenteil zurück — nicht alle aus gleichen Beweggründen.

Der gewöhnlichste ist allerdings das Bedürfnis nach Ruhe. Im Stode siedelt „der Alte mit seiner Alten sich an, um leise von der Welt sich zu lösen, sich vorzubereiten auf den letzten Umzug.“² — „I bi nümme hüürig, sagt eine; i gieng o lieber i Stod u hätt nümme so böö.“³ — Mit einem befriedigten „I ha mi Sach gmacht“ zieht sich zurück, wer als Pächter, als Lohner, als Knecht



Stöckli.

auf einen grünen Zweig gelangt ist und nun im Stöckli no ander halbe guete Tag wott haa.

„I gangen i's Stöckli“ — grossend spricht's ein anderer in dem bitteren Gefühl, entbehrlich geworden zu sein. Wie schwer wird es ihm, die Bügel aus der Hand zu geben! Eine neue Zeit, neue Verhältnisse, in die er sich nicht schicken kann, sind angebrochen; seine Verdienste werden nicht mehr nach Wunsch gewürdigt. Verbittert zieht er sich zurück — i's Stöckli.⁴

Ebendahin können sich auf Lebenszeit begeben des Bauers ledig

² Land 23; USB. 17. ³ Bern. 2 I. 7. ⁴ Weller.

geliebener und betagter Bruder oder die ebensolche Schwester; der Erb-
onkel also und die Erbtante: der Stöcklibetter und d'Stockgotte.

Wie nahe können in all diesen Fällen Stock und Bauernhaus
einander sein! So nah, daß man es allemal im Stöckli gewahr wird,
wenn im Bauernhaus ein besonders guter Tag angebrochen ist. So nah
aber auch, daß, wenn hier ein Unglück sich zugetragen hat, Trost und
Zuflucht im Stöckli ist. Handkehrum, wenn bei den Alten Krankheit
und Gebrechen eingezogen ist: wie nah die Hilfe vom Hause!

Wie weit sind Haus und Stöckli auseinander, wenn Unfriede
herrscht! Oft wäre sogar gut, die chinesische Mauer wäre da, damit man
hüben und drüben nicht sehen müßte, was einen ärgert.

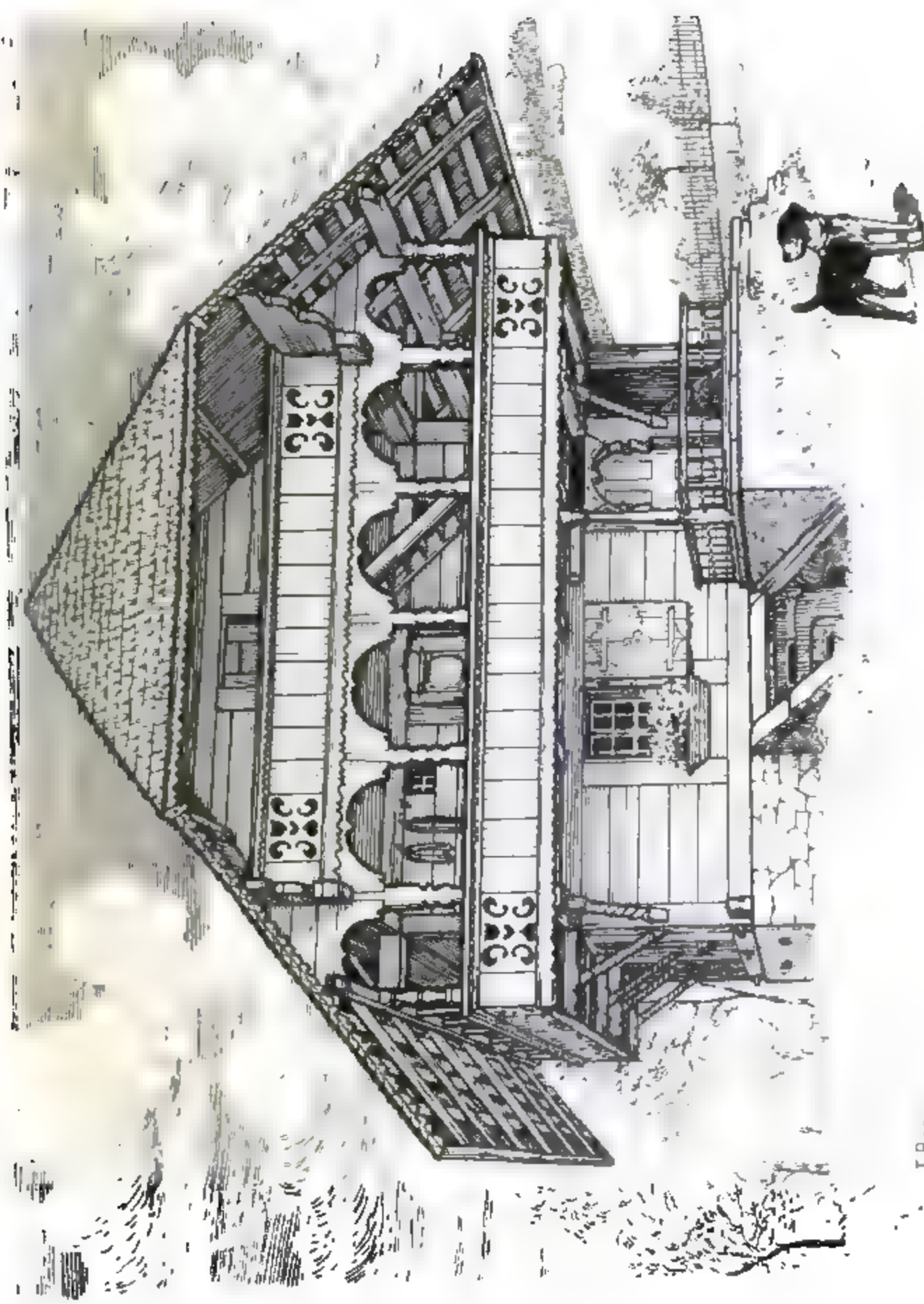
Was aber ist das Stöckli für die Kinder im Haus! Ihr Dorado,
wenn liebe Großeltern oder Gevattersteute dort wohnen. Im Schwid
sind sie im Stöckli äne, wenn es Chröömme (ein kleines Geschenk),
es Lämmtschi (kleines Badewerk) in Empfang zu nehmen ist. Und
wie oft sind die im Stöckli die Schutzengel der Kleinen, wenn drüben
zufällig die Hut fehlt und etwa das ungedeckte Jaucheloch mit gräßlicher
Gefahr droht! Wie sehen da oft alte Augen noch so scharf!

Zum scharpfen Egge wird hinwieder das Stöckli, wenn hämisch
hinter ihm ein Glungge-Joggeli⁵ ausguckt, was im Bächterhause vorgehe.

Dann ist es aber auch schade um die Anmut eines solchen Pure-
stöckli, wie wir deren eins auf S. 235 photographisch abbilden. (Es
ist der „hoch über die Lande schauende“ Wälti-Stock zum Schaufel-
bühl-Neuhaus, in welchem der vorliegende Band „Bärndütsch“ ent-
standen ist). Es ist eins der kleinen „Einfamilienhäuser“, die aber mit
geringen Veränderungen im Einbau sich zum angenehmen Aufenthalt
von zwei bis drei kleinen Familien, unter Umständen sogar mit kleiner
Landwirtschaft, gestalten lassen; eine kleine „Villa“ im römischen Sinn
dieses Wortes, die in geschmackvoller Weise einen bescheidenen Komfort
mit treu bewahrtem ländlichen Charakter verbindet. Das sind erfrischende
Gegensätze zu den Ankersteinbaukasten oder zu den aus aller Herren
Ländern zusammengewürfelten Kopien, die leider auch unsere Gegend
zu verunzieren drohen.

Doppelt erfreut sich an der ländlichen Stattlichkeit eines solchen
Stockes, wer durch seine Wort- und Sach-Geschichte blickt. Dieselbe
knüpft direkt an den „Stock“ an, den wir als Synonym zu „Städte“
und als Verwandten des „Stücks“ kennen. Stock und Stud (Stück)
sind irgendwie abgetrennte Teile eines Ganzen;⁶ jener ist insbesondere
der Teil eines Strauches oder Baumes. Dem Baumstrunk im Gehölz,

⁵ Uß. 370. ⁶ Kluge ³364. 368.



1893

Speldner als Wohnung.

der in frühesten hiesiger Bauart einfach dem von ihm getrennten Stamm als Unterbau diente,⁷ gleicht in Aussehen und Gebrauch das als „Stod“ aus dem Boden hervorragende Felsstück, der „steinen stok, dô daz haus uffe stunt.“⁸ Der römischen Steinbaukunst entlehnte der fränkisch-alemannische Holzbau zunächst die Ausgestaltung solcher Unterlage zum gemauerten Unterbau.⁹ Derselbe ward (wie noch im Alpenhaus) als Wirtschaftsraum in die Ökonomie des ganzen Gebäudes einbezogen; nach wie vor aber hieß er „Stod“, oder, im Hinblick auf seinen Ausbau, „Stodwerk“. Die Bezeichnung Ring galt sowohl ihm als dem Oberbau um seiner ringsum abschließenden „vier Wände“¹⁰ willen. Man hatte (und hat bis heute) einen obern und untern Ring und zog in diese Unterscheidung als Synonyme auch Stod und „Stodwerk“ hinein. Der ebenso oft durch die Verhältnisse gebotene wie beliebt gewordene Anschluß an eine Berglehne führte zur Mehrstöckigkeit auch des Wohnteils und zur spassigen Benennung eines langen hageren Menschen: er ist e Zweestöckiger, Dreistöckiger (vgl. Stärrnehaage, d. i. einer, der die Sterne herunterhäteln kann).

Das kunstgerechte Graben und Wölben des Kellers als kühlen Speisebehälters nach spätem römischem Vorbild drängte den gemauerten Stod in die Höhe des (untern) Wohnteils, aber in die Hinterpartie desselben, als abgetrennten Teil des immensen Küchenraums und als Gegenstück zu einem der Wohngemächer. Wie nahe lag jetzt seine Umwandlung aus einem bloßen Vorratsraum zu einer Erweiterung des Wohnraums! Es war damit auch die Angleichung unseres „Wernerhauses“ an das keltisch-romanische Jurahaus mittelst der „Dreifächigkeit“ oder „Dreischlächtigkeit“ des Wohnraums gegeben, d. h. die Gliederung in Stubewärch, Chuchi, Stod.¹¹ Wie sehr eignete sich dieser Stod mit seiner Abgeschlossenheit und Stille zum Rückzug der Alten vom Bauerngeschäft, zum recht eigentlichen Altenteil! Viel Raum zu freier Bewegung gewährte er freilich nicht, und ein Leben so ganz für sich, auf eigene Rechnung, gestattete er keineswegs. Welch ein gelungener Ausweg daher, mit Hab und Gut aus dem Hause auszuwandern, und in seiner Nähe zum bequemen sich Vertue sich anzusiedeln, und den „Stod“ unter altem Namen, aber mit ganz neuer Gestaltung als eigenes stattliches Gebäude mitwandern zu lassen! Der im Bauernhaus zurückgelassene „Stod“ ward fortan als „Hinderstube“ in die bauerliche Wohnung mit einbezogen. Seiner Fortbildung konnte aber auch eine

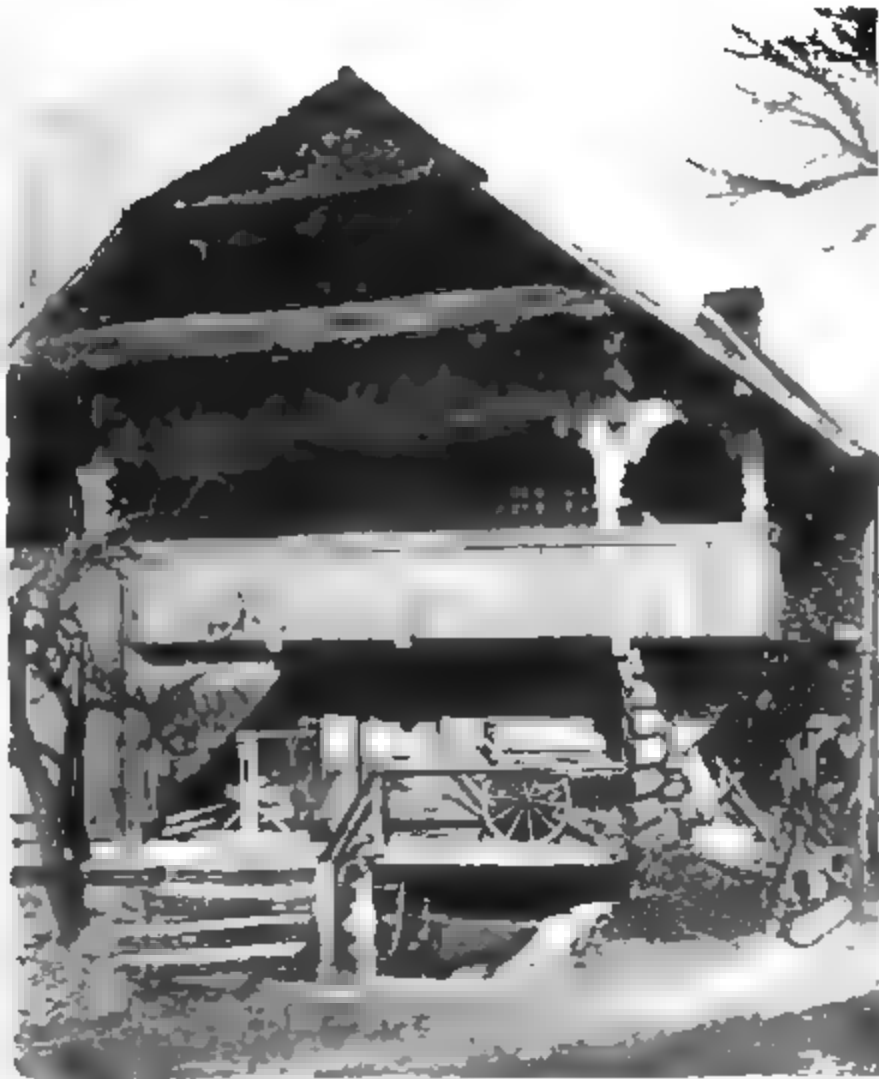
⁷ Vgl. die Erbauung Berns nach Justinger. ⁸ Mhd. WB. 3, 654. ⁹ Volkst. 75.

¹⁰ Vgl. „Wall“ und englisch „wall“. ¹¹ Hunziker Af. St. 1, 21 ff. 2, 100 ff. Anz. f. schw. Altertumskd. 1899, 155 ff.

Rückbildung zur Seite gehen, wie der Grundriß unserer Abb. (S. 199) lehrt. War nicht der gemauerte Stock, falls er, wie in dem kleinen Häuschen, niemals als Wohnraum zu dienen in die Lage kam, zu einem Backofen geeignet?

Als solcher konnte er auch füglich in dem großen Küchenraum verbleiben, während sein lästiges Hineintragen mangels andern Platzes in die Wohnstube hinein seine Entfernung bringend wünschbar machte.

Man verjeste ihn also vielfach in ein eigenes steinernes Gebäude, das als Wasch- und Dienhaus — kurzweg *Osehus* genannt — auch zur Versorgung der jährlich 2 bis 3 großen Wäschen dient. Für besondere Anlässe mag er auch den Küchenherd ersetzen oder ergänzen. „Laß feuern im Osenhaus, daß man eine Herbraten könnte!“ befiehlt seiner Frau der Amtsrichter¹² in Erwartung hoher Gäste. Zu solchen Zwecken ist das im Hintergrund des Gehöfts versteckte unscheinbare Gebäude gut genug. Wegen seiner Kunstlosigkeit muß



Spelcher der ältesten Form.

es als Bild für eine plump vierschrötige Person¹³ oder auch für einen von Hochmut groß gemachten Kopf¹⁴ dienen. Dies, verbunden mit seiner Entferntheit wegen Feuersgefahr, stellt der Volkswitz so dar, als dürfe es sich neben der Kunstfertigkeit der andern Gebäude nicht sehen lassen. Drum nennt er Verwandte, welche um ein Glied weiter als Geschwisterkinder unter sich entfernt sind: *g'schwisterti Osehusli*. Allein die Baukunst des Emmenthals versteht es, selbst aus einem so unwohn-

¹² 71. ¹³ NB. 1, 175. ¹⁴ UR. 86; UR. 848.

lichen Gebäude gegebenenfalls, ohne Beeinträchtigung seines ursprünglichen Zweckes, ein richtiges Wohngebäude zu schaffen. Kleine Umbauten machen es für Mietsleute geeignet.¹⁵ Oder ausgekaufte ältere Brüder des jungen Hofinhabers erheben das Ofenhaus zum Mittelpunkt eines neuen Gütchens. Hieraus können gelegentlich so verzwickte Eigentumsverhältnisse sich auf ferne Zeiten hinaus vererben, wie z. B. zwischen Vorder-Ellenberg und dem Gemeinde-Spital. Endlich können die zum Rückzug entschlossenen Eltern noch bei guter Zeit sich aus dem Ofenhaus einen so anmutigen Sitz gestalten, wie dies eben in dem S. 235 abgebildeten Stod der Fall ist.

Da und dort (doch unseres Wissens in Lüzelflüh niemals) ist auch schon der Speicher — Spīher — zu einer Wohnung umgestaltet worden, so einer in Rüderswil (Abb. S. 237). Und warum sollte nicht sein wohnliches Aussehen dazu einladen? Haben wir ja doch in ihm das alte Alpenhaus bis in unsere Zeit forterhalten¹⁶ (Abb. S. 239), und wurde im Wohnhaus seine Bauart nur um des mächtigen Raumbedarfs willen verlassen! Dafür ist ihm Schmuck und Zier des alten Wohngebäude-Stils nicht nur verblieben, sondern in der von Künstlerhand (S. 136 ff.) geschilderten Weise ausgestaltet worden.¹⁷ Ungleich dem Stod und dem Ofenhaus, welche sozusagen aus dem Bauernhause „ausgewandert“ sind, als Kolonien neben dem Mutterhause, kann der Speicher als der ideelle Urbestand des Gehöfts angesehen werden: der stattlichen Mutter leben zwei Kinder und noch ein Großmütterchen mit unverwüstlich schönen Bügen, das, wenn es dahingeht, durch niemanden ersetzt wird. Denn bei Neubauten, wie z. B. im „Neuholz“, wird der Speicher ins Haus hineingezogen, als Vorratskammer neben der Heu- und Garben-Bühne angelegt. Hierher paßt ja auch vorzüglich der „Ähren-“ oder „Kornraum“, wie der Spīher eigentlich gutdeutsch hieße.¹⁸

In der Tat können wir, wenn wir zu seiner Besichtigung näher-treten, es ganz wohl treffen, daß gerade der zwanzigjährige Sohn des Hauses einen Mütt¹⁹ Roggen ung'schnüppet (ohne hörbares Atmen) d'Spīherstāgen uf treit. Auf die Spīherlaube verbringt er ihn einstweilen (stellt ne n ab),²⁰ um ihn bei erster Gelegenheit drinnen auf dem Chornbode auszuschütten. Dieser Kornboden war auch das Zentrum der obrigkeitlichen Bāhntspīher. Über den schlechten Zustand „zweyer oder gar dreyer alten Spychern“ beklagte sich 1760²¹

¹⁵ Ger. Zw. (1789). ¹⁶ Hunziker aaO. ¹⁷ Mit unsern einschlägigen Abbildungen vgl. Gladbach 1, 21 und Tafel 30 sowie im „Bauernhaus“ des Schweiz. Ingenieur- und Architektenvereins Blatt „Bern“ 19. ¹⁸ Spicarium zu spica, franz. épi, Ähre, wie grenier, granarium = Kornboden. ¹⁹ 100 kg. Der Mütt = modius. ²⁰ AB. 1, 344. ²¹ AB. II, 13 ff.



Partie eines dezentralisierten Bauernhofes.

der Landvogt von Brandis bei der Berner Regierung bitterlich, und zwar aus dem Hauptgrund: „Diese schlechten Speicher sind angefüllt mit ferndrigen Getreide, so die Mäuse zerfressen, ohngeacht mit Gift sorgfältig begegnen wollen.“ Der Rat ordnete Abhilfe an.

Als solche Speicher, meint der Pfarrer von Gytwil in seiner Schulhausweiherede, sollen die Eltern auch ihrer Kinder Seelen ansehen und anfüllen mit edlen Früchten und Metallen. „Dä donstigs Maar!“ schimpft darauf die Ammännin. „Mir machen alli Jahr meh weder zweihundert Mütt Gwächs, u das sölli mir alls i üserß Buebs Grind ihe thue. Öppis Tumms eso ga säge!“²²

Nach sonst ist in diesem mittlste Spiher²³ (d. h. im mittlern Speicher-Boden) allerlei Speisevorrat aufgestapelt. Die dort aufbewahrte Backmulde dient zugleich als Brotbehälter; Schnitztrog,²⁴ Fleischplatte²⁵ und Honigtopf (Huug hafe) thronen in bestem Einvernehmen nebeneinander.

Ferner ist „der halbe Speicher“ voll Tuch und Garn,²⁶ und für einen Notfall holt man dort kurzerhand eine Bettdecke,²⁷ wie für eine belangreiche Fahrt das neueste Pferdegeschirr.²⁸ — Kein Wunder, daß eine reiche Baslerin in den Ruf ausbrach: Wahrhaftig, das ist ja ein Königreich, die Bäuerin eine Königin! Sie hatte das seltene Glück²⁹ gehabt, als Ehrengast in die Geheimnisse dieses „Herzens“ oder dieser „Schatzkammer“ eines Hofes³⁰ eingeführt zu werden. Den ehemals dort geborgenen nervus rerum³¹ hat wahrscheinlich auch sie nicht zu sehen bekommen; nach Familien-Dokumenten aber, diesen Adelsbriefen, Stammbäumen und Wappen des Bauernhauses, wie sie selten so sorgfältig wie im Bisang zu Lüzelflüh verwahrt werden, hat sie wohl gar nicht gefragt. Der gewöhnliche Beschauer bekommt nichts zu sehen, als die unter schützendem Dach überwinterten sperrigen Geräte, wie Eggen und Sensen, etwa auch die an den Außenwänden mit peinlicher Ordnung aufgeschichteteten Wurzelstöcke u. dgl. — Dem Bauer ist eben der Speicher wichtig durch das, was er birgt, wie dem Baukundigen durch das, was er vorstellt.

Wie die neue Bauart den Speicher ins Haus verlegt, so zog schon die alte die Scheune mit unter des Hauses Dach. (Schüür, Scheuer ist ihre oberdeutsche Bezeichnung.) Freistehende Scheunen notieren jedoch unsere Hofbeschreibungen nicht selten. Als ihr Vorbild konnte die obrigkeitliche Bähntschüür gelten. Im Gegensatz zu den kleinen Heu-

²² Schm. 2, 373 f. ²³ DB. 1904, 20. ²⁴ BSp. 34; Waff. 77. ²⁵ AB. 2, 44. ²⁶ UR. 117. ²⁷ GG. 3, 151. ²⁸ GG. 3, 67. ²⁹ Schm. 2, 51. ³⁰ Michel 297. ³¹ AB. 1, 10.



Waldhaus
Waldhaus

Waldhaus
Waldhaus

Waldhaus
Waldhaus

Waldhaus
Waldhaus

Waldhaus
Waldhaus

Waldhaus
Waldhaus

Der Weiler Flöden mit Ausblick auf verstreute Luchthäuser Bergguthen an der Trachfelwald-Seite.

oder Schaf=Schüürli auf entlegenen Fluren, zum Säufchüürli hinten am Haus⁸² u. dgl. rief sie mit ihrer Größe so bekannte Bilderreden hervor, wie: Für das alls (im Chopf) z'bhälte, müest men e Chopf (oder Grind) haa wi ne Schüür, wi ne Bähntschüür.

Eine ganze Anzahl solcher alleinstehender Scheunen erhoben sich ehemals zu Ausgangspunkten eigener Güter oder Gütchen, indem Wohnungen sich unter ihr Dach schmiegt. Andere blieben Mittelpunkte entfernter Flurstücke. Vgl. Namen wie d'Schüür, genauer: Trachsel=[walb]=Schüür⁸³ (1783 noch ohne Wohnung). 's Schüürli.⁸⁴ — Schüürböde, Schüürliwäldli, Schüürmätt, Schüürlichnubel, Schüürliacher. — Die Chämperg=Schüür.⁸⁵ Zu Oberried: die Taa[schüür⁸⁶ und das Äspi=Schüürli.⁸⁷

Auf großen Gehöften steht etwa noch das Holzhaus unter eigener First.

Mehr als fünf Firsten zählt ein Emmenthaler Bauernhof nur in Ausnahmefällen. Eine starke Überschreitung der Norm muß es heißen, wenn z. B. der Haueter-Hof zu Waldbaus⁸⁸ nicht weniger als zwölf Gebäude zählt (vgl. die teilweise Wiedergabe in Abb. S. 241): 2 Wohnstöcke, 2 Speicher, 1 Holzhaus, 2 Scheunen, 1 Schweinescheuer, 1 Mattenscheuerlein, 2 kleine Wohngebäude für Dienstboten-Familien, 1 Bienenhaus, 1 einzelstehender Abtritt (eben Hüssli in dieser spezifischen Bedeutung; vgl. Hüssler = Jauche). Das kleine (auf der Abbildung nicht figurierende) Hauptgebäude dieses Gehöfts, wegen seiner Bedachung schon für sich ein Unikum, ließe den Charakter eines richtigen Bauernhauses noch einmal so empfindlich vermissen, wenn es nicht den imposanten Gebäuden der Nachbarschaft gerade damit zu vorteilhafter Abhebung diene. Die Dezentralisation aber, welche der originelle Haueter-Ueli hier in einer über das Ziel hinauschießenden Weise durchgeführt hat, bestätigt als Ausnahme die Regel, daß der Bauernhof des richtigen Bauernhauses als eines allbeherrschenden Zentrums bedarf. Als Beispiel hierfür diene der Gygax-Wäldi-Hof (Abbildung S. 243), dessen photographische Aufnahme in Verbindung mit dem Gammeter- und Kauer-Hof zugleich den Weiler Flüe ele darstellt. Das weithin sichtbare Bauernhaus im Vordergrund, dessen Grundriß wir in Abbildung S. 217 brachten, beherrscht in zugleich gebieterischer und anmutig

⁸² AB. 1, 157. ⁸³ AB. Sch. Ob. Sp. Ad. BS. Bb. 1061, 80. ⁸⁴ AB. Sp. Ad. BS. Bb. 257, 05. ⁸⁵ AB. Ad. BS. Bb. 823, 69. ⁸⁶ AB. Sp. Ad. BS. 535. ⁸⁷ AB. Sp. Ad. BS. Bb. 657. ⁸⁸ G4; vgl. OB. 1903, 25.

einladender Weise das ganze Gehöft mit dem hübschen Bohnstod, dem Speicher, der (nicht sichtbaren) Scheune samt angebauter Bolliere und den übrigen (signierten) Nebengebäuden.

Die den Weiler oben im Bild abschließende Linie ist die Sumidwald-Lüpfelüh-Strasse. An ihr liegt das Wirtshäuschen Flüelestawie. Vor ihm breitet sich das steile Gehölz über der Grüne, und oben im Bild weisen die zerstreuten Lüpfelüher Bergheimwesen an der Trachselwalder-Seite auf den Anfang unseres Unterkapitels „Haus und Hof“ zurück.



B'sakig.

Viehpflege.

Der Viehstand, womit der Rührer seine Alp, der Bauer seinen Hof besetzt, heißt di B'sakig¹ oder der B'sak. Übertragen: „Der Mann soll die rechte Besatzung eines christlichen Hauswesens sein.“² Der Kollektivname „Vieh“ für die Gesamtheit der Stalltiere lautet in unserer Mundart Beh³. (Nur humoristisch gilt „Vieh“ für Tiere überhaupt: „weder Fledermäuse noch anderes Vieh“⁴). Das Wort bedeutet aber ebenso „ein Stück Vieh“:⁵ „Du hest vil Ungimach, schaffst wi n es Beh.“ Hier ist also „Beh“ soviel wie Haupt. Man sagt: „acht Haupt Beh“. Die Form dient also zugleich für die Mehrzahl, ob schon es bei Gotthelf⁶ heißt: „In der Schweiz sagt man, der Bauer habe so und so viel Häupter im Stalle; kurios ist das, und fast anzüglich.“

Ein Brautschauer wird gefragt, „wie viel Land und Låbig's er hätte.“⁷ Also „Låbig's“ (Lebendes) s. v. w. Lebware, Viehware, Behwaar.⁸ Da hierin so gut wie in der Kaufmannsware der Begriff „Wertsache“ steckt, so begreift sich, wie auch der Bauer sein Vieh kurzweg d'Waar⁹ nennt, und zwar vorab das für ihn nuzungsreichste Kindvieh. Beischneider heißt ein Bestand von wenig Kind- und Schmalvieh 's Wäärlī. Auch wegwerfend oder eine Sache aufgebend sagt man: 's git nüt us däm Wäärlī. Dem lat. pecu und pecus aber (Vieh als Vermögen) entspricht „die Habe“: d'Haab, 's Haabli.

Man sagt also: d'Waar fuere. „Si het d'Säu gfueret“¹⁰ und dgl. Ebenso „fueret“ man Menschen,¹¹ und mit Subjektswechsel „fueret“ eine rasch sättigende Speise: „Die Pastete, welche Eisi gemacht, fuehr'

¹ UR. 350 uö. ² Geldst. 95. ³ Widm. 106; Räf. 150 uö. ⁴ Rätli 42. ⁵ Ott 1, 47. ⁶ Erbo. 27. ⁷ AB. 1, 210. ⁸ Schuldb. 37. ⁹ UR. 241 uö. ¹⁰ Michel 281; vgl. Gf. Gf. 1902, 230. ¹¹ MB. BR. 2.

(sättige) ase!“¹² Die Ergänzung fehlt in diesem Beispiel wie auch sonst häufig: Um vieri sött i wider hei ga fuere!¹³ Auch in neutraler Wendung sagt man fuere: sich als starker Esser geberden.

Eine rasch und reichlich sättigende Speise ist fuerig. „Das Eßen ward eine fuehrige Sache.“¹⁴ Das Futter heißt zuweilen auch die fuerig. „D' Waar het gueti Fuehrig.“¹⁵ Die Genesende „müß me gwünd iez e chly nache fuehre.“¹⁶ Ein ausgehungertes Lebewesen wird zwägfueret.¹⁷ Dieses „fuere“ ist gleichbedeutend mit fueteret: „d's Mädeli fueteret m'r (die Hühner) scho.“¹⁸

Von den stattlichen Wällen — Wälm¹⁹ — in der Tenne oder im Futtergang Heu oder Gras in den Warren schieben heißt kurzer Hand „hineingeben“: ihe gää.²⁰ Der Rückstand der Heuwälle: das Heu- bblüemt („Heublümt“)²¹ gibt einen hochgeschätzten Aufguß für Bäder und als „Tee“ (auch für Pferde),²² dagegen eine schlechte Ablüemig für Dauermiesen. Gläc heißt zunächst die Salzgabe, die den Wiederläuern im Freien zur Abendstunde oder auch sonst behufs Anlockung mit der Hand aus der Gläctäsche („Läctäsche“)²³ dargereicht wird. In einem Brief an Gotthelf heißt es: „Ich bin aber noch immer nicht überzeugt, daß man mit der Hundspeitsche mehr ausrichte als mit der Gläctasche.“²⁴ Bei der Stallfütterung dagegen ist Gläc das aus Heu- oder Strohhäcksel, Rübenschnitzeln, Kraftfutter, Spreu, Kleie, Salz bestehende Kurz- oder Beifutter, das vor oder nach den Heugaben in der Krippe verteilt wird. Diese Krippe wird aber zuvor mit eme Heu- oder Strauchübel sauber ausgefegt, uussg'ruumt. Von der Raufe heruntergezerrtes und verschleudertes Gras wird als Uussruummi, Ehrüpferruummete gedörret und als Heu verwendet.

Das Wiederläuern heißt mäle. „So ein Lauf-Eßen gleicht oft dem Mahlen der lieben Ruh, wenn sie in frischem Stroh liegt, die Augen behaglich halb schließt und langsam die Kinnlade hin und her bewegt.“²⁵

Guet 'pußt ist halb g'fueret. Die Haut, dieser „Spiegel der Gesundheit“, erfordert doppelte Aufmerksamkeit während des Haarwechsels: des Hääre, E"thääre, Haare im Frühling und Herbst. Sie will aber auch sonst tagtäglich mit Striegel und Bürste bearbeitet sein. Die Drädröle am Hinterleib der Rinder, welche launig mit Tannbake, Bake (Schuppen) der Fichte verglichen werden, sind ein ebenso ungünstiges Zeugnis wie die von Abmagerung redenden „Rollen“²⁶ oder vielmehr Falten der Haut. Vom etwas energischen Umgehen mit Striegel

¹² Geldst. 69. ¹³ Geldst. 146. ¹⁴ SchM. 1, 290. ¹⁵ Trub 30, 96. ¹⁶ MZ. 2 J. 250. ¹⁷ MZ. 1, 47. ¹⁸ MZ. 2 J. 4. ¹⁹ UR. 169. 170. ²⁰ UR. BR. 8 uö. ²¹ MZ. 1, 122. ²² St. fol. 15, 3. ²³ Barthli 47. ²⁴ MZ an JS.; Beitr. 641. ²⁵ MZ. 2, 88. ²⁶ MZ. 1, 213; vgl. Beitr. 640.

und Bürste her sagt man auch von zwei in Händel Geratenen: si hei zsäme g'striglet, enändere erstriiglet, erbürstet; sie hei e Striglete²⁷ ghaa.

Die Reinlichkeit wird befördert durch fleißiges Streue²⁸: Hinbreiten der Streui aus Stroh, Niedgras (Lische), Tannreisig (Chriis). Mache, daß men us der Streui chunnt: sich zeitig vom Lager erheben, seine Wegreise beschleunigen.

Der Emmenthaler ist im ganzen ein sehr tierfreundlicher Mensch. Nicht bloß aus der Berechnung größern Nutzens, sondern ebensosehr aus religiöser Scheu vor Brutalität. Wär dri schlaa, versündigt si; däm chunnt's nid guet. Der schöne Zug an einem bejahrten Knecht, der jedesmal den Holzschuh auszog, wenn er eine Kuh stüpfen wollte, damit sie sich erhebe,²⁹ ist dem richtigen Emmenthaler ganz kongenial und entspricht dem Verhältnis, in welchem ein Jakobli³⁰ zu seinen Schafen und Widbern, seinen Hühnern und Tauben stand. Ein Pferdeshinder vollends würde bald einmal dem Richter verzeigt, und eher als daß ein abgeraderter Gaul den Pferdemarkt bevölkern hülfte, wird er dem Abdecker (Schinter) zum Schlachten verkauft: i wott's Ross tootnig's g'seh! Im Zweifelsfall erteilt ihm der Eigener selbst nach dem Gnadenbrot den Gnadenstoß.

„Mit nassen Augen“ schaut ein „Mannli“ der verkauften Kuh nach, die zu behalten es nicht vermocht hat;³¹ ein Bauernknecht aber, welcher in der Feuerbrunst all sein sauer Verdientes verloren, weint erst, da er „den schönen Kleb“ als Schützer seines Jungen tot daliegen sieht.³²

„Dä schön Chleeb“ — in solchen Eigennamen bringt der Besitzer seine Tiere sich menschlich nahe und beweist, daß er sie alle, jedes in seiner Individualität, durch und durch kennt. Selbst der Bauer, der in vier Ställen seine vierzig Kühe wie Soldaten in Reih und Glied stehen hat, weiß gleich seinem Keller jede auf den ersten Blick mit ihrem Namen zu benennen, wenn auch diese Namen bei weitem nicht mehr alle sich auf Herkunft und Rasse, Farbe und Gestalt, Eigenart und irgend welchen Charakterzug beziehen lassen. Wie ein kinderreicher Vater schließlich „i der Brattig“, so muß ein „hordreicher“ Bauer im Herdenbuch nachschlagen, nachdem auch der Vorrat menschlicher Namen wie Nooi, Leeni und dgl. erschöpft ist. Sogar Knabennamen wie Miggli (Emil) und Hälmi haben als Kuhnamen herhalten müssen. Man wählt dann aristokratische Vertreter des Pflanzenreichs wie Mägeli, Zitrone, Palme und qualifizierte Tiere wie das Beiji, bezw. die „Biene“,

²⁷ Heiri 133. ²⁸ UR. 27. ²⁹ DB. 1903, 25. ³⁰ AB. 1, 51. ³¹ UR. 207. ³² BSp. 186.

das Spiiri, der Fasan, der Leersch, Guggen, Hirsch, Haas. Born im Stall erhebt der Brinz selbstbewußt sein Haupt; nur Vertrauten nahbar hält sich dort abseits die „Konne“. Drollig dagegen nehmen sich im Gegensatz zu echten Stiernamen wie Tügg, Schwi-zer, Leu, Gulbi, Stifel Bezeichnungen aus wie Bögeli, Tübe, Wachtel, Amale, Algerist; so auch die Blüemli, Tulipa, Beieli; oder Luzzi und Leóni u. Gänzlich zu schweigen von Hengstentiteln, wie sie in Stammregistern neben acht heimischen Arbeitspferdenamen (Lissi oder Lise, Ehrigi oder Ehrügi, Grau, Fuchs, Schümeli usw.) sich breit machen. Anmutiger sind die Ziegenamen, welche in dem unsterblichen „Heidi“ der Johanna Spyri ein „Geißpeter“ seinen Tieren beilegt, obgleich „Meggerli“ bereits in das Gebiet der kofenden Gemeinnamen hinüberreicht.

Solche schafft sich nämlich die Sprache der Kleinen und Großen reichlich. Teilweise geschieht dies nach Naturlautbezeichnungen wie mööge (Kalb), pääge (Schaf), brüele³³ (Schwein, Kuh), meggele (Ziege), rühele „rüchlen“³⁴ (Pferd; von Menschen: wiehernd lachen). Andernteils ist dabei maßgebend der Ruf, womit man Tiere lockt; das Schaf: Häli häli! — die Ziege: Gibi gib! Gibeli Gibeli me' me' me,³⁵ chum, i will der z'läcke gää' usw.; Gibe jä' kä kä³⁶ — das Schwein: Gus gus! Gussi Gussi! — die Kuh: Hoopi oder Huupi jä! jä! jä! — das Kalb:³⁷ Gütsheli Gütsheli³⁸ (verballhornt zu „Gusteli“). Auch das an die Zugtiere gerichtete Kommando: hüü! hott! usw. liefert seine Beiträge. So kommen wir zu Namen und deren Ableitungen wie: die Gibe. (So heißt auch ein kleiner Ziehschlitten.) Wo der schwarze Gibe meggeli (oder gibeli) d'Milch eso starch!³⁹ Das Pääggeli⁴⁰ (Lämmchen), „Pfiffbääggeli“⁴¹ (1846: „Zuckerbrötchen“). Das Gussi,⁴² das Hoopi,⁴³ die Hoopeni.⁴⁴ Das Hotti, Hotteli (besonders für das hölzerne Spielpferd). Sarkastisch sagt man dagegen von einem verdächtig süßlich riechenden und schmeckenden Stück Fleisch oder Wurst: das ist vomene Hüü!

Besondere Gelegenheit, seine Tierfreundlichkeit zu erweisen, findet der Bauer bei Behandlung bezw. Verhütung der zahlreichen Viehkrankheiten. Für schwierigere Fälle⁴⁵ wird ungesäumt der Tierarzt zu Rate gezogen, und der in Grünenmatt stationierte Wehstetter ist ein stark beschäftigter Mann. Ältere Bezeichnungen für Stalltierkrankheiten

³³ Rät. 67. ³⁴ NB. 1, 130. ³⁵ Der Lenis (') bezeichnet den Anadlaut. ³⁶ Barthli 31. ³⁷ Gütsheli (Ghuetscheli). ³⁸ So schon bei Gluz. ³⁹ MB. Wf. 93. ⁴⁰ Schuldb. 120. ⁴¹ Durkli 266. ⁴² NB. 1, 330. ⁴³ SchM. 1, 255. ⁴⁴ ebd. 142. ⁴⁵ und wo die Hausapotheke nicht ausreicht.

sind: „das Roth,⁴⁶ das Rothwerk oder Ungenannt; die Plag;“ „das Blutschweinen oder Versorren;“⁴⁷ „die Kalte Gelte oder Seuch unter den s. h. melfen Rügen“ (1775).⁴⁸ Die „weiße, gäle und rothe Lungen-Sucht“,⁴⁹ sowie der mit Menschen, die viel auf seuchten Weiden zu tun haben, gemeinsame Weidhueste, 's Weidhüestli des Rindviehs entsprechen den Hals- und Lungenkrankheiten des Pferdes: vor allem dem Strängel oder der Truese (Rehlsucht). „I ha der Strängel“ heißt verb toinisch auch: ich habe Schnupfen. Dem strängelige Roß fließt harter, zäher Schleim aus dem Maul: es hat den Chiffel-Strängel. Kann es diesen nicht herauschaffen (wie mache), und gesellen sich gar Tuberkeln dazu, so stellt sich der hoffnungslose Lunge-Strängel ein. Läßt man ein solches Übel verhocke oder befördert es gar noch durch eiskaltes Tränken nach starker Erhitzung, so überhunn't 's Roß e Lunge wine Wanne (Asthma, Emphysem); es tribt ihm der Buuch z'stöösewiiß uff, es het die größti Müej, z'late z'choo; es h'pnet. Das arme Tier ist buuchstöösig oder dämpfig, es het d'Dämpfigi: eine Krankheit, der man durch ausschließliches Darreichen abgebrühter Kleie (heißeß Ehrüßsch), g'schnäpseti Rüebl, ⁵⁰ Dämpfe und Träiche mit Tüüfel'sdräc (Assa foetida) abzuheffen sucht. Ein bei Gotthelf als „hauptmürdig“⁵¹ bezeichnetes Übel ist der Roß.

Gefürchtete Wiederkäuferkrankheiten sind: die stilli Fülli (Entzündung der Labmagenhäute); der Läsi-Brand oder die Entzündung des Läsi. (Das Läsi ist soviel wie „der Psalter“ oder Blättermagen der Wiederkäufer.) Der Viertel ist Milchdrüsen-Entzündung in einem Euterteil. Der sexuellen Sphäre gehören an: das Uustrüde (Vorfall der Matrix oder Buurdi); das Birche (Scheidevorfall); das Erwärffe oder die Frühgeburt. (Erwärffe ist verwerfen, d. h. in verfehlter Weise werfen, „vertragen“.)⁵² Bildlich: We's vor Michels-tag (29. Sept.) ähe schneit (in die Täler oder auf den Jura hinunterschneit), so het der Winter erworffe (vorzeitig seine Kraft verbraucht).

Der quälenden Zungengeschwulst (der Zungeleist oder der Ruuch genannt), durch stechendes und staubiges Futter verursacht, gesellen sich beim Pferde noch bei: der Fröösch oder Fröschsch (Frosch), verursacht durch Zahnwechsel oder auch durch kaltes Gebiß. Die Haut hinter den Zähnen wird seer (äußerst empfindlich), ist dem Wundwerden nahe, und hindert das Tier am Fressen. Eine ähnliche Überempfindlichkeit der Mundwinkel macht das Tier lindbißig: es wird beim leisesten An-

⁴⁶ St. fol. 25; NB. 87. ⁴⁷ Trub 30, 142. ⁴⁸ St. fol. 15 B 2. ⁴⁹ ebd. 1. ⁵⁰ ebd. 3. ⁵¹ SchM. 1, 159. ⁵² ebd. 1, 144, 219.

ziehen des Bügelgebisses scheu und bäumt sich, überwirft sich und schleudert den Reiter ab, wenn dieser es überzäumt. Das Gegenteil ist hertbißig oder hertmüülig: mit unempfindlichen Mundwinkeln.

Die unheimlichsten aller Krankheiten: die des Gehirns, fehlen auch beim Tiere nicht. Beim Schaf verursachen Würmer die Drehkrankheit (e sturme Grind). Von fallendem Weh der Ruhe beim Schauen ins Wasser oder bei starker Besonnung berichtet 1825 Pfarrer Fetscherin in Sumiswald.⁵³

Beim Pferd aber bewirkt Avenin-Vergiftung bei Überfütterung mit Hafer nach Heißhunger der wüetet Cholder (den „wütenden“ Koller). Der Haber ist ihm i Chopf choo, es het der Haber im Chopf — aber nicht in der übertragenen Bedeutung, die beim Menschen auf Hoch- und Übermut weist (die Überigi; vgl. er ist überig, ist es übergißi, tuet wi n en Übersau.)⁵⁴ Vielmehr verrät das Tier rasenden Schmerz: es scharet u stampfet u schlaat u uß und schlängget der Grind, wi we's nümme gschid wär. Vgl. cholderig, choldere und Cholder beim Menschen. Cholder: Einer, mit dem nichts anzufangen ist,⁵⁵ der eigensinnig auf einem Vorhaben beharrt.⁵⁶ Der Cholder mache;⁵⁷ er ist e Cholderi, e Choldergrind. Etwas ganz anderes ist der schlaafet (schlafende) Cholder des abgerackerten Gauls. Ein solches Tier schläft beständig halb oder ganz, auch beim Stehen, und bleibt unempfindlich gegen Ohrentüfel, gegen Treten auf den Fuß, gegen lautes Rufen. Unversehens wird es im Gespann tot umfallen, wie ein lungenfaules Tier.

Den meisten Unbilden ist begreiflich das Gangwerk des Pferdes ausgesetzt. Besonders beim bäretälpige oder -talpige Roß, das in-
folge fast wagrechten Wuchses der Fesseln wie ein Bär als Sohlen-
gänger auftritt. Die auf nassen Weiden erweichten⁵⁸ und im Stall von
Urin durchseuchten Hufe bekommen in der Tiefe der Sohlen-Aushöhlung
die übelriechende Strahlfülli. Ebenfalls von unzulänglicher Einstreu,
sodann von Selbstverletzungen z. B. beim Trämel-Chehre im Wald,
auch von unbequemem Liegen wegen zu kurzer Halfter kommen Übel
wie der Stöleseckel oder der Chroonetrutt (Krone: die rund um den
Fuß gehende behaarte Erhöhung unten an der Fessel). Oder es treten
ein: Verletzungen der Walle (die Walle = die Ferse des Fußes),
und schließlich der Beginn säuliger Ablösung des Innern vom Wallen:⁵⁹
die Huufreß. Wird die Behaarung der Krone weder im Sommer fleißig
entfernt, noch im Winter sorglich geschont, so stellt sich im Fesselgelenk

⁵³ Dt. D 29, 23, 78. ⁵⁴ ZJ. 1904, 135 ⁵⁵ UR. 339. ⁵⁶ SchM. 1, 70. ⁵⁷ Barthli
35. ⁵⁸ Dt. fol. 15, 1, 217. ⁵⁹ ebb. 15, 3.

ein flechtenartig beißender Ausschlag ein: die nassî (fließeti) oder die weniger schlimme trochenî Rämpigi. Waten durch Wasser oder nassen Ton verschafft dem Tiere Linderung, Einreiben von Fleischschmuck (Fett ab der Fleischbrühe) Heilung.

Gseht das arme Roß dert? Das ist übersprängt. Lue, wi n es überfüren ist! Es cha d'Bei" nid strecke, es macht mit de Ehneue der Haagge. Öppen e Rärve (die Rärve = der Nerv bedeutet zum meist sw. Sehne) wird verschrisse (gerissen) sii, oder emel wüest etstremmt (gelähmt). Aber lue, isch das Tier nid bi allem o no säzig? Gseht dä Underfatz, das Überbei, dä fuustgroß Ehnuppe da a der innere Site vo der Hare (Gegenseite der hintern Kniekehle)? We si öppis chönnti, so täte si da mit eme ung'chochete Rindsbei (ungesottenen Rindsknochen) riibe. Aber lue, wil me nüüt berggäge macht, het iez das arme Tier o no der Underfchluch. Gseht di Bei, fast so dick wi n es Stooßchübli (Butterstoßfaß)? Däm abeg'chaarete Tier sött me grad e Schuß (Schuß) i's Ohr gää. U das näbezueche, wi ist das pläästig! G'heht di Plääst (Sichtknoten)⁶⁰ a de Beine? Das Roß het g'wärdet. Das het's nid g'macht wi ne fule Möntsch, vo däm me seit: dä tuet e keni Plääst uffspränge! drum isch es diß wüester, we men eme Roß nüüt boorget, we's scho asen einist i d' Ehneu g'heit (gestürzt) ist. Mi seit halt nid vergäbe: Wen" es Roß einist i d'Ehneu gheit ist, isch es grad (sofort) zweihundert Franke minder wärt.

Zum Kapitel der Reinhaltung gehören Zufälle wie die Toggeli-züpfle: die fast oben an der Schwanzrübe beginnende und fast bis ans Ende des Schweifs verlaufende flebrige wirre Verflechtung der Haare während der Nacht, aus Mangel an durchsichtiger Erklärung (wie Raß-liegen) dem Toggeli (Alp, Alb) zugeschrieben. Abg'fiegget's, uus'gripflet's, uusg'rangget's Chamhaar (Mähne) deutet auf nachlässige Behandlung der Haut unter den langen Haaren des Halses (und auch der Stirne) eines derart chämmig („mähnig“)⁶¹ gewordenen Pferdes.

Zucht.

Die allgemein alemannische Zuchtrichtung hält seit Ende des 18. Jahrhunderts die Rangordnung inne: Rind, Schwein, Pferd, Ziege, Schaf. Früher stand die Ziege in letzter, das Pferd in zweiter und zur

⁶⁰ Schm. 2, 289. ⁶¹ Schm. 1, 159.

Helvetierzeit in erster Reihe. Beiden Reihen entsprachen (quantitativ) 1901 in Lüzelflüh einigermaßen die Zahlen: 2848 Rinder, 1340 Schweine, 316 Pferde und 4 Esel, 501 Schafe, 269 Ziegen. Rind und Pferd — also das Großvieh — bilden aber qualitativ nach wie vor den eisernen Bestand der mittelgroßen Landwirtschaft. Allerdings lange nicht wie vor dem großen Umschwung der Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse.¹ Da hatte noch kein Bedürfnis nach Frühreise und raschem Geldumsatz das 6 bis 7 Jahre lang sich entwickelnde und 6 bis 7mal so lange lebende² Pferd aus der Zucht beinahe ausgeschaltet. Letztere brachte daher auch ins Emmenthal bedeutende Summen.³ Namentlich Mailänder⁴ wurden durch Roßtüscher (ähnlich unsern Roßjude)⁵ auf dem Roßmäärli in Langnau und in Sumiswald⁶ aufgekauft und nach Farben zusammengeklappelt „gen Lamparten“⁷ transportiert. Das war auch die Zeit, wo ein Hansli Jowäger⁸ auf vier Rühe ein Roß hielt, ein „Uli“⁹ als Jüngling von sechs Rossen und zehn Rühen im Stall träumte, und als Pächter nachsann, ob ihm „eine Füllimähre oder zwei Fährlimoore“¹⁰ mehr eintragen. Es war die Zeit, wo man den Reichtum eines Bauers durch die Rede kennzeichnete: dert luege bi!! Roßgrinde dür d' Baarelöcher. — Heute hält selbst ein Besitzer von 40 Rühen nur vier, höchstens vorübergehend fünf Pferde, und deren drei bis vier auf zwanzig Rühe¹¹ dürften als Durchschnitt gelten. Es gibt aber in Lüzelflüh selbst auf gebirgigem Gelände Bauern, die zu sieben bis acht Rühen gar kein eigenes Pferd stehen haben, sondern für Arbeiten z. B. im Holz sich mit Lehnrosseⁿ behelfen. Auch zählte die so ausgedehnte Gemeinde 1901 neben 18 trächtigen oder säugenden Stuten keinen einzigen Zuchthengst. So kam denn auch 1903 aus Lüzelflüh an der dortigen Pferdeschau kein einziger zum Wettbewerb. Der Schwerpunkt dieser offiziellen Schauen ist einerseits auf Stuten „für Reit- und Wagenschlag“, anderseits auf Zuchstier- und Zuchttrind-Anerkennungen (in Grünenmatt usw.) verlegt, und die einst berühmten Hängste-Zeichnige¹² auf der Straße vor dem „Ochsen“ in Lüzelflüh sind nur noch ein Schatten ihres früheren Glanzes. Selbst „die Gschau“¹³ ist in diesem Sinn am Erlöschen und ist hinter „Zeichnig“ zurückgetreten. Der Pferdeaussteller harret der Aufforderung des Preisgerichtspräsidenten: „i d' Schmittel“ Hier hält der Schmied bereits den glühenden Brand in Händen, um dem Tier, das

¹ Volksw. 2, 289. ² Öf. fol. 15, 1, 48. ³ Geiser An. 189. ⁴ Geiser An. 7; vgl. Räf. 320. ⁵ Räf. 302. ⁶ Öf. N. 29, 23, 12—14. ⁷ = nach der Lombarde; Volksw. 1, 204. ⁸ AB. 1, 91. ⁹ UR. 277. ¹⁰ UR. 403. ¹¹ DB. 1903, 25. ¹² SchM. 1, 143. ¹³ Michel 192 uö.

seinem Eigner eine Breemie (Prämie) einträgt, schmerzlos leise das Anerkennungszeichen auf die Oberschenkel zu drücken.

Dieselbe Abstufung der Wichtigkeit macht sich gegenüber den Jungtieren geltend; doch bildet die Schwierigkeit, welche die Aufzucht eines Fohlen oder Füllen (Füli) bereitet, ihrer Seltenheit ein Gegengewicht zugunsten der Schätzung des Zuchtieres. Zu solchem Aufzieher gehört vor allem gute trockene Weide. Nur auf solcher kann das junge Pferd seiner Natur gemäß sich tummeln, eben tue wi n es Füli,¹⁴ sich gehörig auswachsen und in seinem Wesen gefester, manierlicher werden. Vgl. das Urteil: s' Füli ist no nid us ihm use.¹⁵ „Es Jahr lenger chönne Füli sii“ ist denn auch eine Wohltat für Kinder, deren kurz vor dem 31. März fälliger Geburtstag sie erst fast siebenjährig schulpflichtig werden läßt. Kleingewachsene Leuten bleiben auch ohnedies länger mit erschöpfender Arbeit verschont: chliinni Rößli bliibe lang Füli.

Wenn ein verzogener einziger Sohn „es völlig Füli vo Chalberochti“¹⁶ betitelt wird, so ist damit bereits die innere Verwandtschaft der beiden Großjungtiere dokumentiert. Chalberochti aber führt sich erst recht ein Michel¹⁷ ein und auf, verübt ein Chalberstückli nach dem andern, chalberet (benimmt sich ungeberdig), tuet wi n es ung'lädets Chalb — bis die durch solche Prüfungen als die rechte Erfundene zur Einsicht gelangt: „Es ist aber auch schon manches strüübere Chalb, als Michel ist, geledt worden.“¹⁸ — Bei aller mit den Füllen geteilten unbesonnenen Lebhaftigkeit ist aber das Kalb schwerfälliger, leiblich und seelisch ungelenker. Daher ertrünn t einem, der hin und wieder durch eine geachtet sein sollende Dummheit von sich reden macht, s' Chalb alben einist (hie und da). Auf die bekannte Beschwerde aber: „es ist ja feister wi in ere Chue inne!“ erfolgt etwa die Medantwort: „das cha numen es Chalb wüsse!“ Und die Aufforderung, sich zum Empfang der Pfarrfamilie vom Schläschen zu erheben, kleidet eine Kirchmeierin in die Worte: „Herr Jeses, Ma, stang uf, du Donners Chalb!“¹⁹

Mehrzahl: Chalber, selten: Chä!ber. „Der Antel gilet gäng no viel, u d' Chä!bli, die si b'süechig“²⁰ (rar).“

Die Beschränkung der Bezeichnung „Kalb“ (in der Roseform: Chä!b!chi) auf etwa die ersten drei Lebensmonate zeigt sich auch in der bildlichen Rede: wenn d' es Chalb mitt, heusch e Chue. Das Jungtier vor und während der ersten Trächtigkeit heißt dann die

¹⁴ Gf. St. 1899, 92. ¹⁵ Vgl. Michel 215. ¹⁶ Christen 154. ¹⁷ Michel 253
¹⁸ Gbd. 254. ¹⁹ BSp. 164. ²⁰ Rüherlied.

Chalbe (so auch mhd.; bei Gotthelf²¹ und Marie Walben²² die „Chalbete“) oder: es Rinderli.²³ Ohne Bezug auf die sexuelle Sphäre wird das Jungtier das Gusti genannt (im Oberland: „Meische“). Chalbechue: Kuh, welche erstmals geworfen hat.

Die Bezeichnung „Gusti“ trägt dagegen z. B. im Oberhasli die Ziege, die noch nie geworfen hat. Wir nennen sie für diese ganze Zeit Gizi. Verweist der Häßliche, namentlich falls er dummstolz ist, ein solches Tierchen in einen abgelegenen Gizi graben²⁴ oder in ein armes Gizinäst²⁵, so ist doch „auch so ein Gizi ein Kapital, ein Rittergut für ein arm Mannli, dessen ganzer Reichtum eine verfallende Hütte ist und zehn Kreuzer Taglohn“.²⁶ Man nehme hinzu die Freude der Kinder an dem lustig hüpfenden Tierchen,²⁷ mit welchem die Sprache sie auch bisweilen zusammenstellt: Gizi heißt ein unbesonnen dreinfahrendes Kind; Ubergizi ein übermütiger junger Mensch; Gizi sprüng macht, wer austollt. Man vergegenwärtige sich sodann das Weh und Leid der Kleinen um den abhanden gekommenen Spielgefährten;²⁸ welcher Unterschied zwischen der Behandlung eines Stall- und eines Herdentieres!

Denn schon das Lammli, Lämmeli steht im ganzen dem Menichen ferner. Wohl gehörte von jeher zur Belustigung der Kinder auch das Hüpfen der Lämmtscheni²⁹ im jungen Grase. Allein schon das ebenfalls sie erfreuende Lämmtschi (Ein- oder Zweirappengebärd aus Lebkuchenteig) ist doch nur ein Überlebsel aus der einstigen rituellen Verwendung des Opfer- oder Osterlammes, wie in Luthers Sprache übrigens auch ein erwachsenes Schaf heißen konnte. So überliefern wir wenigstens das Widderlamm³⁰ bald der Schlachtbank, und rasch verschwindet unter den Großen in der Herde das Chilberlammli (weibliches Lamm; Chilber ist Ablautform zu „Chalb“ in dessen ältester Bedeutung „Jungtier“).

Vollends mit dem doch so sorgfältig gepflegten Fährli (Fertel) weiß zwar der Handel viel, die Sprache aber wenig anzufangen, wie schon unser einziger Beleg beweist: „Von einem Fährlin 1/2 Bierer“. 1673.³¹

Während abbräche („abbrechen“)³² bedeutet: einen Abbrüchlig, besonders ein Abbruchchalb zur Aufzucht bestimmen, kann für „Abjäten“ oder Entwöhnen dem Sachverhalt gemäß kein mundartliches Wort bestehen. Um so wichtiger ist auch unserer Sprache die Pflege

²¹ z. B. NB. 2, 384. ²² z. B. 2 J. 230. ²³ Müll. Gl. 42. ²⁴ Beitr. 366. ²⁵ GG. 3, 40. ²⁶ NB. 2, 401. ²⁷ Dit 1, 103. ²⁸ Müll. Lst. 46. ²⁹ Rußn Nt. 1830, 104. ³⁰ NB. 1, 32. ³¹ Zolttaffel. ³² NB. 2, 143.

einiger Muttertiere bei und nach dem Werfen (füle, chälbere, fährle, gîle, lammere). Das letztere geschieht freilich so unvermerkt, daß „lammere“ viel häufiger das Abirren der Aue (des Mutterchafs) von der Herde zum Suchen des vermißten Jungen bedeutet; daher die unwillige Frage nach jemand: Wo ist er (oder sie) ächt hi g'lammeret? Das dabei bis zur Heiserkeit erhobene Geplärr veranlaßte das Bild: chîisterig³³ wi n en a!ti Aue.³⁴ Vgl.: Er singt (so schön) wi n en a!ti Lammere aue.³⁵ Wer sich aber selbst anklagt, er habe durch Zerfahrenheit, Unachtsamkeit dies und das verderbt oder versäumt, sagt etwa: I ha's nume verlammeret.

Auch gîle tritt in Hintergrund gegenüber einzelner vergîle, d. h. unglücklich oder mit Angst und Not ein Zicklein werfen, übertragen: vor Angst oder Ungeduld vergehen. Er ist fast vergîlet. Eine Kellnerin ruft unwillig aus: die Gäste werden nicht vergîeln, ehe ich komme.³⁶ Wie ganz anders wichtig die zu mnemotechnischer Anknüpfung dienenden Vorgänge: „Denn zumal het grad üsi Moore g'fährlet“³⁷; s' ist grad denn gfi, wo üse Tschägg g'chälberet het.³⁸ Kein Wunder auch: Die Überwachung des Prozesses kostet nach gewohnter Tagesarbeit oft eine Reihe schlafloser Nächte; so manches vergeblich hervorgerufen (g'!prängt) werden hat die Sentenz geboren: derglihe 'taa ist no nid g'chälberet („Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“). Und da man bei jedem endlich guten Verlauf doch immer „von Glücke sagen“ kann, charakterisiert man einen Glückspilz mit der Rede: Der Holzschlegel het ihm (uf em Esterich obe) g'chälberet. „De nütznügste Täsche chälberet ds Glüd Eine“ zuehe“³⁹ (als Ehemann).

Schon das näähige (dem Werfen nahe) Muttertier, ganz besonders aber das Ersteli (erstmalß werfend, vgl. „erstälbrig“ — „achtälbrig“)⁴⁰ kann Gegenstand großer Sorgen und fast aufreibender Nachtwachen werden. Wir haben Beispiele aus nächster Nähe, wie einer Füllimähre der Bauer dreißig Nächte lang wacht, indes die Bäuerin in den Kleidern auf dem Ruhebett Halbschlaf hält, um durch zeitweilige Erfrischung den Mann munter zu erhalten. Welche Mühsal erst, wenn das große Ereignis vorüber! Beinahe feierlich werden einer Milchspenderin alsbald nach dem Kalben drei Brotschnitten mit Salz gereicht; die sodann samt der Schale verabsfolgten drei Eier werden, wo's richtig zugeht, das erste ganz zeremoniös auf der Mitte des Kreuzes, die beiden folgenden auf der seitlichen Verlängerungslinie desselben zererschlagen.

Die Sprache aber versteigt sich in diesem Rayon bis zum Titel

³³ LZ. 1904, 135. ³⁴ Vgl. basl. chîspere = heiser sprechen. ³⁵ SchM. 2, 147. ³⁶ Räf. 194. ³⁷ Zischb. 14. ³⁸ MZ. 2 J. 85. ³⁹ AB. 2, 478. ⁴⁰ St. fol. 17, 39.

Säumueter. Sie meint damit nicht etwa bloß die menschliche Pflegerin des Vorstenviehs und seiner Jungen,⁴¹ sondern das Säumueterli⁴² oder die Säuchöchi aus dem Entlibuch, dem vor den Räsereien so stark frequentierten Bezugsort der Ländersäu; vielmehr kann „eine Schweinemutter“⁴³ ein Mutterschwein bedeuten, das der größten Aufmerksamkeit gewürdigt wird (vgl. der Fährlimore chüderle).⁴⁴

Ist jedoch die Mutterrolle ausgespielt, so sinkt das Tier gleich allen von menschlicher Berechnung Getragenen hinunter zur Saumore, zur Moore schlechtweg, ja zur Mistmore.⁴⁵ Die Übergangsstufe zu solchen Titulaturen bildet die Röchlimore, alti Röchlimore. So heißt das Muttertier nach seinem tiefhohlen Grunzen, womit es die Jungen anlockt und (durch stoßweises Öffnen der Milchgänge) ihnen das Saugen ermöglicht.

Eine solche More muß dann äußerlich und innerlich unsaubern Weibsbildern, untauglichen Leuten aller Art („leidi More,“⁴⁶) ja selbst andern Tieren⁴⁷ ihren Namen leihen. Um so effektreicher ist die grade solch niedrigem Schätzungsgrad entnommene kojende Schelte, welche (wie „Chröttli“, „petit crapaud“ u. dgl.) in mehr städtischer Sprache auf alles anmutig Niedliche, Anheimelnde, Reizvolle angewendet wird: „möörig“, „möörelig“. Nüt heimeliger, ja wahrli, als es jungs Bäärli.. i mene mörige Hüseli.⁴⁸

Geringer Aufmerksamkeit dagegen erfreut sich (wie nach obigem von vornherein zu erwarten) die Schafmutter, die Aue. Höhnisch verspricht einer e träägeni („getragene“ = tragende) Aue als Ehesteuer dem unüberlegt danach Fragenden.⁴⁹ — Abzüüg-Aue hinwieder (d. h. alte Schafmutter, die gierig und wählerisch zugleich in dargereichten Gemüseabfällen herumwühlt) ist ein drastisches Bild für Weiber, die an unsauberem Tagesgeschwätz wohl leben.

Gar nichts weiß die Sprache zu sagen vom Wïder (Widder), nichts vom Äber. (Derselbe scheint, aus dem Truber Geschlecht Beer zu schließen, einst auch im Emmenthal, wie noch im Seeland „Beer“ geheiß zu haben.) Den Bock dagegen vergegenwärtigt uns unsere Mundart in der Zeit, wo Schaf- und Ziegenherden, die höchsten Bergweiden ausnuzend, ihren männlichen Leittieren blindlings folgten. So folgten die Schafe dem „Leithammel“, dessen Titel noch in unserm Beiwort „hämél“ weiterlebt. Hämél ist, wer fed und munter voran geht, „ins Zeug geht.“ „E Zit isch er no sei e chlii hämél gsii, vo wäge, er

⁴¹ BSp. 113 uö. ⁴² Jesuiten 328. ⁴³ Räs. 247. ⁴⁴ Lischb. 4. ⁴⁵ UR. 106

⁴⁶ UR. 41. ⁴⁷ Räs. 151. ⁴⁸ Ott 1, 101. ⁴⁹ Erbv.

het es uuszahlt's Heimetli vom Alte chönne erbe.“⁵⁰ Der vo hämele bedeutet: in raschen und zugleich zierlich kurzen Schritttchen davon eilen. Hämele ist auch: flink und geschickt (gewandt) arbeiten. Öppi's erhämele ist: etwas (z. B. ein Paar Strümpfe) rasch (und zugleich gut) herstellen.

Tiere oder auch Menschen, die ebenso zwang- wie wahllos einem Führer folgen, göhn ihm na wie d' Geiße dem Bod.⁵¹ Das Vorangehen des letztern spiegelt sich auch in Übertragungen wie Bod mache, d. h. eine Spielfarte zurückbehalten, die nachher Stichfarte wird, wenn nicht ein Gegner sie vorweg „sticht“. G'stoche der Bod, warum geit er i Chabis?⁵² Um Ruß bod'e: ein Kartenspiel um Baumnüsse, sonderlich an Winterabenden am großen Tisch der Wohnstube.

In tollen Sätzen („Bod'sprünge“) bod'e übermütige Jungtiere, z. B. Kälber an der Tränkwehre.⁵³ Der stößige Bod auf anstoßendes, unmanierliches Wesen übertragen:⁵⁴ Die freundlich Begrüßten „wurden böd'isch, taten fremd, gaben kurze, schnippische Antwort“.⁵⁵ Geil: „das wüest Bödli“⁵⁶; „bödele“.⁵⁷ Die Vereinigung solcher Eigenschaften führte bekanntlich zu einer der Personifikationen des Teufels, aus dessen Bereich die feurigen Ziegenböde kommen, welche noch heute da und dort auf Kirchhöfen erblickt werden.

Eine merkwürdige Zersplitterung herrscht in den Bezeichnungen des Wucherstiers. Schon „Stier“ selber, welches Wort eigentlich den Kastraten, also den Ochsen bedeutet, ist in verwirrender Weise (vergl. Gott-helfs Sprache) aus dem Schriftdeutschen in die Mundart gedrungen. Denn nicht selten nimmt auch der „Stier“, gleich dem Ochsen⁵⁸ sowie dem einstigen Hëgi und Sterchi,⁵⁹ die Bedeutung an, die die urchige Mundart eigentlich einzig dem Müni zuteilt.

⁵⁰ Trebla im GvG. ⁵¹ Kongreß 165. ⁵² Vgl. RZ. 02, 224. ⁵³ Land 8. 64.
⁵⁴ AB. 2, 448. ⁵⁵ Ball 42. ⁵⁶ UR. 346. ⁵⁷ AB. 2, 252. ⁵⁸ RZ. 100. ⁵⁹ mit „Stärke“ (= Gusti) zu mhd. stër, Schafbod (mhd. WB. 2, 2, 619), verwandt mit lat. sterilis, unfruchtbar. Unter diesen Begriff faßt die Tierzucht gern alles, was nicht als Muttertier aufgezogen werden kann oder soll, daher jung der Schlachtbank verfällt (vgl. „die juden branden wilent gern bocke, rinder unde stern“; Renner 6888). So ist auch der Widder eigentlich der „Jährling“ und verwandt mit lat. vitulus, le veau, Kalb (vgl. Kluge⁵ 405). — Der Bod hinwieder wird als der „Flüchtige“ gedeutet und stimmt mit armenischem buc = Lamm (Kluge⁵ 47), sachlich auch mit unserm „Fasel“. Großes und starkes Zugvieh dagegen bedeutet der „Stier“ (vgl. nord. „storr“ = groß), wie auch der Hengst ursprünglich soviel wie Wallach (mhd. Wb. I, 661), „der Angespante“ (Kluge⁵ 165) sein kann. Gerade den umgekehrten Bedeutungswandel erfuhr die einzige uns bekannte Bezeichnung, die von Haus aus einem männlichen Zucht tier gegolten haben kann: „Ochse“ (Kluge⁵ 274). Zieltreibige Züchtung und deren Terminologie ist eben eine Angelegenheit erst der neuen Zeit; die ältere legte größern Wert auf Arbeitsleistung. Tiere, die sich durch solche in Friedenszeit vor Pflug und Wagen auszeichneten, übertrugen ihre

Der dem Zweck seines Daseins zuliebe mit Arbeitslast verschonte Wucherstier darf ungehindert wie kein anderer Zögling den Launen folgen, die sein angestammtes Naturell oder auch seine „Erziehung“ mit sich bringen. Dieser Launen gibt es bekanntlich viel böse, wenig gute — obgleich es recht lieblich anzusehen ist, wie solch ein Tier, das eben noch Ingrimm die erhaltenen Schläge auf die Nase verarbeitete, in der nächsten Minute die Hand des Melkers leckt, den es mit einem Stoß über den Haufen rennen könnte.

Dri luege wie n e taube Muni⁶⁰: damit wird die einzige Exite angetönt, welche die Sprache über unser Tier anzuschlagen weiß. Muni böös! ist eine der Rindersprache nachgeahmte Bezeichnung unheimlich übler Laune der Umgebung: in Familie oder Nachbarschaft, der politisch oder sonstwie aufgeregten Volksstimmung. Vgl. „'s ist in d guet Wätter!“ — Den Kopf gesenkt, mit den Hörnern pflügend, fährt der Stier blindlings auf den vermeintlichen Gegner los. Drum heißt unbesonnenes Dreinfahren: dri schieße wi n e Muni in⁶¹ (oder: dür)⁶² e Chrishuuffe; oder: „dür ne Bohnebläck“.⁶³ Wütet aber das Tier mit den Hörnern im Stall, so reichen menschliche Kräfte und Mittel bei weitem aus, „eso nes Muneli ahez'binde“, daher 's Muneli ahebinde⁶⁴ = mit einem aggressiven Gegner kurzerhand fertig werden. Das so gebändigte Tier schaut dann verblüfft, ratlos, verlegen drein: „si hei mi [nach meiner ihnen unbegreiflichen Aufforderung] agluegt wi n e Muni.“⁶⁵

Bei den alten Untertanenverhältnissen war der Grundherr durch Gewohnheitsrecht, nötigenfalls auch durch oberherrlichen Entscheid (wie z. B. 1547 der Freiherr von Brandis) zum Halten des Wucherstiers (und des Ebers) verpflichtet, wofür ihm etwa „das zänist Kalb und Schwindli“ gebührte.⁶⁶ Später lastete dieses Servitut auf staatlichen Pfründen, bis das Halten des Dorf muni⁶⁷ nach der Reihe den Viehbesitzern anheimfiel. Gegenwärtig ist die Haltung freier Konkurrenz überlassen, was aber dazu führen kann, daß Gemeindebehörden um Vermehrung des Zuchtmaterials einkommen müssen. Denn die richtige Pflege eines solchen Tieres, dessen gedrungener Nacken (Muniäcke)⁶⁸ zum Vergleich mit fettleibigen Magnaten (oder auch mit „Regimentsbüffeln“)⁶⁹ herausfordert, ist ein etwas kostspieliger Hablichkeitsbeweis.

Benennungen erst als Ehrennamen auf Männer, dann als Geschlechtsnamen auf Familien: Dohs und Dohli, Hegi, Sterchi (hierher? — in Lüzelflüh häufig). Ganz wie in Kriegszeiten der wehrhafte Schwinger des Schwerts ein Wolf, ein Bär, ein Beer (Eber) hieß. ⁶⁰ ZJ. 1904, 134. ⁶¹ An AB; Beitr. 63. ⁶² AB. 1, 100. ⁶³ Michel 156. ⁶⁴ Spieß 115. ⁶⁵ Gf. SB. ⁶⁶ JoSt. ⁶⁷ Raben 210 uö. ⁶⁸ Michel 254. ⁶⁹ BSp. 257.

Zu erwähnen ist noch (gleich dem zum Abkühlen des Sägeblattes gebrauchten Säuzäärn) der als rohes Züchtigungsmittel seine Rolle spielende Ochsenziemer: Munizäärn („Munizehn“),⁷⁰ im Simmenthal: „Stirenzän“, 1789: „Muhni-Band“,⁷¹ vgl. 1792: „Rinderzähnstreiche“.⁷²

Uspunnig, untaan ist auch der Hängst. Bei der geringsten Reizung, durch eine Bremse nur, schlägt er hinten und vornen aus wie „die Berner, die so verflüemeret ungern folgen“.⁷³ Er stellt si uf di Hindere, wie eine wahrhafte Bäuerin, der jemand in ihren Haushalt hinein regieren will.⁷⁴ Er bäumelet also, wie im Traum das eigensinnige Annebäbi;⁷⁵ wie eine zu demütigende Bäuerin;⁷⁶ wie Peter Käser, bevor unendlicher Jammer ihn übernimmt.⁷⁷ Bäumeliger aber als die Schläger von „Erdäpfelkofen“ „können die Helden von Morgarten nicht heimgekommen sein.“⁷⁸ — Einmal im Geschirr sodann, ist der Hengst ein ungestümer Draufgänger, er hängt et uus; wie denn auch mit Schulaufgaben unzufriedene Eltern den unerbittlichen „Schulmeister“⁷⁹ einen Fragenbuchhengst schelten. Muß er aber die Überlegenheit seines Lenkers anerkennen, so „zottelt er erst“ „täubelnd“⁸⁰ (täubele = seinen Zorn auslassen), taubfüchtig⁸¹ wie Uli „ertaubeter Rohli“⁸² seines Wegs. Dann verraucht sein Zorn, und sobald er später seinen Meister wieder gewahrt, schwenkt er gegen ihn zu, den Kopf an ihn schmiegend, an ihm reibend.⁸³ Beugt er aber erst, um sich lieblosen zu lassen, vor vornehmen Töchtern den Hals:⁸⁴ welche Folie seiner imponierenden Stattlichkeit! Wie ein in der Ferne verschwindendes Abbild derselben erscheinen im emmenthalischen Boralpengelände di si be Hängste.

Der Hengst, dessen Bändigung die Prerogative Weniger ist, bildet eine Hauptzierde des stattlichen Bauernhofes als Tragner (Dragoner, wie Roß und Reiter zumal heißen). Für den landwirtschaftlichen Gebrauch aber wird der als Beschäler nicht anerkannte Hengst zum Münch (Wallach) umgewandelt. Diese Benennung „Mönch“ erinnert an die Redensart: es Urselläbe führe, etwa mit Zusatz des schnurrigen Wortspiels: aber es chunnt mängem widerig (widrig oder widder-ig) vor. Ursel⁸⁵ heißt nämlich der kastrierte Widder, wie Baarg oder Muß der ebenso behandelte Eber. Der Strimäb = der kastrierte Ziegenbock. Chijber = halbkastriertes Pferd oder Schwein, Heelbock = ebensolcher Schaf- oder Ziegenbock; Zwid = Zwitter; einmal auch: zugleich mit einem Stierkalb geworfenes weibliches Kind

⁷⁰ Berner 254; M.B. Bf. 63. ⁷¹ GerTw. ⁷² ebd. ⁷³ M.B. 2, 261. ⁷⁴ Ztgf. 1, 201. ⁷⁵ M.B. 1, 187. ⁷⁶ Rdf. 266. ⁷⁷ SchM. 1, 328. ⁷⁸ UR. 69. ⁷⁹ 1, 325. ⁸⁰ GG. 2, 48. ⁸¹ ebd. 159. ⁸² UR. 275. ⁸³ GG. 2, 48. 49. 72. ⁸⁴ Servaz 7. ⁸⁵ Rütbeli 288.

mit männlichem Körperbau und Wesen.⁸⁶ Im ebenen Unterland in der Regel, im emmenthalischen Gebirge nur noch selten (Lüzelflüh z. B. hat keine Zugochsen) konkurriert der Stier als Zugvieh mit dem Pferd,⁸⁷ und es bilden z. B. „vier schwarze Stiere“⁸⁸ das Ideal eines Adergespanns, mit welchem der Säuhändler im „Annebäbi“⁸⁹ renommierend seine vier handfesten Töchter vergleicht. Das niemals beschleunigte, dafür immer gleichmäßige, anhaltende Wä r c h e w i n e Stier, „wie d' Stiere“⁹⁰ hat zu drolligen Mechanisierungen geführt wie: „Ei n a a r a n z e w i n e Stier“; „t u b a c k e w i n e Stier“, „er i s t r i c h w i n e Stier“ u. dgl. (wie „stockfinster“ zu „stockblind“, „stocktaub“ usw. geführt hat). — Einem einmal angespannten Ochsenpaar scheint wirklich keine Last zu schwer: si l ö ö n ü ü t s t a a. Drum auch die Bezeichnung d ü r e s t i e r e⁹¹ für die stramme Willensrichtung, Sammlung und Anspannung auf ein um jeden Preis und mit allen Mitteln zu erreichendes Ziel hin. „Bestimmt, wir stieren es durch“⁹² (nämlich das „Bärndütsch“). Dafür heißt's im „Schulmeister“⁹³: im Zeichen des Stiers verharren.

Das Roß.

„Beim ächten Bauer gräfelt's“.¹ Heute wie ehemals, nur mit andern Mitteln. Zierte einst das Biergespann schwanenhalsiger, rabenschwarzer Erlebacher² die fürstliche Kutsche,³ so tat der patrizische Bauer es ihm gleich mit einem eben solchen Aderzug. Noch zieht da und dort ein Paar solch schlanker, sehniger Tiere den Pflug und Wagen; ein stolzes Gespann aber von „vier schwarzen Rappen“ setzt sich heute eher mit Aneinanderpassung vorzüglicher Zugkräfte, als mit vorherrschender Rücksicht auf Rassenreinheit zusammen.

Soweit aber die letztere gebietet, kommt heute für unser meist gebirgiges Gelände das rasche und gewandte belgische Gebirgspferd unter dem Namen Ardenner in ersten Betracht. Diesem vornehmen Tier mit seinen tadellosen gedrungenen Gliedern, dem feingebauten, leichten und edlen Kopf mit den freundlichen, lieben Augen stellt sich als nah verwandt⁴ zur Seite der Freibärger: das Pferd der jurassischen Franches Montagnes mit der charakteristischen Einsenkung mitten durch das mäßig a b g ' s c h l a g n e C h r ü z. In mehrköpfigen Bauerngespannen

⁸⁶ Gl. D. 29, 20, 21. ⁸⁷ Uß. 39. ⁸⁸ Amtsr. 104. ⁸⁹ 1, 211. ⁹⁰ Lisch. 3.

⁹¹ Besuch 139 uö. ⁹² Gf. Brief. ⁹³ 2, 447.

¹ GG. 3, 68. ² Schwarzneder³ 128. ³ Servaz 6. ⁴ Schwarzneder³ 127; Krämer im SB. 1902, GG; Volksw. 2, 572 ff.

ist auch etwa noch der mächtige hellbraune Einsiedler⁵ (Pferd aus Einsiedeln oder überhaupt dem Kanton Schwyz) „mit dem stolzen Halse und der (trotz ihrer Größe) zierlichen Gestalt“ zu erblicken.

Neben all diesen Rassenstücken, besonders aber natürlich neben einem Vollblut-Rórmänner, nimmt sich recht bescheiden aus der Mëttscher oder der Franzos aus Mëche. Dieses in der Regel schlapp- oder wappelhörig Tier erinnert mit seinen seitwärts gerichteten Hörorganen an den Schopf eines Schlapphutes und veranlaßt den Witz: es het e Wu!!huet uffe — gleichsam als Bahnbrecher des Strohhutes, mit welchem anderwärts in heißer Jahreszeit edle Rasse gegen Sonnenstich geschützt werden.

Diese Tiere sind in der Regel gutmütiger Natur. Allein gar zu dicke oder schlaff hängende — schlampigi — Ohren deuten auf ein Übermaß solcher Eigenschaft: auf einen entweder faulen oder abgerader-ten Gstäbi, Schläbi, Pigger, Määritpigger,⁶ der zudem wegen Ungelenkheit auf steilem oder holprigem Weg leicht umfällt. — Grade deswegen aber heißt in losender Schelte ein niedliches, zierliches, darum gehätscheltes Pferd es Piggerli.⁷ Umgekehrt muß der Name „Engländer“, der wie „Amerikaner“⁸ und früher der „Tütsch“ ein stattlich präsentierendes Rutsch- oder Reitpferd bezeichnet, im Stallknechten-Witz⁹ als ironische Bezeichnung für minderwertige Tiere herhalten: Chacheler (Gaul eines Geschirrhändlers),¹⁰ Grangel bei, Blaasti; guete^r alte^r Trappi;¹¹ Pletschi, „mit dem das dümmst Wiibervoldch fahren kann, so lang die Räder trolen können“.¹² Ein ähnlicher Name, auf hässige und häßliche Weibsbilder übertragen, ist Guure, Guurli.¹³ Gegenüber solch abschätzigen Benennungen beziehen sich nicht wenige wirkliche Pferdenamen auf die Farbe: Der Bruun, 's Brüündli;¹⁴ der Chöli (Rappe); der Schümel (Schimmel). Das beim Müller beliebte weiße Biergespann ist wegen der schwierigen Reinigungsarbeit ein Kreuz des Pferdcknechts. Daher das alte mystische Rezept, um die in erster Jugend noch nicht weißen¹⁵ Haare schwarz zu färben: „Sied ein Maulwurf im Salzwasser gar wohl, damit schmeir oder nez das Pferd oft.“¹⁶ Die Redensart dagegen: mach mer der Schümel nid schüüch!¹⁷ (laß ab von deinen Intriguen) gehört zu den Verallgemeinerungen eines einmal gehörten Ausdrucks.

Ist die Farbe des Schimmels unbeliebt, so ist die des Fuchs

⁵ Schwarzneder⁸ 128; Räf. 328. ⁶ Michel 182; Räf. 241. 327 uö. ⁷ Räf. 253; Geldst. 44. 102 uö. ⁸ Schwarzneder⁸ 200. ⁹ Räf. 327; Ball 40. ¹⁰ GG. 2, 72. ¹¹ UR. 429. ¹² Geldst. 193. ¹³ AB. 1, 329. ¹⁴ Ott 1, 103. ¹⁵ Ol. fol. 15. ¹⁶ AB. 98. ¹⁷ Bitt. GG. 4.

ominös, weil sie zugleich an den Charakter Reineke's erinnert. Auch der gutartige Fuchs (franz. alozan) unterliegt dem Mißtrauen, das in der Sentenz sich birgt: Es ist kem „Fuchs“ nüt z'traue; en iedere Fuchs het öppis.

Hieher gehören auch die Benennungen nach dem Zeiche: dem weißen Fleck auf der Stirn ober, wenn unschön¹⁸ groß, bis auf die Nase hinunter reichend und in diesem Falle den Pferdenamen Blaf oder Bläz veranlassend. Hübsch nimmt sich dagegen ein kleiner gezackter Fleck: der Stärne, aus. Bei Einsiedler und Erlenhacher finden sich die Zeiche selten.¹⁹

Bekannt sind die Redensarten: der Rähre i d' Auge²⁰ und: i's Ruu' luege. Sie stammen vom Markt, wo das „Täuschen“ in seiner modernen Bedeutung Gebrechen und Alter verhüllen soll. In ersterer Beziehung ist unserer Mundart eigentümlich das Gläs aug: die grau getrübbte Regenbogenhaut des einen Auges (welche allerdings häufiger beim Hund, auch etwa bei der Rasse vorkommt).



19-jähriger Bauernsohn mit Füllen.

Die hie und da unschön heraustretende Biegung des Raums zwischen Augen und Nase, welche an den Widder (alt: rām, „Bock“ überhaupt) erinnert, führte auf den Namen Rams-Chopf. Zu dem schön gebauten Kopf namentlich des Ardenners dagegen stimmen die feinen Lippen (Läszge), deren häufige und lebhafteste Bewegung bei sonstiger Ruhe als ein lebhaft interessiertes Lesen aufgefaßt wird: 's Roß lizt. Der Läbi: die Unterlippe. Vom Menschen sagt man: er het der Läbi la hange. Mit ähnlichen Personifikationen bezeichnen wir zwei üble Gewohnheiten, deren eine bei zu lang müßig stehenden und im Stall sich langweilenden Tieren — auch Kühen — angetroffen wird: das Wäbe (mit dem Kopf beständig hin und her fahren). Die andere ist das Schmide: schlecht ausgreifende Rosse schlagen mit den hintern Hufen

¹⁸ UR. 24. ¹⁹ Volksw. 2, 572 f. ²⁰ Btgst. 2, 185; Schuldb. 190.

beständig laut hörbar an die vordern, bis ein paar tüchtige Beitschenhiebe an Ort und Stelle sie davon abbringen. Andere Pferde vertreiben sich die Langeweile mit Chämle (knuspern, knoppert) an der Krippe, und gerade wegen dieser Gewohnheit können aus jungen Tieren die leidigen Chrüpfetrücker²¹ (Krippenbeißer) hervorgehen. Dieses schließlich zur Nervenschwäche des Schlundes führende Pressen (Trüde) der Zähne an den Krippenrand vor Hiuunterschluden des Bissens erinnert an Leute, die in ihrem ganzen Wesen eso öppiä verträcht's, verträät's, verzwoorget's hei, das²² me si nüüt cha uf se verstaä, das²³ nid mit nen uusg'choo ist. Auch die heißen daher Chrüpfetrücker.

Eine ebenso schlechte Gewohnheit von Füllen, die im Müßiggang absolut öppiä Chrumms u Tumms müessen aastelle, ist das Ringen nach Atem, wie sie es dem Luftschnapper (Luftkopper) absehen. Der Grund kann aber auch ein zwingender physischer sein, indem „'s Muu' so tumm g'macht ist“, daß die obern Zähne vor die untern hervorstehen. Ein solches Pferd heißt überbüßig.

Damit haben wir begonnen, der Mähren i's Muu (oder zo'm Muu) z'luege, was figürlich auch heißt: scharf auf Mittel und Wege sinnen und energisch jene anwenden, um aus einer schlimmen Lage wieder herauszukommen. Im eigentlichen Sinn ist darunter verstanden: aus der Beschaffenheit der Zähne eines drei- bis neunjährigen Pferdes dessen Alter erschließen. Das lassen nämlich zunächst die zwölf Borderzähne in folgender Weise zu.²⁴ Zuerst fallen die zwei mittelisten Zähne oben und unten aus und werden binnen vierzehn Tagen durch neue ersetzt. Dieselben sind schmutziggelblich gefärbt und tragen oben eine schwarze Vertiefung: 's Noß zeichnet. Die neuen Zähne heißen Drüüzänd: sie deuten auf ein Alter von dritthalb bis drei Jahren.²⁵ Ihnen folgen die vier benachbarten oben und unten links und rechts: d'Vierizänd, welche auf vierthhalb bis vier Altersjahre schließen lassen. Die nach einem weitem Jahre als Feufizänd hervorbrechenden äußersten Schneidezähne sind vorläufig noch hohl und tragen in der Vertiefung einen schwarzen Fleck: d'Bohne oder der Chäärne (Kern). Beim sechs- bis achtjährigen Pferd füllt sich die Höhlung allmählich aus.

Anderwärts²⁶ heißen diese Feufizänd „Eczähne“. In Lüzelflüh dagegen gilt der schriftdeutsche Name „Ecz“ oder „Hundszähne“ für das, was man mundartlich Häägge nennt. Diese vier Zähne brechen ums vierte Jahr hervor,²⁷ werden aber erst vom neunten an — und nur bei

²¹ AB. 1, 330. ²² Schwarzneder² 304 ff. ²³ Dt. fol. 15, 1, 52. ²⁴ z. B. ebb.
²⁵ ebb.



hengsten — deutlich sichtbar, indem das Zahnfleisch sich zurückzieht. (Die 24 Backenzähne gewähren keine Alterszeichen, zeichne nüüt.)

Wie „der Mähren i's Muu“, muß der Bauer auch dem Roß uf d' Sie luege. Wegen der Einläßlichkeit solcher Nachschau heißt das bildlich: seine Nase in alles stecken, spionieren.²⁶ Anmutiger ist das For-
schen nach Spuren, welche die uralte germanische Verehrung des Götter-
rosses, des weißen Pferdes Odhins, noch in der Gegenwart zurückgelassen
haben mag. „Eine blinde Henne findet auch ein Körnchen“, heißt bei
uns: Es het e Blind es Rössle funde. Gefundene Hufeisen stan-
den nämlich einst, als vom Götterrosse selbst verloren, in noch einmal
so hohem Ansehen wie die vom Schmied bestellten. Sie wurden an die
Türen genagelt, um böse Geister zu verscheuchen und die guten Götter
zum Schutz herbeizurufen. In christlicher Zeit wurden sie auch auf die
Schwellen geheftet, um den Teufel glauben zu machen, er sei bei seinem
letzten Besuche hier verblüht worden und habe dabei dieß Eisen von seinem
Pferdefuß verloren. Bei uns beschränken sich diese aufgenagelten Eisen
auf die Schmieden und auch hier nun lediglich als Handwerkszeichen:
Hier wohnt ein patentierter Hufschmied, hie cha me la bschlaa. Über-
tragen hat „beschlagen“ einen merkwürdigen Doppelsinn. Er ist (guet)
bschläge heißt: im lebhaften Wortgefecht mit Argumenten gut ausge-
rüstet, fähig „stand zu halten“ wie ein Roß auf schwierigem Terrain.
Dann aber kann der Widerpart in dieser Weise gut beschlagen sein, und
bschlagen ist sein Gegner vielmehr im Sinn von „besiegt“, „zum
Nachgeben gezwungen“. So wird ein Hansli²⁷ vom Pfarrer „beschlagen“,
und so „beschlägt“ (in neuer aktiver Wendung) der „Schulmeister“²⁸
den examinierenden Inspektor; so „beschlagen“ Indizien den zum Geständ-
nis gebrängten Verbrecher.²⁹

Wie aber ein mit Beweisgründen Ausgestatteter bschläge ist, so
heißt ein im Handel und Wandel in Kniffen, in Ausflüchten und Ränken
Bewandter e Gspizte, en Ausg' spizte. Er weiß sich jedem augen-
blicklichen Stande seiner Angelegenheit so anzupassen, wie der Huf des
Pferdes den mannigfaltigsten Gestaltungen des Glatteises, wenn der
Huf und damit das Pferd selbst gspizt ist; ebenso, wenn die abge-
nutzten Griffe erneuert sind: we me wider het la griiffe. — Letzteres
kann nun mittelst der neuen Erfindung der Strüb-Stöle (Schraub-
oder H-Stollen) der Bauer selbst besorgen.

Ebenso kann er nötigenfalls eigenhändig die nur noch schlaff und
loder aufliegenden Eisen e chlii aazieh,³⁰ oder gegenteils die zu straff
angezogenen abreißen, damit der schmerzende Huf „chönn verchuele.“³¹

²⁶ Bsp. 36. ²⁷ AB. 1, 59. ²⁸ 1, 8. ²⁹ Ger. Tw. (1789.) ³⁰ Rätli 209. ³¹
31st. 2, 6.

Dieses *Em d' Isen abbräche* dient auch wieder als Bild: Einem „Abbruch tun“, sein Verfügungsrecht über Hab und Gut, seine Handlungsfreiheit einschränken. Dem Bild liegt der Umstand zugrunde, daß ein der Eisen beraubtes Pferd nicht mehr wirksam ausschlagen, in keinem Fall mehr zu den „Schlagern“, höchstens noch zu den „Weißern“ sich stellen kann. Ein Schlager heißt spaßig es *Schlägwärch*.

Zur Kunde und Kunst des Schmieds gehört dagegen vor allem, die fleischige Sohle des Hufes: 's *Läbige*,³² „das Leben“ zu schonen. Es ist ihm a's (oder: i's) *Läbige g'gange* bedeutet: er ist empfindlich verletzt worden. Zweck solcher Schonung hat der *Rössnägel* seinen eigenen Zuschnitt. Nach der Form desselben heißen *Rössnegel* auch die *Raulquappen* im Teich. — Ferner ist der *Strahl*³³ oder *Sträh!* wegen allerlei Erkrankungsgefahr fleißig ins Auge zu fassen. Wie denn überhaupt der Huf trotz seines Umfangs (vgl. e *Biß Fleisch* oder *Brot* wie ne *Rosseeje*: ein sehr großes Stück) und trotz seiner scheinbaren Plumpheit ein fein gebautes und empfindliches Organ ist.

So kundig in dieser Beziehung unsere Schmiede die Arbeitskraft des Pferdes schonen, so tierquälerisch und zumeist auch geschmacklos üben sie einen anderen Eingriff „i's *Läbige*“ durch das auch hier in Mode gekommene „Englisieren“. Zum Glück noch keine *Mußöhri*,³⁴ wohl aber die *Mußschwänz*³⁵ sind bis zu oberst in unser Gebirge vorgebracht.

Dagegen ist noch heute dem richtigen Bauer alten Schlags ein schönes Roß soviel wie ein möglichst in seiner Natur belassenes und zudem richtig genährtes Pferd. Was aber überhaupt für den Emmen-thaler es schönes Roß bedeutet, zeigt das ihm in den Mund gelegte Wort: *Emene schöne Meitschi un emene schöne Roß sö!! me naaluege, bis me's nümme gseht*.

Mit welchem Spott dagegen übergießt er den Eigner eines abgemagerten Pferdes! *Lueg, es suecht der Spiherischlüssel!* (um sich selbst Hafer oder Dinkel zu holen.) *Gäll!*, das braucht der *Underchömet!* (Das aus gepolstertem Tuch bestehende, lose anliegende *Unterkummet* schützt ein abgemagertes oder wundes Pferd gegen den Druck des Zugeschirrs.) *Es rächts Huettgste!!!* (wie am Markt zu sehen.) *Si hei däm Roß Steichrätte g'sueret, mi g'seht ihm no d' Rüppi düürstächche!* („Rippen“ heißen die hölzernen Schienchen, welche das Wandgeflecht dieses unter „Lastgeschirr“ behandelten Handforbs tragen.) Dagegen rühmt man ein Pferd als es *ghaberet's*, das

³² Et. fol. 15, 1, 217. ³³ Et. fol. 22. ³⁴ Beitr. 15. ³⁵ u. a. 327.

für einen schweren Gang nicht bloß ein „Halbimmi Haber“³⁶ in den Leib bekommt, sondern eher das „große Ordinäri“ ($\frac{1}{2}$ statt $\frac{1}{4}$ Maß), wie der belehrte „Kordiofuhrmann“ es nunmehr seinen abgeschundenen Säulen gönnt.

Wie dagegen unabgemessene Fütterung Schönheit, Gesundheit und Charakter beeinträchtigt, so ist insbesondere auch das Übersüßfe sorglich zu verhüten, wenn nötig, mit halbmagischen Mitteln wie diesem: Steck dem Pferd während des Reitens ein Holunderzweiglein auf den Kopf, und während es trinkt, laß über ihm her eine Geißel im Wasser schweben, in welche eine Zunge eingeflochten ist, die einer lebendigen Schlange ausgerissen worden.³⁷

Mit richtiger Erfrischung paart sich richtige Schonung der Kraft. Auch der Litzelflüher läßt das Roß sprechen: Nibsi jag mi nit, ob si rit mi nit, äbes Wäg's mach mit mer, was d' witt. Und so schädlich dem Pferd eine zu lange Stallruhe ist: in strenger Arbeitszeit gönnt der Meister ihm die Sonntagsruhe. Seine sechs Rosse läßt der Antenballenbauer³⁸ stehen und geht zu Fuß. Seine vier Rappen läßt ein Haueter-Ueli im Stall und reist „auf Schusters Rappen“,³⁹ und selbst ein Felix⁴⁰ schämt sich, um des schlechten Marktweges willen ein Roß aus dem Stalle zu nehmen. Ihr einziger Ärger ist das G'rössel, das Rößle, das „Neutern“ mittelloser Leute mit entlehnten Fuhrwerken.⁴¹ Wohl dagegen leben sie an der Vorstellung, wie jetzt daheim das noch junge Tier vor Behagen sich um und um wälzt: si wälet, si uber un uber tröölt. Ein solches si wäle wird auch von Menschen gebraucht, die nach harter Arbeit die doppelt verdiente Bett-ruhe auffuchen: mir mein is gä wäle.

Solche Behandlungsart fettet Roß und Mann mit einem tiefinnigen Gefühl unzertrennlicher Zusammengehörigkeit aneinander. Ein Kavallerist im Dienste gab seinen Briefen an die Eltern regelmäßig den Schluß: „Ich und mein Roß sind gesund. Uli.“ Die Dragoner sollen sich ehemals mit der ständigen Formel begrüßt haben: Salüt, Hans, was macht di Mähre? wogegen es unter den Guiden hieß: Bonjour, wie geit's daheim? si Frau u Chind gsund?⁴² Vgl. der Salüü, so viel wie der Dragoner.

Nur bei solchem Roßverstand im einen Sinn: Verständnis für Behandlungsart der Rosse,⁴³ kann auch der Roßverstand im andern Sinn: Verstand der Rosse, sich frei entfalten. Zu den Vernünftigen⁴⁴ zählt der Sprachgebrauch auch dieses Tier. Allein wer hätte nicht schon

³⁶ NB. 1, 166; Ball 40. ³⁷ NB. 98 f. ³⁸ Ztgst. 1, 212. ³⁹ Obstb. 1903, 25. ⁴⁰ NB. 881. ⁴¹ Ztgst. 1, 212. ⁴² Ungar. ⁴³ SchM. 2, 85. ⁴⁴ Vgl. Bund 1904, 23. Mai ff.

auf den Augenliedern alter Pferde jene ganz eigentümlich menschelnden, feinen Runzeln beobachtet, ohne sich die Intelligenz zu vergegenwärtigen, welche jahrzehntelange Erfahrung auch hier ansammelt! In einen engen Horizont eingeschränkt wird allerdings diese Intelligenz durch den angewöhnten Arbeitskreis im Dienst des Menschen (vgl. Pferd und Hund mit Biene und Ameise). *Wi tumm cha so n es jung's Roß dri luege!* Dafür ist *mäng's Roß g'schijder weder e Möntsch* innerhalb seines Erfahrungskreises, *wen" es 's afe chlii mängist het g'hört tonnere, u wen" es ihm o scho uf e Grind g'schneit het.* Wer sah nicht das *Borroß* vor dem Pflug am Ende der Ackerfurche auf ein bloßes leises Zeichen mit der Peitsche des hinter ihm stehenden Lenkers umwenden und ohne Fehl die neue Furche antreten! Wer hätte nicht ein einzelnes Roß auf dem Wege mit wiederholtem und ganz eigentümlich klingendem Gewieher auf Steinwurfweite einen seit Monaten von ihm getrennten *Gspaan* (Stall- und Deichsel-Gefährten) begrüßen hören, ohne bei sich zu überlegen, was doch alles es *g'hanntsam's* Roß bedeutet! Selbst Ausdrücke wie *vertraut*, „fromm“ („militärfromm“) geben die Sache nicht wieder. An allen ethischen Eigenschaften des Menschen scheint das Roß Teil zu haben. Dieselbe Mähre, die als *Schlitteroß*⁴⁵ „*der Gring gar meineidig ufset, we si der Chomet aahet*“,⁴⁶ schaut, wenn sie einer Ungezogenheit sich zu schämen hat, nicht rechts, nicht links.⁴⁷ *Wi we" es Augen i de Füeße hätt*, zieht es letztere blitzschnell an sich, wenn ein Kind unter sie geraten ist, oder wenn der Reiter abgeworfen da liegt. Aber mehr: die Rosse gewahren, was den Menschen verborgen bleibt.⁴⁸ Schon im alltäglichen Erfahrungsbereich. In dunkelster Nacht, wo der Mensch nicht die Hand vor dem Auge sieht, kennt das Pferd sich aus,⁴⁹ und der Führer darf auf dem Heimweg getrost *Chöli la walte*. Das heißt auch: Dingen, an denen nichts mehr zu ändern ist, Ereignissen, die uns über den Kopf wachsen, ihren Lauf lassen.⁵⁰

Wie aber erst auf übernatürlichem Gebiet! *I der alte hëlige Nacht z' Mittinacht cheu b' Roß rëde*, aber auch dem Lauscher die unliebsame Kunde seines baldigen Todes zu Ohren tragen. Und wieder, während es, als wüßte es, was es ziehe,⁵¹ die Leiche seines Herrn zu Grabe führt, zeigt es mit allfälligem *Bruggluegen u Rühele* an, daß jemand aus dem Geleite bald den selben Dienst beanspruchen werde.

Was Wunder, wenn der eigene Tod eines solchen treuen Tieres

⁴⁵ ZJ. 1904, 185. ⁴⁶ AB. 1, 120. ⁴⁷ AB. 1, 164. ⁴⁸ Rurt 123. ⁴⁹ AB. 2, 419. ⁵⁰ SchM. 1, 277. ⁵¹ Erbn. 75.

mit Tränen betrauert, im Kriege aber mit einer Salve gefeiert wird,⁵² und ein Vertram mit ihm alles verloren hat — „was ist ihm noch das Leben?“⁵³

Wie unflug indes ein blindes, schrankenloses Vertrauen in das doch immerhin in vielem unberechenbare, launenhafte und vor allem außerordentlich nervöse Tier! Auch dem allerzähmsten nicht, also gar dem Roß sö!! me traue, bis me d' Hüt im Sack oder sogar schon i der Gärbi het. Einige Gründe dafür liegen unausstilgbar in der Natur auch des dressiertesten und trainiertesten Pferdes; so das Entsetzen vor allem Geruch und Geschmack tierischer Abfälle. Es tschüderet's am ganze Lijb vor Trinkgefäßen, welche Fleisch oder Blut geborgen haben; es erschü ücht beim Vorübergehen an Schlächtereien, an Knochenstampfen.

Für einmal erlittene Unbill aber hat es ein ebenso scharfes Gedächtnis, wie für die Krippe, vor der es erstmals Einkehr gehalten. Dazu kommt das feine Gefühl für die Kunde oder unkunde, die stramme oder schlafe Achtbarkeit seines Lenkers, und der noch so flüchtige Blick auf das Fehlen oder die Gegenwart der Peitsche. Weh dem Wagenlenker, der einem „scheuen, tückischen, falschen“ Tier⁵⁴ nicht unausgesetzt uf d' Ohre luegt, wenn es dieselben hindere u füre leit (legt), mit den Ohre gäbelet (sie wechselweise vor- und rückwärts stellt), oder in zorniger Erregung d' Ohre lükt, lükt wi ne bissigi Achermähre! So like auch Menschen, die einen Born, Ingrimm, Groll innerlich verarbeiten;⁵⁵ wer die Erregung in Poltern und Pochen auslöst, lükt u üs; der pochende Großtuer aber verlikt sein Geld.

So die quasi Choleriker unter den Rossen. Neben ihnen gibt es Sanguiniker: teils lüstigi, zu keiner nachhaltigen Arbeit gewöhnbare, teils süürschüßigi, im ersten Anlauf die beste Kraft vergeubende Pferde. Sodann recht eigentlich faule Tiere: e Fühlmähre, wo der Gring laht lampe;⁵⁶ es Müllerroß, wo (im Geschirr) hindere hanget⁵⁷ oder hindere lükt (liegt), wie bildlich auch faule Menschen tun.⁵⁸ — Im Gegensatz zu mutigen Rossen, die „wie Teufelsterle“ ins Feuer laufen.⁵⁹

Die zwiefache Arbeitsart des Pferdes: Tragen und Ziehen ins Auge fassend, beachten wir zunächst die Bezeichnungen der Gangart. Doppelsinnig von Roß und Mensch gesagt, „bedeutet Karriere galoppieren, oder, wie wir sagen, in den Längen reiten.“⁶⁰ Es geit i de Länge. Ebenso

⁵² Ott 1, 159. ⁵³ Vgl. die prächtige Erzählung Sintram 47 ff. 77 ff. 98 ff. ⁵⁴ Cl. fol. 15, 1, 44. ⁵⁵ Selbst. 269. ⁵⁶ SchM. 2, 305. ⁵⁷ UR. 199. ⁵⁸ MZB. Wf. 132. ⁵⁹ Alte Gesch. 254. ⁶⁰ SchM. 1, 158.

doppelsinnig geht das Pferd i d' Sätz und peitscht der Mensch sich oder andere zu einem schweren, mühevollen Werke auf: i d' Sätz!⁶¹

Eine besonders beliebte und geübte, namentlich an Pferdeschauen eine erste Rolle spielende Gangart ist das Traabe. Auch Menschen, die sich zu neuer Arbeit anschicken, sagen: mir wei traabe. Das Roß ist es traabigs (es trabt gut). Statt „traben“ braucht Gottlieb auch „trablen“: Der Roßhändler ließ die Braunen trablen, trotten, Füße aufheben zc.⁶² Sonst aber ist träble so viel wie traben machen. „Die Pferde vor den Fenstern der Liebsten trablen.“⁶³ Eini gä träble heißt: ein Mädchen zum Empfang einer Gruppe von Besuchern veranlassen. Jemand trable: ihn kjonieren.⁶⁴ Einem Kauflustigen wird ein Pferd vor- 'träblet, und so kann man Einem eine neue Erfindung, einen Einfall, eine Idee vortrablen: sie ihm in erläuternder und gewinnender Weise zur Anschauung bringen. — In einen schwerfälligen Trott dagegen, „daß der weite Kommet auf ihrem Halse grimmig hin- und herzottelt“, verfällt die Ackermähre eines Hansli Jowäger.⁶⁵ In zierlichem Trott hinwieder geht des Knaben hölzernes Pferd „lustig d' Hostet ab“.⁶⁶

Überhaupt gebührt ja dem Roß und Rößli im Rinderspiel die bekannte Hauptrolle, auf die wir hier bloß mittelst einiger in Lüzelflüh üblicher Varianten zu der schönen Doppelausgabe „Rinderlied und Rinderspiel“ von Gertrud Züricher aufmerksam zu machen brauchen.

Das Schaukel- als Reitpferd gehört begreiflich mehr in städtische Kreise, woher sich z. B. das abgestuhte Rniereiterliedchen erklärt: „Riti riti Rößli, z' Basel ist es Schlöbli; z' Buurtles ist es Summerhuus, luege schöni Meitschi druus.“ (Die „drei Jumpsraue“ sind weniger bekannt).⁶⁷ Häufig in zwei Fragmente zersplittert hört man: „Gii-gampf, Rößli stampf!“ — „Guldige Ring, Rößli spring!“⁶⁸ Echt bäuerlich dagegen sind natürlich Liedchen wie:

Rößli bschlaa, Rößli bschlaa,
Wi mängs Megeli müesse mer ha?
Eis, zweu, drüü, eis, zweu, drüü,
Alli, alli, alli müessen ii!⁶⁹

Im Gäu, im Gäu, im Gäu
Gää si de Rößline das Heu, das Heu, das Heu
U de Hüennere der Haber, der Haber, der Haber.
Drum si di Rößli so mager, so mager, so mager,
Di Hüenner so feiß, so feiß, so feiß!⁷⁰

Das gute Beschlagen und Ernähren gilt aber im bäuerlichen Rinderspiel wie im männlichen Schaffensernst in erster Linie dem Zugpferd. Und zwar dort natürlich dem jugendlich raschen Läufer vor leichtem Gefährt. Am Gutscherößli übt sich das Spiel des Knaben von den

⁶¹ Gf. St. 1903. ⁶² Räf. 320. ⁶³ Räf. 326. ⁶⁴ Gelbst. 165. ⁶⁵ AB. 1, 122.
⁶⁶ Ruhn AB. 1819, 192. ⁶⁷ RZ. 02 Nr. 164 ff. 03, 134 ff. ⁶⁸ 02, 217; 03, 161. ⁶⁹ 02, 126; 03, 115. ⁷⁰ 02, 215; 03, 160.

jagen an, da er vor dem hölzernen Hotteli selber noch notdürftig her pöfelet, bis zu der Zeit, wo halbgroße Buben und Mädchen Hottelis mache, hottete. Da steckt sich einer (oder auch ein ganzer Trupp) den ersten besten Knebel als Gebiß in den Mund. Ein irgendwo aufgetriebenes Röllli (baumnußgroße Blechkugel mit Schließöffnung und drinnen umherrollendem Eisentügelchen) oder gar ein Postpferdglöckchen hängt er sich als G'schäll (Roßgeschäll)⁷¹ an den Hals. So läßt er sich von einem, der sich in angemessener Selbstherrlichkeit zum Rosselenker aufgeworfen, in bisweilen ziemlich derber Weise jagen, zügeln und auf alle Weise, vornehmlich recht laut und husarenmäßig, meistern. Ruhiger und wortfarger wird der künftige Emmenthalerbauer die „starken und glänzenden Rosse“⁷² lenken, die die Berner-Wägelchen ziehen, das vornehme Gutscheross⁷³ aber fogut wie den ausgedienten „Postgaul“⁷⁴ andern überlassen.

Vom Spiel, dieser Arbeit der Kinderwelt, führen uns eine Reihe Metaphern ins prosaische Arbeitsgebiet des eigentlichen Büre-Roß, wie es sonderlich für die Ehräche u Grebe des Emmenthals paßt. Genannt sei hier bloß: der Ehöli, das im Doppelsinn tohlischwarze „Dampfroß“ mit seinem „chüche, schnuppe, schnüze, dampfe, als wett's der Berg i Bode stampfe.“⁷⁵ Einen gewissen Gegensatz dazu bildet das in seine vier Wände eingepferchte Bürooross,⁷⁶ wie der Bureau-Angestellte gelegentlich sich selber betitelt, während drastischer Bauernwitz ihn den i-Tüpfli-Bütterli u. dgl. schilt.

Wärche wi n es Roß: das deutet auf des Pferdes Los, und bedeutet den als Glück oder Unglück empfundenen Wert auch des Menschenlebens. Ein Bauernknecht,⁷⁷ dem das Schicksal seines Anneli als Zentnerlast auf dem Gewissen liegt; ein „Schuldenbauer“⁷⁸ und sein Weib, welche ihre Weltunkunde und Vertrauensseligkeit bitterlich büßen; ein im Kommunismus entgleister „Branntweinsäufer“⁷⁹ sogar machen im „Wärche wi n es Roß“ ehrenvoll ihre Verschuldung wett. Nur das der traurigen Versorgungsehe huldigende „Branntweismädchen“⁸⁰ empfindet solches „Wärche“ als ungerechtes Schicksal.

Das Roß ist überhaupt bald der Maßstab, bald die Dezimalwage aktiver und passiver Menschenkraft. Starch wi n es Roß zu werden, ist eines echten Bauernsohnes Ziel, wie es die Mutter des achtjährigen Micheli⁸¹ durch eine fortan alle Frühjahrre zu absolvierende Rosmilchfur zu erreichen strebt. Was daher ein Roß nicht ab Fläck bringt,

⁷¹ UR. 301. ⁷² Fröhlich VII. ⁷³ AB. 1, 117. ⁷⁴ Böhneler 20. ⁷⁵ Ott 1, 154.

⁷⁶ Michwander 149; 71, 78. ⁷⁷ BSp. 217. ⁷⁸ 16. ⁷⁹ Dursli 214. ⁸⁰ BmM. 114.

⁸¹ Michel 147.

muß auch der Mensch dort belassen; und wer absolut auf solchem Fled verharren will, erklärt kategorisch: nit mit vierne Rosse brächt me mi da- oder dorthin. Im Ertragen von Übel und Fährlichkeiten aber ist und bleibt das Pferd dem Menschen über. Fieber wi n e s Rosß;⁸² e Rosßmedizin; Rössmüürder oder Rosßtööder, d. h. mit Opium gesättigte schlechte Tabaksorten, wo dene drei Pffiffe voll e s Rosß tööde, gehören daher ins Gebiet der plastischen Hyperbeln.

Aber auch in der Ausdauer bei harter Arbeit sucht das Pferd unter Menschen seinesgleichen. Wer hätte nicht an den sechsspännigen Landfuhren der Burgdorfer Müller, auf denen sie den Landbäckern ihre B' Mili z'Quus u z'Hei bringen lassen, diese so gleichmütig den knarrenden Wagen ziehenden Rosse beobachtet! Diese „so echten Emmenthaler-Müllerrosse mit ellenbreiter Brust und einer Rinne über den Rücken, durch welche man füglich einen artigen Brunnen hätte leiten können!“⁸³ Und hinwieder die Mähre (so heißt die Stute, nachdem sie ihre Mutterdienste getan, als gewöhnliches Arbeitspferd, eben als „Rosß“, womit „Mähre“ ursprünglich synonym war)! Die Mähre z. B. des Zowägerischen Ehepaar's, wenn bliebe sie nicht unvergeßlich? Univerzell wie ein Doktor dreier Fakultäten, ist sie in allen drei Arbeitsbereichen heimisch: sie zieht ebenso unverdrossen den Sauchekarren, wie sie, mit stoischem Gleichmut die Launen Annebäbis ertragend, das Märitwägeli nach Solothurn und wieder heim bringt, und dem um Rat ausreitenden Hansli als Trägerin dient. Abgesehen erst noch von ihrer Musterhaftigkeit als Pensions- und Anstandsdame: durch das von Jakobli heimlich gereichte Halbinmi Haber „mutwillig wie ein junges Böcklein“ gemacht, hütet sie sich doch hintenauß zu schlagen, „weil sie nicht wußte wie machen, daß es eine Gattig hätte.“⁸⁴

Ihr eigentlicher Beruf und Stand, oder sozusagen ihre Spezialität, war immerhin der Dienst einer gewöhnlichen Achermähre, eines Acherroß, also für Pflug und Lastwagen. War sie doch des Besitzers einziges Pferd, drum es eispänig (einspänniges) oder eileitig Zugtier. Er ist gär en Eileitiger, sagt man auch von einem Herrn, der mehrspännig zu fahren vermöchte, aber sich mit einem Pferde begnügt; eileitig ist daher auch soviel wie anspruchslos, bescheiden. Einspännig fährt aber ebenso der Ökonomische, wohl auch etwa der Geizhals, weil ein zweites Pferd erspart werden kann oder erspart werden will. Denn allerdings: es guet s Rosß zieht zwuuri (zweimal). Das heißt im eigentlichen Sinn: es zieht soviel wie zwei, und „edle Rosse leisten vernünftigen Herren in Augenblicken der Not das Unmög-

⁸² Stäf. 314. ⁸³ Alte Gesch. 258. ⁸⁴ AB. 1, 163.

liche, gehen in ihrer Rettung unter.“⁸⁵ Wüzig übertragen aber heißt das Wort: Wer einmal Glück gehabt (wer het Gflee! ghaa, gfüelig gfi ist), dem lächelt das Glück auch ein zweites Mal. — Zu bloßem Vorspann vor dem durch Menschenhände gezogenen Gefährt dient das *Handroß*.⁸⁶

Für zweispännige Fahrt („zweispännig“ bedeutet auch: voll Eile und Eifer, höchst erregt und aufgebracht)⁸⁷ spannt man zwei womöglich gleiche Pferde als *Gspañe* nebeneinander an die Deichsel. Links oder zue der *Hand* (nämlich des nebenher gehenden Lenkers) zieht das *Zuederhandroß*, das *Zuederhändig* oder der *Zuederhänder*; rechts oder von der *Hand*: das *Bönderhandroß*, das *Bönderhändig* oder der *Bönderhänder*. Die schriftdeutschelnden technischen Ausdrücke „zue“ (bei) und „von“ (entfernt von „der Hand“ des Lenkers) belassen auch das *nd* bei der schriftdeutschen Aussprache; die Ausgleichungstendenz jedoch verwandelt auch es allmählich in *nd* = *ng*. Daher das Inkonsequente in der Aussprache und in unserer Bezeichnung.

Für dreispännigen Zug spannt man vor diese zwei *Ziechsleroß* ein zur Führerrolle geeignetes, also ebenso energisches und selbständiges,⁸⁸ wie aber auch leicht lenkbares und aufmerksames⁸⁹ *Vorroß*. „*Vorroße*“ oder „*Vorgumper*“ (nämlich der eigentlichen Käs Herren als „*Deichselroße*“) werden in der „*Käsererei*“⁹⁰ die Aufspürer künstlicher Mulden genannt.

Sattelroß endlich heißt das linke vordere Roß des Viergespanns, welches gelegentlich der Führer reitet,⁹¹ selten wohl doch auf Weiber Weise, behaglich sich in des Rosses Bewegung wiegend.⁹² Solch ein Viererzug, zwei tüchtige Stuten hinten, zwei lustige junge Münche vornen,⁹³ ist allerdings das Ideal eines Bauerngespanns, und eine durch nichts Minderwertiges verunehrte⁹⁴ Reihe solcher macht den Stolz eines Dorfes aus. An ihnen sollen die Leute im Lande merken, daß in Gytwil auch noch Bauren seien,⁹⁵ und daß man zu Liebiwil noch einen Roßzug vermöge.⁹⁶

Dabei kommt es weniger auf die Ausstattung von Wagen und Schlitten,⁹⁷ als auf die Vornehmheit der Rosse an. Grad auch eine so gediegene Frau wie Anneli gedachte auf ihres Sohnes bedeutungsreicher Fahrt in erster Linie mit den Rossen bei den Schwiegerleuten in spe Ehre einzulegen. Wirklich standen die Leute still, wenn der *Draguner* daher kam wie in den Lüften.⁹⁸ Denn, wie gesagt, „beim echten Bauer gräfelt’s“.

⁸⁵ Nordiof. 198. ⁸⁶ Bsbinder 356. ⁸⁷ Feiri 9. ⁸⁸ Räf. 246. ⁸⁹ GG. 3, 94. ⁹⁰ 176. ⁹¹ GG. 3, 95 ff. ⁹² Wege 303. ⁹³ GG. 3, 68. ⁹⁴ Räf. 240. ⁹⁵ SchM. 1, 383. ⁹⁶ GG. 3, 67. ⁹⁷ Ball 88. ⁹⁸ GG. 2, 45.

Die Kuh.

Die Milchkühe, deren im Jahr 1891 Lüzelflüh 1813 zählte, bilden 64 % des Rindviehstandes (in der Schweiz 62 %, im Kanton Bern die Hälfte). Zudem leisten sie, da eine weise bemessene und nach der Witterung gerichtete Feldarbeit dem Milchertrag nur nützt, eine beträchtliche, auf sehr vielen Kleinern Gütern sozusagen die einzige Zugkraft. Dies ist um so erklärlicher, da Lüzelflüh in einem derjenigen Fleckviehgebiete liegt, wo Kunstwiese und Ackerfeld zusamt die alte Weide beerbt haben, womit auch das große und starke Simmenthalervieh bis ins wegsame Gebirge hinauf gedrungen ist. Distinguierte Viehzüchter hielten sogar darauf, es an dem cachet dieser Klasse: dem charakteristischen R ä b m e - F l ä c k im Gesicht, nicht fehlen zu lassen. Immerhin kann ein besonders schönes Tier noch das Motiv abgeben zum Auszeichnungs-Namen S i m e.

Das Fleckvieh gilt etlichen Forschern als bloße — allerdings sehr alte — Abart des Braunviehs: das gleichmäßige Dunkelrot durchsetzte sich allmählich mit den aus kleinen weißen Zeiche an der Stirn entstandenen grauweißen oder fahlen Flecken.¹ Dies erklärt die hohe Schätzung der auch hierzulande noch etwa einheimischen, aber allerdings seltenen, drum im Preise fast unerschwinglichen rote C h u e. „Hans hätte eine rote Kuh gegeben, wenn der (ihm ungelegene) Besuch unterblieben wäre.“² E g e i t u m l e r o t i C h u e (läßt uns daher ein Spiel machen u. dgl.)! Das ins Braune Umschlagende dieses Rot aber kennzeichnet sich in der tadelnden Bezeichnung chüerot für unnatürlich, übertrieben rote Gesichtsfarbe,³ entstanden aus Überernährung oder, vorübergehend, aus ungewohnter Erregung, bösem Gewissen oder dgl.

Mit dem Simmenthaler-Rindvieh konkurrieren in der Größe die Freiburger-Schwarzscheden,⁴ und die mannigfaltigsten Kreuzungen ergaben Färbungs-Nüancen, die sich in Kuhnamen abspiegeln wie die Bruuni oder das Brüüni; der Fals (fahl; hier soviel wie hellbraun); Blafs oder Bläfs, Stäär⁵ oder Stäärn.⁶ Möglicherweise gehört zu „Bläfs“ als Adjektivbildung auch Blöschsch, der Blösch, das Blöschli,⁷ wie denn wenigstens der neben dem Rotblösch paradiesrende Schwarzbloesch⁸ durch das mit wenig Weiß durchsetzte Schwarz charakterisiert ist. Mit den vor Farbensattheit oft schwärzlichen und hell getupften Blättern des Kleeß (mhd. der klē, des klēwes) könnte hinwieder zusammenhängen der Name Schwarzkleeß,⁹ kurz: der Chleeß,¹⁰ und dann nach ähnlicher Farbenverteilung: der Rotchleeß (1790:

¹ Volksw. unter „Viehzucht“. ² Ztgst. 1, 55. ³ SchM. 1, 131. ⁴ Volksw. 2, 242. ⁵ NR. 205. ⁶ Glus. ⁷ SchM. 2, 65. ⁸ NB. 2, 359. ⁹ NR. 25; Land 10. ¹⁰ NB. 1, 451 uö.

„eine Rottlebe“).¹¹ Eine Kuh mit feiner verteilten, wie mit dem Pinsel aufgetragenen Farben heißt der Bluemm, das Blüemmeli, „Blüemli“.¹² Sind die Farben in Querstreifen angeordnet, so veranlaßt dies den Namen Rāmi, wie denn überhaupt g'rāmet heißt: in zwei Farben quergestreift. Bildet die Färbung einen Gürtel (lat. cingulum), so ist die damit geschmückte Trägerin selbst ein Ringel. Sozusagen ein genereller Name ist Schāgg, Tschāgg, Rootschāgg,¹³ Schwarztchāgg. Mi seit e ter (feiner) Chue Tschāgg, oder si heig öppiß Wißes: ein Körnchen Wahrheit liegt in jeglichem Gerede; „wo Rauch ist, ist ein Feuerlein.“

Ganz weiß dagegen — wie schön auch die Namen Schwan, Blanca, Blondine klingen — liebt man bei uns eine Kuh nicht. Wiß bschißt. Denn weiße Kühe sind immer schmutzig, fressen noch einmal so viel als die andern, und sehen doch immer mager und elend aus.¹⁴ Es handelt sich dabei eben um großes und rassenfestes Gebirgsvieh, das sich unserer Stallwirtschaft nicht mehr akklimatisiert wie dagegen ein aus dem Berner Oberland geholtes Bäärgi, eine im Fruktigtal heimische Rander, ein Oberhaslerli, ein Brienzerli oder sonst ein vom Viehmarkt in Unterseen geholtes Underjöjje-Chueli. Solche kleine, mitunter vortreffliche Milch- und Zugtiere¹⁵ heben sich von der Ziegenschar des emporgearbeiteten Besitzers gerade so ab wie von einem Stall voll Kühe der zum Präsentieren an den ersten Platz gestellte Zeiger; vgl. das Chrooni.

Ein Kind oder Stier mit gekräuselten Haaren heißt Rūbi, Rūbeli. Das Bümerli, der Bümer hinwieder ist ein gefällig rundliches, kleineres Tier, das wie ein Pommerhündchen zum Schmeicheln einladet.

Auch das Gābeli, der Gābel mit seinem hübsch regelmäßig gegabelten Hörnerpaar ist in der Regel ein gutmütiges Tier, dem schon in der Jugend nicht eingefallen ist, sīni Höörndli fūre z'laa oder fūre z'strecke, wie man dies ebenso von streitbaren oder neßlustigen Menschen sagt.¹⁶ Gefürchteter ist der Gūßer, der mit seinen seitlich gestreckten spitzen Hörnern beständig an oder in etwas herumstochert (gūßeret). Ebenso der Spieß mit seinen langen geraden Hörnern, dessen Anlockung in der Reihe: „Chleeb und Blösch und Spieß und Stern, chömet numen, i g'sehn ech gern!“¹⁷ sicherlich oft mit sauersüßer Miene geschieht. Denn Ein aaluege, wi wen er Hörner hätt, ist nicht immer ein grundloses Verhalten. Wie jedoch häufig nach längerem

¹¹ Ger. Zw. ¹² Widm. 106. ¹³ UR. 403. ¹⁴ Erbb. 32. ¹⁵ Wfbinder 358. ¹⁶ Wfb. 2 J. 161. ¹⁷ Gluk.

Hinsehen die Furcht in Neugier und diese in Ratschsucht übergeht, so kam man dazu, über ein lästig oder verdrießlich gewordenes Tagesgeschwätz sich mit dem Wort hinwegzuträsten: „Es chunnt grad (bald einmal) e Chue, wo (no) lengeri Hörner het.“¹⁸ — Bekannt ist der alte Gebrauch des Kuhhorns als Ruf zur Mahlzeit,¹⁹ als Jegerhörnli, als Fühörhörnli, gelegentlich auch zum Hülfesruf für eine einsam wohnende Person. Der einförmig langgezogene Ton wird übertragen auf langweiliges kindliches Weinen: Du het es (gleichsam) 's Horn (ab der Wand) a he gnoo u het aafaa horne. Eine drollige Anwendung dagegen (wobei keineswegs etwa an das Trinkhorn zu denken ist), ist horne, will sagen: das Gläschen zum Trinken an den Mund setzen, als ob es gälte, ins Horn zu blasen.

Wie die Ringe im Baum, dienen die Ringe im Horn zur Altersbestimmung: in den ersten drei Jahren fehlen sie, dann aber bringt jedes Jahre eine sicht- und fühlbare ringförmige Vertiefung hervor. Sie ergänzen also in dieser Hinsicht die Zähne, beim Rindvieh Schüfle genannt.

Charakteristisch ist bei demselben auch die (oder seltener: der) Lämppe, d. h. die Wamme. Die häßlich fette Rühersfrau „hatte einen Lempen unter dem Rinn trotz ihren besten Hoopi.“²⁰

Der Schwanz heißt Stijl. Auf das Kompliment an einen Genesenden, er gedeihe wieder ganz zusehends, gewinne an Kraft und Jugendlichkeit, erwidert derselbe etwa: Ja ja, i wachse wi ne Chaiberstijl (bodenwärts; es geht mit mir dem Ende zu). Über störende Unruhe eines Menschen aber beklagt man sich: das geit umen un anne wi ne Chüestijl (zur Zeit der Fliegennot)! Wer seine Zeit mit zwecklosem Hin und Her tot schlägt, schwanzet "ume so des ume. Aus diesem schwanze (älter: swank-ez-en) ist durch Stammrückbildung „Schwanz“ entstanden. Dies Wort brauchen wir bildlich, um in einer Rangordnung das Hinterste, Letzte zu bezeichnen (als Gegenstück zu französisch tête). So kann ein wettsingender, -turnender, -schießender Verein a Schwanz choo.

In all den angeführten Einzel- und Gemeinnamen liegt nichts von dem, was den gewöhnlichen Redeweisen von der schwerfälligen, plumpen, dummen, tölpischen Kuh entspräche: „I verwungere mi uber nüt meh, mira chöm en alti Chue d's Tanzen a.“²¹ So lautet Annebäbis Nil admirari. — Du Chue(läbere)! „Dumm wi d' Länderchüeh!“²² „Bricht mi, du Chue!“²³ „Chue, was i bi!“²⁴

¹⁸ Gf. Gf. 1901, 38. ¹⁹ Michel 155. ²⁰ Schm. 2, 131. ²¹ AB. 1, 171. ²² Gelbst. 55. ²³ Räf. 252. ²⁴ UB. 335.

„Nach nit d' Chue“²⁵ (wi! [= während] 's Heu so tüür ist)! Dilekti Chue tüej d' Türe zue! (oder: der Gatter, das Zauntor). Uf der Chue rite bedeutet: etwas verkehrt beginnen und sich damit dem Gespött aussetzen.

Die Kuh verdankt eben der modernen Stallwirtschaft die ihr hier als Schuld beigemessenen Eigenschaften, die ihrer Natur als Weidetier ferne liegen. Als solches entwickelt sie eine beachtenswerte Intelligenz; und übrigens, „was keine noch so dumme Kuh tut, tut der Mensch.“²⁶ Drum jener Bauer zu seinem in den Dragonerdienst ausziehenden Sohn: So, iez gang, un am Aabe²⁷ mach di lustig u suuf wi ne Chue! Als der Sohn ob solcher Zurede ein verdußtes Gesicht machte, der Vater: Ja ja, 's ist mer Ärzt! & Chue, we si gnue het, hört si uf; mach's ó so!

Fahren.

„Fahren“ heißt ursprünglich: irgendwie von Ort zu Ort gelangen. An den „fahrenden Schüler“ früherer Tage erinnern unser degs ume fahre (herumbagieren) und der Vorwurf: si ist e Fahre (une qui cherche des aventures). So kann denn, selbst wo von „Fahren“ mit Roß und Wagen die Rede ist, der Lenker zu Fuß gedacht sein: „I bi no nie gfahre“¹ (habe noch kein Zugtier gelenkt). Fahre heißt auch: einen Umzug besorgen.² Mit Pflug und Zugvieh auf den Acker fahren und ihn pflügen ist z' Acher fahre. (s. „Acker“.) Möge gfahre: mit seinem Gefährt eine Last fortzubringen vermögen.³ Ökonomisch verstanden: er ma⁴ nid g'fahre⁴ (oder g'choo) d. h. seine Ausgaben übersteigen seine Mittel. Auf eine Arbeitslast,⁵ eine Geistesanstrengung⁶ angewandt: Nimm die geschriebene Leichenrede „nit füre, wenn d'süst gfahre magsch“.

Auch abfahre braucht sich bildlich: „Jez hull er mit de Chäsen abfahre“⁷, sie los schlagen. „Hör Junge, wenn das Meitschi dich will, so fahr ab“!⁸ mach, daß es dermit ab Gläc geit, „führ es heim.“ Zuefahre: in angefangener Weise fortfahren. — Ausfahre ist 1. eine „Ausfahrt“ machen (daher häufiges Wortspiel mit Auffahrt = Himmelfahrtsfest); 2. eine Fahrt zu Ende bringen. Bildlich sagt Annebäbi:⁹ „Seit der's [in der Heiratsangelegenheit] so wit 'brunge, so fahrit iez us!“ — Dä ist wüest aagfahre! z. B. an eine Mauer,

²⁵ Ott. ²⁶ NB. 2, 157.

¹ SchM. 2, 93. ² 1, 369. ³ Vgl. das höhnische „Magst gfahre?“ SchM. 1, 191.

⁴ Barthli 11; NB. 87. ⁵ NR. 213. ⁶ MB. BR. 47. ⁷ Räf. 223. ⁸ Ztgst. 2, 198; vgl. NB. 1, 169. ⁹ 1, 368.

eine Hecke; bildlich: er hat sich übel verrechnet; oder: hat eine derbe Abfuhr erlebt.

Zu ahd. *fāra* (Nachstellung, Hinterlist, Gefahr) stellt sich mhd. *âne gevær-de* „ohne Gefährde“, „in guten Treuen“ (*bonā fide*). Daher unser *an'gfährt*: arglos, vertrauensselig, ohne Vorsicht und Überlegung. Er fährt da so *angfährt dri* (geht ins Zeug), *wi's grad 'breicht* (sich trifft); dann: ohne genaue Berechnung = nhd. „ungefähr“, wofür die ältere Mundart jedoch lieber „in der Acht“ (Acht = Schätzung) sagt. Verloren ist dagegen „befahren“ = befürchten.¹⁰

Das *Fahri* ist ein Fahrtvergnügen.¹¹ Ironisch: mit *Ein es Fahri haa*: „ein Hühnchen zu rupfen haben.“

Füehre ist als Faktitiv zu „fahren“ so viel wie: irgendwie von der Stelle bringen. Es bedeutet also 1) gehen machen, im Gehen anleiten (ein Kind), oder unterstützen (einen Blinden); 2) auf einem Gefährt weiter befördern: „*Bänz chönnt ech doch e Blätz füehre!*“¹² 3) ein Gefährt lenken, den Fuhrmann machen.¹³

Aus „fahren“ leitet sich „die Fahrt“ ab, und hieraus erklärt sich: fertig = zur Fahrt bereit. In eigener mundartlicher Färbung bedeutet fertig: eine ausgemachte Sache, unbestreitbare Tatsache. „Es sind wüste, hundshäährige Leute dort, das ist fertig!“¹⁴

„Fertig“ führt weiter zu „fertigen“, zusammengestoßen: *fergge*. „Gefarreter (auf der Landstraße gefahrner) Wein wird besser, als zu Wasser gefertigter.“ Ligerz 1764.¹⁵ 1789 wird in Lüzelflüh einer beschuldigt, er habe diebisch „Bündel ausgefergget“¹⁶ (nämlich Waren aus einem Laden). Der Arzt,¹⁷ der Beamte *fergget* („spediert“) seine Besucher; die gerichtliche Fertigungsbehörde *fergget* z. B. einen Acker,¹⁸ indem sie dessen Handänderung behufs Eintragung ins Grundbuch legalisiert. Einen *abfergge*,¹⁹ ihm eine *Abferggete*²⁰ (Abfuhr) erteilen, kurze Prozäß mit ihm mache.

Si heiigi früher (zur Heimfahrt bei jedem Wetter) numen es offnigß *Gfergg ghaa*, aber iez heiige si „es deckt's“: es Schesli, rühmt die Wirtin im „Geldstag“;²¹ vgl. „Gefergge“.²²

Ebenfalls zu „fahren“ gehört: „die Fuhr“, z. B. die berücktigte ehemalige Armesuehr oder Bättelfuehr (Abholung abgeschobener Armer in die Heimatgemeinde).

Der Fuhrmann heißt *Fuehrme*. „En alte (gewesener, ancien)

¹⁰ Bfr. Ber. (1764) 315. ¹¹ NB. 2, 415. ¹² NB. 2 J. 179; vgl. Besuch 174. ¹³ Schulbb. 284. ¹⁴ Räf. 254. ¹⁵ St. O. 4 S. 1. ¹⁶ NB. 2, 176. ¹⁷ Feiri 111. ¹⁸ Michel 29. ¹⁹ Michel 281. ²⁰ Barthli 34 uö. ²¹ 261/2. ²² Eggim. 58.

Fuehrme chlept no gern.“²³ Mühlehänsel, der verwegene Franzosen-Fuhrmann.²⁴ Der „Mordiofuhrmann“. Es Fuehrme hier ist 5 dl Bier.

Fuehrwärche heißt einen mit Tieren bespannten Wagen leiten. Bildlich: ein Geschäft, ein Amt führen. Mit Lügen und Verleumdungen fuhrwerchen.²⁵ Einen Wohlstand verfuehrwärche.²⁶

Sinnverwandte mit „fertige“ ist grääch (mhd. gerecht, grech),²⁷ wozu auch grächche (mhd. gerechnen, sowie „daß“ gerecht und „daß“ ungerecht). Bist nit gliich grääch (zur Abreise, zum Mitkommen usw. bereit)? Bist mit dem Chösle (d. h. hier Windeln waschen) nit glii grääch?²⁸ Si ggrächche: sich auf etwas hin bereit machen. Bist bald ggrächchet?

Eine ähnliche Geschichte wie „fahren“ hat reiten, rite; nur liegen uns die Anfänge ferner: Altirisch rith ist Lauf, rethim: ich laufe; dazu: lat. rota = Rad, rot-undus = rund usw. Innerhalb unserer Mundart bedeutet rite beharrlich: auf dem Wagen (oder Schlitten) fahren. „Meitschi, wottsch rite? hoch uf e Chaare.“²⁹ Anneli war selig; „es war ihm, als täte es Schlitten reiten im Himmel.“³⁰ Jung rite, alt z'Fues laufe; jung Here, alt Bättler.³¹ Das nhd. „reiten“ ist als „rite“ absolut nur aus dem Militärleben oder sonst aus dem Zusammenhang verständlich: dä cha rächt guet rite! Sonst muß man dafür sagen: uf em Ross rite (wie fz. aller bzw. monter à cheval, lat. equo vehi u. dgl.). Auch Gotthelf, dem die Reittkunst keineswegs fremd war,³² muß erst erzählen³³, „wie Hansli auf die Mähre hochet“, bevor wir ins Klare kommen, wie er „um Rat ausreitet“.

Der Wage chehre bedeutet: ihn umwenden. Umg'chehrt ist o gsfahre: eine in mechanisierte Redensart gekleidete Mahnung zum Umkehren (auch moralisch verstanden). Auch eine Widerlegung liegt darin: gerade das Gegenteil ist richtig!

Ein gleichzeitiges Wenden vieler Wagen auf belebtem Platz erzeugt Gedräng, Unordnung: es G'chehr. Solches G'chehr herrscht als dauernder Zustand dort, wo beständig alles durcheinander geworfen erscheint. „Uns Haus war ein bedenklich Gefeher; es war fast, als wollte man auswandern.“³⁴

„Beim „Adler“ hielten sie und stellten ein“³⁵ — hei iigste!!! —: nämlich das Pferd in den Stall, den Wagen ins Bereich des schützenden Daches. Doppelt nötig, wo es entweder schwer ist, eine wilde Mähre

²³ Ott, 1, 174. ²⁴ Alte Gesch. 263/4. ²⁵ Ztgst. 2, 156. ²⁶ UB. 262. ²⁷ Mhd. WB. 2, 589 f. ²⁸ Mhd. 2 J. 286. ²⁹ Barthli 10. ³⁰ Räf. 136. ³¹ Gelbst. 289. ³² Manuel 25. ³³ UB. 1, 333. ³⁴ Ztgst. 1, 56. ³⁵ UB. 1, 124.

„im Gleus z'ebha“,³⁶ oder wo eine schwere Last auf weichem Boden tiefe Geleise (Gleus; Chargleus)³⁷ einbrückt. In letztem Fall bleibt der Wagen stecken, er g'sticht (ist stecken geblieben = ist g'stoche). Der Fuhrmann muß Vorspann mieten, der angesprochene Pferdebesitzer ihn leisten. Beides heißt niete. Das Wort wird in diesem Doppelsinn auch auf Hülfe jeglicher Art, besonders finanzielle, angewandt.

Hüü i Gotts Name! Damit eröffnen Männer wie der edle Bauernsohn Resli³⁸ ihre Fahrten. Lassen doch solche auf einen guten Ausgang rechnen! Sind sie ja nicht derart, daß sie, wie in der schauerlichen Tragödie des Fuhrmanns am Münnenberg,³⁹ sachgemäßer i's Tüüfels Name angetreten würden! — Mit „Hüü, Bläß!“ treibt ein Rührer auch seinen Hund an,⁴⁰ indes dem ziehenden Rind ein energisches Hail gilt.

Grundverschieden wie diese Antriebe-Rufe können auch alle die Halt gebietenden Uhaa! Uuhä! Uuhä! Uhaa huu! Huu! Hüü! sowie alle die Bixianischen „Ohä!“ erklingen. Dies namentlich, wenn sie Menschen gelten, die nach des Rufers Ansicht auf dem Holzwege sind: „Ohä, Bürschli!“⁴¹ „Aber ohä, du bist an der Läden!“⁴² „Aber uhä, iez chasch mer blase!“⁴³

Pferdebundig aber bringt Uli der Knecht⁴⁴ unter beständig beruhigendem „ü! ü! ü!“ in engem fremdem Stall sein Tier hinter aufwerfenden Schlagern durch.

Ein leises Anziehen des Zügels, ja auch nur momentanes Auflegen des Leitseils auf die Kreuzseite lenkt ein geschultes Pferd zur Rechten oder Linken. Für weniger feinsühlende Tiere dagegen ist ein Hüft und Hött erforderlich, welche Rufe in burschikos-berber Sprache auch sonst die Adverbien „links“ und „rechts“ ersetzen. „Das kommt daher, daß ihr hüft wollt, wo ihr hott sollt!“⁴⁵ „Dräi der Gring hüft, wo si hott e wägg näbe der ist!“⁴⁶ das heißt: behandle sie offen als eine Feindin. Dieses „hottewägg“ („hotteweg“)⁴⁷ vergleicht sich mit unserm ewägg (und en weg) = fort, und bedeutet: rechts von jemand weg gerichtet. — Du isch es du hott ggange: da nahm die Sache eine andere Wendung. — „D'Seeländer schreien hüft, die Oberländer hott, und die Oberaargauer hüft hott, und am Ende geht es hüft hott, d. h. bald hüft und bald hott, bald in den Graben, bald in den Baun, und die Hüfthottler behaupten dann, ohne sie wäre es „viel z'übel ergangen.“⁴⁸

³⁶ Gelbst. 173. ³⁷ UR. 66. ³⁸ GG. 3, 72. ³⁹ Gf. im SdS. 1903, 222 f. ⁴⁰ N'schwander. ⁴¹ Michel 291. ⁴² UR. 374. ⁴³ MW. 2 J. 287. ⁴⁴ 161. ⁴⁵ AB. 1, 68. ⁴⁶ Räf. 366. ⁴⁷ Räf. 215. ⁴⁸ BSp. 413.

Solches das Pferd verwirrendes und schließlich stettig (störriich) machendes unaufhörliches Hü! Hü! Hott! bezeichnet der richtige Fuhrmann mit hüstere, „hustere“.⁴⁹

Ein solcher Fahrkundiger war Uli der Knecht. „Im Fahren war Uli ein Meister, und seine vier Rosse zogen so satt und glücklich (achte und gleichmäßig) an, wenn er die Geißel hob, daß sie wenigstens ein Drittel mehr als andere ab Platz zogen.“⁵⁰

Die Wucht dieser Geißle (Peitsche) kannte Uli wohl — hätte er doch selbst beim Haar zu erfahren bekommen,⁵¹ was es heißt: Einen ergeißle.⁵² Auch der Emmenthaler weiß es, der, wenn seine Geduld und Langmut erschöpft ist, den das Hausverbot Übertretenden mit der Geißle vom Haus ewägg chlepft. Mit Wagenschmiere gesättigt, zieht eine solche Peitsche „nach Rote“, „us em ff“, auch ohne daß noch — wie bloß raffinierte Tierquäler tun — ein Bleiknopf in das Ende eingeflochten wird. Dies Ende, der Zwiß, von dessen empfindlichen Hieben das verallgemeinerte zwiße⁵³ sich herleitet, wird von Bauernknaben selber g'seilet. Von Hanfstängeln streifen sie Bast ab, halten ihn zu zwei Teilen (daher „Zwi-ß“, wie in der Schneidersprache Zwü-spel = Zweispann, doppelter Knopffaden) zwischen den Zähnen fest und drehen ihn mit den Fingern. Kunstgerecht wird sodann das äußerste Ende mittelst Underzug oder Ehnöpfli abgegrenzt und zu einem Büßi aufgepinselt. Der so gefertigte Zwiß kommt an das Vorseili, den vordersten Teil der Peitschenschnur, der, wenn er aufg'chlepft, d. h. durch Knallen aufgefasert (aufg'fiseret) ist, von kundigen Jungen ebenfalls selber hergestellt wird. Die ganze Peitschenschnur endlich wird mittelst des Bindbaumlätsch, den der künftige Heu- und Garben-Lader eben hier lernt, am Peitschenstock befestigt — wo möglich hinter einem eigens hierzu belassenen Ästchen desselben, damit desto weniger beim Chlepfe d'Geißlen abfahr. Denn das versteht sich, daß auch der Geißelstäbe selber aus Busch oder Wald geholt wird. Was bedeutet dabei das Zerstechen des Gesichts, das Verchräble der Finger? Wenn nur irgendwo ein Rädolter-(Wacholder-)strauch ein einigermaßen gerades, ob auch immer noch mit einem dummen Chrümpfli behaftetes Stämmchen nach langem Güggele zwischen den eine Gasse machenden Händen hindurch verraten hat! Was ist dann aber auch, im Vergleich zu solch selbsterworbener Waffe, so ein aus den Pyrenäen-Gehölzen von Perpignan in die Krämerbude geratener Barbilium-Stäbe! Ob auch nicht so elegant wie dieser, gibt er allenfalls

⁴⁹ GG. 3, 79. ⁵⁰ UR. 135. ⁵¹ UR. 401. ⁵² Räf. 268. ⁵³ Ruhn UR. 1812, 116.

nicht weniger zu kosten, wie der umg'kehrt Geißelstäcke⁵⁴ auf dem Buckel schmeckt.

Doch unsere Jungen sind friedliebende Eroberer. Ihr häufigster Gebrauch der Peitsche dient dem Spiel. Zu Zweien stellen sie sich gegenüber, um, die Peitsche im Takt hin und her schwingend, z'viere z'chleppe. Das teilweise um den Stod gewickelte (umglijret) Seil löst sich in schön geschwungenen Schlangenlinien ab, und in sauber geschnittenen Knallen tönt es in die Luft hinaus: eis zweu, eis zweu, rädä dädä dädä dädä dädä, rädä dädä u. s. w.

Sein Spiel mit der Peitsche liebt auch der Fuhrmann. In bisweilen kunstreichen rhythmischen Folgen läßt er sie knallen, und leicht wie uf der Geißle g'chlepft,⁵⁵ gehen sonst recht schwere Geschäfte von statten. Was Wunder, wenn die Freude an solchem Spiel bis zu der eiteln Selbstbewunderung gedeihen kann, welche Seminar Direktor Nidli unserem Gotthelf mit den Worten vorwarf: Mich dünkt, Ihr ghöret Euch selber z'gern chlöpfe (chleppe).⁵⁶

Allein wer sich auf das Knallen einer Peitsche versteht,⁵⁷ legt darein und liest daraus noch ganz andere Dinge. Merkwürdig war, wie Uli trunksüchtiger Karrer allemal, wenn er einen Stich hatte, mit der Peitsche ganz eigen knallte, so daß Uli von weitem hörte, was Trumpf war.⁵⁸ Ebenfalls mit einem „Stich“ehrte der edle Resli von seines Annemareili Heim zurück. Aber es war der Herztich bitterer Enttäuschung, mit dem er still und ohne Peitschenknall durchs Türli lenkte. „Es hat gefehlt,“ sagte die Mutter.⁵⁹

Wie brutal erscheint solchem Gebrauch der Peitsche gegenüber das zwecklos eitle Knallen in der Nähe Krankliegender oder stark mit dem Kopf Arbeitender! Wie roh erst recht das Zwickle oder Chleppe von Mensch oder Tier!⁶⁰ Drum erklärte schon mehr als ein wirklich Fahrkundiger wie jener Emmenthaler Lehrer: I chleppe kes Ross. Sein Knallen gilt bloß als Zeichen zur Abfahrt wie beim Postelion,⁶¹ als Warnung: us Wääg! oder als Meldung der Ankunft: Ross chnächt vor!

Aber die Peitsche wird auch er nie zurücklassen, ja im Fall des Vergessens sie holen gehn.⁶² Denn 's Ross mues d'Geißle gseh, wenn auch nur im Moment, da sie ins Lederfutter auf dem Reitwagen gesteckt wird. Sonst läßt es seine Tüden walten, oder es liegt träg zurück.⁶³ In beiden Fällen ist der läng Haber, d. h. eben das Antreiben

⁵⁴ UR. 401. ⁵⁵ BSp. 261; SchM. I, 209. ⁵⁶ Beitr. 51. ⁵⁷ UR. 40. ⁵⁸ UR. 205. ⁵⁹ GG. 3, 107. ⁶⁰ Beitr. 64. ⁶¹ Böhner 202. ⁶² UR. I, 135. ⁶³ Rätli 324.

oder Züchtigen mit der Peitsche,⁶⁴ unentbehrlich. Das faule Tier muß man aufschleppen, wie gelegentlich einen faulen⁶⁵ oder einen energielos hinbrütenden⁶⁶ Menschen; liegt es in mehrfachem Gespann zurück, so ist ein Nachschleppen⁶⁷ erforderlich.

Hier noch ein dit-on über Viglius. Unmittelbar nach einer Predigt über Dienstfertigkeit und Gefälligkeit, und unter Berufung auf sie, ersuchte ihn ein schlauer Bürger, den der Pfarrer von Lützelsflüh bestens kannte, um Überlassung seines nagelneuen Wagens für den Nachmittag. Er wurde aber mit dem Vermerk abgetrumpft: Sä lošet, mi liebe Ma, wä' chleppst, zieht niid!

Zum Schluß möge derselbe Mann uns in urchigem Emmenthaler-Deutsch die Bedeutung der Peitsche gleichsam als des Kommandostabs im Regiment des bäuerlichen Haus- und Feldherrn — des „Giselhär“ in neuer Deutung — nahelegen.⁶⁸

Es ist e Freud, eso mit vier ferme Rosse i Wald z'fahre un uf en Acher, wo Fuehrmen u Roß eso an enandere gwennt sii. Die lauffen ihm da under der Geisle, wo n er wiil u wi n er wiil, er bruucht nume les Wörteli z'säge. Drumm ist d'Geisle schier gar eso n es Szepter, wi d'Chünige hei. Es ist en Ehr fast ohni gliihe, wen" Eine d'Geisle i d'Hand uberchunnt. Wen e Vatter sim Junge d'Geislen ubergit, so seit er ihm dermit: du hilfst mir iez bisäle, u wen i nid da bi, so machst du's aleini. Mi chönnt fast gar o säge, d'Geisle sig e Marschallstab, oder e Fäldherestab, wüßt er, wi n en e Chünig sim beste und treuiste Soldat git.

Aber das ist erst de rächt öppiä, wenn den" e Vater sim Sohn d'Geisle wider nimmt! „Ch täich o, er het ihm d'Geisle gnoo!“ so säge de all Lüt z'ringetum. Un e Vatter cha sim Sohn nid hurti öppiä Ergerä träue, weder wen" er ihm seit: „i nime der d'Geisle!“ Das het fast no meh z'säge, weder we ne der Vatter tät eteerbe. Wen e General wider under di gmeine Soldate mues: es chan ihm nid schlächter gaa, weder wen e Sohn vom Flueg ewägg mues ga Fuhre haäe, wi d'Chnächte u d'Jumppfraue u d'Lawner. U mi mues nid öppe meine, das gang bloß denn eso, wen Eine schlächt fahrt, mit dem Wagen i Dräc, oder mit de Rosse z'Wode. Mei, der Vatter ist öppiä so imstand z'mache, we der Sohn zo mene Meitschi geit, wo den Alte nit aständig ist. Oder wen er in es Wirtshuus geit, wo dem Vater nüütguetsig vorchunnt, oder wo n er öppe der Wirt hasset. Churz, es ma sii was 's wiil, der Jung cha si in Acht näh.

⁶⁴ Bgl. Viglius VII, 369. ⁶⁵ UB. 166. ⁶⁶ UB. I. 618. ⁶⁷ UB. II, 421. ⁶⁸ UB. III, 68 f.

Melken.

Begreiflich ſind bei Kuh und Ziege Milchorgane und Milchzeiche Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit. Vor allem natürlich das Euter, Uter, welches bei der Kuh ſchön „vierenig“, vierg'egget(i g)¹ ſein und in vier zapfenförmige, bei der Ziege in zwei längere trichterförmige Zitzen — Büppi, Tülle,² Striich, Strich³ — auslaufen ſoll. Bei der Kuh fällt weiter in Betracht: der Milchſpiegel, d. h. die längere oder kürzere ſchmale Strecke ſeiner und (im Gegenſatze zur übrigen) nach oben gerichteter Behaarung zwiſchen Uter und Euter. Sodann: die ſogenannten Milchädere (Eutervenen), die Milchgrube (Vertiefung zwiſchen den Dornfortſätzen des letzten Rücken- und erſten Lendenwirbels),⁴ der wie ein Iſewegge abgeſpizte Hinterleib. Ferner: das Zumpfergſichtli, mit welchem im Einklang ſtehen: tiefliegende Haarwirbel zwiſchen den Augen, ſeine Behaarung, dünnerſtigi (dem Griff geſchmeidig nachgebende) Hüt, ſeine dünne Hörner, langgeſtreckter — raaner — Bau.

E früſch-mä!chi(gi)⁵ oder neumä!chi(gi) Chue oder Geis hat vor kurzem geworfen, en altmä!chi(gi) ſeit langem nicht mehr. Mä!chigs Graß⁶ iſt Grünfutter, das viel Milch erzeugt.

In Gotthelfs „Käferei“ ſpielen eine mächtige Rolle die g'reiſete Chüe, welche gerade zur gelegenen Zeit, namentlich zum Beginn des Sommermulchens, kalben und ihren höchſten Milchertrag liefern.⁷ Gerade das Haſchen aber nach ſolchem Vorteil brachte viele vom Händler Betrogene ins Ungreiß⁸ mit ung'reiſete Chüene,⁹ und am beſten war doch ſchließlich dran, wer verſorgeti Chüe beſaß: „ſolche, die man erprobt hat als geſund im Freſſen, zahm im Melken, gut beſtellt im Euter, fett und reich in der Milch, bereit alle Jahre zu kalben, wenn die Zeit um war.“¹⁰ („Verſorget“ alſo in aktivem Sinn: den Beſitzer verſorgend.)

Überſpringt (übergeht) das Milchtier eine ſolche Periode, ſo heißt es übergänt („übergänt“)¹¹ oder übergään. — Die paar Wochen vor dem Werfen, in welchen das Milchtier „trocken geht“, d. h. nicht mehr gemolken wird oder von ſelbſt vo der Milch abſteiht („verſeicht“¹² = verſiegt), geit es güſt (anderwärts, z. B. im Berner Oberland und in Zürich: „galt“). „Galt“ oder geſtig iſt aber ein Milchtier auch dann, wenn es inſolge Erkrankung der Milchorgane unbrauch-

¹ NB. 1, 451. ² Schuldb. 307. ³ UR. 178. ⁴ SB. 1903, 26 f. ⁵ UR. 295.

⁶ UR. 223. ⁷ Räf. 40. ⁸ NB. 1, 428. ⁹ Räf. 102. ¹⁰ Räf. 60. ¹¹ SchM. 1, 103.

¹² NB. 88.

bare Milch gibt. Immer unverträglich und untrinkbar ist die Bieftmilch (Brieschmilch), welche während der drei bis fünf Tage nach dem Werfen abgesondert wird. Höchstens dient sie zur Bereitung des Briesch. Die dicke Masse dieses aufsaugartigen Gebäcks veranlaßt den Vergleich mit einer faul und klopig dastehenden Person: da hoöet si wi ne Briesch,¹³ u mir müessen is derwille fast tööde!

Mit der Genauigkeit der Uhr werden auf dem richtigen Bauernhofe die Melk- und gleichzeitigen Fütterungsstunden eingehalten. Mitten in der dringendsten Erntearbeit ruft, wenn nötig, der Bauer: Mä!cher, du mueßt däich gaa! Und der Melker wäscht sauber die Hände, fettet nach rauher Erdarbeit sie wohl ein wenig ein, zieht — namentlich im Sommer — die zwischenen Mä!cherhöse über die getragenen an, über das Oberkleid das blaue Überhemmli, wechselt bei strammer Ordnung der Hausfrau auch die Schuhe gegen die Staa!schueh aus. Wer ihn sodann beim Melkgeschäft die Stirn an die Kuh lehnen sieht, begreift sofort, daß das so fleißig wie eine Studentenfuchsmütze ihm auf dem Wirbel sitzende lederne Mä!cherhäppi, der Mä!cherhäppel, keine müßige Zierat ist. Dagegen bedeutet allerdings der blig-blanke zwischenen Mä!cher-muß mit aufgestülpten Hemdärmeln für ihn etwa, was dem Offizier die grande tenue, was — die Gegensätze berühren sich — der Stadtdame die rauschende Schleppe mit zugehörigem décolleté. Arbeiten und Erobern haben auch bei ihm ihre Zeit. (Abb. oben.)

Nun gürtet sich unser Mann den einbeinigen runden Mä!chstuethl an: sein Berufs-Insigne, wie dem städtischen Metzger der weiße Schurz und der bammelnde Stahl, womit er in Wirtschaft und Gasse paradiert. Nur daß zuweilen auch die zarte Weiblichkeit sich kühne Eingriffe in



Melker im Muß und Lederhäppi, mit Melktuhl.

¹³ vgl. BZ. 1904, 184.

seine Hoheitsrechte gestattet, wenn es auf dem Felde Flachs zu jäten oder in der Tenne Rübenlaub abzuschneiden gibt. Er seinerseits revan- chiert sich damit, daß er, im kühnen Bewußtsein seiner Würde, in Er- mangelung eines eigentlichen Stallbuben einen noch jungen Meisterssohn zum Gehülfen heranzieht, ihn nach Erfordernis bildet oder trüßiert (dressiert), ja bei allfälligem Widerstand oder bei Pflichtvergeßlichkeit büßchüßtet (züchtigt). Ein Hauptgeschäft eines solchen Stall-Bagen ist das Uter-Püße, sowie das Marüße oder Mamä!che: ein leises Streifen der Zitzen behufs Anreizung der Milchsekretion.¹⁴ Einen aa- mä!che heißt: mit ihm anbinden, sei's herausfordernd, sei's um ihn für ein Vorhaben zu gewinnen. Kitzlige Tiere sind dabei schwierig zu behandeln: sie lassen sich nicht undere rede (ans Euter langen), ohne auszuslagen, oder doch durch unausgesetztes stämpfle ihre Unruhe zu bekunden. Bildlich heißt Eim undere rede¹⁵: ihm zu nahe treten.

Ein störriges Tier ist imstande, einem ungewohnten Melker die Milchabscheidung zu versagen, zu hinterhalten, die (vermeintlich oder wirklich im Euter nach und nach angesammelte) Milch aus dem Euter uufz'zieh,¹⁶ so daß nur die Aufwendung aller möglichen Beschwichti- gungsmittel oder noch einfacher: das Überspringen einer Melkzeit es veranlassen kann, d' Milch ahez'laa. Daher d' Milch ahelaa auch: nachgeben, willig werden.¹⁷ Aber wohl!, dä het du d' Milch ahez'laa! In solchem Sinn wurde z. B. 1789 ein nach hartnäckigem Leugnen seines Verbrechens Überführter „herablassend“.¹⁸

Nun faßt der Melker zunächst die zwei rechtsseitigen Zitzen der Kuh (der Emmenthaler weiß nämlich genau, warum er nicht hinderüße mi!cht) zwischen den gekrümmten Daumen und die vier übrigen Finger. Ist der Daumen mit dem obligaten Mä!cherchnöde (einer elastisch schwielen Hautverhärtung auf dem Vordergelenk) ausgestattet, so ge- schieht das Melken z'Chnoob. B'voller Hand oder hampfelig (was eigentlich als Nachahmung des Saugens das rationellste wäre), milkt man nur, wo eine besonders stark und auf Kosten der verkümmerten vierten entwickelte Zitze dies nötig macht. In kurzem rääßem Strahl, dick wie eine Padschnur, trißt der Melker abwechselnd links und rechts die schäumende Flüssigkeit in den Milchessel oder das Milch- mä!chterli. Zwischen den Knien hält er das längliche Milchgefäß gegen das Aus schlagen (Schlaa) der Kuh geborgen, und das ist die Haupt- sache. Daraus, daß eine raue Zunge ihn beledt, oder daß ein hartes Quastenknotchen des nicht mit einer Schnur lose an ein Bein gebundenen

¹⁴ Gf. SZ. 1903, 25. ¹⁵ WB. 1, 297; Selbst. 173. ¹⁶ Räf. 151. ¹⁷ Ball 53 Michel 142 nö. ¹⁸ Ger. Tw.

Schwanzes ihn im Angesichte liebkost, macht er in seinem Berufseifer sich nichts. Hat er es doch mit einer der Milchplettsche zu tun, die im Tag ihre zwanzig Litter iischäiche. — Mittlerweile füllen die linksseitigen Zitzen, durch das Streifen der rechtsseitigen zu noch reicherer Sekretion angereizt, das Milchgeschirr anständig. Der Melker trägt es behutsam Entleerung hinaus zu der (höchstens im kalten Winter im Stall behaltenen) Bränte. Hier hat bereits eins der Büßi des Hofes lauernd Posto gefaßt, um an seinem durch altersgraues Gewohnheitsrecht ihm zugesprochenen Anteil Schuum sich schnurrend gütlich zu tun, in ihm sogar ritterlich mit einem emanzipierten Sperberhuhn zu teilen. Wichtig ist, daß auch schon der Milchbueb oder ein sonstiger Hausgenosse sich eingestellt hat, um ungesäumt die Milch zur Käseerei zu tragen, oder, im Sommer, mit Hülfe des Milchrosses, eines Esels oder Hundes auf dem Milchhaare zu ziehen.

Wer begriffe nicht, warum im Bauernhaus der Mä!cher eine Haupt-, ja unter dem Gesinde die Respektsperson ist! Etwa wie im Gasthause der Küchenchef hier, der Stallknecht dort. Es kann nicht leicht eine rühmlichere Nachrede geben, als: er het gäng toll gmü!che, brav gmü!che. Dies in zweierlei Sinn: in kundiger und gewissenhafter Weise, daher auch mit Erzielung eines hohen Ertrags. E guete Mä!cher z'überchoo, ne z'haa (zu halten) und z'bhaa (zu behalten) ist ein Hauptgegenstand bäuerlicher Politik und Haus Sorge. Wie schwer, seine Leistungen richtig zu würdigen, ohne sich ihn doch im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit über den Kopf wachsen zu lassen! Da indes ein so hoch angesehener auch ein gut bezahlter Posten ist, so müeßt eis e rächte Löh! sii, wenn nicht auch er seinerseits dazu Sorge trüge. Umfomehr, da manch ein hablicher Bauernhof auch hierin ohne fremde Hülfe auskommt. Ein ledig bleibender Bruder oder Sohn des Meisters besorgt den Posten gern und mit Stolz. Im übrigen gilt der Satz: E Buur ist doch e g'schlagne Maa, wen" är nid sälber mä!che chaa.

Die Ziege.

Bildet das Rind als Zug-, Milch- und Schlachtthier die Hauptmacht der bäuerlichen Wirthschaft, so das Pferd die (vielmals entbehrte) Vorhut, das Schmalvieh nach drei Seiten die Nachhut. Unter letzterm fehlt auf großem Gehöft die Ziege; es ist, als müßte ihre Kleinheit neben der Größe des Pferdes ganz verschwinden. Auf kleinerem Gut und Gütchen aber ist sie die schwer entbehrliche Milchlieferantin für den Hausbe-

darf, damit die Kuhmilch womöglich ganz in die Käseerei wandern und des Landwirts Haupteinnahme auf das erreichbar größte Maß steigern könne. Manch ganz kleinem, aber nach einem grünen Zweig strebenden Mann hinwieder ist die Ziege die Vorstufe zu einer Kuh,¹ und ein Volksmann, der im reichbesetzten Bauernstall Bescheid wußte, verstand auch des Korbers einzige Ziege nach Gebühr hervorzustellen: „Achtung gebietend trug sie ihr Haupt, und in glänzendem zottigen Fell ging sie würdevoll einher, während hinter ihr, gleichsam der Hanswurst, ihr Töchterlein, graziöse lustige Sprünge machte.“² Von solcher Selbsteinschätzung als „Kuh des Armen“ in dessen Ökonomie weiß aber auch der Besitzer selbst zu sagen: *We d' Geis merkt, das me Gält für n en ander i im Sack het, so giblet (stirbt) si. Ja schon, wenn e Geis suur aaluegt, so ggrebiert („krepirt“) si.*

Sie ist überhaupt, wie physisch gegen Kälte und Kälte, die bisweilen geradezu ein *Finä äjje* (Einnähen in Tuch) erfordert, so auch psychisch ein sehr empfindliches Tier. Sieht sie einen Schicksalsgenossen sterben, so schaudert alles an ihr, die Augen treten gespenstisch aus den Höhlen. So erklärt sich u. a. die Rede von einem an Kassenjammer Leidenden: *er luegt drii wi n e Geis uf em Toodbett.*

Damit steht im Zusammenhang ihre Rundgebung erhöhten Wohlgefühls durch lebhaft merktiges Weien. Achtung, d' Geis g'seht öppis, d. h. gib Acht! schau hin! Ferner durch munteres Gemedel, das in mannigfaltigster Abtönung eine ganze Stala seelischer Erregungen auslösen kann. Drum der Rat an einen, der nicht grüßt oder sonst nicht redet, wo er sollte: *We si a men Ort e Geis mehge, so chauf de d' Zunge! oder 's Muu!* In übermütigem Spiel ergehen sich auch die Beine. *We's der Geis z'wohl ist, so schaa ret si* (und verlegt sich empfindlich am Fuß): angewandt auf voreilige Unternehmungen (z. B. Heiraten).³ Lästig wird sie oft genug durch wählerisches — *schmäderfräässig* — und naschhaftes — *schnaussig* — Gebahren im Stall, obschon sie grade durch solches Ausscheiden unbedömmlichen Futters nur den Nutzen des Besitzers fördert. Denn d' Geis git d' Milch mit däm, was si g'schänd't, nid mit däm, was si frist. (Orymoron.) Welch Gebahren erst auf freier Weide, wo dem schläärmige (lederhaften) Tier das am schwersten Erreichbare am besten schmeckt! Solches Schläärm e oder Schlüürme geschieht natürlich am allerwenigsten zur Erbauung etwa der Boden- und sonderlich der Waldbesitzer. Der Tüüfel u d' Geisse hei z'sämen e Vertrag:

¹ Bsbinder 357. 362 f. ² Barthli 3. ³ Jacob 2, 232; Schuldb. 104.



In einer kleinen Dorfschlucht (Scharhüsl).

är laaht se n uher all Büün uus lauffe, u si müesse ihm d' Lüt mache z'flueche. — Das gemsenartige Klettern unseres Tiers veranlaßte den Namen Geisleitere für die Spierstaude (oder den ulmblättrigen Bodsbart⁴, *Spiræa ulmaria*) und danach für eine hochaufgeschossene, überschlanke Weibsperson: e g'schleejjeti, wie man mit seltenem altem Wort auch sagt.

Das Betnuppen — Achäfle, Aaräfle — jungen Holzes wegen des bei der Ziege außerordentlich beliebten bittern Pflanzensaftes ist übrigens auch kein Vorteil des Ziegenhalters: die dadurch erzielte Milch rähelet — schmeckt ranzig, ist rähelig, und sie g!belet: schmeckt und riecht nach der schlecht gepflegten, allezeit unsaubern Ziege. Einen üblen Ruf hat in dieser Beziehung namentlich die langhäärigi oder gfoßleti Geis, die Fopel-Geis. Zur Gewinnung der für Kinder und Lungenkranke so zuträglichen tuberkelfreien Geismilch bedarf es eines Tiers, bei dem die erforderliche peinliche Reinhaltung nicht schwer zu handhaben ist. Man zieht daher churzhäärigi und womöglich ungehörnte — ung'hüürnti oder mußi — Exemplare gleichviel welcher Rasse allen andern vor.

Fehlt solchen zuträgliches Futter und zu jeder Jahreszeit öppiis Grüens nicht, so geben sie selbst für den Winter ordentliche Milchtiere ab, die den spöttischen Spruch zu Schanden machen: Drü ma! sibben ist einezwänz'g u vieri (nämlich vier Bagen) druuf e Chroone, u wär im Summer Geisse het, dä het im Winter Bohne (statt Milch). So mußte denn auch beispielsweise ein Mann wie „Müller“⁵ seine Tiere bi'r Milch z'bhalte und bewies in seiner unverfornen Art dem scheinbar belehrungsbedürftigen Nachbarn drüben im Pfarrhaus, daß nicht bloß „zu hinterst im Tschaggeneigraben eine Geiß wohl leben könne“.⁶

Damit wird freilich bei dummstolzen Großviehbesitzern das Eis der Vorurteile nicht gebrochen; noch weniger die Prozigkeit, die eso mene Geißepüürli Zurufe bereit hält wie: du hest ja nume Geisbohnen am Chneu (vom Melken her)! Ist doch so manches an dem Tier, das zur Vergleichung mit einer stattlichen Simmenthalertuh auffordert. Vor allem ist so ne Geis bb'ring (schmächtig) und ladet den Muskelkräftigen zu einem Orymoron ein wie: mit G'walt stellt (oder bringt oder bührt oder lüpft) men e Geis hinder ume; oder zum Erasmus: still müdere, d' Geiß ist chrank! oder zum ipassig warnenden Zuruf an einen Tugendbold: der Best het e Geis gstöhle (selbst der Beste stiehlt doch noch eine Ziege). Er heig müesse

⁴ ZB. 1904, 136. ⁵ MZB. BR. 40. ⁶ GBM. 251.

der Geis miste: faule Ausrede eines sich ernster Arbeit Entziehenden. Vom breiten Rücken des Großviehs hebt sich insbesondere der gratförmige Geisrügge ab. Mitleidig nennt man ein schlecht genährtes Lebewesen mäger wi ne Geisrügge. Schmal wi ne Geisrügge ist ein nicht stattlich breit geladenes Heufuder. Und den verschiedenen Geisgrat, Geishöger im Gebirg des Emmenthals entspricht ein Ader zu Lauterbach: der Geisrügge; ebenso ein Wald zu Obergolzbach.

Das Schwein.

In einer landwirtschaftlichen Gegend, welche nicht bloß die Anforderungen zweier bis dreier wöchentlichen Fleischtage und den Bedarf an Schmalz größtenteils aus eigener Einschächtung (iimegge, i's Huus megge) bestreitet, sondern mittels des Handelschlächters auch es Schöns us em Staal löst, ist selbstverständlich auch die Mastung des Schlachtviehes (das Meste) von Belang. Dennoch läßt sich dieser bäuerlichen „Kunst“ in unserm Buche kein eigenes Kapitel einräumen, weil auch hier die Sprache mit dem Leben nicht Schritt hält. Es heißt etwa: Vom bloße Verspräche wirt e te Chue feiß.¹ Es gibt wißige Metzger-Ausdrücke, welche einigermaßen auch in die gemeine Sprache übergegangen sind, wie: e griffigi Chue: eine Kuh, die beim Betasten der Brust-, Rücken- und Schenkel-Partien guet i d' Hand git, oder e guettuehigi. Bloß e halblinigi ist eine halbgemästete, en indiänigi eine magere Kuh. (Dagegen bedeutet „indiänig“ = bunt wie Indienne, im Braunviehgebiet — z. B. in Zollikon — eine geschedte Kuh.)

Ist das Fettwerden beim Milchtier und Wollträger immerhin bloß letzter Lebenszweck, so doch beim Schwein der ausschließliche. Das Leben als Faselau ist eine bloße Vorstufe, ein Vorbereitungsstadium auf die Vollendungszeit, wo die Mastau den Tisch mit den höchsten Merkmalen bäuerlicher Fürstlichkeit ausstatten darf, als da sind: Hamme u Laffli, Säurüppeli u Chinnbäddli, Säuschnüre u Säuhre, ordinäri Schwinigs, Würst u Spädsite, nicht zu vergessen den Säuschmuz, der Küche unentbehrlich jahraus jahrein.

Wie verachtet gegenüber solch ledern Genüssen das abg'wärdet Roßfleisch mit seiner widerlichen Süßlichkeit! Das Pferd lebt seinem Frondienst, das Schwein stirbt in seinem Frondienst; und beständig schwebt des rechnenden Bauern Wagezünglein zwischen dem Lebenswert des einen und dem Todeswert des andern.

¹ MW. Anna 205. Vgl. Ryburk (Theologia naturalis) a. 6.

So ist denn auch das Trüejje (Gedeihen) der Faselau und das Feiß wärde (Fett werden) der Mastau lebenslang beider einziges „Tun“. Woh! woh!, si tüe! si tüe guet — das ist der Inbegriff alles Lobes, den Menschenmund über ihre Leistungen aussprechen kann. Und damit, daß sie tüe, erwahren sie sich als g'schlacht, d. h. ihrem „Geschlecht“, will sagen: ihrer Art entsprechend. Sie benehmen sich, wie man es von einer braven Sau erwarten darf.

In allererster Linie also, womit aber im Grund alle Grade der Wertschätzung mit umfaßt werden, bewährt ein Schwein, das nicht „aus der Art schlägt“ — ungschlacht ist — seine vielgerühmte Gefräßigkeit. E gueti Sau ma gäng. Und zwar frist sie allezeit mit Heißhunger, der sich bei jeder Hörbarkeit menschlicher Tritte durch Schreien kundgibt. Grad use brüele wie hungerig Säu² und zo'm Tisch gaa wi d' Säu zo'm Trog (d. h. ohne Tischgebet)³ sind geläufige Übertragungen.

Wie bescheiden dafür die Wohnungsansprüche des Dickhäuters! Was anderwärts als Vorwurf gilt: halt wi i mene Säustel inne,⁴ kann hier unter Umständen sogar zum Vorteil gereichen.

Wie wenig kostspielig also die Haltung! Und wie einfach! Alle denkbaren Abfälle des Haushalts und der Landwirtschaft, wo süst z'nüüte giengi, lassen sich für die Sau verwenden: d' Säuhärdöpfel, welche vom Acker nicht in den Keller wandern dürfen; das Säumäh! aus den Körnern des Roggens, der um des Stroh's willen gepflanzt wird; das Abzüüg⁵ der für den Tisch zugerüsteten Gemüse. Alles Siedbare wandert samt dem Wäschwasser (Spüllicht) in den Säuzüber, i 's Säuboddi, oder direkt in den Säuhase, errichtet auf eigenem Herd — in größern Betrieben auch in eigener Säuchuchi, bedient von der Säuchöchi. 's ist für d' Säu! Durch gelegentliche Fußwaschungen noch um einige Würze bereichert, wandert täglich drei Mal solche Säuträih! mittelst der Säumälchtere in den Säutrog.

Das waren die Fundamente des „Glücks“ (studentisch und sonst burlesk: „Schweins“), womit im ältern Betrieb selbst ein armes Weib sich zu Wohlstand und zur Würde einer Bäuerin emporheben konnte. Freilich nicht, wenn der Mann mit seiner „Tränke“ immer wieder alles verdarb und die kummerbeladene Frau bei heimlicher Revision der Börse die Bilanz zu ziehen bekam: Es hätt es stiiß Säu! ggää, was er versoffe het.⁶ Vollends, wenn der Mann in der Sau oder dem As der Karte sich zu gut auskannte, ging da-

² MS. 2, 90. ³ MS. 1404, 134. ⁴ MS. 2 J. 116. ⁵ MS. 2 J. 169. ⁶ BSp. 2.

heim trotz allem Was das „Schwein“ dahin — in Wirtshaus blieb es liegen.

Die Fundamente freilich fordern den Auf- und Ausbau, und die geheimnisvolle Kunst desselben bildet erst das Kriterium einer richtigen Bäuerin⁷ — heute mehr wie ehemals. „Triben Säu z'überchoo“ („triben“ heißt auch ein übernährter Mensch) war schließlich keine so große Kunst im vorläserelichen Zeitalter, wo der Vorrat an guter Milch oder sogar an Rahm oft nur eine „Verlegenheit des Reichthums“ bereitete. Heute, wo bloß die immerhin äußerst wertvollen Abfallprodukte der Käseerei unserm Stalltier jenen Genuß bereiten, der sich in so behaglichem Süßrifle kund gibt, sieht sich die einsichtsvolle und geschulte Bäuerin vor etwas schwierigere Fragen gestellt.

Vor allem die: Ist es wahr, daß e gueti Sau alles frist? Darf wirklich „was le Sau wurd suuffe“⁸ und „was le Sau gfrässe hätt“¹⁰ den höchsten Grad der Ungenießbarkeit bezeichnen? Epidemien wie Schweinerotlauf, Diphtherie (Halzbrüüni), Magenverschluß geben hierauf eine deutliche, bisweilen fürchterliche Antwort.

In Wahrheit ist das Schwein ein ebenso wählerisches, wie reinliches und intelligentes Tier.¹¹

Letzteres mußten uns die Künste beruflicher Tierbändiger beweisen, nachdem die unheimlich kleinen, tiefliegenden Säuäugli es lange genug verhüllt hatten. Man vergleiche aber auch mit dem lieben offenen Auge eines Ardenner-Pferdes das Säuäugli eines gesichtsschwachen Gauls,¹² der um deswillen das Unglück hat, als scheu und tückisch verkniffen zu gelten. Man denke an das geist- und gemütverlassene Säuäugli eines Lebemanns,¹³ der in halbverstecktem Winkel eines Stadtkellers oder eines ländlichen Hinderstübli sich gueti Bispili u zugehöriges „Geistigs“ zu Gemüte führt.

Auf Augenschwäche deutet beim Pferd auch dessen kurzer und dider Säuhalz, während das Säumu¹ an ihm eine häßliche Beigabe zur Überbissigkeit ist. Der Rüsselstumpf am Schweine selbst, Schnööre oder Schnüüre geheißen, wird auch dem vorlaut und unverschämt alle Gespräche Beherrschenden beigelegt; der Schnööremagner vollends ist ein unausstehlicher Rannegießer am Biertisch. Der gleichbedeutende Ausdruck Schnüfle (womit das Tier alles „beschnauft“, beschnuppert) gilt beim Menschen eher der „Nase“, die er „in alles steckt“. Wie die aufgeworfene Schnauze des Tamworth-Schweines, so ist auch das Säuo^hr ein Rassenmerkmal; besonders das kurze, steile Räbmussen-

⁷ Spinne 22. ⁸ Michel 247. ⁹ AB. 1, 15. ¹⁰ BSp. 255. ¹¹ EB. 1904, 27.
¹² St. fol. 15, 1, 45. ¹³ Bispus I, 302.

Öhrli (Rabmuzz = Rattmaus, Ratte) ist heute das Kennzeichen einer gesuchten englischen Spielart. „Eine“ bim Säuhr nää“ aber knüpft an die langen hangenden Lampiöhrre der ehemals so beliebten Ländersäu oder auch der aus Ungarn eingeführten rötlichen Ungerfäu.¹⁴

Letztere zwei Arten zeichneten sich auch aus durch längere und gekräuselte Borsten, welche bei uns kollektiv das Buurst, gelegentlich¹⁵ auch der Buurst heißen. In den Spaß, „er heig Säuhhaar (statt der Pferdehaare) am Boge“ (Fidelbogen), kleidet sich das Übelleben der Hausgenossen an einem Anfänger im Geigen, der noch kräftig.

In musikalisches Gebiet hinüber reicht aber sogar das Säuschwänzli. Ein Gesangleiter, der sich in der Führung des Dirigentenstabes eine eigene Taktstock-Symbolik sauber herausgearbeitet hatte, reklamierte wegen der Ungenauigkeit eines Einsages, erhielt aber zur Antwort: Jä, du heßt drum dīs Säuschwänzli nid g'macht!

Ein derberes, obwohl alltäglich gewordenes Bild ist die Übertragung des stoßweisen Harnens auf eine häßlich ungerade Raht, einen unschön krummen Weg, eine nachlässig krumme Aderfurche, überhaupt eine unordentliche, lieberliche Feldarbeit: das ist e rächti Säu-Seifete!

E rächti Sauerei! ruft oder denkt der Emmenthaler ebenfalls, wenn er an einem unerzagt, uneigelig bearbeiteten Aderstück vorübergeht. Dies führt uns auf das Kapitel der Unsauberkeit des Schweins — deswegen so peinlich, weil diese Untugend durch die moderne Stallwirtschaft dem von Natur so reinlichen Tier förmlich aufgezwungen worden ist und ihm nun als Schuld zugerechnet wird. Säu si Säu! Drächtig wi ne Sau! u. dgl. fliegt uns nur so vom Munde. Doppelsinnig sagen wir: es si i menen iedere Spiil Säu. „Wir haben eine Saunatur“, erklärt selbst ein Doktor¹⁶ in pessimistischer Stimmung. „Die Sau auslassen“¹⁷ heißt: sich viehisch geberden. „Sich hinter ein Weinsäß setzen und die Sau pflegen.“¹⁸ — Aus dem hoffärtigen Mädchen wird „nicht eine Hausfrau, sondern eine Hausau,“¹⁹ die überall, wo sie hantiert, es Gsau²⁰ oder es Gfäu aastellt.

Meheli „lasse Mädi sauen und karen, wie es wolle.“²¹ Etwas versaue: äußerlich oder seelisch²² beschmutzen.

Es ist einem sauübel,²³ oder im Gegenteil so „saumohl“,²⁴ säumohl, säulimohl, daß er aus Übermut sowohl „sackgrob“, wie auch saugrob²⁵ werden kann.

¹⁴ Ztgst. 2, 91. ¹⁵ MWS. Mg. 269. ¹⁶ MWS. 2, 324. ¹⁷ Ztgst. 2, 217. ¹⁸ Jesuiten 313. ¹⁹ Räthli 65. ²⁰ UR. 166 uö. ²¹ MWS. 2, 364. ²² Räthli. ²³ UR. 273 uö. ²⁴ Ztgst. 1, 67. ²⁵ Barthli 6.

Ästhetisch wie grammatisch unanfechtbar reihen sich an: alle die in der Welt, diesem „S a u n ä s t“²⁶ umhergehenden oder -fliegenden S a u- oder S ä u n i g g e l, die „S a u t e r l“²⁷ oder S ä u t ä r l i mit ihrem „S a u g e s i c h t“²⁸, die e S a u l ä ä r m e v e r f ü e h r e²⁹. Aber selbst im Salon und überhaupt im Bereich des zarten Geschlechts fliegen die S a u- und S ä u m e i t l i und S ä u m e i t s c h i,³⁰ die S ä u b u e b e und die „S ä u- T h e o b ö r i“³¹ nur so herum. Und zwar im Eifer der Rede noch gar mit frebler Verletzung eines Schulgrammatik-Paragraphen. Der lautet: S ä u- ist im Wesen eine genitivische, S a u- eine adjektivische Zusammensetzung. S ä u- ist, was naturgemäß, S a u-, was ethisch mit dem Schwein zu tun hat. Eine S ä u m u e t e r ist 1. eine Muttersau,³² 2. die menschliche Pflegerin einer solchen; eine S a u m u e t e r ist (im Affekt gescholten) z. B. eine Rabe, die ihre Jungen schlecht pflegt, oder sogar eine ihr gleiche menschliche Rabenmutter. Das Schwein wohnt im S ä u s t a l l, S ä u s t e l; eine Kuh z. B. oder sogar der Mensch im P a l a s t kann einen S a u s t a l l bewohnen. So bietet auch der Metzger im Laden wohlweislich S ä u-, nicht etwa S a u-(„säuisches“³³) Fleisch an. (So auch ist der S ü r c h a b i s am beste, wenn er s ä u i s c h g'chochet u süßer ag'richtet wird.) Die Schweinemagd läuft mit der allzeit peinlich sauber gescheuerten S ä u m ä l c h t e r e, gefüllt mit dem Inhalt des S ä u z ü b e r, setzt vor Eingießen mit dem Stumpbäse den S ä u t r o g rein und hält so das der S a u Gemäße und das S a u m ä ß i g e reinlich auseinander.

Das Schaf.

Mi het glij (balb) viil u glij weeni. Das gilt von kleinen Menschenkindern und den von der Bibelsprache her am häufigsten mit ihnen verglichenen Tieren: den Schafen, und Lämmern. Von kleinen Wesen also, deren Kommen und Gehen eine Familie und eine Einzelseele aus dem Gleichgewicht bringen kann, und von Tieren, deren Geburt und Tod dem Eigner höchstens ein H e n u! abnötigt. Darum hat der oben zitierte Spruch in seiner Anwendung auf das Schaf diese andere Form angenommen: R i n g d e r z u e u r i n g d e r v o. Fast ohne Kontrolle bleibt sein Erscheinen in der Welt; beinahe ohne solche geht die Schar, wo auch bei uns eine solche besteht, am Morgen aus dem geöffneten Stall auf die uneingezäunte und dennoch den Tieren bekannte Weide und von ihr wieder in den Stall, wenn die ältern von ihnen die Zeit dazu für gekommen erachten. Die ältern hüten die jüngern

²⁶ GG. 3, 99. ²⁷ Räs. 30. ²⁸ Ztgst. 68. ²⁹ MAB. Mg. 265. ³⁰ AB, 2, 271; MAB. Anna 161. ³¹ MAB. Anna 153. ³² Räs. 247. ³³ SchM. 2, 366.

selbst: eine kleine reichsunmittelbare Presbyterial-Republik. Über solchen Sachverhalt kann uns freilich das „Kinderlied und Kinderspiel“ hinwegtäuschen, das sich mit dem wertvollsten und dem wertlosesten Tier, dem Köffli und dem Schööffli, gleich viel zu schaffen macht: „Schlaf, Chindli, schlaf! der Vater hütet d'Schaf“ usw.¹ Allein schon das Vorkommen dieser „Wiegenlieder“ vor den lebensvollen, muntern und poetischen „Kniereiterliedchen“ zeigt, wie das „Schööffli“ oder allenfalls das Lämmli, Lämeli, als bloßer unverstandener Name am erst sich entwickelnden Ohre der Wickelfinder vorüberfliegt. Von diesen heißt es: „Wenn si größer wärde, rüte si uf Pärde;“ oder sie identifizieren gar sich selbst mit diesen zu wahren Personen erhobenen Tieren. Raum dagegen versucht das Kinderlied vom Schaf den doch so naheliegenden individuellen Stimmenwechsel (vgl. die Wildtaube) zu personifizieren: 's Lämeli seit [fröstelnd]: Mir wei heeei! mir wei heeei! D'Aue seit: mir wei no n e Mal en e Muu voll! nää! oder: no ne Schmäle nää! no ne Schmäle nää!

Wenn der heranwachsende Bauernsohn, um zu seinem Taschengeld zu kommen, sich sein Schaf² oder gar eine kleinere Anzahl Schafe hält, so beruht auch dies ganz einfach auf der Genügsamkeit und Friedlichkeit des Tieres (vgl. frein wi n es Schööffli). Under der Chrüppe düür sich drückend, ließt es die von den Rühren verworfenen Halme zusammen; oder es nimmt, im Verschlag mit andern zusammengepfercht, mit dem Ertrag des „wältliche Heuet“ vorlieb. Die Zutunlichkeit seines Wesens aber³ macht der Besitzer sich damit zu nütze, daß er zu gegebener Zeit „d'Schaaffschääri fürenimmt“ (wie bildlich der Advokat)⁴. Bei dieser Gelegenheit erweist er ihm jedoch auch eine Wohltat, indem er es von seinen schlimmen Blutsaugern, den Zeden, befreit: ihm d'Zächchen ahelist. In die bildliche Rede ist sowohl dieser Parasit übergegangen: e rächte Zäch = ein unabtreiblicher Mensch, als die Befreiung von ihm. Gim d'Zächchen aheläse: ihn abkapiteln; vgl ihm „d'Züüs tööde“.

¹ RZ. 02, 1—10; 03, 1—7. ² SchM. 1, 379; Räf. 308. ³ Servaz 7. ⁴ UB. 308



Schiff und Geschirr.

Einrichtung.

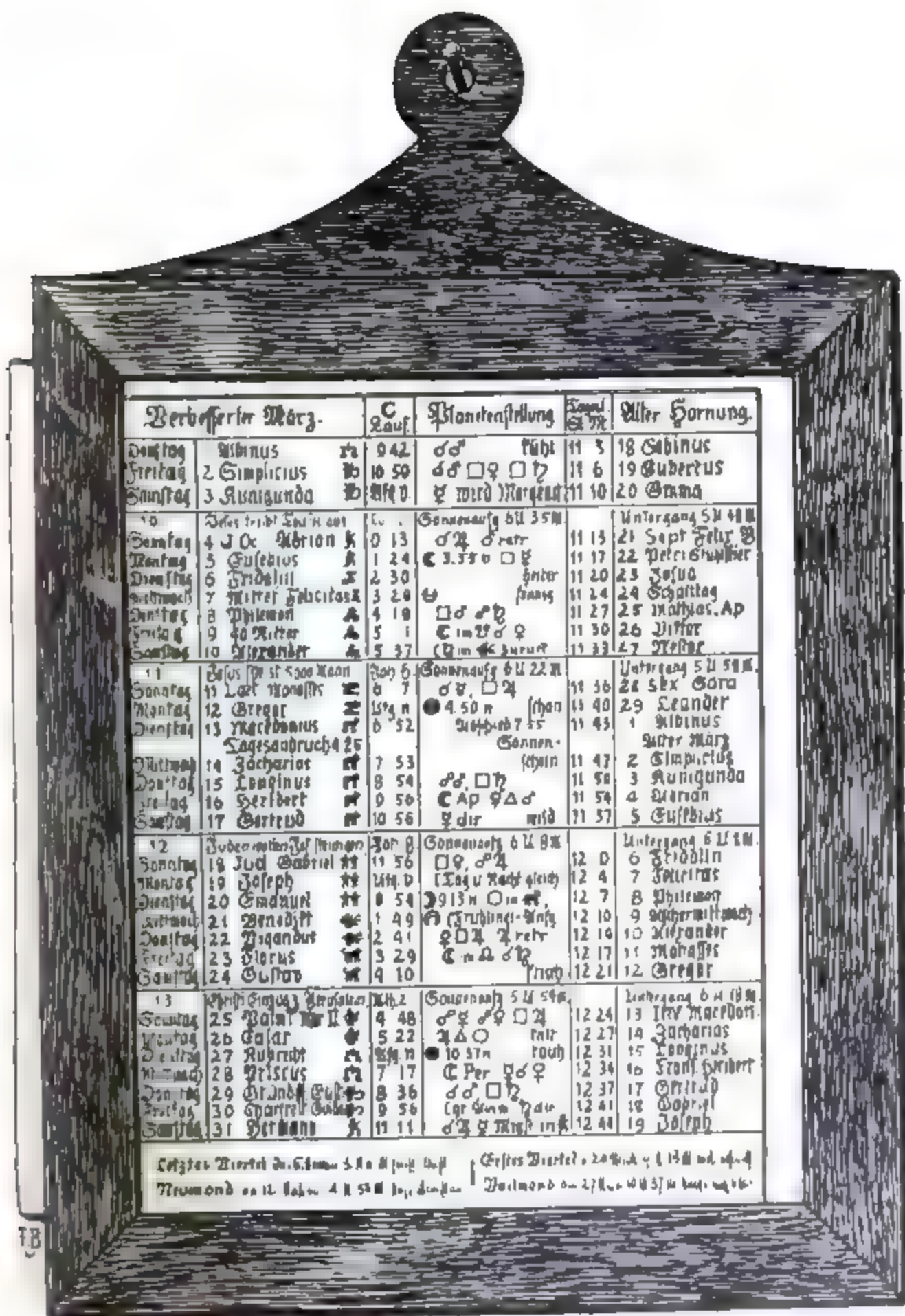
Einen Trossel wohl, selb muß es haben, und einen braven!“¹ So erklärt selbst ein geldarmer Vater, wenn von der Heirat seiner Tochter die Rede ist. Und mit dreifueckerigem Trossel (trousseau, zu trousse und „Troß“), vor hundert musternden Augen zur Schau ausgestellt (im Gegensatz zum geheim gehaltenen Mueteck²), zieht am Frauentag (25. März) ein schlichtes bäuerliches Ehepaar auf oder züglet ii. Zu solcher Züglete hat die gesamte künftige Nachbarschaft Roß und Wagen und Mann zur Verfügung gestellt — ohne andern Entgelt als die Husräuki, die den anstrengungsreichen Tag beschließt.

Bescheidener nimmt sich das allmählich selber beschaffte Trösseli eines Junggesellen³ aus — wie erst das Bünteli eines armen Mädchens, das man vielleicht aus seinem Plaze weggeschickt, dem man Büntelistag gemacht hat!

Verhüllter nennt man die Art, wie man einen ungern gelittenen Menschen los zu werden sucht: Einen züglet (si wette mi gärn züglet, we si's derzu brächti). Dies geschieht begreiflich, wo es öfters gelingt, zu mannigfacher Schädigung, auch ökonomischer, eines „unstät und flüchtig zu sein“ Verurteilten. Denn drüü Mal' züglet ist einist ab'brönnt.

Und nun, wie nehmen unsere noch jungen Leute ihre Einrichtung vor? Notieren wir vorderhand nur rasch (etwa als Mobiliarschäfer uns geberdend) die Hauptgegenstände einer solchen Firchtig, um hernach auf einzelne der bedeutsamsten Geräte-Gruppen etwas eingehender zurückzukommen.

¹ Michel 299. ² BSp. 106. 392. ³ J. B. Schm. 1, 384.



Brattigbüeli (Kalenderrahmen).

Durch die Küche treten wir ein. Zur Linken begegnet uns der Holzschafte, der das Brennmaterial für einen Tag birgt. An ihn stößt der Wasserbank oder =bawch, belastet mit zwei schweren Wasserkesseln. Über ihm hängt die Chellerigle: ein hübsch gearbeitetes Brett mit Einfassung, das die ganze nötige Anzahl Kochlöffel und Rellen birgt. Zwei Tische, mit allen denkbaren Utensilien für die ersten Räte der Köchin besetzt, flankieren den Äschenofen: den steinernen Kasten zum Bergen der Asche. Ein „flotter“ Chuchischast samt Puffert und Gänsterli stößt an den einen Fensterwinkel; an den andern der Schüttstein mit Gschirchräaze (im Oberaargau: Gschirrbähre) zum Trockenstellen des aufgewaschenen Geschirrs, bisweilen praktischer ersetzt durch den G'schirrbawch. Der darüber sich dreifach hinbreitende Chachelbank enthält das trockene Chachelg'schir in gefälliger, wiewohl für den täglichen Gebrauch berechneter Aufstellung. An der Feuerwand zwischen dem mächtigen Säuhafe und dem Kochherd hängt die kleine Lampe mit Reflektor.

Es öffnet sich uns die große Wohnstube, deren Ausstattung aber auch im reichsten Bauernhause⁴ bald überblickt ist. Der Fensterreihe entlang reicht von Wand zu Wand der Speisetisch, kurzerhand der Tisch geheißen. An die gegenüberstehende Wand lehnt das Puffert; durch die Küchentüre von ihm getrennt, birgt das Zithüßli seine schwer entbehrlichen Kleingeräte. Mit einigen Gemälden größern oder zweifelhaften Wertes, über die Wände hin verteilt, konkurriert die Brattig (der Kalender), hier und da noch in einer hölzernen Fassung, dem Brattighüßli geborgen, das für den laufenden Monat gültige Kalendarium zu jedermanns erstem Blick aufgeschlagen. (Abb. S. 297.)

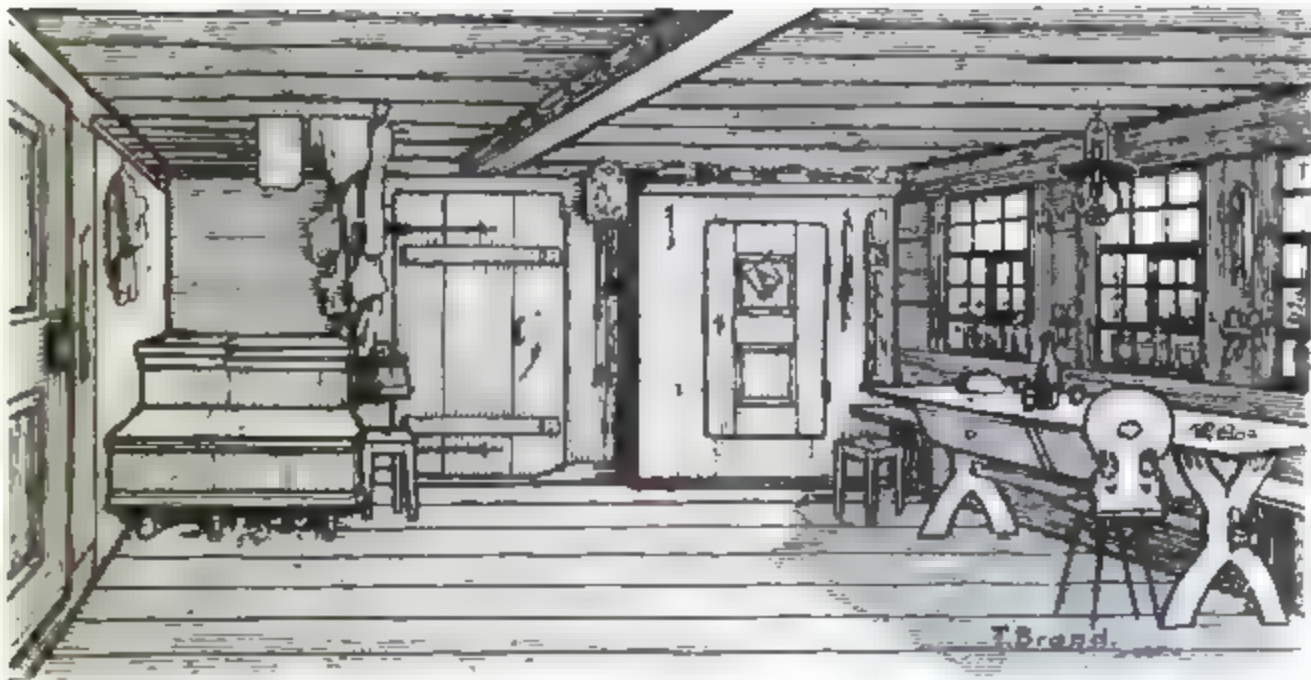
Auch ein Blick ins Nebenzimmer ist uns, dem einigermaßen vertraut gewordenen, vergönnt. Nehmen wir also Notiz von den zwei Betten, jedes in dem hiefür vorgesehenen fensterlosen Bettge ver sorgt. Daneben in tunlicher Verteilung die für die Kinder benötigten Betten und, wo es nicht in der großen Wohnstube Platz finden soll, das allen Schmuckes entbehrende Ruhbett, Fuu'bett gescholten. Dazu Sessel, Tisch, Sekretär für den Tagesbedarf, Spiegel usw.⁵

Denn alles, was an Luxus grenzt oder erinnert, oder auch ihn wirklich vorstellt, gehört in die Hinterstube. Wo noch altbäurische Sitte herrscht, überziehen hier selbstgehäkelte Decken aus feinstem Baumwollzwirn das kostbare Wisittebett, das geschweiftelehnige Ruewbett, das harthölzerne Nachttischli und den runden Tisch in der Stubenmitte. Zwei mächtige Photographie-Album eröffnen dem Aufschlagenden

⁴ Amtsr. 73. ⁵ AB. 1, 467.

einen ausgedehnten Verwandtenkreis, wohl gar eine Reihe vornehmer Besucher aus städtischen Kreisen. Auf kunstvoll gearbeitetem Sekretär schlägt die Stoduhr unter sauberer Glasglocke an die Metallfeder und mahnt uns, die paar Minuten noch unscheinbareren Räumen zuzuwenden.

Ein solcher ist das Wärgzüüg-Chämmerli: ein enges Gelaß etwa unter dem Bruggstoß. Hier hängen oder stehen, in sauberer Ordnung jedes an seinem Ort, all die Hacken, Schaufeln und Bidel, die allezeit rasch zur Hand sein müssen. Art und Weis, Wald- und Handhäge dagegen stecken in ihren Gefassen an der Wand des Ganges,



Bauernstube.

welcher Wohn- und Oekonomieteil trennt. „Hauigi“ und zugleich sperrige Gegenstände, wie Sensen, hängen hoch an der obern Speicherlaube. Drunten aber, durch einen Schopf am Speicher (wenn nicht an Ofenhaus oder Scheune) geborgen, stehen Wagen und Pflüge, Karren und Bännen usw.

Hi ist nie rücher weder bi'm Zügler. Da kommen einem tausend Gegenstände under d'Finger, welche man nicht missen mag, weil sie einem unerwartet zumod chöme, und wo doch niene sötti sii. Man sucht sie also da und dorthin außer Sehweite zu bringen, se n öppe chlii z' verstoße, um sie doch im Bedarfsfall rasch zur Hand zu haben. Man muß sie alsdann wohl auch unter einem Haufen Krimskrams hervorziehen, füreschriße, was begreiflicherweise nicht immer in aller Stille geschieht. Vielmehr räblet das, wie wenn eine

Gebirgskuh, wo cha räble, über zerbröckeltes Gemäuer oder verwitterte Feldsteine setzt. Es rumpelt, wie man von länger anhaltendem, verworrenem, tiefstonigem Geräusche sagt. Drum heißt ein solcher ordnungslos umherliegender Haufe verschiedenartigster Gegenstände das *Ggräbel* oder der *Grümpel*; auch etwa: das *Ggrägeel*, wo es sich um einen aufgetürmten Haufen handelt, der bei leisester unfundiger Berührung schwerfällig und polternd einstürzt. (Vgl. „krakehlen“.) Geringschätzig braucht man das „*Ggräbel*“, „das *Ggräbeli*“ auch von einer ärmlichen Ausstattung.⁶ Dagegen hat der doch auch bloß im *Grümpelchämmerli* verwahrte *Grümpel*, wie schon der *Grümpelschießen* im Stand oder die *Grümpelwurst* im Metzgerladen lehren, einen etwas hoffähigeren Anstrich. Immerhin gehört „herrscheliger *Narregrümpel*“ doch „gar nit zu üser Tracht“,⁷ und gleich abschätzig redet das Volk und schrieb Gotthelf vom wätlige, vom irdische *Grümpel*. J. B.⁸: „Da kam endlich auch ihm der Schlaf über alles, deckte den weltlichen *Grümpel* ihm zu. Doch, ein unzuverlässiger Mantel ist der Schlaf für den irdischen *Grümpel*.“

Feuer und Licht.

Es dunkelt und fröstelt im neuen Heim. Nun, im Bereich der elektrischen Kraftanlage, welche seit Neujahr 1904 die Dorfschaft Lüzelflüh mit Hasli und Rüegsauschachen gemein hat, wie zuvor schon auf dem Gumperzmühlihof und auf der Säge Grünenmatt, dreht man einfach ein Hähnchen auf, und blendendes Licht durchflutet die Räume. Länger wird es anstehen, bis das Drehen eines Gasbühnes im Nu zum dampfenden Kaffee das Wasser brodeln macht. Auf keins von beiden können unsere Leuten auf dem entlegenen Hofe warten. Das Neuste für sie ist immer noch das Streichholz, *Zünthölzli*, und nicht einmal das schwedische, sondern das einheimische, dessen Schwefelbelag und dessen mit farbiger Gummihülle bedeckte Zündmasse insgesamt mit *Schwäfel*, früher regelrecht *Schwäbel*, bezeichnet wird. Es sticht eben immer noch die Erinnerung durch an das ehemalige *Schwäbelholz*, Kollektivform für die einzelnen *Schwäbelhölzli*, für Hausiererinnen einst eine der ersten Erwerbsquellen. So ernährte sich auch 1790 ein verarmter Trunkenbold „mit Besen- und Schwefelhölzlimachen“.¹ Vgl. den Spottvers auf das französische Monopol:

⁶ Müll. ZR. 11. ⁷ Widm. 85. ⁸ AB. 1,185.

¹ Ger. Zw.

Napolion ist nümme stolz, er handelt iez um Schwäbelholz.² Noch die Jowägerin³ mußte für ihre Ruchengehäste zu dem Notbehelf greifen, daß ein oder andere Ende des Schwefelholzes an der heißen Asche zu entzünden, welche, von Mahlzeit zu Mahlzeit unter kalter Asche geborgen, zu einem Häufchen in einer Ecke der Feuerplatte zusammengelehrt war. Denn ihr Mann will von den gefährlichen neumodischen Hölzern nichts wissen. Lieber trägt er das „konservativ Füürzüüg“ überall in der geräumigen Westentasche mit sich: das mächtige Füürschlähemässer mit dem stählernen Rücken, oder auch nur die halbringförmig um vier Finger sich legende Schlähe; dazu den Splint: Füürstei, und den Zunder: Schwumm (dem hier noch wenig bekannten Badeschwamm in Weichheit und Farbe ähnlich). Ein Stüddchen Zunder reißt er, wenn er die gestopfte Pfeife in Brand setzen will, gemächlich ab, schiebt es unter das abgegriffene Splintstück, das er kaum noch zwischen den Fingern halten kann und doch nicht wegwirft, obschon er zu jedem Bädchen Tabak ein halb Duzend dieser Steine obendrein kriegt.⁴ Und nun schlaa t er Füür mit der Geduld, die eines bewährten zünftigen Rauchers würdig ist. Alle Zehntels-Minuten fliegt ein Funke, und endlich fängt der feuchte Zunder doch Feuer. Das hätte er in der Küche rascher und noch billiger haben können; allein zum Auflegen eines Stückes (Kohlen-)Glut trieb ihn just keine innere Glut, wie einen Felix.⁵

Ein spartanisch zu nennendes Kinderpiel ist das Füürschlaa: zwei der kleinen Gegner ballen die Faust und schlagen die spitzen hintern Fingerknöchel gegeneinander, bis einer, vom Schmerz übermannt, das Feld räumt.

Von der Uermüdblichkeit solchen Klopfs schreibt sich auch her, daß man bei einem erlustigend schlagfertigen Wechsel witziger Rede und Gegenrede sagt: Das geit ja gäng an eim wi's Füürschlaa!

Füüre („feuern“)⁶ bedeutet sowohl Feueranmachen⁷ als das Feuer unterhalten.⁸ Es füüret mer i den Ohre (bei Fieberhitze). Eim undere füüre, Füür undere mache⁹ oder tue: ihn zu energischem Entschluß und Handeln antreiben. Füür under ^{de}n Häse tue:¹⁰ eine Angelegenheit in Gang bringen. Es sei ein braver Abpuzer für ihn ob em Füür.¹¹ „Da git's Füür“¹², d. i. Streit. Wi Füür u Büchsepulver: zornmütig, rasch aufbrausend. Füürtaub¹³: äußerst aufgebracht.

Flädere ist „lodern“ (Seeland und Stadt¹⁴: lädere). Spräple:

² R. L. 03, 241. ³ NB. 2, 9. ⁴ E. v. E. ⁵ Räf. 322. ⁶ SchM. 1, 247. Ss. ⁷ J. B. 112. 357. ⁸ J. B. Rätli 405. ⁹ NB. 28. 49. ¹⁰ Schulbb. 177. ¹¹ Amtsr. 135. ¹² Selbst. 268. ¹³ Ball 90 und o. ¹⁴ BME. 56.

prasseln, knistern. Z'glanzem (Füür) brönne: in hellem, leuchtendem Feuer brennen. (Vgl.: der Himmel ist glanz und liechter Sternen vol. 1558.) Unter mächtiger Rauchentwicklung: rauchne. Der Übermut ver-
rauchnet.¹⁵ — Das Feuer schüren: (Holz) aaläge oder schalte. Gegenteil: 's Füür vernüdere (vernödere): es im Brennen stören; auch vergüfere, vergütle. Brennen lautet brönne (also mit Rundung, im Gegensatz zu zürcherischem bräne; dagegen entspricht das alte zürcherische brüne,¹⁶ gerundet wie das inneremmenthalische brünne, dem alten „brinnen“). Vgl. die Gartenpflanze brönnigi oder füürigi Liebi (auch Jerusalemli, eine Spielart von Lychnis). Der Tag verbrönne: bis in den hellen Tag hinein Licht brennen und damit es Loch i Tag brönne.

Einen hastig Davoneilenden fragt man: wo brönnt's? Vgl.: „Es brönnt mer gar nit hei z'gaa.“¹⁷ Dabei ist an Schadenfeuer gedacht; vgl. öppis im Füür haa¹⁸ = in Verlustgefahr; „us em Füür zieh“¹⁹ = „retten“ in dem anrühigen Sinn von unterschlagen. Eine solche Feuersbrunst — Brunst, alt: Broust — hat Gotthelf zweimal²⁰ meisterlich geschildert. Zu ihrer Verhütung ging früher auch hier der Nachtwächter umher („aufbigähre wi ne Nachtwächter“).²¹ Die zwei Füürg'schauer (amtliche Untersucher der Feuerstätten) ersetzen ihn heute.

Allarm heißt Füürlärme: Füürio! Es brönnt! Man stürmt: es lüttet z'säme,²² wenn's im Gemeindebezirk brennt, sonst nur mit einer Glocke. Ihre Füürhörndli ergreifen zum Hörndle²³ die Füürläufer, deren in Lüzelflüß zwei Feuerwehrbezirken je zwei bis vier bestellt sind. (Die Enklaven sind in ihre Nachbargemeinden eingliedert.) An der Spitze der sieben Feuerlöschmannschaften, welche alljährlich an der Sprühe-Musterig inspiziert werden, stehen²⁴: der Gemeindebrandmeister mit Hauptmannsrank, dann die sieben Orts-Brandmeister und Under-Brandmeister, die sieben Sprühemeister und deren Stellvertreter, zwei mal sieben Wändrohrführer und 7 Mundä!!eträger,²⁵ deren jeder seine halbrunde Laterne (Mundä!!e²⁶) auf ihrer Stange voranträgt. Aus möglichst zentral²⁷ gelegentlichem Füürsprühehäusli (anderwärts etwa behufs leichter Erkennbarkeit grell rot²⁸ bemalt) schaut die Deichsel der (Füür-) Sprühe²⁹ hervor. Unter allgemeiner Beteiligung („da bin i o bi'r Sprühe!“³⁰ = bin auch dabei, mache mit) wird sie hervorgezogen und raffelt auf

¹⁵ NB. 2, 346 ¹⁶ Tappolet 126. ¹⁷ NB. 38, 131. ¹⁸ Selbst. 213. ¹⁹ Selbst. 202. ²⁰ BSp. 182 ff.; Erbb. 121/2. ²¹ NB. 2, 110. ²² NB. 38, 58. ²³ Ebd. 57. ²⁴ Vgl. Eggim. 79. ²⁵ GG. 2, 4. ²⁶ BSp. 184. ²⁷ GG. 2, 4. ²⁸ NB. 1, 169. 261. ²⁹ Burnands Zeichnung in der „Schweiz“ 1901 zu 28. ³⁰ Ott 1, 88.

ihren niedrigen Kädern („Auge wie Fäürsprükeredli“³¹) der Brandstätte zu. Hier kann sie bei der heute fast allgemein eingeführten Saugsprizen-Einrichtung (es besteht bloß noch eine Schöpfsprüze) sofort Wasser gää. Wie mühselig vormalß die Aufgabe, in der allgemeinen Verwirrung aus den müßigen Gassern einen Wasserzug³² (Eimerzug) zu organisieren, zu welchem Behuf jede Haushaltung ihren lebernen Eimer zu halten verpflichtet war!

Von Gotthelfs eifriger und praktischer Mitbetätigung an drei Brandfällen³³ weiß man sich noch heute lebhaft zu erzählen.

Ein Gegenbild zur „grausig schönen“ Feuersbrunst bietet das Fäürwärt (ja nicht „Fäürwäärch“, welches vielmehr = Roßherd). Von solchem fäürwärtlere z. B. am 1. August kennt man bei uns wenigstens das Entzünden von Ragéete (Raketen) und besonders des blizartig züngelnd über eine Fläche dahinfahrenden Fäürtüüfel³⁴ aus nassem Pulverstaub. Auch unser Rezeptbuch³⁵ kennt Mittel, wie man z. B. ein „brennendt Wasser“, „ein Kerzen, die im Wasser brennt“, unlösbares Feuer u. dgl. herstellt.

Zwischen Feuer und Licht stehen vermittelnd die Verba aazünte: in Brand setzen oder stecken und das einfache zünte: leuchten. Die im Zorn flammenden Augen haben „fry zündet“;³⁶ vgl. zü n t r ó t. Spezieller heißt „zünte“: Beleuchtung bieten. „So züntet ihres Ampeli z'Nacht“³⁷ (zur Nachtarbeit). Dann: Beleuchtung verschaffen: zünt mer da chlî! Man „zündet“ durch die Küche hin,³⁸ „zündet“ nach den schlafenden Kindern,³⁹ und kein Bauer wird je unterlassen, vor Schlafengehen auf seiner nächtlichen Runde no i Staal z'zünte. Einem „heimleuchten“ (sarkastisch): ihm hei, furt, vom Huus ewägg, witerß zünte. — „Ich schob mich fort, (freundlich) bezündet von dem Pfarrer bis vor die Haustüre.“⁴⁰

Z'Liecht sagt man anderwärts für „z'Chilt“. Liechte: 's Liecht aazünte; dann auch: das Licht lange Zeit unterhalten, z. B. bei Krankenwacht.⁴¹ 's Liecht abblaase: ausblasen, löschen. Mir wei no eini (nämlich eine Flasche Wein) abblaase (ihr „das Lebenslicht ausblasen“) oder tööde.

Die älteste Form eines andauernden und zugleich tragbaren Lichts war neben dem Rienspan wohl die Fackel, Fackle (im obern Mittelland: Fackhele, zu l. facula und fax = gr. phos, Licht). Solche faces (vermutlich Rienfackeln) figurieren 1261 unter den Einkünften der Kybur-

³¹ GG. 2, 11. ³² GG. 2, 5. ³³ Vgl. Manuel 162. ³⁴ Schulbb. 377 und o. ³⁵ RB. 49. 50. ³⁶ GG. 3, 166. ³⁷ Rußn 24. ³⁸ BwM. 170. ³⁹ SchM. 2, 317. ⁴⁰ SchM. 2, 346. ⁴¹ Müll. LR. 29.

ger.⁴² Eine handlichere Form von Licht und Träger zugleich bietet die aus Unschlitt, Uuschlig⁴³, hergestellte Kerze, Cheerze, auf deren beste Fabrikation 1770 die ökonomische Gesellschaft von Bern Preise setzte.⁴⁴

Ein zu ernster Arbeit taugliches Licht gewährt doch erst das Öl. — Jez ist 's Öl verschüttet (also unbrauchbar geworden, und zugleich der Fußboden ärgerlich beschmutzt): jetzt hat's gefehlt, die Sachlage ist verdorben; vgl. „es“ bei jemand „verschütten“⁴⁵ (oder ist hier an die Mißpi des Webers zu denken?). Deshalb die bittere Verlegenheit, die Ratlosigkeit, das kleinlaute Benehmen, welches zu der Frage herausfordert: Was steist de da, wi we d's Öl verschüttet hättist?⁴⁶

Eigenes Brennöl im Vorrat zu haben, es nicht beim Krämer oder Hausierer kaufen zu müssen, gehörte ehemals zu der Ökonomie selbst ganz kleiner Leute wie einer Rätli.⁴⁷ Ärmern diente hiezu ein Teil des selbstgezogenen Flachssamens.⁴⁸ Ein weit besseres, weil weniger rauchendes Öl bereitete sich der Leineweber aus gesammelten Buchedern (Buechnüßli), der Landwirt aber aus dem Lëwät, auch Raps („Raps“ oder „Raps“) genannt. Der Lëwät wurde früher als Handelspflanze (für Farben) gebaut⁴⁹ und beanspruchte neben dem Getreide die Hauptforge des Landwirts.⁵⁰ Auch in Lüzelflüh baute man noch 1890 etwa 190, 1895: 250 Aren Raps und erntete im Durchschnitt per Ar 15 Kilo Samen.⁵¹ Noch heute kann man auf den Waldbauzäckern im Mai jene goldgelb blühenden Rapsfelder in ihrer Farbensatttheit mit dem Grün der Wiesen wetteifern sehen. Fürs Ohr nicht so poetisch nimmt sich die Zusammenstellung aus, durch welche wir an die tierärztliche Verwendung des Rapsöls erinnert werden: ja, Tüüfelädräck u Lëwätöö!⁵² (warum nicht gar . . . ! geh mir mit solcher Rede!) — Man säet den Raps bereits im Spätsommer,⁵³ um ihn besser durch die gefährlichen Spätfröste⁵⁴ und den Wildfraß⁵⁵ zu bringen, und schneidet die roggenhohen, zähen Stengel⁵⁶ im Juli, zur Verhütung des Samenausfalls am liebsten mit scharfem Messer.

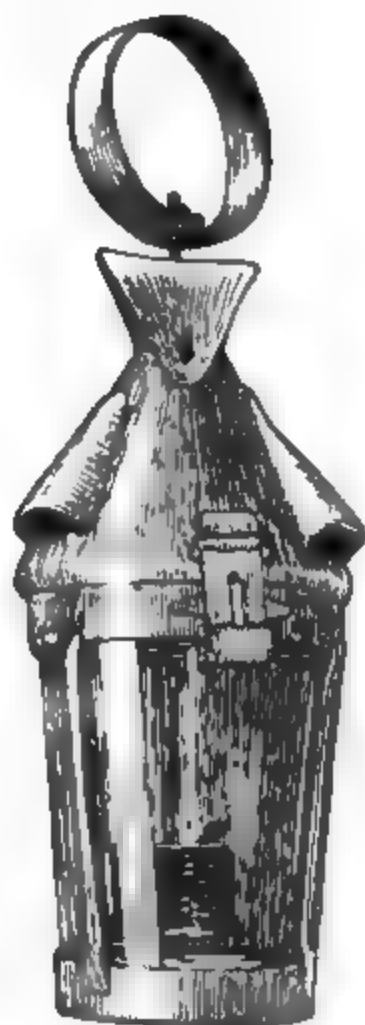
Die Samen wandern zum Öle in die Ölmühle, Öli, oder Ölstampfi.⁵⁷ („Einen ärgern Lärm machen als die größte Ölstampfe“.)⁵⁸ Eine solche, zugleich als Gut, hatte 1783 auch Lüzelflüh im Bezirk Rahnflüh, und 1828 bestanden im Amt Trachselwald sieben Ölmühlen.⁵⁹

⁴² Rib. Urb. 152. ⁴³ Kongreg 162. ⁴⁴ Öl. fol. 6, § 41. ⁴⁵ Schm. 1, 235. ⁴⁶ Vgl. NB. 1, 388. ⁴⁷ 139 Sp. ⁴⁸ Öl. fol. 29, § 13. ⁴⁹ NB. 159. 428. 498. ⁵⁰ UR. 401. ⁵¹ Erntebericht. ⁵² LZ. 1904, 136. ⁵³ UR. 282. ⁵⁴ Schuldb. 211. ⁵⁵ Amtsr. 125. ⁵⁶ Vgl. Stgft. 1, 214. ⁵⁷ Räj. 135. ⁵⁸ Feiri 129. ⁵⁹ Öl. fol. 29, § 13.

Um das Öl zum Brennen nutzbar zu machen, ist der Docht — Lāhe — unentbehrlich, obschon auch er beim gewöhnlichen unglätteterete (nicht raffinierten) Pflanzenöl immer viel zu schaffen macht. Bald folgt der Docht: seine Spitze verkohlt und verlangt neues Nachschieben, Schalte. Bald wieder spritzt („spritzt“⁶⁰) er: das Öl geht schon wieder auf die Reize. Immer ist an etwas herumzutriggieren, gibt's zu schalten und zu schelten — wie an einem tölpischen Weibsbild, einem „Feusi“, das deshalb ebenfalls Lāhe oder Ölbüßi⁶¹ genannt wird. Drum meinte ein endlich zum Beerben seines Schwiegervaters Gelangter: I ha iez der Lāhe lang ghaa; es ist guet, chunnt 's Öl äntligen (endlich) ó afe.⁶² Ein Breneli⁶³ allerdings verachtet einen Mann, „der jeden Dachen nimmt, wenn nur ein Tröpfli Öl dran hanget.“ Wäre er ein Zürcher, würde solcher bald inne, daß selbst, wo es an Gelehrtheit nicht fehlt, nun auch das Öl sich rasch aufzehren kann.

Der Behälter von Pflanzenöl und Docht hieß (oder heißt) das Lampeli oder Ampeli,⁶⁴ gewöhnlicher indes: der Lāgel. Hölzig, gläserig, häärbig (aus Holz, Glas oder Ton bestehend), konnte er bei dem Ausschluß jeglicher Explosionsgefahr als Wāb-, Chuchi-, Latärne- usw. Lāgel sich in seinem Bau allen denkbaren Bedürfnissen anschmiegen und damit unserm im Klassizismus verbohrtten Kunstgewerbe vielfach vorbildlich werden. Haupterfordernis war nur fleißiges Nachgießen von Öl. Das gab Anlaß, von einem Betrunkenen zu sagen: er het aber e Lāgel voll! (in der Stadt⁶⁵ heißt der Rausch selbst Lāgel); ja noch über den „Lāgel“ bezw. den Kopf hinaus ist übervoll gegossen: er het Öl am Guet.

Wie nämlich das Haupt zum übrigen Leib, verhält sich der Lāgel zum Licht- oder Ampelistoß, auf welchen gestellt er den in der Stube um den Tisch Versammelten ungefähr die Dienste der heutigen Petrol-Hängelampe leistete. In der Regel ohne große Kunst aus Holz



F. B.

Metel-Latärndli.

⁶⁰ Rätli 235. ⁶¹ Amtsr. 116. ⁶² Bgl. SchR. 2, 391. ⁶³ UR. 374. ⁶⁴ UR. 104.⁶⁵ BME. 56.

gedrechselt,⁶⁶ machte er gern etwa den Eindruck des geistlos Starren, Schwerfälligen⁶⁷ (vgl. den hölzernen Brunnenstock). „Und hatte Hans nicht geredet, daß Salomo neben ihm nur noch ein Ampelstock war!“⁶⁸

Dieselbe passive Rolle ist im „Böhneler“⁶⁹ der Latärne zuge-
dacht, in welche man das Ampeli stellt. Gleichwohl schreibt man ge-
wöhnlich kurzweg das Leuchten des Leptern jener zu (wie denn auch
die griechische Grundform unseres Lehnworts „Leuchter“ bedeutet) und
sagt zu einem, der uns im Lichte steht: sääg du (hör einmal), di
Batter ist de te Latärnemacher gsii!

„Tisch und Bett“.

Wenn das Gesetz eine temporäre „Scheidung von Tisch und Bett“
vorsieht oder das Gericht zwei Eheleute „des Tisches halb“ scheidet,¹
so ist damit der Inbegriff der zur Lebensgemeinschaft unentbehrlichen
Ausstattung ausgedrückt, und das darin Befasste soll nächster Gegenstand
gleichsam unserer Inventur sein.

Nach dem Preis von „Pänſion u Bett“² (statt „Logis“) fragt
eine halbmelsch gebildete Frau und rückt damit richtig das Bett in den
Mittelpunkt der Möblierung. Wie ja auch ein Gasthof, ein Kranken-
haus u. seine Kapazität nach der Zahl der Betten bemisst. In der Tat,
was ist so ein weiches, warmes, „molliges“ Bett für eine Wohltat, ein
„Freund“ sozusagen, wenn man an Wind und Wetter gewesen einen
lieben, langen Tag!³ Drum, „wenn eine Magd von den bessern ist,
so sinnet sie an ein Bett“; dann hat sie „ein Hei“,⁴ und es darf einst
„dem alten schitteren Muetterli sein Bett sein Trost“⁵ sein. Den alten
Bauersleuten⁶ aber, denen man das große Bett aus dem „Hinterstübchen“
in den Wohnstock hinüberschleppte, „war es fast, als trüge man ihnen einen
großen doppelten Sarg voran.“ Zweuschläfig heißt ein solches Bett
und demgemäß in spassiger Mechanisierung auch ein recht großer Regen-
schirm u. dgl. — Schmeichelworte dagegen wie es warmes Hüli,⁷
es Hüsch i heben das wohlige Geborgensein im Bette hervor, während
das G'ligger,⁸ das G'liggi⁹ die erste beste Schlafgelegenheit bezeichnet:
Früsch i Lische ist üses Gligger.¹⁰

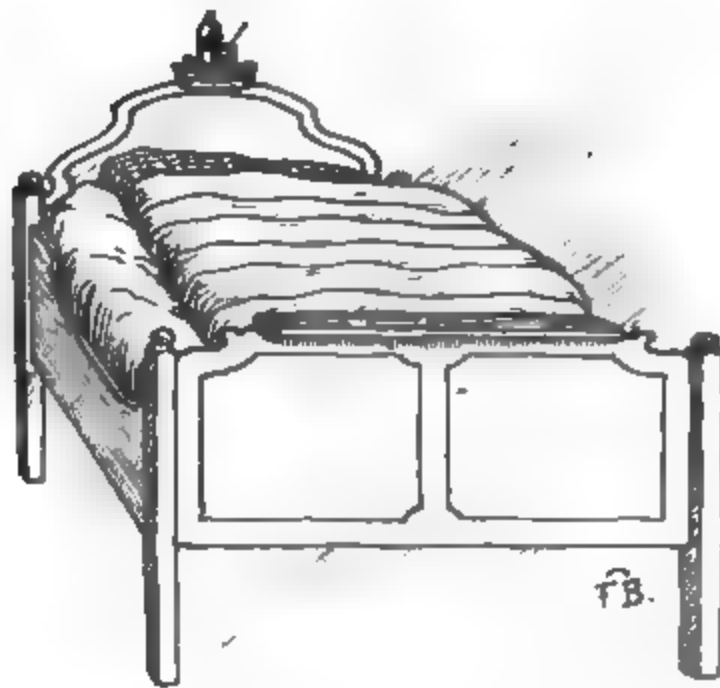
Bestandteile des Bettes: Zunächst die Bettstatt, Bettstatt, dissimi-
liert: Bettischget. Dieselbe ist alt einheimisch so eingerichtet, daß das

⁶⁶ Rät. 375. ⁶⁷ Heiri 9. ⁶⁸ Ztgst. 1, 181. ⁶⁹ 179.

¹ Ger. Tw. (1789). ² Lischeb. 7. ³ AB. 2, 28. ⁴ Ebb 29. ⁵ Baff. 60. ⁶
uB. 5. 17. ⁷ BwM. 104. ⁸ MW. Ws. 81. ⁹ E. v. E. ¹⁰ Ruhn.

Kopfende, d' Hau(p)tete,¹¹ höher ist als das Fußende, d' Fueßete¹², und mittelst eines kleinen, tafelförmigen Aufsatzbrettchens einigermaßen die Dienste des Nachttischli leistet (Abb. hier unten). Im Gegensatz zu der „französischen Bettstatt“,¹³ die auch an Platz der schmucklos gradlantigen Bettstollen, Bettstütle, breite Eckbretter mit kunstvoll ausgehauenen Füßen (Karniß [Carnies] und Doppel-Karniß), sowie geschnitzte Seitenbretter hat — seinerzeit ein Gegenstand der Sehnsucht solcher, die es zu Kirchmeierinnen und womöglich noch höher bringen wollten.¹⁴

Einem Diasli¹⁵ dagegen mußte als Bettstatt der Ofen dienen, als Bett ein Laubfack mit Hunden darüber: „So, schlaf wohl!“¹⁶ Eine wahre Herrlichkeit ist gegen den Laubder Strouwfack, wenn mit schön trockenem und regelmäßig erneuertem Roggenstroh gefüllt und jeden Morgen tüchtig aufgeschüttelt. Zu diesem Behuf greifen die Hände durch den Hauptschliß in der Mitte oder durch je einen der vier Seitenschliß, welche auch die einzigen Angriffspunkte zum Transportieren bilden. Deshalb auf ein neugieriges „was ist das?“ die Abfertigung: en Anthäbi (Handhabe) an e Strouwfack! Das Möbel dient auch als bequemes Versteck für allerlei Dinge,¹⁷ sogar Geld.



Bett mit Bänken auf Fuß- und Kopfende.

Fast luxuriös wurde zuweilen über den Stroh noch der Spreuerfack¹⁸ gebreitet, für sich allein die richtige Unterlage des Kinderbettes, hier sogar zweckmäßig das Rissen überflüssig machend. Aber auch im Bett der Großen ist er hundertmal besser am Ort als das mit Federn gestopfte Unterbett, das manche sogar über der Vischen-Matratze nicht missen wollen, obschon bereits der alte Ernst Mahner rief und schrieb: „Auf, schaffe fort das Krankheitsnest! Im Federsack steckt manche Pest.“

Die Matratze — Mäderäße — begegnet uns bereits 1787 in einer

¹¹ Basf. 47. ¹² GG. 2, 47. ¹³ BSp. 155 und ö. ¹⁴ Ebb. ¹⁵ BSp. 99. ¹⁶ Bgl. Barthli 15; Arm. 186. ¹⁷ US. 18. ¹⁸ BSp. 229.

Bogtrechnung.¹⁹ „12 Bagen für gegebene Wollen in eine Madrazen.“ In bessern Bauernhäusern schlafen heute auch die Dienstboten auf Roßhaarmatratzen erster Güte. Die Kosten der Anschaffung bringen sich ein durch lange Dauer und leichte Handhabung der Reinlichkeit.

Als einzelne Bettstücke²⁰ folgen nun: wenigstens ein (Unter-)Leintuch, das Ljlachche,²¹ und das mit Federn gestopfte Hauptecküssi, Hauptecküssi, welches so einem Annebäbi²² gelegentlich auch als Sitzpolster auf dem Mitwägeli dient. — Wie schön aber ist die Mahnung der von der Erde Abschied nehmenden Gattin²³: (Behalte unsere Kinder) als Gschwisterti under enandere, das²⁴ eis dem andere si Trost ist, sis Hauptecküssi, we's Härz schwär ist u der Chummer z'borderist!

Dem ursprünglichen Zweck des Ecküssi²⁴ entspricht heute einigermaßen das aus Pferdehaaren gepolsterte Ohrkissen, Ohrel (französisch oreiller).

Behaglich nun streckt sich der Leib, und vergnüglich lachen über eine Tagesgeschichte „der Joggi und das Bäbi“²⁵ unter der Techchi. Darunter ist im Bauernhause selten eine Woll- oder Steppdecke, in der Regel vielmehr die bloße Federdecke verstanden, diese aber für den langen Winter berechnet und so umfanglich, daß mit ihr die Hände einer Rührersfrau verglichen werden.²⁶ Eher in den Oberaargau weist heute der Name Tackchbett („Dackbett“).²⁷ Der Techchi entspricht im Kinderbett das Techcheli.²⁸

Der Federack für Unterbett, Kissen und Decke heißt Fasssi.²⁹ Damit die Federkiele nicht durchstechen, muß das Fasssi-Tuch extra dicht gewoben sein (vgl. 1776: „3 neue große Schörlisaffen“).³⁰ Da es früher nicht leicht zu beschaffen war, wurden die Fasssine alljährlich gschlichtet oder bstrichche: mit der Kleisterartig aus Leinamen (besser: „Mehl, Claret, Wachs und drei Handschäfflein voll Wasser“)³¹ hergestellten B'strichig überzogen. Dies geschah ehemals sogar berufsmäßig durch eine Weibsperson: die B'strichere. Ein Procedere allerdings, das dem Stoff alle Geschmeidigkeit (Glimpfigi) benimmt und ihn steif (prättig) macht, so daß er bricht (si³² haut). Auch verbreitet ein derart neubereitetes Bett nicht gerade an Fries erinnernde Düfte.

Der Deckbett-Überzug heißt die (großi) Ziehe, der Kissen-Überzug: die Eckziehe, der Kinderbett-Anzug (auch vielfach als Tragsack dienlich): das Ziechli.

¹⁹ Bifang. ²⁰ Schm. 1, 197. ²¹ BSp. 227. ²² 1, 163. ²³ GG. 3, 51. ²⁴ Kissen, alt: Küssen, franz. coussin, mlat. cussinum, gut lat. culcita, altind. kartscham, ist zunächst ein schlummerrollenartiges Bündel. ²⁵ Schm. 1, 298. ²⁶ Schm. 2, 131. ²⁷ Arm. 54 und o; Ger. Tw. (1791). ²⁸ UB. 266. ²⁹ Schm. 1, 264. ³⁰ Bifang. ³¹ AB. 90.

Über einem nur irgendwie „bessern“ Bett fehlt natürlich niemals das selbstgehäkelte, zuweilen kostbare Tappi (frz. tapis). Dazu die schöne Bettvorlage: das Bödetcheli, sowie zur Schonung des heute nicht mehr so seltenen Bartett-Bodens der Läufer. Aber mehr. Zum großen Bett der Nebenstube gehört selbstverständlich auch der Umhang, hinter welchem die bekannten Gardinenpredigten gehalten,²² die Tagesereignisse verhandelt²³ und die Schachzüge weiblicher Politik getan werden.²⁴ — Si ist hinter dem Umhang, d. h. im Wochenbett.

Der poetische Nimbus aber, der sich von Alters her um die Wiege, Wägle oder Wiegale gewoben hat, ist so ziemlich im Schwinden begriffen angesichts der Elternplage und Kinderqual, die sich an das hirn-zerrüttende Buttele, Büttel, Wägle mittelst des fatalen Krummholzes, die Schnääre genannt, heftet.²⁵ Und so müßte wohl auch der seinerzeit vielbesprochene Erfindergeist eines Fridli-Uesseli, der behufs Zeitersparnis die Wiege seines einzigen Kindes durch ein vom Hausbrunnen getriebenes Wasserrad in Bewegung setzte, sich heute auf andere Bahnen werfen.

Der bei Nichtgebrauch unter das große Bett schiebbare Kasten mit Spreuerfach für Kinder heißt das Güttschi. Dasselbe Wort bedeutet eine Art Ruhbett ohne Rück- und Fußlehne. „Es het mi düecht (sagt der bäurische Besucher in der Stadt nach dem Mittagessen), wenn i iez numen öppe es Halbstüngeli chönnt der Chopf uf mis Güttschi ablege, es Pfyfli dürezieh un es Rüdli näh“²⁶ (ein leichtes Schläfchen halten). Ein anderer Name, den der fleißige Landmann dem äußerst anspruchslosen Möbel gibt, ist das Fuubett oder der Fuläng. Wie dieses, besteht aus einfachem Seegrass-Polster auch das eigentliche Ruembett; sogar oft das der Hinterstube, auf welchem häufiger „der Maudi“ spinnt oder schläft, als daß auf ihm der müde Eigner den Ruembettli-Walzer tanzt, d. h. humoristisch: der Ruhe pflegt. Vgl. D's Ruembett haa (halten), wie: der Dse haa.

Ungefähr so selten wie noch zu des „Amtsrichters“²⁷ Zeiten ein solches Ruhbett, sind heute im Bauernhause das Sopha, der Divan, das Tête-à-tête; ganz so, wie an Platz eines Fauteuil höchstens der einfache Krankenstuhl zu erblicken ist. Auch der harthölzerne Sessel mit oder ohne Rohrgeflecht gehört bloß in die Hinterstube. Als höchst charakteristische Sitzgelegenheiten finden sich dagegen in der Wohnstube: der Bank, der Stuehl, die Stabälle.

²² BSp. 8; UR. 154. ²³ AB. 1, 168. ²⁴ BSp. 410. ²⁵ Vgl. Pfr. Müller im Alp. 1903, 20. Juni. ²⁶ So natürlich statt des entstehenden Schlüchli: Gf. GF. 1899, 82. ²⁷ 73.

Der **Bant** (schon abh. „der“ und „die“ bancch) heißt zunächst die — eben wegen ihrer Allgemeinheit nicht näher bezeichnete — unbeweglich befestigte **Wandbant**, die, den Winkel der Hausdecke mitmachend, von Tür zu Tür reicht. Er bietet die Sitzplätze am großen Wohnstubentisch für das „Mannevolch“: oben am Tisch für den Hausherrn, der Fensterreihe nach für Söhne und Knechte. Zunächst der Rüchentüre aber behauptet bisweilen noch der „weitbauchige Salztübel“³⁸ sein niemals bestrittenes Recht; auch der im Winter ebenfalls „vor Kasse zu schützende“ Futtermehlsack bittet keineswegs um Entschuldigung, daß er da ist. Um so weniger, da für höhere Bedürfnisse noch Raum genug sich findet. Denn über dem Tisch unter der Zimmerdecke ist ein **Edbänkchen** oder eine längere **Bant** — **Bänkli**, **Bämchli**, **Bäichli** — aufgeschlagen, worauf Erbauungsbücher und bisweilen die Brattig (Kalender), ältere Zeitungen und Zeitschriften zunächst zur Hand liegen oder stehen, während in der Ecke der Wandbant die alte Piscator-Bibel zugleich allerlei Andenken (Buechzeiche, gedruckte Sprüche u. dgl.) zu bergen pflegt.

Mit der winterlichen **Ofebant** (oder aber **Ofenede**) konkurrieren an Beliebtheit³⁹ die sommerlichen Bänke um das Haus herum,⁴⁰ die „schöne grüne Bant vor dem Hause“,⁴¹ das Bänkeli vor dem Futtergang⁴² oder dem Stall⁴³ (verschieden vom Staa!bänkli drinnen im Stall). Da wartet am Sonntag das Mannevolch auf sein Mittagessen,⁴⁴ sitzt und sinnt sorgenbeladen der Hausvater⁴⁵ oder verarbeitet eine still verhaltene Trauer;⁴⁶ Sohn und Knecht „werweisen“ über landwirtschaftliche Fragen,⁴⁷ indes „der Götli“ sein Pfeifchen raucht,⁴⁸ die Frau aber nach Feierabend den Mann erwartet und mit ihm „mängi schöni Stund erläbt“.⁴⁹

Speziellen Zwecken dienen „die Leubant oben am Stuß“, wo der vagabundierende Kleine auf guten Schick wartet;⁵⁰ das primitive Leubänkli da und dort am Wege zur Käserei; besonders aber, auf einsamen Gehöften, die sehr einfache Ruhebant auf geschickt ausgewähltem Schattenplatze zu sonntagnachmittäglicher Ruhe oder Geselligkeit im Freien. In der Küche ersetzt öfterß der **Wäschbant** den Schüttstein, der **Chachelbamch** aber birgt das Tischgeschirr. Der **Milchbamch** im Keller verdrängt nunmehr überall die alte **Schweibe**, **Milchschweibe**, welche, fix oder hängend unter der Kellerdecke angebracht, die ehemals viel reicheren Milchvorräte vor ungebetenen Gästen schützte.

Eine leichtbewegliche kleine Bant heißt **Stuehl**. So die vom alten

³⁸ Gf. Gf. 1902, 218. ³⁹ An AB. 52, 110. ⁴⁰ Ztgst. 1, 6. ⁴¹ Joggeli 23. ⁴² BSp. 47. ⁴³ AB. 1, 180. ⁴⁴ Ztgst. 1, 6. ⁴⁵ BSp. 47. ⁴⁶ AB. 2, 189. ⁴⁷ AB. 1, 180; 2, 359. ⁴⁸ Gelst. 347. ⁴⁹ Müll. LR. 29. ⁵⁰ BSp.

Schultisch getrennte Bank, manchem dadurch unvergeßlich, daß er het müessen uf e Stuehl uehe staa.⁵¹ Angenehmere Erinnerungen birgt jederzeit der Borstuehl am Eßtisch, der Fensterreihe gegenüber, auf welchem sitzend Hausfrau, Töchter und Mägde zugleich die Bedürfnisse des Tisches und die Vorgänge draußen überblicken.⁵²

Die Form einer Bank haben ebenso der dem Holzarbeiter dienende Züggstuehl,⁵³ und — unseligen Angedenkens — der beim Schlagen mit der Rute (Schwinge nämlich der Rute) gebrauchte Schwingstuehl. — Ein Stuhl in der Bedeutung „Einzelsitz“ ist der leicht hin und her schiebbare Straustuehl⁵⁴: ein Gestell ohne Lehne, mit Strohesflecht als Sitz.

Dagegen heißt der unten an den Eßtisch gestellte und auch sonst die Wohnstube ausstattende Einzelsitz, der ganz in Hartholz gearbeitet ist, die Stabälle. Das vorn etwas ausgehweifte Sitzbrett, in welches die vier dünnen, vielkantigen Beine unter etwas stumpfem Winkel eingezapft sind, bieten samt der etwas zurückliegenden Lehne einen Sitz, wie keiner der modern gebauten Sessel der Hinterstube. Zudem befriedigen die oben und zur Seite oft recht zierlich ausgeschnittenen Ränder der Rücklehne und der meist herzförmige, hie und da doppelte Einschnitt zum Anfassen das Schönheitsgefühl ganz anders als die fabriizierte Dugendware. Da solche Möbelstücke nicht mehr gefertigt werden, mag in manch einem Bauernhause ein „wurmstichiges“⁵⁵ Exemplar der Art anzutreffen sein. (Abb. S. 151.)

Zu den sehenswertesten Altertümern von noch heute unübertroffener praktischer Brauchbarkeit gehört der eichene⁵⁶ oder birn- oder nußbaumene,⁵⁷ meist einfach oder doppelt ausziehbare Familientisch, kurzweg der Tischi oder altväterisch: Tissi genannt. Z' Tisch gaa: zur Kost gehen, Pensionär sein; Tischgält: Kostgeld, Pflegegeld. — Die Mitte des nicht selten mit kostbaren und zierlichen Beschlügen geschmückten Tisches bildete früher vielfach (heute z. B. noch in Oberfürten) eine eingelassene Schiefertafel, „welche das Hausbuch oder den Kalender vorstellte“.⁵⁸ Hieraus erklärt sich die vornehme Bezeichnung „Tafel“ (tabula). — Mit dem politischen „grünen Tisch“ beziehw. „grünen Tischlaken“⁵⁹ setzt Bihius in launige Parallele die weißen Tischtücher, welche man über Privattische breiten dürfe, „weil man auf denselben weniger verzattert.“ Letzterem baut man allerdings bei Kindern zweckmäßig vor mittelft des Äßmänteli, während das Mundtuch (die

⁵¹ Burri V. ⁵² Elfi 48 und ö; Glabbach 1, 23. ⁵³ SchM. 1, 53; SB. Kal. 1903, 36. ⁵⁴ Räthi 377. ⁵⁵ Berner 2 l. ⁵⁶ Amtsr. 73; MAB. 2 J. 185. ⁵⁷ Spinne 6. ⁵⁸ SchM. 1, 371. ⁵⁹ BSp. 314.

Serviette) der Erwachsenen am Bauernstisch weder Verwendung noch Namen hat. Daß es aber im Linnenschrank der Bäuerin auch an derartigem Zeug nicht fehle, beweist sie bei Bewirtung eines geschätzten Gastes durch Hinbreiten (Darlege, als technischer Ausdruck der Ergänzung meist entbehrend) eines blendend weißen Zwäheli. Die Grundbedeutung von Zwäheli⁶⁰ und Zwäheli (Waschtuch, zu mhd. twahan twuog getwagen = waschen wusch gewaschen) ist vergessen. Um so appetitlicher ist der mannigfache heutige Gebrauch⁶¹ dieses feinen flächsernen Linnen mit eingewobenen Bildern. — Den Alltagsstisch deckt heute in mehr städtischer Weise das einförmige, aber für Reinhaltung sehr bequeme Waschtuch. Für das sonntägliche Mittagsmahl jedoch schimmert noch nach altem Brauch über den riesigen Tisch hin das etwas gröbere Tischlache.⁶² Bei der frühern Gemächlichkeit des weniger intensiven und alle Kräfte aufs Feld rufenden Landbaus fehlte dieses Tuch auch auf dem Alltagsstische nicht, und selbst eine Großmutter Rätli⁶³ hätte sich ohne solches auch das ärmlichste Mittagsmahl nicht denken können.

Kisten und Kästen.

Was wäre aber der wahrhafteste und sauberste Bauernstisch ohne die beiden Tischtrude (Tischkasten), von denen eine jeweils den angeschnittenen Brotlaib, die andere das Tischzeug birgt! So bekannt ist erstere als Versorgerin des bedürftigen Leibes, daß ja auch dem Staat eine „Tischtrude“¹ für wohlverdientes und anderes Brot zugeschrieben wird.

Das einfache Wort „Trude“ aber (hölzerner Kasten oder papierne Schachtel) wendet Gotthelf launig auf die verschiedenen „Fächer“ der „Seelenvermögen“ der alten Psychologie an²; eins derselben ist die „Gespenstertrude“.³ Bei Wiedmer⁴ heißt „Trude“ ein invalides Uhrwerk, und das Geringschätzige oder Bemitleidende dieser Benennung klingt wieder in „alti Trude“ (alte Schachtel); „o du gueti alti Trude!“⁵ (albernes Ding).

Dagegen gilt das Trudli als hermetische Absperrung gegen alle den Leib oder die Seele verunreinigende Berührung. Eine solche ist praktisch undenkbar und wäre für Kinder nicht wünschenswert: „mi cha se nid gäng i mene Trudli inne ha.“⁶ Wohl aber kann ein

⁶⁰ NB. 2, 311. ⁶¹ Z. B. UR. 140. ⁶² UR. 117. ⁶³ 79 Ss.

¹ SchM. 2, 262. ² UR. 178. ³ BSp. 376. ⁴ 126. ⁵ NB. Anna 195. ⁶ Burri XIII.

Mädchen bei und trotz jeglicher Hantierung Herz und Hände sauber behalten und „choo wi us ðme Trudli uße.“⁷

Schübläde und Schübläbli⁸ sind Bestandteile von Möbeln wie des einfach gehaltenen ältern Schubladestod oder der modernen Gümode⁹ (Kommode), des kunstreich ausgefertigten Büroo (Bureau), „welches das Herz des Hauses, d. h. die Schatzkammer“ ist,¹⁰ oder des Sekretär. Ähnlich gebaut und für die Hinterstube bestimmt sind die modernen Sekretär- und Büroo-Schäftli.

Von der Trude führt das vermutlich zugrund liegende ahd. truccha hinüber zum Troog, und durch die Mittelform „Truge“¹¹ zu „Truhe“. Dem unhandlichen, schwerfälligen, daher mehr und mehr in den Speicher verwiesenen Möbel wurde im alten Bauernhaus oft eine geradezu liebevolle ornamentale Ausschmückung zu teil (S. 121). Kein Wunder auch: Hier bargen sich die geheimen Schätze wie an Tuch und Weißzeug, so auch an Geld und Wertchriften, an Andenken und Schmuckstücken. Zu diesem Zwecke klappt sich dicht unter dem Deckel ein besonderes kleines Fach auf: das Underschlacht¹² („Ubergeschlacht“¹³). Innen- und Außen-Abteilung aber wird gemeinsam verschlossen durch das solide Beschläge mit dem alten, klirrend einspringenden Ehlepffschloos, Ehlepfer-schloos oder Schnäpper.¹⁴ Die verschiedenen Dienste dieses Möbels zeigen sich durch Spezialisierungen an wie Schnittrug,¹⁵ „3 Kleidertröge, 1 Nähltrog, 2 Kastenrög, 4 kleine dito.“ 1776.¹⁶

Zierlicher, obwohl immer noch umjänglich genug schmückt die Dienstboten- und oft noch die Nebenstube das Trögli, von alten Schreibern an der Vorderseite hübsch in Felder abgeteilt, daneben mit Blumen, sowie dem Namen des Eigners oder der Eignerin übermalt. Hier ist das Underschlacht sozusagen als Allerheiligstes, als Berger teurer Andenken und Kostbarkeiten, von ganz besonderer Bedeutung.

An Stelle des Trögli tritt nun mehr und mehr die moderne Güfere (der Koffer), die übrigens noch häufig den ältern Namen Ehiste (Kiste) trägt und sich vom Handkoffer, dem Güferli,¹⁷ sehr unterscheidet.

Auch Ehaste (Rasten) ist ein altmodisches Wort geworden, und im Satze: „Wir brauchten zum Laufen allen Atem, den wir im Rasten hatten“,¹⁸ müßten wir schon verdeutlichend „Brustchaste“ (thorax) einsetzen.

⁷ Rkf. 324. ⁸ GG. 1, 9. ⁹ MZ. 28. 128. ¹⁰ Gelbst. 156. ¹¹ RZ. 97. ¹² RZ. 2, 433. ¹³ Ger. Tw. (1793). ¹⁴ Bgl. UR. 158. ¹⁵ Waff. 83 und ö. ¹⁶ Bisang. ¹⁷ Spinne 8, 13. ¹⁸ Strafe 172.

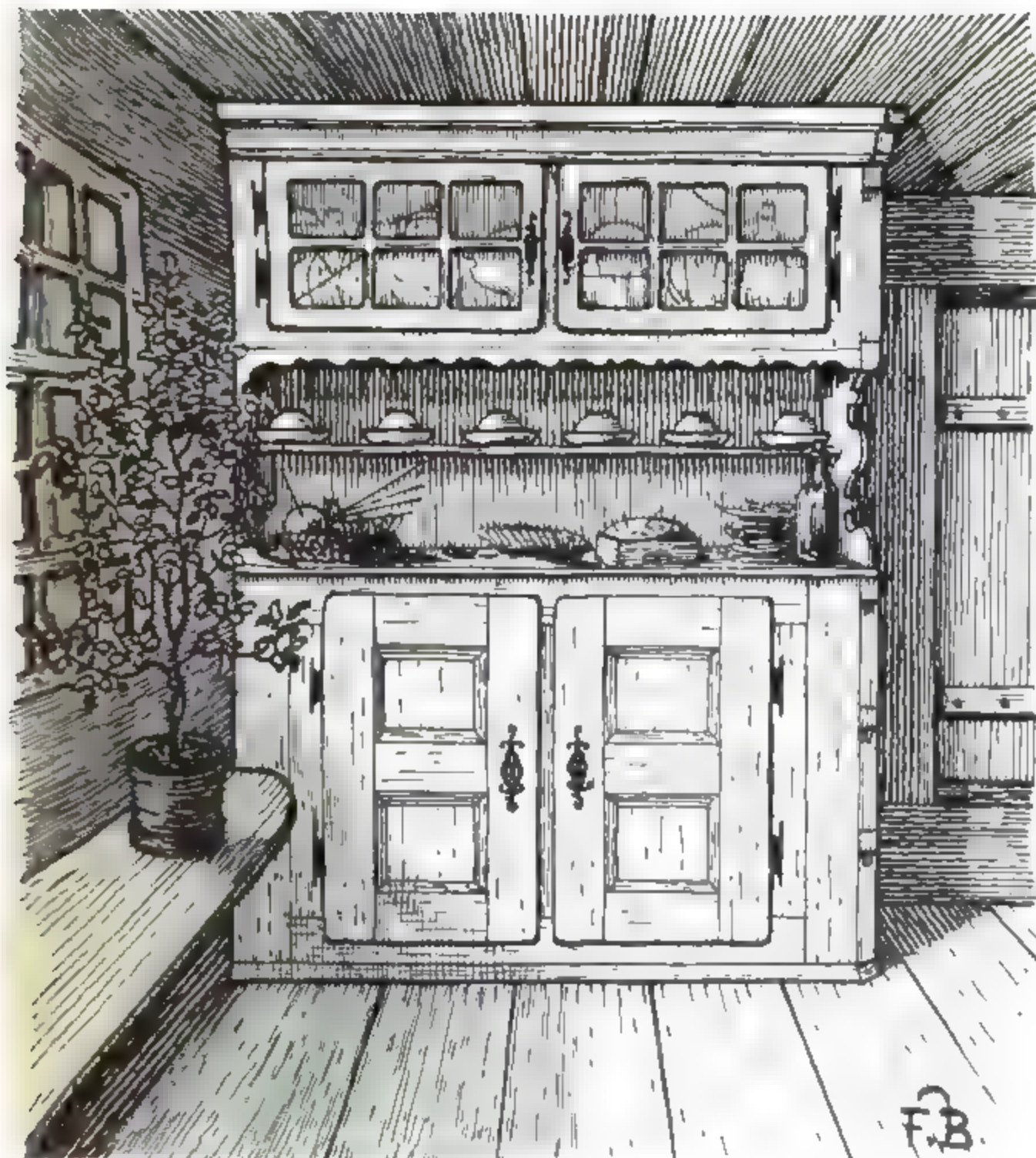
Vielmehr vereinigen sich „Kasten“, „Schrank“ und „Spind“ in unserm „Schäfst“. Soweit hierunter jenes fast untransportable zweitörige Möbel verstanden ist, das unterhalb des Kranzes regelmäßig den Namen des eigentümlichen Ehepaars, die Jahrzahl der Verfertigung und einen Bibel- oder andern erbaulichen Spruch aufgemalt trägt, ist es in neuerer Bauart durchwegs durch den eingebauten Wandschrank ersetzt. Aber auch das handlichere eintörige Schäftli gehört mehr und mehr unter den ausgemusterten Bestand. Wie also das Möbel selbst, elstelet („ältelt“) auch das darin lange Zeit aufbewahrte Zeug; es greemwelet oder grääjjelet (schimmelt), es müechtelet oder nüechtelet (riecht modrig); oder es schäftelet, wie jene Pfarrfrau von einer Predigt sagte, die sie schon früher einmal vortragen gehört. Etwa wie dies ihr selbst bei leiblicher Speise begegnen konnte, die sie bis zum Vergessen lange im Chuchischast oder -schäftli aufbewahrte. Chuchischast heißt im Volkswiß auch ein hohler Raum unter einem Felsvorsprung in Trachselwald.

Den Ausdruck „einschränken“ im Sinne teilweisen Freiheitsentzuges gibt noch schärfer unser iiggänterle wieder. Das Ggänterli nämlich, welches den an die Decke reichenden dritten Teil der Zimmerhöhe einnimmt,¹⁹ birgt hinter einem bis drei Glastürchen alle einer permanenten Ausstellung fähigen Kostbarkeiten des Hauses: das bei besondern Anlässen hervorgeholte Tischgeschirr, in der Mitte etwa die Stoduhr, in einfachern Verhältnissen aber auch das sonst im Sekretär Geborgene. Denn „dieses Ggänterli ist ein gar bedeutamer Behälter, an manchem Orte fast was das Herz im Leibe; er ist die Schatzkammer des Hauses, birgt Kleinodien, Schriften und Barschaft.“²⁰ Es enthält aber auch die Hausapotheke für Mensch und Vieh. Das Ggänterli kann seinen Platz in jedem Zimmer des Hauses haben, als Chuchiggänterli auch das im Tagesgebrauch stehende Geschirr enthalten. — „Wenn Biziüs zwei oder drei Male in einem Hause gewesen, so hatte er die ganze Hausordnung los bis ins Kuchigenterli.“²¹

Die schweizerische Grundform „Gänter“²² bedeutet (wie mlat. cantherius und wie frz. chantier) Sparrwerke verschiedenster Art, sonderlich zur Abperrung von Aufbewahrungsräumen (vgl. „Schrank“ neben „Schranke“). Ist nun chantier u. a. auch „Faßlager“ und hat sich für „Gänterli“ die Bedeutung „Spirituosengehälter“ durchs Mittelalter bis in unsere Tage²³ hinein erhalten, so macht letzterem das Puffert²⁴ (französisch buffet eigentlich = „Kredenztiisch“) auf allen Punkten Rang

¹⁹ Rätli 119 Sp. ²⁰ Rätli 119. ²¹ Manuel 30. ²² Schw. Jd. 2, 381. ²³ BSp. 174; Stgt. 1, 132; Gf. St. 1902, 276. ²⁴ DB. 1904, 20 ff.; Ger. Tw. (1789).

und Bürde, ja eigene Existenz und Namen streitig. „Aus dem glänzenden Schrank von Kirschbaumholz, Buffert genannt, wo hinter Glasfenstern des Hauses Bierden prangten, nahm die Frau zur Bewirtung



Puffert.

der Taufgäste einen schönen Teller hervor“; ²⁵ bei ähnlicher Gelegenheit „die geblümten Racheli“ ²⁶ u. dgl. (Abb. hier).

Entweder also verliert das Gänsterli als oberster Teil — Aufsatz — des Buffert seinen eigenen Namen; oder es existiert für sich allein gleich

²⁵ Spinne 6. ²⁶ BSp. 20; vgl. auch Segen 90; Sonnt. 93.

dem bis zu Manneshöhe reichenden eigentlichen Puffert, dessen offen liegende Hauptbank nebst dem an die Rückwand sich zurückziehenden schmalen Bänklein zum bequemen Verbringen und Entnehmen beliebiger Gebrauchsgegenstände²⁷ dient. So in der Regel das Chuchi-Puffert. Den Unterbau bildet ein niedriger Schrank.

Sehr gefällig sind in neuern Gebäuden Wandschrank, Gänsterli und Puffert zu einem Einbaustück ineinandergearbeitet. Ein eigener Name dafür fehlt.

Faß und Gefäß.

Faß und Fäßli spielen im bauerlichen Haushalt keine große Rolle. Nebst den Behältern für Obstwein und Produkte der Obstabfälle (Bäsi), Kirsch u. dgl. ist nichts Bemerkenswerthes zu erwähnen. Denn von aufgestapelten Weinflaschen sagt der richtige Bauer: Das si die rächte Cherze, wo de Buren ab de Höfe zünte! Nur für ganz besondere Anlässe wandern aus dem Gänsterli das geblümte Glas und die wißi Fläsche¹ mit aufgemalten oder eingestrichenen Namenszügen und Sprüchen. Der Soldat im Feld und der Arbeiter im Wald kennen aus früherer Zeit etwa noch das flachgedrückte Busenfläschchen: das Bluzgerli oder die Wäntele („Wanze“), letztere auch Schieberli genannt, weil sie sich leicht in die Tasche schieben läßt. (Abb. S. 156.)

Der verschließende Korkpfropfen (Bantoffelzapfen; Bantoffelholz = Kork) dient vielfach als Bild für Charakterlosigkeit und flatterhafte Leichtlebigkeit. „Niggi Zu² war ein herrlicher Bantoffelzapfen, ein lustiger Bruder, immer hellauf.“ Wohl von den Mienen oder Grimassen her, womit ein Weinkenner mißtrauisch am Zapfen „zringsetum schmöcht“,³ mag zäpfle, Ein^m uuszäpfle oder „uusgränne“, höhnen und spotten,⁴ sich herschreiben.

Die offene weiße Flasche heißt auch der Ggütter, die Medizinflasche: die Gguttere.⁵ (Vgl. die Aufschrift „Gutter-Trucken“ in dem sehr einfachen Verschlussskasten des einstigen Rüederswiler-Arztes.) Das Ggütterli (Fläschchen) dagegen dient zu allem denkbaren Gebrauch, so u. a. auch zum Luftdruckspiel mit dem Cartesianischen Taucher. „Eim der Tüüfel im Gütterli (im Dlgütterli) zeige“⁶ heißt: durch Drohung ihn einschüchtern; in anderer Wendung zeigt man einem „der Großrat im Gütterli“. ⁷ Wer aber in beständigen Kleinlichen Gesundheits-

²⁷ UR. 84; AB. 1, 180; Räj. 322; Glabbach 1, 23; Ger. Tw. (1789).

¹ Rätbi 119; Beitr. 646; Spinne 20. ² 199. ³ MAB. Bs. 129. ⁴ Räj. 325. ⁵ SchM. 2, 322, 58. ⁶ Ztgst. 2, 213; SZ. 1904, 136. ⁷ Ztgst. 1, 118.

sorgen mit seinem Gütterli zum Wasserschauer läuft und es voll Medizin wieder heimbringt, ist ein Gütterler. (Desgleichen⁸ in spöttischer Erweiterung der „Gütterlibotter“,⁹ „Gütterlifürst“,¹⁰ „Gütterlimaa“¹¹). Solch ein Gütterler verggütterlet fast, d. h. zittert vor Furcht entsetzlich bei der geringsten — auch nur eingebildeten — Gefahr. Wie er, verggütterlet der Frierende „i sim dünne Gwändli“¹²: eine reiche Ideenassoziationskette.

Ein hohes weites Glas ohne Füßchen, mit oder ohne Handhabe, heißt in der Schweiz ein „Meiel“.¹³ Jener „Meiel uf em Bänkli obe . . . het d' Mundi g'macht zur Hochzeit, Tauf, Grebt“.¹⁴ Heute ist der Meiel fast nur noch bekannt als Handelsmaß für Saatzwiebeln.

Der aus dem Glas oder aus der Tasse getrunkene Kaffee leitet über zum Kapitel Chachelgischir. Wir eröffnen es mit dem Bedauern über das Eingehen der Längnauer Töpferei im achtzehnten Jahrhundert aus Mangel an Ton. Ihre eigentümliche Malerei unter der durchsichtigen Glasur und über der gelbweißen, bei tiefhohlen Gefäßen oft kaffeebraunen oder marmorierten Grundfarbe¹⁵ hätte ihr neben der (ebenfalls eingegangenen) Simmenthaler und der Heimberger Töpferei jederzeit ihre Bedeutung gesichert. Um so rarer und antiquarisch wertvoller sind die erhaltenen vereinzelter Stücke, von denen hier zwei Kiblenäpf erwähnt seien, wie sie anlässlich der sommerlichen Milchmessungen auf der Alp den Eignern mit Rahm gefüllt aufgetischt wurden. Ein in der untern Flüh aufbewahrter trägt den auf S. 77 hievon wiedergegebenen Spruch auf der Innenfläche. Herr Derendinger in Rüderswil besitzt einen andern Napf mit der Jahrzahl 1804 und der Umschrift: „Der Segen Gottes machet Reich und Bringt doch keine Müh mit Reich.“ „Anna Hapheger“ (Habegger). Vgl. S. 156 f.

Das Inventar von 1776¹⁶ verzeichnet: „1 Korb voll weißherdiges Kachel- und Blattengeschirr.“ Glasur heißt Gläsüüri. „Der Längnauer Wein vergläsürt die Magen.“¹⁷

Die Konkurrenz von Namen wie „Hasen“ und „Topf“ reißt dem Ton unmittelbar das Metallgeschirr an: aus Zinn, Eisen, Kupfer, Erz. — Eine eigene Bezeichnung dieser Kategorie ist stuurzig d. h. aus Zinnblech. Mhd. der sturz und die stürze¹⁸ bedeuten einen aus Zinnblech gefertigten Deckel, der rasch über ein Kochgeschirr „gestürzt“ wird. „Estuurzige Tschchel“ ist also Tautologie, aber durch den Gegensatz zu „hölzig“ usw. verdunkelt, und estuurzigi Bränte erscheint nun

⁸ NB. 2, 95 und d. ⁹ NB. 2, 188. ¹⁰ NB. 2, 270, ¹¹ NB. 1, 217. ¹² E. v. E. NB. 1814, 315. ¹⁴ Ott, 1, 186. ¹⁵ Volksw. 1, 213. ¹⁶ Wifang. ¹⁷ Dorbach 5. ¹⁸ Auch NB. 119.

ohne weiteres als Stoffbezeichnung wie „isig“ (eisern), „möschig“ (messingen) usw. — Vom runden Pfannendeckel, den etwa Knaben (in Nachahmung des Wagenrades am Sonnenwendfest) bergab rollern lassen, schreibt sich das Bild her: er ist 'techchlet, derbo 'techlet d. h. er hat sich eilig auf und davon gemacht. Vom langgestreckten Brentendeckel aber stammt der Spott: er bräntetechlet, will sagen: beleckt sich gewohnheitsmäßig die Lippen, züngelt beständig.

Zum vornehmsten Metall am Hausgeräte zählt immer noch das Fer (Erz), und wie heute en eerige¹⁹ Hase, stehen im Inventar von 1776 voran: „2 ehrene Häfen.“ Daneben 1807: „1 eherner Wein-
hafen“. Vom fußlosen Kochtopf nämlich, der, um den Küchenboden nicht zu beruhen, auf einen Strauring oder in einen Hasestuehl²⁰ gestellt werden muß, unterscheidet sich der Weihase, das „Weihäffeli“²¹ mit drei ganz kurzen, früher jedoch²⁰ bis 5 Zoll langen Füßen.

1776 wird auch „1 Mußhafen“ aufgeführt. Nicht sowohl ein solcher Mueshäse, als z. B. etwa der Härböpfelhase wird nach seiner besondern Verwendungsart benannt. Bildlich aber hieß es früher im Bauernhause: Der Fleischhafen ist e tüüre Hase.

Durch Ton als Stoff, durch einen Henkel (Anthäbi) statt der zwei Griffe, und durch Ausflußschnabel (der Buegge, das Büeggli) unterscheidet sich vom Chooch- der Milchhäse, das Milchhäfeli. Für Gebrechliche aber steht, zu allen Zeiten dienstbereit, im Offeneggeli der mit allerlei Kräutertee gefüllte T'heehase.

Mit einer Stimme wi n e verheiti Treichle — wi n es verheit's Nachtg'schirr — renommiert eine, si hätti den und den auch haben können. Die verspottet man: We's e Hun'ghase wär, si hätt ne langist u usg'schlädet.

Das nächstliegende Gemeinsame an diesen gleichgeheißenen Dingen (Kochtopf und Flüssigkeitsbehälter) ist die Tiefe des Bodens, der sich dem oberflächlichen Blick entzieht. „Der Fues im Hase haa“,²¹ „z'underist i Hase ggugge“²² und die Erfahrung machen, daß „en iedere Hase e Bode hett“ sind von daher wohlbekannte Übertragungen.

Jedermann kennt Hebel's „Habermues“, das die Kinder gleich vom Feuer weg aus dem „rueßige Tüpfli“ sich schmecken lassen. Früher eine beliebte neckische Hochzeitsgabe,²³ gereichte das Tüpfli — ähnlich der ebenso gern geschenkten Wiege — nur zu oft Kindern wie Eltern zur Qual. Denn Eltern, die die Kleinen durch Aufpäppeln erst leiblich, dann seelisch verderben, werden später inne, „daß sie nichts anderes sind

¹⁹ Ger. Tw. (1790). ²⁰ Ebd. ²¹ AB. 1, 118. ²² Btgst. 2, 74. ²³ Bfänder 300.

als die Lüpfi, aus denen das Kind den Brei ißt.“²⁴ Diese Stelle kann uns das Lüpfi auch als Bild willenloser Einfalt, gutmütiger Borniertheit,²⁵ und von hier aus das „Glückstüpfi“²⁶ erklären helfen: Mensch, dem ohne Einsatz von Intelligenz und Mühe alles gelingt.

Bei der Schüsselgemeinschaft, an der noch heute auch im fortschrittlichsten Bauernhaus als uralter Sitte festgehalten wird, spielte bis vor kurzem das Tälller bloß die Rolle des Fleischtellers.²⁷ Es entspricht dies ja auch der Herkunft des Wortes^{27a} aus französisch tailler = (das Fleisch) „schneiden“. Und zwar kannte man ursprünglich bloß den hölzernen Teller²⁸: eine flache Holzscheibe ohne Rand, daher auch als Bild für flaches Gelände²⁹ dienlich. Daneben kamen im Gebrauch allmählich auf und machen auf dem Puffert der Bauernstube Parade: die aus Zinn gestanzten zinnige und die aus Zinnblech ausgewalzten sturze zige Tälller mit ganz wenig erhöhtem Rand, zum individuellen Gebrauch.

Ganz ähnlich kennt das alte Bauernhaus die Suppeschüßle oder einfach Schüßle mit zudienendem Deckel, und zwar hie und da noch als besonders kunstfertiges Langnauer-Geschirr. Ebenso das kleinere Schüsseli zum Warmstellen von Speisen. (Ganz verschieden vom Schüssel oder Schüssel zum Einschließen von Brot und Kuchen; siehe „Brot“.) Dann, besonders für Breispeisen, die große irdene, runde, oft kunstreich bemalte und am Rand ausgezackte Blatte. „8 Stück Blatten.“ 1776. Das dem einzelnen Tischgenossen zugeteilte Blättli dagegen ersetzt mit seinem Namen einerseits den irdenen (Suppen-)Teller, andererseits die Untertasse; und zwar die letztere so, daß das im allzeit geschäftigen Bauernhaus gewohnte rasche Speise-Tempo es nicht im Dienste müßiger Dekoration beläßt. Entweder wird es gar nicht aufgetischt, oder dann wirklich gebraucht. Behufs rascher Abkühlung, nötigenfalls durch Kaltblasen gefördert, reichen auch Krankenpflegerinnen wie nicht nur ein Annebäbi,³⁰ sondern gleicherweise eine geborne Geistesaristokratin Anne-mareili³¹ die „süße Labung“ in der Untertasse dar, was „das Trauliche dieses Hausfrauenamts noch erhöht.“³²

Die irdene Obertasse — gleichviel ob mit, ob ohne Henkel (Ant-Häbi, im Aargau: das „Hebi“) — heißt Chächcheli. Bei der heutigen Allgemeinheit des weißen Geschirrs heißen Chacheli ohne weiteres auch die Isolatoren elektrischer Leitungsdrähte. Vgl. „Chacheler“ — Porzellanflugel.³³ Bei uns ist Chacheler 1. der wandernde Ge-

²⁴ Schm. 2, 424. ²⁵ Räf. 303. ²⁶ MZ. Anna 178, 199; Michel 301 und ö.
²⁷ Gf. Gf. 1902, 276. ^{27a} Vgl. altfz. taillor, Vorlegeteller. ²⁸ Michel 269. ²⁹ UR. 118. ³⁰ 1, 36. ³¹ GG. 2, 35. ³² Ebd. ³³ BME. 52.

schirrhändler, 2. sein oft minderwertiges, aus erstklassigem Bestand ausgemustertes Pferd. Bilderreden: 's Plääreli (oder 's Brieggeli³⁴) u 's Lächeli si in éim Ghächeli, d. h. Weinen und Lachen können einander erstaunlich schnell ablösen; ja sie finden nebeneinander Platz auf dem so unsagbar anmutenden Gesicht eines Kindes oder Weibes, das „unter Tränen lächelt“. — Die Weisheit³⁵ „mit Löffeln essen“: mit Ggaffechacheline treiche.³⁶

Für Kinder bei Tisch und etwa zur Mahlzeit auf dem Felde dient das gehentelte zinnblecherne Bedeli. Größer, so daß der Deminutivsinn des Wortes verloren gegangen, ist das Bedi, z. B. das Pfäfferbedi: Blechgefäß mit durchlöchertem Boden zum Waschen von Pfefferkraut oder von Gemüsen, die man ehemals stark zu würzen liebte.

Der hölzerne oder irdene Napf, von welchem bereits die Rede war,³⁷ ist heute ersetzt einerseits durch die große irdene Milch-, Suppe-, Brot-Ghachle³⁸ (worein das Suppenbrot geschnitten wird), anderseits durch das etwa ein Liter fassende Ghüchcheli und das im Umfang sich der Tasse nähernde Ghuchchelchachcheli. (Treffliche Belarübung!)

Wo's Ghacheli git, git's Schirbi. (Das Schirbi = die Scherbe.) Ein unscheinbares, gebrechliches Mädchen ist nume so nes Schirbi. Vielleicht war es einst hübsch und stattlich; allein mi g'sääch dem Schirbi nümme aa, was d's Ghacheli gsi ist.³⁹

Die Vergänglichkeit alles Irdenen hat auch den Ausdruck verchachele für ungeschicktes, tölpisches Verderben einer Angelegenheit, eines Unternehmens herbeigeführt. Das Heimwesen ist durch deine Heirat „verchachelet, verspielt, verliederliget.“⁴⁰

Kostbareres Rachelgeschirr findet übrigens über das Gebirge hin noch heute seinen „Tochter“ im wandernden Bedihefter⁴¹ oder Bediböhri. Die zwei Kreuzer, welche ehemals für einen Haft aus Eisenbraht gefordert wurden,⁴² langen indes heute zu einem ordinären kleinen Tongerät.

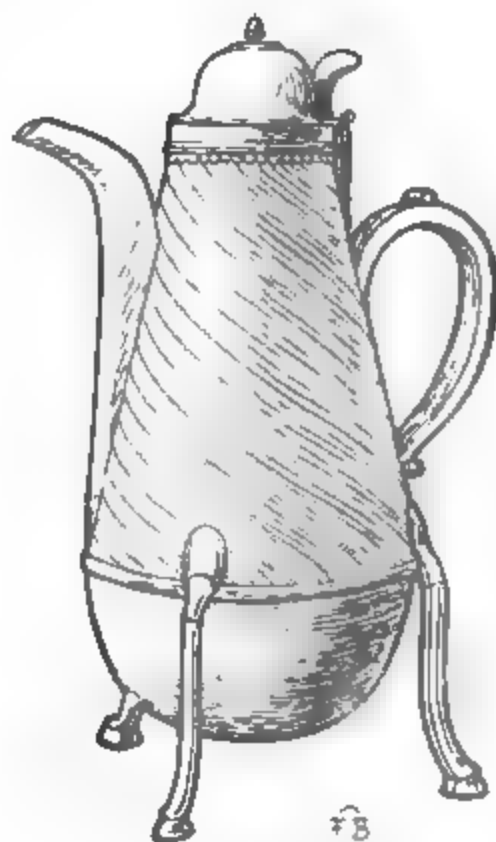
E hohli Mueter, e chrummen Att, drüü Ghind un e Sprizgrind — was ist das? Antwort: die altbäuerliche, bloß noch für festliche Anlässe⁴³ aus dem Gänterli hervorgeholte dreibeinige Ggaffechanne (S. 321). Gleichsam den Rumpf derselben (oder den Mantel eines nach oben abgestumpften Regels) bildet blizblankes Zinnblech. Der als Kaffeesack dienende Buch und der zum Öffnen mit einer Spitze versehene Deckel sind von

³⁴ RZ. 03, 23. ³⁵ BME. 52. ³⁶ GG. 1, 73. ³⁷ Vgl. noch Michel 268. ³⁸ AB. 2, 233. ³⁹ LZ. 1904, 134. ⁴⁰ Mül. 38. 72. ⁴¹ Joggeli 37. ⁴² Dursli 249. ⁴³ Spinne 7.

Meßing (was den Gebrauch mehr poetisch als gesundheitsförderlich erscheinen läßt). Das Ausgießen der braunen Flüssigkeit geschieht mittelst des von unten sich allmähig heraushebenden Schnabels — ebenfalls Zuegge geheißen. (Von der Form der Flurname Channebode.) Das heute noch zürcherische Channete findet sich auch im Inventar von 1776: „3 mäßige zinnerne Kannen, 2 halbmäßige dito.“ Vornehmend sagt man etwa für Ggaffechanne: die Ggaffetiere, wogegen andere mittelst Verdrehungen zu Ggaffetier und Ggaffestier in patriotisch-puristischem Eifer Einspruch erheben.

Ein aus braun glasiertem Ton bestehendes bauchiges Kaffee- oder Teegeschirr mit separatem Deckel heißt Chrüegli⁴⁴; dazu mit eigenem Ausflußrohrchen: das Chrüusi oder auch Chrüüsi. Aus Steingut gefertigt erscheint 1776 „ein Steintrauslein“.⁴⁵ Bezeichnend für unser Kaffee- und Tea totaler-Zeitalter ist der Gegensatz zum Gebrauch bei den „alten Deutschen“: „Den allerbesten wohn, den trinkend wir vß Kruijen.“⁴⁶

In noch ältere Zeit, wo der um den Herd versammelte Familienkreis gemeinsam aus dem Kochgeschirr das Essen herauslangte, verjetzt uns der Hauptbestand unserer hier einschlägigen einheimischen und entlehnten Wörter: „Hafen“ zu heben, in sich fassen, also wesentlich so viel wie Gefäß. „Panne“ erinnert an lateinisch patina, und auch „Blatte“ ist das platte, weit offene, „Topf“ dagegen das „tiefe“ Geschirr. „Rachel“ kam uns (mit Endungstausch) aus mittellateinisch cacabus (Kochtopf),⁴⁷ während „Beden“, ahd. becchi neben französisch bassin (das Bässang — die Waschküßel) zu mittellateinisch baccinum und lateinisch bacca (Wassergefäß) gehört.



Messingene Kaffeekanne
(ältere Form).

Das Kaltgeschirr.

Zunächst das wasserdichte hölzerne. Der Chübel, ein einhändiges tiefes Gefäß, deutet seine relative Größe an durch Vergleiche wie

⁴⁴ Bgl. Uß. 264. ⁴⁵ Bfäng. ⁴⁶ H. Man. ⁴⁷ Bgl. Du Cange 2, 11^b.

Chübel für 1. Tabakspfeife mit mächtigem Kopf¹; 2. Trommel (vgl. „Eine“ verchüble“, gleichsam auf die Trommel bringen, „ausführen“, „auslachen“²); der Chübelitrummer = Trommler; Chübeli rumpumpum (Nachahmung eines Trommelmarsches); 3. alte mächtige Kopfbedeckung des Soldaten. — Von einer bekannten Verwendung³ schreiben sich Drohungen her wie: Er wolle der Chübel uuslääre, „daß es stinte im ganzen Lande“⁴, nämlich durch vernichtende Enthüllungen⁵; durch Verderben einer im Gang befindlichen Angelegenheit;⁶ oder durch schroffen Abbruch eines Verhältnisses⁷ (vgl. „dem Faß den Boden ausschlagen“). Vom nämlichen Gebrauch wird stammen: Ein^m u ber^s Chübeli lüpfte oder bühüre: boshaftes Spiel mit ihm treiben, ihn beluchsen.

„Eintragig“, alt „ein-bar“ ist auch der Eimer, „zweitragig“ dagegen, „zwi-bar“, der Zuber, Züber.⁸ Das Tassenzüberli⁹ zum Aufwaschen in der Küche.

Sehr umfangreich ist die Bütti, worunter meist speziell die „Wäschbütti“ oder Wuchbütti¹⁰ verstanden ist. Die kleinere Säubütti, worin die abgestochenen Schweine gebrüht werden,¹¹ dient — wie auch das Bütteli — noch sonst zu allerlei Gebrauch.

Diese „Bütte“ ist lateinisch butina, und dies ist wohl verwandt mit „Bottich“. Letzteres aber wird zusammengestoßen und zugleich verkleinert zu Bodli. Die verdunkelte Verkleinerung wird aufgefrischt durch Bodli und die daraus konstruierte Vergrößerung: die Bodde. Anlehnung an „Bütti“ erzeugt daneben: das Büdli. Auf die mannigfachste Anwendung¹² deuten auch Bildungen wie: das Sürbodli oder die Sürbodde, die „Sauerlabisstände“¹³ oder das -standli,¹⁴ mit Stämpfel zum Wasserablaß.¹⁵ Das Stoosbodli zum Stoßen von Jauche in den Garten etc.¹⁶ Das Trag- oder Mist- oder Wschütti-Bodli mit Ösen zum Durch- oder Unterschieben zweier Tragstangen.¹⁷

Meist noch hölzern sind auch die Wäschgepse, die (Milch-) Gepse. „We scho die Nidle suuri ist: he nu, was ist dra gläge? Mir säge, d' Gepse figi d' Schuld; ihr liebe Lüt, heit doch Giduld, mir möge nit gäng säge!“¹⁸

Auch die Mälchtere ist eigentlich ein Milchgefäß in des Melkers Hand, so daß z. B. in „1 Milchmelchtern“ (1776) und in dem be-

¹ Michel 130, 136. ² BME. 54. ³ Vgl. SchM. 2, 200. ⁴ Segen 84. ⁵ Ebb
⁶ Michel 207 und ö. ⁷ UR. 225. ⁸ SchM. 1, 244. ⁹ MB. 2 J., 152. ¹⁰ AB. 1, 206; Dursli 304. ¹¹ Gf. St. 1902, 230. ¹² SchM. 1, 264. ¹³ SchM. 2, 102 Hs.
¹⁴ MB. 27, 260. ¹⁵ BwM. 101. ¹⁶ AB. 2, 96. ¹⁷ Vgl. die drollige Szene Waff. 76.
¹⁸ Das bekannte Rührlied: Un uf der Wält si kener Lüt.

kannten Milchmächterli ein Pleonasmus steckt. Auf weit allgemeinem Gebrauch deuten aber schon 1776: „2 Wassermelchteren“; ebenso die Säumächtere. Auf die Größe dieser eintragigen Gefäße deuten Hyperbeln wie: Es rägnert (oder schüttet) wi mit Mächtere;¹⁹ er treicht Th'ee ganzi Mächtere voll.²⁰

Bloß in des Rühers bezw. Milchträgers Hand oder „Faust“ sind dagegen verblieben: das Tüteli²¹ und der Handfuuster²² oder das Fuusterli.²³ In letzterm verträgt er die Milch ins Kundenhaus, in jenem ganz Kleinen bewahrt er den Rahm auf, womit er das freundliche Lächeln einer Kundin lohnt oder zu gewinnen sich bestreht. Auch die Gelte, eine kleinere Melchter mit Ausfluß-Erweiterung am Rand, figuriert zunächst speziell als Rihble-Gelte z. B. zum Eingießen des Rahms ins Butterfaß. Mit einer Gelte voll Wein jedoch nebst zwanzig Bagen konnte z. B. während des Bestehens der Schmiedezunft Emmen-thal ein Meister einen Sohn einkaufen.²⁴

„2 Milchbrenten“. 1776. Nach diesem umfangreichen und vom Gebrauch angebräunten hölzernen Rückentraggefäß älterer Anfertigung heißen Bränte auch handfeste und zugleich von stammer Feldarbeit sonnengebräunte Töchter.²⁵ Eh wi ist doch das e Bränte! Eh, heit der di schwarzi Bränte gseh! — Heute sind, wenigstens für den Milchtransport, bloß noch die (weit leichter rein zu haltenden) zinnernen Brenten im Gebrauch.

Nur aus Zinnblech besteht: das Pintli (Bläächpintli) mit Henkel und Schnabel. Der kleine Ölbehälter: das Ölpintli. Das eigens geformte Milchpintli (le toulon). Die größere Pinte für Spirituosen. Aus solcher, statt aus dem mächtigen „Landfaß“ des großen Gasthauses, wurden ehemals Gäste bewirtet in dem kleinen „Pintenschent“²⁶ (vgl. das „Pintenschenthaus zu Oberwald“).²⁷ Aus dem einen Worte spalteten sich ab „die Schenke“ („das Schenthaus“) und die Pinte. Vgl. „der Krug“.

Den Eessel, das Eesseli (Verkleinerung), das Eessi (die verdunkelte Verkleinerungsform rückbildend als Vergrößerung gebraucht) charakterisiert vornehmlich der eiserne Halbring zum Anfassen: der Reiff oder die Zele (gespr.: iële). An seinem Liegen oder Stehen veranschaulicht man sich gerne (obwohl nicht ganz zutreffend) die Gleichheit der Anstrengung, die das Übersteigen oder das Umgehen einer Anhöhe erfordert. — Seinen Gebrauch verschmähen, zieht namentlich die Oberaargauerin es vor, selbst ein sehr großes und zum Überfließen volles Gefäß graziös

¹⁹ Michel 192. ²⁰ AB. 1, 272. ²¹ Schwander Alp. 71, 75. ²² Ebb. ²³ Räf. 111.

²⁴ Rahmfl. 27. ²⁵ Michel 252 f. ²⁶ Ger. Tw. (1793). ²⁷ Ebb. (1789).

auf dem Kopfe zu tragen. Eine andere, bloß der Zierde dienende Auszeichnung des Kessels ist der Reiß: ein um Daumenlänge vom obern Rand abstehender Ring, in fortlaufender Rinne oder in erbsengroßen Tupfen von innen ausgetrieben. Er zeigt allenfalls auch die Grenzlinie der Füllung ohne Ausgußgefahr an.

Da dieses Lastgefäß vor allen andern sich durch Solidität auszeichnen muß, sind namentlich die kupfernen Wasserkessel in Übung. Von 1791 datiert „ein kupferner Melchkessel“,²⁸ von 1792 „ein kupfernes Kessen“.²⁹ Kupfern ist auch das Chäs-Chessi, aus Schmiedeeisen dagegen das Buchchessi der Waschküche. Daher begreift sich, daß das Hantieren mit solchen Geräten nicht ohne Lärm abgeht. Drum heißt ein Markt und Wein durchdringendes Geflirr: cheßle. So cheßlet der Lärm der Marktbuden, cheßlet gleichsam der heftige Streit mit jemand. „Mit (dem Buchhändler) Räßer habe ich gekesselt.“³⁰

Die Kategorie der (zumeist aus Weiden und Haseln) geflochtenen Geschirre eröffnet der Ehrätte. Zunächst als kleiner rechteckiger Korb mit einem Henkel an der Langseite und Bretterboden. „Jetzt ging dem Kratten der Boden aus“³¹: jetzt war's gefehlt. Die aus zollbreiten dünnen Holzschienen bestehenden Rippen des Wandgeflechts rufen der spottenden Vergleichung mit einem mageren Pferd. — Ein prosaischeres und zugleich unentbehrlicheres Lastgerät läßt sich nimmer denken. Wie könnte der Bauer es machen ohne den Steiⁿchratte,³² in welchem er nicht bloß Steine von der Wiese und Unkraut vom Acker schafft, sondern auch sonst alles Mögliche hin- und herschleppt! Wie die Hausfrau ohne den Ghüderchratte (Rehrichtkorb)!³³ Und doch hat gerade dieser zu allererst den Ausdruck „der Ehratte träge“ zum Bild der verschäbtesten Arbeit, des Aschenbrödel-Dienstes gemacht. Zum Ehratte-träge ist der Einfältigste im Hause gut genug; er chaa's, wenn er scho chlii e Tüßel ist. Drum auch die Rede zu einem zweimalß Verheirateten: „Du wärest auch besser zwääg, wenn du nicht einen neuen Kratten zu tragen hättest.“³⁴ — Der aus einem gebogenen Ast bestehende Henkel, welcher sich über der einen Langseite (selten wie z. B. im Entlebuch über die Mitte hin) wölbt, gibt auch schon von selbst dem Gang des Tragenden etwas Hinkendes oder Schleppendes. Dazu kommt, daß das so unentbehrliche Gerät vielfach bis zur Invalidität ausgenutzt wird. Daher das Bild vom alte Ehratte: „I bi es schönß Meitschigi, un iez bin i en alte Ehratte.“³⁵ „Ich tat, was mir möglich war; aber jetzt bin ich (neben dir, dem reichgewordenen Ehemann) nichts mehr,

²⁸ Ger. Zw. ²⁹ Ebb. ³⁰ An JN. 92. ³¹ Ztgst. 2, 185. ³² MZB. Anna 253.
³³ MZB. BR. 57. ³⁴ Ztgst. 2, 63. ³⁵ Gelbst. 227.

ein alter Kratten.“³⁶ — Der Ziberlichratte heißt die zynische Lise auf dem Ziberlihoger.

Uner schöpflich üben sich drum auch Phantasie, Witz und Spaß im Anfüllen eben dieses so prosaischen Geräts. „Meitscheni würden sich ihm anhängen ganze Steinkrätten voll.“³⁷ Si lügt ganzi Steichrätte voll! „Ganze Krätten voll Klagen.“³⁸ „Nach der Tat hat jedes Babi Steinkrätten voll guter Räte.“³⁹ In jedem Mauleßen Sami's saß ein ganzer Kratten voll Spott,⁴⁰ und Sophie trumpsste den Vikar ab „mit einem Gesicht, in welchem ein ganzer Kratten voll Lachen sprühte.“⁴¹ „Empfangen Sie Grüße, Empfehlungen, Versicherungen für Sie und die werten Ihrigen ganze Steinkrätten voll!“⁴² — Das „Gedächtniskrättlein“.⁴³ — Personifiziert: Plauderchratte⁴⁴, „Plaudertasche“.

Umgekehrt: der Chrätte lääre⁴⁵ — seinen Born auslassen.

Ein Kratten zweiter Art ist kleiner, der Boden mit ins Geflecht einbezogen, die Wand rund und bauchig,⁴⁶ der Rand mit ein oder zwei Schlaufen versehen und so zum Festbinden um den Leib mittels Gurt oder Schnur eingerichtet. So der Chiršichratte („11 Kirschkrätten“, 1776), in kleinerem Umfang zum Beerenpflücken gebraucht.⁴⁷ Die sorgfältige Behandlung der darin geborgenen Früchte erzeugte die von den vorigen scharf abstechenden Bilder: Einem oder bei einem im Chrättli iii⁴⁸, sich seiner schonenden, sorgfältigen Behandlung, seiner Gunst erfreuen. Aktiv: ein chrätttele d. h. schmeicheln, „zutätig sein“.⁴⁹ Daher der politische Streber und Liebediener ein Chrätteler.⁵⁰

Ebenfalls eintragig ist das Chörbli, in welchem Kinder die Geschenke des Osterhasen,⁵¹ Eltern die der Hebamme in Empfang nehmen; das „Ägüsi-Chörbeli“ (oder = Chrättli), womit Mädchen oder Frauen einem Ausflug, dem Gang zum Bad oder dergleichen das Ansehen eines geschäftlichen Ausgangs verleihen. Für ernstere Gänge nehmen sie aber den Chrattchorb⁵² oder den Bögechorb⁵³ mit.

Den Henkel ersetzen am zweiträgigen, großen Korb zwei Handgriffe. Der aus geschälten Weiden geflochtene heißt wiße, der aus rohen hergestellte: raue (roher) oder schlechtthin Wübli-Chorb. Doch ist nach Ott⁵⁴ auch der geschälte „Wübli-Chorb“ „üsi Welt“, so lange wir Säuglinge sind.

Die Fertigkeit sowohl, mit der ein Chorber Barthli „den Bauern

³⁶ Bsbinder 370. ³⁷ BwM. 182. ³⁸ Beluch 152. ³⁹ GG. 3, 108. ⁴⁰ AB. 1, 112. ⁴¹ AB. 2, 446. ⁴² An JM. 93. ⁴³ Ztgst. 2, 126. ⁴⁴ Burri I. ⁴⁵ Ztgst. 2, 188. ⁴⁶ Bgl. AB. 1, 74. ⁴⁷ EbM. 260, 261. ⁴⁸ SchM. 2, 227. ⁴⁹ Dorbach 22. ⁵⁰ Ott 2, 67. ⁵¹ Bsp j. AM. 1826, 103. ⁵² Alp. 1871, 150. ⁵³ UR. 140. ⁵⁴ Im „Dorfglüt“.

ihre Wibli verlorbete“⁵⁵ (verchorbet het), als die wirkliche Kunst, die es für Ausfertigung schöner Produkte braucht, hat den Sinn von chorbe zu dem von öppiä. zwäg chorbe⁵⁶ erweitert: ein Heiratsprojekt „lorben“;⁵⁷ „an einer Antwort lorben“.⁵⁸

Der tiefe und schmale Rückenkorb mit Bretterboden: die Hütte; bauchig und nach oben verjüngt: Spizhutte. Von Hausierern und Hausiererinnen gebraucht⁵⁹ und gelegentlich auf die damit geplagte Trägerin selbst angewendet: armi Hütte! Bildlich wie „Chratte“: unanstellige Knechte, „ganze Hütten voll“;⁶⁰ „eine Hütte voll Gutes“,⁶¹ „voll Verbesserungen“,⁶² „voll Respekt“⁶³ — „voll Kläpfe“.⁶⁴ Er seit Eugine ganz Spizhutte voll.

Der Käfig, die Chrääze. Zunächst ebenfalls als Rückenkorb getragen, daher Chrääziburdi mache: ein Kind Hudepad tragen; allgemeiner chrääze = (kleine Kinder) tragen, besorgen, sich mit Kindern zu schaffen machen. „Aber wie geht es, mein lieber Großpapa, mit Wiegeln, Gaumen und Kräzen?“⁶⁵ — Zuehechrääze: „Ich kräzte Mädeli zu, was ich konnte.“⁶⁶ Geschwäze umenandere chrääze.⁶⁷ Öppiä verchrääze⁶⁸: verlegen, „verniste“.

Die Chrääze als angenehm gestalteter Aufenthalt, als Heim für Stubenvögel: Vogelchrääze.⁶⁹ „Söttig Vögel, wie ich, seien rar, und die fänden immer ein Kräätzli“⁷⁰ (Chräätzli, hier soviel wie Anstellung, Lebensstellung).

Hauptsächlich aber als qualvolles Gefängnis. „Ja dieser Taubenmarkt! In schmutzigen Kräzen (Hühner-, Tuubechrääze) stehen zusammengepfercht die armen Tauben und Hühner.“⁷¹ Auffälliges Häuschen: Das Hüßli ist o afen en alti Chrääzel e böösi Chrääze! Daher als Gefängnis, die Chäsi, (zürcherisch „das Chesi“ = der Käfig, beides aus lat. cāvea) für Menschen. „I bi dert i der Chrääze gsi.“ Dann die Erziehungsanstalt mit ihrem Konviktzwang.⁷² Als strenge Berufs-Lehrzeit: „Zuheh, us em Chräätzli!“⁷³ Im Volkswitz der vergitterte Eheverkündigungskasten auf dem Standesamt (auch „das Trudli“ genannt). Die, wo drinn sii, lassen use, u die, wo dusse sii, lassen ihe.

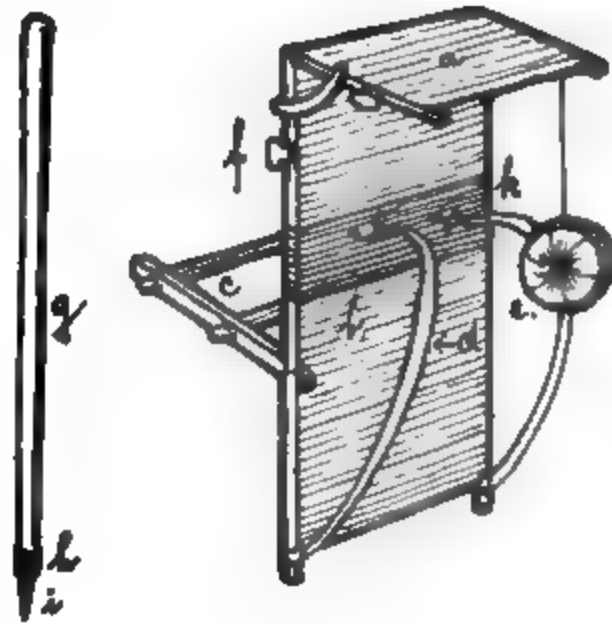
Zum Tragen von Geschirren: „Ein Kräzen mit Gläser 1 Kreuzer.“ 1673.⁷⁴ — Die Tällerschrääze zum Trocknen des aufgewaschenen Geschirrs⁷⁵ über den kleinen Querstangen (Stangeli).⁷⁶

⁵⁵ Barthli 62. ⁵⁶ GG. 3, 23. ⁵⁷ Besuch 147. ⁵⁸ Amtsr. 117. ⁵⁹ Gf. Gf 1901, 86; Christen 153. ⁶⁰ UR. 52 f. ⁶¹ JG. bei Manuel 31. ⁶² SchM. 1, 388. ⁶³ AB. 1, 280. ⁶⁴ AB. 1, 19. ⁶⁵ An AB. 67. ⁶⁶ SchM. 2, 128. ⁶⁷ MAB. 2 J. 284. ⁶⁸ AB. 2, 123. ⁶⁹ Kurt 119. ⁷⁰ SchM. 1, 141. ⁷¹ R'schwander 154. ⁷² MAB. 284. 72. ⁷³ MAB. Anna 149 (Überschrift). ⁷⁴ Zolntafel. ⁷⁵ MAB. 2 J. 201. ⁷⁶ Selbst. 304.

Böge, Graasböge heißt ein Rüdenträgergerät besonders für Viehfutter im kleinen Betrieb. Es ist dies ein Geflecht aus zusammengeknöteten (filoschierte) dünnen Hanfseilen, gehalten durch zwei zum Beladen ausbreitbare, zum Verschließen zusammenklappbare halbrunde Eichenstämmchen. Ehrumm wi n es Bögescht sind z. B. Rinderbeine.

Im unfahrbaren Gebirg werden Bogen und Wagen ersetzt durch das Reß, Äschetuech oder Heutuech, letzteres in den Alpentälern zugleich als Heumaß (50–60 kg) dienend. Diese Gewebe tragen Verschlußhölzer, Trüegle, an den Ecken, woran die Bindseile befestigt sind.

Es bietet dies ein sprechendes Charakterbild mühevollen Alplerlebens (noch jetzt in Trachselwald und Sumiswald, wie ehemals auch in Teilen von Büchelflüh). Ebenso das damit in Verbindung stehende Rääf. Das Heu wird in sehr gebirgigen Gegenden selbst auf beträchtlichen Gütern mittelst dieses Geräts eingetragen. Drum redet man dem Trüber nach, bei seiner Frauenwahl laute die entscheidende Frage: Cha si rääfe? — Ein Rääfer ist aber auch der Senn, der auf schwerem Rääf die köstlichen Erzeugnisse seiner Wirtschaft herunter auf den Markt trägt;⁷⁷ der Wirt, der auf dem Reß⁷⁸ das Weinsäßlein in das abgelegene Gasthäuschen speidiert.⁷⁹



Räaf (Reß).

- a) Deckel. b) Rücken. c) Gabel. d) Tragband. e) Tragringel. f) Seilendenke. g) Rääfräde. h) Hinge. i) Stifftage oder Stöffage. k) Tragringelschnur.

Der letztere hatte aber noch in anderem Sinne „das Reß zu tragen“. Es konnte auch auf ihn die Nachrede gemünzt sein: „Er isch ume so n e Gali u muess mache, was sis Rääf (das Eheweib) will.“⁸⁰ Vgl.: „Du hast ein böses Rääf von Mutter.“⁸¹ Diese Bedeutung „Hausdrache“, „Regäre“, „Xanthippe“ beruht auf dem Vergleich der hagern, gleichsam nur aus Haut und Knochen bestehenden Leibesgestalt (die man ja auch der Hexe beilegt) mit den das Rääf zusammensetzenden langen und dünngefägten Hölzern (aus denen auch die Rufen bestehen).⁸² Von daher: Einen abraäfe: ihn hart anfahren, schroff abfertigen. Soviel

⁷⁷ Tell 77. ⁷⁸ Grimm *WB.* 8, 489 ff. ⁷⁹ Michel 266. ⁸⁰ SchM. 2, 294. ⁸¹ *Ebd.* 271. ⁸² Reß und Rufen: s. Grimm *WB.* *aaO.*

wie 's Rääf abstelle oder „mit em z' Bode stelle“, einem unwirsch „den Standpunkt klar machen“. Hier liegt eine leicht begreifliche buchstäbliche Bedeutung zugrunde: Das Abstellen einer so schweren Last kann unmöglich ohne starkes Geräusch vor sich gehen.

Das vorgenannte Aſchentuch zum Bergen einer Last führt auch über zum Sack: dem Malterſack, dem Mäh!-, Spreuer- u. dgl. Sack. Er ist wi mit dem Sack g'schlage (getroffen):⁸³ ratlos, unbeholfen, wie ein mit vollem und plumpem Sack Beladener, der durch einen Stoß zu Fall gekommen. Ein kleiner Sack, wie auch die Kleider-tasche, heißt besonders seeländisch „der Pieter“,⁸⁴ dagegen emmenthalisch: das Aſerſeckli, abgekürzt: der Aſer, Dſer, das Döſerli,⁸⁵ zunächst um Lebensmittel (äſſigi Nuſtig⁸⁶) zu bergen. Gewöhnlicher jedoch sagt man einfach: das Säckli,⁸⁷ besonders wenn es sich mittels einer Schleifenschnur oben zusammenziehen läßt. — Seine Umdeutung aus Watſack⁸⁸ und -ſäcklein (mhd. wāt = Gewand) verrät der Wartſack⁸⁹ oder das Wartſeckli⁹⁰ noch als Vermahrer mitgebrachter Kleidungsstücke, wie des Trauungsanzuges für Mädeli,⁹¹ der armen Habſeligkeiten für Meneli.⁹² Eine andere Umformung des mhd. wātsac (wenn nicht eine Herleitung aus ital. viaggiaro⁹³) lautet Wätſcher.

Das Schöpfgefchirr


ist gleichzeitig eine technische Vervollständigung der hohlen Hand (wie diese für sich das Gefäß darstellt), und eine Verlängerung des ausgestreckten Arms. Sehr gut kann uns dies die Hausfrau z. B. am langstieligen Strüüblitrichter vordemonstrieren, womit sie für dieses spiralförmige Gebäck den dünnen Teig in die siedende Butter kunstverständig eingießt. Für sonstiges Umgießen, z. B. in ein engeres Gefäß, kann freilich der Trichter (Trichter) den Stiel durch eine einfache Handhabe ersetzen. Ebenso beim Milchtrichter, die Bolle genannt. (1776: „1 sturzene Milchsolte“). Dem Zweck eines gründlichen Durchsiebens genügt immer noch am besten die alte Einlage eines Bolleschübel aus Equisetum (Schafstiele), Clematis vitalba (Waldrebe, Felle), oder Lycopodium (Haseſprung). Bekannt ist die Wißfrage: Was ist's Dümmsen i der Wält? Antwort: E Bolle; si laot 's Guete gaa u b'hältet der Dräck.

⁸³ Nſchwander 18. ⁸⁴ MW. 2 J. 158. ⁸⁵ Gf. Gf. 1899, 81, 82. ⁸⁶ Schon im 16. Jahrhundert auch Schulsachen. ⁸⁷ SchM. 1, 111. ⁸⁸ Ruhn 1; Ger. Tw. (1788). ⁸⁹ Ger. Tw. (1793); Gf. Gf. 1902, 213. ⁹⁰ Müll. Hf. 6. 30; SchM. 1, 22; Spinne 8. ⁹¹ SchM. 2, 96. ⁹² AB. 1, 475. ⁹³ Wadernagel.



liebst Du mich
 wie ich Dich
 so liebst Du
 mich gar lieber
 Aug 17 88




 allem erdulden
 Mühen &
 furcht nicht
 27 3 9.0

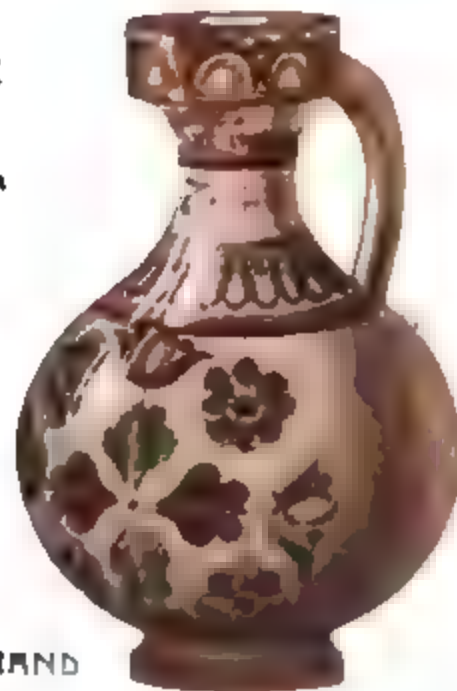


Lieb Du
 Mich allein
 Oder laß
 Frau sein
 1760


Nicht gefast
 fast meinem
 1843
 anno
 1750




24,5
 cm



24
 cm

F BRAND

Aufgemalte Füllungen
 an
 einem Schrank.

Sprüche
 auf Trinkgläsern und
 Flaschen.

Glaskrug mit Ornamenten
 in Emailfarbe.
 Langnauer Majolika-Krug.

Ein alle Augenblicke zum Wasserschöpfen gebrauchtes, daher gleich dem Plaudertäschchen, Plappermäulchen (Schnädergäzi) sich jederzeit bemerkbar machendes Gerät ist das Gäzi. Aus starkem Zinnblech gefertigt, widersteht es gleichwohl der raschen Abnutzung. Daher der höhnisch abfertigende Beiseid: chast mer am Gäzi rättsche! ungefähr soviel wie: blaas mer! Häufig aus Kupfer besteht die etwas größere Gasse (ital. cazza).

An der Chelle=Küggle, wesentlich aus einem eisernen Aufhängestab bestehend, präsentieren sich in blanker Eisen- oder messingener Rüstung vor dem musternden Blick der Feldherrin: die durchlöchernte Schuumchelle, welche zum Schaumabhub ab der Fleischbrühe, der Siedebutter usw., also zum Abschäume, Verschäume dient; die Nues- oder Suppe=Chelle, und in stolzem Bewußtsein der Ebenbürtigkeit die mächtige Säuchelle zum Anrichten der Schweinetränke. Ein ungeschlächtes, rohes Mädchen heißt schlantweg eine Chelle,¹ und mit irgend einer große Chelle „richtet an“, wer nur an Umgehen mit großen Summen, an vertuerisches Haushalten gewohnt ist. Fast wie der kleine Finger an der Hand hält sich beiseite das kleine hölzerne Chelleli: der Kochlöffel, um dennoch als das kühn geschwungene Szepter der Hauskönigin zu gegebener Zeit aus dem letzten der erste zu werden. Ein ähnliches Hinaufrücken war dank äußerer Ausstattung dem Eß-Löffel vorbehalten. Der ursprünglich hölzerne² wich dem eisernen, der nun seinerseits vor dem zinnernen oder sonstwie nach der neuen Legierkunst gefertigten das Feld räumt. Ebenso wich dem modisch eiförmigen allmählich der runde Löffel, dessen beträchtliche Kapazität ihm etwa den Zunamen Goon eintrug. Doch kann da und dort im Bauernhause des Gebirges so ein eiserner Löffel, der um wenige Klappen sich neu ersetzen ließe, derart zum eisernen Bestande des Haushaltes und zum eigensten Eigentum gerade des Hausvaters gehören, daß sein brandschwarzes Aussehen vom Bestand eines langen Menschenalters zeugt. Es hat diese scheinbare Wichtigkeit ihre große Bedeutsamkeit. Das damit symbolisierte „Behalte was du hast“ bezieht sich neben Anderm und Höherm auch auf die Klugheit, der Löffel nid us der Hand z'gää, gäb me sälber gnues het, d. h. ohne Gewähr ausreichender Altersversorgung nicht Gut und Habe abzutreten. Wer das tut, ist selber e Löffel, d. h. nach Wortwurzel und Grundbedeutung soviel wie e Lappi.

Er wird sachte beiseite geschoben: abg'schüfflet oder geradezu in unverhüllt brutaler Weise abg'schüfflet (vgl. abschüffele). So „schiebt“

¹ Weber bei Ruß 17. ² Vgl. engl. spoon und Span.

das Rööstischüfeli in der Küche, schafft die Ghüder-, die Grien-, auch die alte krummstielige Stätschüfle beiseite, was nicht auf sie geladen werden soll.

Im (westschweizerischen) Kartenspiel ist Schufle = pique (die Bidelhaube). Die Schweinschulter oder das Laffli heißt auch das Schüfeli. — Nach solchem als Alderzinsabgabe (an das Kloster Trub) könnte die jetzt so ansehnliche Häusergruppe Schufelbüel benannt sein.³ 1257 verkaufte Konrad von Brandis der Abtei Trub die Vogtschaft über den Hof Oberschaußelbühl, ebenso Niederschaußelbühl („Schuvelbuol superior“ und „Schuvilbuol inferior“).⁴ Nicht undeutlich jedoch breitet sich von der östlichen Egghöhe (dem Büel) aus die Hauptgruppe Oberschaußelbühl mit der Käserei und der alten Hufschmiede wie eine riesige (Ries-) Schaufel hin, deren gekrümmter „Stiel“ bei einiger Phantasie in der westlichen Fortsetzung der Egghöhe gesucht werden mag.

Wie schon der moderne Erfsatz von Stechschaußel und Spaten durch die Grabgabel lehrt, ist auch die Gäble ein Schöpfgerät: zum Aus- und Wegheben kompakter Massen. Die nun vielfach zweckmäßiger und vielseitiger ersetzte zweizinkige Garbegable oder Schoßgable diene immerhin in alter Zeit auch als irreguläre Landsturmwaffe; so Elsi, der „seltsamen Magd“.⁵ Nicht weniger entschlossen griff jene 70jährige Fraubrunnerin⁶ zum ersten besten Mistgäbeli, dessen ehemalige Qualität doch zur Verspottung eines schlechten Messers Veranlassung gab: es ist Mistgable-Stahel (oder Pfannestijl-Stahel) dranne (vgl. „Trumpeete-Guld“). Zum „Worbe“ (Verzetteln) des Heugrases, sowie zu schonendem Umgehen mit dem Stallvieh leistet dagegen immer noch die hölzerne Gäble vorzügliche Dienste, während die mächtige Heugable zum Uehegable des Dürrfutters auf Wagen (und Bühne) gebraucht wird.

Mit dem Ausdruck öppis a d'Gable bestellt man im Wirtshaus bescheidenlich andeutend ein (gerade verfügbares) Fleischgericht (vgl. „Öppis uf eme Täll(er)“). Nichts Gutes bedeutet dagegen: Einen uf oder a der Gable haa, d. h. ihn (mit Wort oder Tat) „hernehmen“, ihn als Wehrlosen unsere Übermacht fühlen lassen.⁷ Einem Kind 's Gäbeli mache:⁸ ihm zur Verspottung Klein- und Zeigefinger entgegenstrecken (vgl. si! les cornes! und Rübli schäbe). Mit de Beine gäble:⁹ weit ausschreiten; mit den Armeⁿ: unschön gestikulieren.¹⁰ Beides tut der Gäbli. Gäbleⁿ heißt aber auch: fleißig mit der Gabel, besonders der Heugabel hantieren. Gäbele: mit der Eggabel in etwas herumstochern.¹¹

³ Vgl. Bähler: Ortsn. des aarg. Amts Schentenberg. ⁴ Fontes 2, 459. ⁵ Elsi 75. ⁶ Trost 332. ⁷ Räs. 425 und 8. ⁸ MZ. 38. 44. ⁹ Christen 165. ¹⁰ Kongreß 154. ¹¹ GG. 8, 21; UR. 1, 69.

Schlagwerkzeuge.

„Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.“ Und sicherlich ist das Schlagwerkzeug die nächstliegende Vervollständigung des ausgestreckten Arms mit der zur Faust geballten Hand. Das konnten uns z. B. 1903 die 36 Entlibucher an der Schybi-Feier in Escholz matt an ihren aus Lanngroßen zugeschnittenen und am dickern Ende mit Eisenspitzen beschlagenen Entlibucher-Ehnüttel oder -Trüffel lebhaft veranschaulichen. Der benachbarte Emmenthaler kennt den Trüffel wenigstens in bildlicher Anwendung: schwerfälliger Mensch, Gstäbi mit hinterhältiger, versteckter Geistesart, dem nicht beizukommen und aus dem nichts herauszubringen ist (vgl. der Ehnüttli).

Der Stei in der werfenden Hand, der Namensbedeutung nach bereits soviel wie „Hammer“, wird zu solchem als Schlagwerkzeug umgewandelt durch den Stiel. Ihn ersetzen die Fäuste, wie die Bißzange die kneifenden Finger in dem etwas rohen Spiel: Tippiß tappiß Haberlappiß, wie mänge Finger streckt der Bod auf seinem Kopf? Der mit dem Kopf zwischen die Knie des also Fragenden Gepreßte hat im Fall des Erratens die Wahl, entweder mit „Hammer“ oder mit „Bißzange“ sich den Rücken bearbeiten zu lassen. Hat man ihn in gutschennendem Maße g'füustet oder g'chlemmt, so wird er freigegeben.

Mit Schlegel u Wegge uf ihn: mit der Gewalt, die es zum ersten Zerspalten eines Baumstammes oder -Strunks braucht. Der eindringende Reil (Wegge) kann in der obern Hälfte hölzern, oder aber ganz aus Eisen sein: en Fsewegge. Die Redensart: eim mit dem Holzschlegel winke deutet auf den Kraftaufwand, den es für die Handhabung schon dieses Geräts — wie dann erst des Fseischlegel! — braucht. Vollends mit der Schlegelachs lassen sich wuchtige Schläge führen. Ebenso wirksame Hiebe ins stehende Holz führt die „Fellart“,¹ ins Bauholz die hellebardenähnliche Breitachs des Zimmermanns, in die Erde die ähnlich gebaute Wuerachs. (Abb. S. 77.) Jede Achs (Art, „Agß“²) charakterisiert sich nämlich durch den verstärkten Eisenbelag hinter dem Ohr, welcher dagegen dem Beil — Biel, ahd. bihal³, basl. aber: der Beiel — fehlt. Dagegen führen Art und Beil den gemeinsamen Namen Hal m für den Stiel. Länge oder Kürze des Biels-hal m gestalten das Instrument zu dem zweihändigen länge Biel oder aber zum einhändigen Bieli; Länge und Kürze der Schneide zum gewöhnlichen oder aber zum Breitbiel.

¹ Ger. Zw. (1790. ² Ebb. (1789); vgl. Ader und Acher. ³ Vgl. die Feile = Fiele = fihala.

Gleich dem Beil handhabt sich der einhändige Gertel,⁴ mit klingenartig gebautem Eisenteil.

Wie anderwärts Hammer und Hämmerli, ist in Lüzelflüh „Bichsel“ ein Geschlechtsname geworden, und Bichselhaus heißt ein hübsch gelegenes Gut zu Schaufelsbühl. Nun bedeutet im Oberhasli „bäde“ soviel wie hacken, mit der Hacke arbeiten,⁵ und Bächsel ist in unserer Zimmermannssprache ein Hohlbeil zum Ausbauen von Wasserrinnen; im Schwarzhubenland heißt dasselbe Wort „Bichsel“;⁶ eine niederdeutsche Form lautet: „Bickel“.

Verwandt ist in Wort und Sache: der Bickel. So heißt die Spitzhaue zum Loshacken steiniger Massen, zu diejem Zwecke stark beschlagen. Erächte Bickel! d. i. ein derber, robuster Junge, aber auch ein ungeschlachter Mensch. Ein ander Mal von diesen Bicklen!⁷

Ähnlich beschlagen, aber mit schmaler scharfer Schneide versehen ist d'Stöckhaue (Abb. S. 77), zunächst zum Ausheben von Wurzelstöcken gebraucht. Wie sie auch zum Öffnen von Gräbern dient, illustriert der Kirchenrechnungsposten von 1658: „Den Schmid von einer Stöck Houwen zu belegen (stählen) sächs Krüzer.“

Zum Bearbeiten besonders zähen Lehmbo dens und zum Bewältigen großer Erdmassen ist die ungewöhnlich lange und etwas breite Wallis-haue mit scharfer gerader Schneide geeignet. Sie ist daher über unser Gebirge hin teils aus alter Zeit vereinzelt erhalten geblieben, teils neulich wieder eingeführt worden. — Ein Eigner ungewöhnlich, vielleicht auch unförmlich großer Füße het Wallis-haue, Füß wie Wallis-haue.⁸

D'Haue teuff under nää (tief unten am Stiel anfassen) heißt: es mit einer Aufgabe ernst nehmen, sie gründlich und mit Aufbietung aller Kraft durchführen. — Siⁿ nüt la a der Haue chlääbe⁹ (nämlich keinen Rot, keine Erde) bedeutet bildlich: „nichts auf sich sitzen lassen“ (vgl. „den Schild blank erhalten“), keine Antwort schuldig bleiben.

Wiegegeräte.

Was nicht mit Schlag und Stoß in gewünschter Weise zu bewältigen ist, fügt sich unsern Absichten durch eine Gruppe nachhaltiger Bearbeitungen, die wir trotz ihrer Vielgestaltigkeit unter das alte Zeitwort

⁴ Ger. Tw. (1789). ⁵ Vgl. la bêche. ⁶ Schweiz. Jd. 4, 998. ⁷ SchM. 1, 290, 58. ⁸ Vgl. LZ. 1904, 136. ⁹ Schuldb. 284.

wigen, wag, wâgen, gewëgen¹ befassen können. Wir kennen und brauchen aus dieser einst so belangreichen Wortgruppe mit so vielen isoliert fortlebenden Formen (wie Wiege, Wage, Wagen, Woge) noch das Intensiv-Verb *weigge* nebst *weiggele* = 1. in „Bewegung“ geraten (*bouger*, *remuer*), 2. in Bewegung setzen (*mouvoir*).

Hieran knüpft sich in Wort und Sache zunächst die „Wiege“, das „Wiegenmesser“ oder die *Gnippe*, womit wir in bekannter Weise Wurst- und Hackfleisch, Spinat, Mangold u. dgl. *gnippe*. Das gleichförmig abwechselnde Auf und Ab und Her und Hin, das auch in letztem Worte liegt, malt sich noch anschaulicher in der Ablautreihe *gnippe*, *gnöppe* (hinken), in der Lautverstärkung *gnëppe* (schwanken) und *ignëppe* (einnicken), und besonders im Rätsel vom Uhrenpendel: „Es *gnippet*, es *gnäppet* en *ißige* Waze, es *gnippet*, es *gnappet* en *ißige* Traat, es *gnippet*, es *gnappet*, daß 's niemmer errat.“

Mit leisem Hin- und Herwiegen handhabt sich auch die Schuester-*Gnippe*: die von der Rechten erfaßte Eisenklinge mit kurz abgeschrägter scharfer Schneide. Meist allerdings gebraucht sie sich nach Art der Messerklinge, die *Lämele* genannt (lat. *lamella*, Metallblättchen). Hier wird das Hin- und Herwiegen bereits zum Fehler. Ein Messer mit schwacher Verstellfeder oder schlechtem Rücken *lämelet*, und wer in sorgloser, liederlicher Weise etwas versäumt hat, muß gestehen: das *han igiez* ver*lämelet*. Ist obendrein die Schneide ('s *hauig* Ort) stumpf geworden (*verhöht*) oder schartig, so *chame* mit eme töttige *Hegel*, *Häli*, *Häligur*, *Häliggwäger* nume *gwägere*. Das tut freilich der Stümper auch mit einem guten Instrument, mit welchem er am gegebenen Stoff *umemorret*, *des=umenorret*. Er verschmäfelt daher auch alles Schneidbare, während der gewandte Bauer in seiner Schnäfelstube alle Notarbeiten in Holz selber brauchbar ausführt: regelrecht *schnäfelt*. Hierzu bedient er sich besonders des eigens eingerichteten Ziehmessers, *Zügmässer* (ursprünglich: „Züügmässer“, vom Zeugschmied verfertigt) und setzt sich dabei auf den *Zügstueh!* (Abb. S. 335), ganz wie auf dem nämlichen Bild unser Rechenmacher es tut.

Zugleich läßt der Gesichtsausdruck erraten, daß der Mann (der obendrein Gerichts-Unterweibel ist) auch in bildlicher Weise das *Hesti* des Messers zu handhaben versteht und weiß, was es heißt: 's *Meisterhesti* *führe*. Das ist nämlich: in seinem Verwaltungsbereich wirklich Meister sein und sich von Unberufenen nicht hineinregieren lassen.² — „Das *Hesti* des gut beglaubigten Rechts“³ wird darum am besten auch in derartige Hände gelegt.

¹ Mhd. WB. 3, 626 ff. ² Gf. SB. ³ Schuldb. 177.

Mit dem drückenden Stoßen verbinden wir ein drehendes bei Anwendung des Bohrers, Böhrrer,⁴ gewöhnlicher aber der Rääjjer geheißen; in der Verkleinerung: 's Rääjjerli oder Böhrrerli. Eine Zusammensetzung aus naba-gër („spitzes Eisen zum Ausbohren von Naben“),⁵ umgestellt nagabër, ist der Rääpper⁶ („Räber“,⁷ das „Räpperlein“)⁸ oder gewöhnlich Gnäpper.⁹ An diesem bildet aber das scharfe Ende grad eben keine Spitze, sondern eine Schneide, die sich eng an den nächsten Umlauf der überall gleich breiten Bohr-Spirale schließt. Das Werkzeug arbeitet daher im Hartholz langsam, aber ausgreifend; ähnlich wie der „Gyzgnäpper“¹⁰ — Gitzgnäpper — selbst mit schuldigem Gelde nur zögernd „herausrückt“.

Das langsame Vorrücken malt sich auch in dem tadelnden gnäppere, d. h. mühsam und schlecht schneiden. Brot u. dgl. abgnäppere; unter Hinterlassung einer häßlichen Schnittfläche.

Der dem Baumzüchter bekannte Erdböhrer läßt sich ersetzen durch das Stemmeisen, Stääise, welches überhaupt (in trefflicher Veranschaulichung der Gesetze des ungleicharmigen Hebels) leichte Bewältigung großer und schwerer Lasten ermöglicht. Die hierzu nötige Stärke und Starrheit dieses einfachsten aller Geräte spiegelt sich in der unwilligen Witzrede über einen ungelenken Menschen: Er tuet, wi wen er drüü Gleich minder hätt weber es Stääise.¹¹

Ein scharftiges Messer saagt (sägt), statt zu schneiden; es wirkt eher als (allerdings ebenfalls schlechte) Saage (Säge, wogegen Saagi = Sägemühle). Arten von Sägen: die Gnippesaage (mit einer Kronseite, die einen schwachen Bogen bildet und damit an die Schneide eines Wiegenmessers erinnert) und die ebenfalls zum Um- und Zersägen von Stämmen gebrauchte amerikanische Walbsaage; die Fran- zose-Saage mit grober, und die Absejsaage oder das Absejsaagli: Handsäge mit feiner Krönung zum Sägen dem Strich naa, z. B. bei Läden. — Leueblattsaage: mit Löwen als Fabrikzeichen, usw. — Das Böge- oder Zwei-Saagli in der Hand des Baumzüchters; der Fuchsschwanz usw.

Zum bloßen Ziehen: der Räche. Arten: der schmale Garte-Räche, der wenig breitere, weitzintige, starke Schärhuffe- oder Holz-Räche, der breitere und engzintige Gras- oder Heu-Räche, der mächtige eisenzintige, mit Handhabe versehene Palm-Räche. — Der Räche

⁴ NB. 126. ⁵ Kluge 265. ⁶ NB. 48. ⁷ Ger. Zw. (1790). ⁸ Ebb. (1793). ⁹ Wie gnage = nagen und dgl. Vgl. das schweizerische „Räpperrecht“: Verfügungsrecht über Holz, das man mit einem 3 Fuß langen Rääpper über die Marche hinüber erreichen kann. SB. 1903. ¹⁰ NB. 1, 70; 1, 403; BwM. 164. ¹¹ LZ. 1904, 184.



Rechenmacher.

zieh: ein dem Ährenlesen paralleles Gewohnheitsrecht unbemittelter Nachbarn, besonders Mietsleute und Tagelöhner, nach der Futterernte der Bauern die liegen gebliebenen Halme zu sammeln. — Zu ausgiebiger Handhabung des Rechen gehört ein langer Stiel; daher das komische Bild von einem, der bis zum Ermüden anderer unermüdlich pfeift: er pfiift Rächestile.

Im Hause: die Ofenziehe und d's Füürziechli: gestielte Brettchen zum Herausziehen von Feuer und Asche.

Zum Seitwärtsdrücken: die Stihle (Sichel), etwa noch zum Futerschneiden in Wald und Heide (Chööle) für Ziegen. Namentlich aber die Sense — Sägeisse (ahd. säg-ansa = Schneide-Werkzeug). — 1673: „Das Dohet Sägissen 1 Bagen.“¹² — Auch zur alten Landsturm-Bewaffnung¹³ diente die Sense.

Kein Werkzeug aber muß wie dieses sich dem Mähder „in die Hand schicken“,¹⁴ wenn derselbe unverdrossen von drei bis zehn Uhr früh zähes und gelagertes Heugras mähen soll und dabei den verschiedensten Umständen sich anzubequemen hat. Dahin gehört als elementarstes: uf em Stoßige (steilem Gehänge) d' Sägeisse hindeßer lüpfte; beim Grassmähen mehr das Hinterblatt — d' Hamme —, zum Getreideschneiden mehr das Vorderblatt — den Spiz — brauchen. Viel kommt dabei darauf an, daß das Blatt am Worb nid z' hä ägg (spitzwinklig) u nid z' graad aag'macht (befestigt) sei; daß dabei nicht das richtige Maß straffer, strammer Spannung überschritten — das Blatt etstremmt werde, Blasen werfe: Blaate re überchöüu, und bei jeder Hebung dumpf klinge wie beim Schluder: 's Glüxi heig. Ferner wählt sich jeder gerne die ihm passende Länge des Blattes aus: ißbehändig, achthändig (sogar Rühnhänder kommen vor). Man achtet auch etwa auf die Fabrikzeichen, welche das Werkzeug zu Trüübeljägeisse, „Bliß“, „Herkules“, „Schneideteufel“ u. dgl. stempeln. Ein anderer läßt sich vielleicht durch Namen und bläuliches Aussehen der Stäheljägeisse anlocken, bis er erfährt, wie bald sie an sonniger Halde in der Hitze schwärzlich anläuft: e Ruumme überchunnt.

Der am liebsten aus Ahorn gefertigte Worb (Sensenstiel), dessen Haupteigenschaft eine gut in der Hand liegende Krümmung ist (vgl. Beiwi ne Sägeisseworb: krumme Rinderbeine), trägt in der Mitte als rechtwinklig hakenförmigen Griff für die rechte Hand das Häuchli, hinten den einfachen, leicht gebogenen, fußlangen Griff für die Linke: das Güürbi.

¹² Zolltafel. ¹³ Trebla im G. v. G. ¹⁴ Ukr. 211.

Ihre äußerst scharfe Schneide erhält die Sense durch das Aushämmern: Tängeler. Zu dieser Arbeit setzt sich wo möglich der Meister selbst¹⁵ oder der Meisterr knecht auf den Brettersitz — Tängelstuehl! — vor dem Tängelstod: ¹⁶ dem „kleinen Block“, ¹⁷ auf welchem das 1 dm. hohe Tangel-Isse oder kurzweg das Tangel aufgefplant ist. (Das Tangel oder die Tängeli heißt aber auch die der Sense erteilte Schärfe). Die stählerne Oberfläche des „Tangelisse“ bildet in den allermeisten Fällen eine 3 cm. breite, glatt abgerundete Kante (läßes oder linkes Tangel), selten eine in der Mitte leicht gewölbte quadratische Fläche von namlcher Seitenlänge (rächtes Tangel). Eine mit Gewicht beschwerte (bischwaareti) Schnur umschlingt das Gürbi, und über das „läß Tangel“ legt sich die beim Mähen dem Boden zugekehrte (läßi) Seite des Sensenblattes, um mittels der quadratischen Fläche des Tangelhammer geschärft zu werden. Oder über das quadratische Tangel schiebt sich die rechte (dem Mähder zugekehrte) Seite des Blattes, und der Dängelnde greift zum rächte Tangelhammer, gestaltet wie das „läß Tangel“. Die ältern Tangelhämmer waren für beide Arten eingerichtet, die neuern tragen beidseitig quadratische Flächen. Beide Arten, die durch die Dängelmaschinen heute noch bei weitem nicht ersetzt scheinen, erfordern große Übung. Ein einziger Fehlschlag, und das Blatt hat einen Riß; d'Sägeffen ist lahm, vertängelet, und zum Mähen für immer unbrauchbar. Daher braucht es für dieses gern auf Nachmittag und Morgen ¹⁸ versparte Geschäft gute Augen und helles Licht. Es ist darum eine interessante Zeitbestimmung in dem der zuverlässigen Uhren noch entbehrenden Mittelalter, wenn laut einer Verordnung von 1371, erneuert 1417, der Abt von Trub zu Frondiensten spätestens am Vorabend so zeitig ausbieten lassen sollte, daß „man noch sieht eine Sägeffen dänggelen.“ ¹⁹

Selbstverständlich fand auch ein solch wichtiges Geschäft seine bildliche Anwendung: Tängeler ist überhaupt ²⁰ klopfen, schlagen. Wart, i wi!! der de der Grind tängeler! (vgl. „d'Züüs tööde“). Auch mit Worten: Dä het du uf ihm tängelet! Beharrlich Feuer schlagen: „Wenn du Freude am Dängeln hast, so dängeler!“ ²¹

Für einige Zeit kann das abgenutzte Tangel durch wiederholtes Weße nachgeschärft werden. (Vgl. auch die Übertragungen: „verweßte Kleider“, ²² „des = ume weße“. ²³) Der Norddeutsche bedient sich hierzu eines flachen, mit Bech und scharfem Sande überzogenen Streichbrettes, ²⁴ der Schweizer braucht „das Steinsäß mit dem lärmenden Weßstein“. ²⁵

¹⁵ UR. 220. ¹⁶ UR. 1, 337. ¹⁷ UR. 38. 29. ¹⁸ Räf. 156. ¹⁹ JoSt. 142. ²⁰ Wie mhd. ²¹ UR. 2, 9. ²² Segen 83. ²³ Selbst. 233. ²⁴ B'schweig 244. ²⁵ Konrad Meier.

Die Schwere des Weßstei, dieses fußlangen Doppelkeils aus schwerem kieselhaltigem Tonschiefer, gab Anlaß zur Frage und Antwort: Chast du schwümmen? „Ja, wi ne Weßstei!“ Die Schärfe desselben wird erhöht durch Wasser und allfällig noch zugegossenen Eßig. Beides im hölzernen oder blechernen Steifaß (vergl. S. 158), das an einem schmalen Ledergurt — Määjriemme — der Mähder am Rücken trägt. Daneben ist das Gefäß, aus dessen sauber gehaltenem Innern in der Not auch der Mähder zu trinken nicht verschmäht, ein geeigneter Trichter, um dem Vieh Medizin einzugießen. Daher der Protest „so u“merfig bin i nid“ auch in die Worte sich kleiden kann: Das bruucht me mer nüt mit em Steifaß iiz’schütte!

So kann es auch beim jungen Mähder in der Dinkelernte heißen, wenn ein rückwärts geworfener Blick ihm sagt, die seine Schwaden hinbreitende Nähelegere fühle sich müde. Ist er einer der Merkigere, so wartet er ihren Zuruf nicht ab: Röbi, weß no chlii, so chan i leue! Von selber stellt auch er sich erschöpft und meint gelassen: Mir wei däich wider e chlii weße (u der Rügge strecke). Er stellt die Senje auf das Gürbi; eine Handvoll Gras säubert das Blatt, zwei Finger bessern an der Schneide nach, und der Mähder kehrt, je nachdem er rächts oder linggs z’weße gewohnt ist, die entsprechende Blattseite gegen sich. Nach dem Weßstein holt die Rechte aus, sichern Griffes setzt sie an, und metallisch klingt es in die Nähe, leise verhallend haucht es in die Ferne:

Miner Mueter Chuchimeffer haut uf beede Site;

Schäkel, we d’ mi nümme witt, so säg mer’s de bi Zite!²⁰

Das Gefährt.

Wie dem Bauer die landwirtschaftliche Maschine die beschwerlichste Handarbeit abnimmt, so das Gefährt das Schleppen der schwersten Lasten, unter welche gegebenen Falls er selber mitgehört. Das dem vorigen Abschnitt zugrunde gelegte „wegen“ hat also auch hier seine Geltung, mit der Erweiterung, daß das Gefährt Arm und Bein und Rückgrat zugleich ist.

Der elementarste Ausdruck für G’fēhrt, G’fērt, und ursprünglich gleichbedeutend mit ihm, ist Chaa re. Die keltischen „carros“ und „carron“ bedeuteten einen zwei- oder auch vierräderigen offenen Packwagen zu militärischem Gebrauche.¹ Solch umfassenden Sinn hat „Chaa re“

²⁰ RZ. 02, 815; G. v. G. 1903, 24. Juni.

¹ Holder 1, 810 ff.

noch heute beim Seeländer, der damit (nicht bloß burschikos wie wir) ebenso gut das moderne Zweirad wie den altmodischen Kinderwagen bezeichnet. Bildlich sagen wir: am Angstchaare zieh,² und: der Chaare³ über d's Port uus spränge.⁴ Auch uns ist der Pferdeknecht der Chaarer,⁵ und der Fuhrmann mit den vierspännigen Mehlgewagen: der Müli-Chaarer. Erst mit dem Aufkommen der verschiedenen Gefährt-Arten spezialisierte sich der Chaare auf das leichteste und handlichste, für Gebirgsgegenden bequemste derselben: das zweirädrige mit leiterartigen Wänden und ebensolchem Boden.

Eine eigene Geschichte hat das Zeitwort chaare. Zunächst ist es soviel wie fahren. „Was das für ein interessantes Karren ist an einem Wagen, an dessen Deichsel das eine Roß zieht, das andere hinteren hanget!“⁶ Dann heißt es: mühselig am schwerbeladenen Karren oder Lastwagen ziehen. „Manche karren und trappen mühsam daher, möchten auch eilen, aber es geht nicht.“⁷ In die neumodischen Grundsätze eingefarrt (ig'chaaret): eingefahren, eingewöhnt. Es abeg'chaarets (vgl. „zu Schanden gerittenes“) Roß.⁸ So werden auch „Zeit und Welt“ gleichsam als Zugpferde „abgefarrt“.⁹ — Verchaare: „Man verfarrt (bei diesem schlechten Weg und Wetter) alle Wagen“:¹⁰ verderbe sie. Dann: unter den Rädern zermahlen, oder doch übel zurichten. „Kinder, die sozusagen auf der Straße leben, werden am seltensten verfarret.“¹¹ Felix zu Eglhannes: „Verfarret“ hast du mein Mädchen mit deinem Wagen; mit deinem Tanz-Antrag „verschauen“ sollst es nicht noch!¹² Die Prägung, welche damit dem „Verchaare“ durch das „Verschauen“ erteilt wird, führt über auf die Bedeutung: Jemand oder etwas um seine Wohlgestalt, um das Gewinnende seiner Erscheinung bringen, verunstalten (wie das zermalmende und beschmutzende Wagenrad es tut¹³). Dem Erdbeeri-Mareili¹⁴ „blutete das Herz, wenn die Leute die schönsten Beeren hervorgrübelten, alles verchaarten“. „Speisen vercharen“¹⁵; Milch.¹⁶ „Verchaaret“ wurde der podenranke Jakobli durch aufgeschmierte Salben,¹⁷ so daß der Arzt fragen mußte: „Wer hat da gefaaret?“¹⁸ Der Charakter dieses „chaare“ (schmierig an etwas herumhantieren), als Simplex-Rückbildung wird noch deutlicher in Stellen wie: „die Töchter chaare i der Pfanne ume“,¹⁹ und in dem neutral gependeten: „Gehst du nicht in den Wald, so charen die Erdbeeren“²⁰ (werden unansehnlich). — „So n es Lufels G'char vo Brii!“²¹ „Es seligs

² Räf. 35 und ö. ³ Müll. Gl. 64. ⁴ M.B. 2 J. 214. ⁵ Geiri 125. ⁶ Barthli 16. ⁷ Spinne 32. ⁸ Mutte 234. ⁹ U.R. 171. ¹⁰ Schuldb. 43. ¹¹ Räf. 336. ¹² Vgl. Schw. Jb. 3, 421. ¹³ EbM. 273. ¹⁴ So natürlich statt „verwahren“ BwM. 149; Beitr. 371. ¹⁵ U.R. 132. ¹⁶ M.B. 2, 94. ¹⁷ M.B. 1, 47. ¹⁸ U.R. 131. ¹⁹ EbM. 277. ²⁰ M.B. 2 J. 291.

Schaar (nämlich Malerei) sig te Kunst.“²⁰ „Meyeli sei (in Mädchens Augen) ein ag'chareter (salopp angemalter) Hauenstiel.“²¹ Eh wi bist du ne Chaari, e Chaarel (Einer und Eine, der oder die schmiert.)

Auch mit dem Karst, der in der Kartoffelernte zuweilen Knollen verunstaltet, tritt chaare in sinnverwandte Beziehung, indem chaarste sich wie eine effektvolle Verstärkung dazu ausnimmt: Alls verchaaret und verchaarstet!

Treffliche Dienste, namentlich zum Eingrasen, leistet im Berggelände der „Schneckenkarren“,²² abgefürzt: der Schnägge, auch: der Schnägg. Er ist von der Länge eines kleinen Wagens; die Stangen sind zum Ziehen von Hand oder durch Tiere eingerichtet. Die Stelle der zwei vorderen Räder versehen zwei meist hölzerne, hie und da auch eiserne Schlittentufen (Schlittschuhe), die beim Abwärtsfahren zur Hemmung dienen. Unsere Abbildung veranschaulicht speziell einen länger gestreckten Heuschnägge. Dieser „Halbschlitten“ oder „Schlittenkarren“ erinnere uns gleich an den Schlitten, die Redensart: 's la schlittle (es gehen lassen wie 's mag), an die Vergnügungs-Schlittlete²³ zur Zeit wo Schleif ist. Nach den ziegenhörnerähnlich sich spreizenden Stangen heißt der kleine Lastschlitten, den eine Person zieht, Glibe.²⁴ (Vgl. den „Hoori“, d. h. Hornschlitten im Oberhasli.)

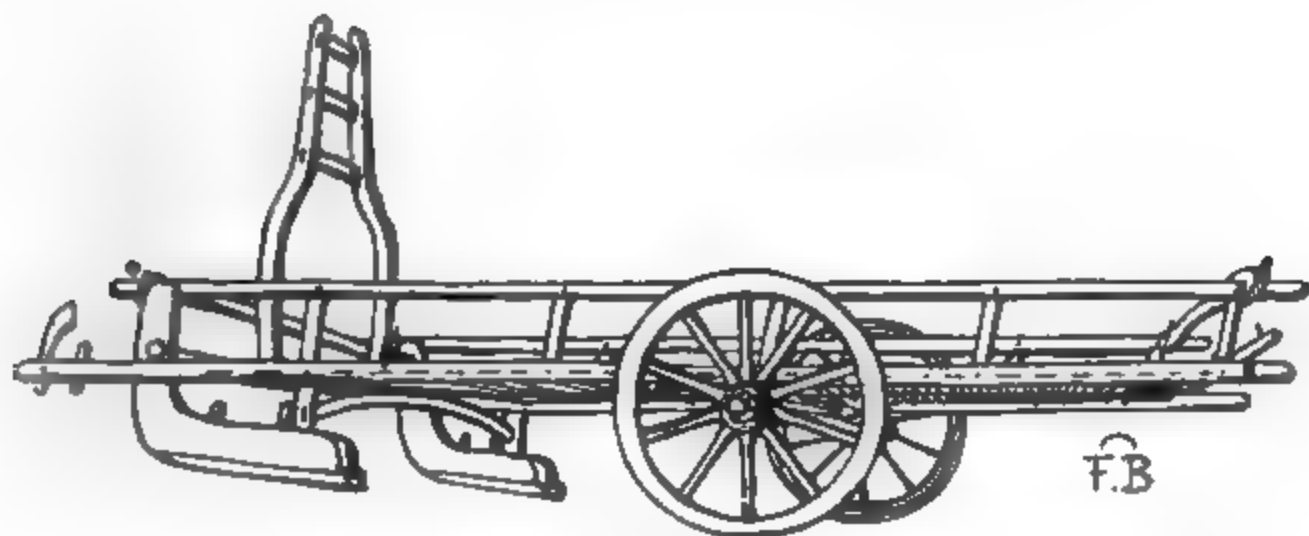
Bretter, welche die Leitern des Karrens überdecken oder ersetzen, gestalten diesen zur Bänne. Die alt-gallische (und römische) benna war, wie noch oberitalienisch und rhätisch, ein Korbschlitten, wie der „man“ in der Bretagne ein Tragkorb für Lasttiere.²⁵ Die Gestaltung zum zweirädrigen Gefährt mit Flechtkorb (ähnlich den Handwagen unserer Wochenmarkt-Besucherinnen) führte über zu unserer emmenthalischen Bänne. Dieselbe dient auf steilen Ädern, wo Wagen und Pferd nicht hingelangen, zum Führen von Erde und Dünger. Als drollige Pendants vereinigen sich zu einem Straßenbild: das Mistbännbli der Gassenjungen²⁶ und das Automobil („Töff Töff“): so ne neumodischi Stinfbänne ohni Ross.²⁷ Dem allgemeineren Sinn von Wagen nähern sich: die vierräderige Säubänne und die ebensolche Schneibänne²⁸ zum Transport von Kies und Sand. An letzterer bringt das Lösen einer Kette ab der Vorderachse den Kasten zum schnellen Umlippen behufs leichter Entleerung. — Bännbli heißen mit Vorliebe auch die Spielwagen der Kleinen.

Zu mannigfaltigem Gebrauche dient die Bähre: die einräderige Stoßbähre mit niedrigem Kasten; die ebensolche Grabbähre²⁹ mit

²⁰ Schuldb. 434. ²¹ NB. 2, 37. ²² Trub 29, 88. ²³ NB. 2, 415. ²⁴ NB. 2 S. 136. ²⁵ Holzer 1, 899. ²⁶ BSp. 101. ²⁷ Bern. 2 l. 7. ²⁸ Ger. Tw. (1790). ²⁹ UR. 42

leiterartigem Rand und Boden. Das leichte, handliche Trude-, Stei- oder Härb-Bährli. Die Tragbähre; eine solche mit Füßen: 's Böschbährli.

Run der Wäge. Allgemein als Gefährt hingestellt wird derselbe z. B. durch die „Zolltaffel“ von 1673, wonach „ein Wagen mit zweyen Rädern im Durch- und Zurückfahren 1 Creuzer“ zu bezahlen hat. Dem umfänglichen Sinn von Wäge und Wägeli folgt auch wägele: 1. ein Fahrtvergnügen anstellen,²⁰ 2. ein kleines Kind im Wagen fahren. Will der Bauer sich genauer ausdrücken, so spricht er von Grass- und



Heu-Schnägge.

Chlee-Wägeli, von Heu-, Holz-, Stei-, Mist-, Bschätti-Wage.

Zu beliebigem Mitfahren auf all diesen Wagen hat er gut einladen (wie er gerne auch spaßweise tut), da er nicht alle nebeneinander fix und fertig zur Verfügung zu haben braucht, sondern jeweils zum augenblicklichen Bedarf rasch den einen aus den Einzelteilen der andern herstellen kann.

So lieferte der alte Breitshöfner, Breitshöfnig Wage²¹ das breite G'sälg oder G'silg, sowie den breiten Schienenbelag der Räder, welche z. B. am Jauchewagen ein Einschneiden tiefer Geleise in aufgeweichtem Boden verhüten. Zum Einfahren von Darrfutter und Garben wird rasch der Leiterwage aufg'leitet: Eine eigens gebaute Art Leitere mit schräg gestellten Sprossen (Seigel) bildet je links und rechts die Seitenwand. Vier Leuse („Leuchsen“, „Rungen“) verbinden sie mit dem Spatt. Vorn und hinten verbindet die Leitern ein Sperrschilt („Sperrschelt“). Spaßweise heißt auch ein rasches sich Umkleiden: si anders aaleitere.

²⁰ Ott 1, 280. ²¹ GG. 3, 53.

Der wahre Chumm-mer-z'Hülß auch auf dem Bauernhofe, für alle möglichen Lasten brauchbar, ist aber der „Brückwagen“: der Brüggiwage, das Brüggiwägeli.³²

Als Übertragung erwähnen wir: der Wage, Hërewage oder Cheerwage, d. h. das Sternbild des großen Bären, dessen sieben sichtbare Sterne (oder Stern-Systeme) an vier Räder und eine das Wenden andeutende Deichsel gemahnen.

Vom Last- zum Lust-Wagen bildet den Übergang das altmodische, nunmehr in die Kumpellkammer verwiesene Gstellwägeli,³³ verjüngt und eleganter gefertigt als Rittwägeli. (Städter und Nichtberner nennen es Bärnerwägeli; vgl. „Landauer“ u. s. w.) Auch auf ihm läßt sich allerlei, sogar zur Not Hausgeräte³⁴ verladen. Die Hauptbelastung bilden indes Marktbesucher (heute noch in Sumiswald wie ehemals auch in Langnau³⁵ und Burgdorf³⁶). Auch Ausflüge gestalten sich bei günstigem Wetter auf dem gefällig hellblau oder gelb bemalten Gefährte so angenehm, daß da und dort einer gärn e chlii z'vii! wägelet, wohl gar si Sach verwägelet. Schließe jedoch einer seine Laufbahn so oder anders: auf eigenem oder nachbarlich geliehenem Rittwägeli tritt auch er die letzte Fahrt an zur Stätte, die alle gleich macht.

Seine vielseitige Brauchbarkeit erhöht das „Bärnerwägeli“ dadurch, daß der mit allerlei kleinen Verschlägen ausgestattete Polstersitz entfernt, oder daß gegenteils die Sitzgelegenheiten mittelst aufgebundener Bretter bis auf sechs vermehrt werden können. — Selbstverständlich werden vor jeder Fahrt die abhebbaren Wägelichüssi „ausgeklopft und sauber gebürstet“.³⁷ Der Fußsack³⁸ aber, „das Leder, welches über die Füße geht“,³⁹ schützt gegen Kälte und Schmutz.

Dem Ungewohnten freilich, sowie dem Verwöhnten kommt „öppis Ledts“ (bedachtes Gefährt) „kommoder vor“.⁴⁰ Da bildete denn ehemals die erste Etappe zu „Höherem“ der Char-à-banc = der Schärebank, oder noch glücklicher verdolmetscht, weil man ja seitwärts oder unter Umständen halbseitlich („z'schär bis“) darin sitzt: die Schärbisbank. (Drolliger suchten Fühlung mit dem nie recht eingebürgerten Fremdling die Schreibformen „Charabanc“,⁴¹ „Chärbank“,⁴² „Charabänkli“,⁴³ die „Charabanken“,⁴⁴ die „Schärbank“⁴⁵ und die „Schärbänk“).⁴⁶ „Der

³² Berner 2 I. 7; MZ. 2 J. 193; AB. 1, 121; Ball 38. ³³ AB. 1, 121; Ball 38. ³⁴ N'schwand. 17. ³⁵ Räf. 195. ³⁶ SchM. 1, 43. ³⁷ GG. 2, 45. ³⁸ UR. 142. ³⁹ Ebd. (1850). ⁴⁰ Gelbst. 43, 258. ⁴¹ Dursli 207. ⁴² Schuldb. 261. ⁴³ BM. 172. ⁴⁴ SchM. 1, 44. ⁴⁵ SchM. 1, 48 und d. ⁴⁶ Gelbst. 224.

Char-à-banc, dienlich für einen Landpfarrer,⁴⁷ Arzt oder Beamten, schwebte dabei namentlich dem politischen Streber als Muster vor.“⁴⁸

Dagegen ist auf dem Lande noch heute die Schëse, „Chaise“, das Schëssli („Chaisli“,⁴⁹ „Schässli“,⁵⁰) ein rarer Vogel.⁵¹ Selbst der reiche Hofbesitzer legt sie sich bloß nach einem besonders glücklichen Jahrgang zu (läßt sie z. B. durch ein fleißiges und gut gehaltenes Bienen-vöcklein sich verdienen). Wer aber zu etwas kommen will, darf nicht „in einem Chaisli herumfahren“,⁵² nicht „i's Oberland uehe schesle ga der groß Heer mache“,⁵³ noch nach Lust und Willkür sich ergehend, wie gleichsam die ausgebrochene Emme tut, „ga Schese rite“. ⁵⁴ Höchstens eine leichte Haut läßt sich auch, wie Gotthelf⁵⁵ ebenso ergötlich wie mit bitterer Satire ausführt, von Ausbeutern ein liederlich gebautes Gefährt aufschwazen; eine Rutsche, so mit Schüüchlädere (d. h. hier Verhäng-Fensterchen), „wo me si guet iimache chönn“,⁵⁶ „u wo me drin siig wi i re Stube, so warm u troche“. ⁵⁷

Sehen wir im Lastgefährt die alten Gallier, in „Schärebant“ und „Schese“ ihre Nachfahren, die Franzosen, so in Drosche und Rutsche deren slawische Bundesgenossen als Vorbilder nachgeahmt. In einem „Drosli“,⁵⁸ in „Trotshlene“,⁵⁹ Trotschge fahren nur Städter; i der papiirige Gutsch⁶⁰ (des Amtsblattes) aber „reitet“ ein Fallit.

Nun die Hauptbestandteile des Gefährts. Vor allem die oder auch der⁶¹ Rëdig, Vor- und Hinder-Rëdig, getragen von der Achs (Achse). Der Achsestod läuft entweder dünner abgejezt aus in die (hölzerne) Spille oder trägt diese, wenn eisern, mittelst eiserner Bänder (Brüde). Der haken-, scheiben- oder früher auch nur nagelförmige⁶² Lung steckt in der durchlöcherten Spille oder wird, wie bei Karren und Bänne, von dem unter der Achse durch laufenden Lëg-Jse⁶³ getragen. Dadurch bechränkt er den Spielraum des Rades auf das zum sichern Gang nötige Maß. Wer seine oder anderer Sachen mutwillig oder liederlich zu verderben gewohnt ist, kann dieß an der Behandlungsweise eines so unscheinbaren Dinges sich erwahren lassen. Drum die Rede: Er het siß Gältli müesse gää für Wagelüng: hat es verzettelt im Ersaz für verlorne oder verdorbene Dinge. Da ferner der Lung kaum je anders als schmierig anzugreifen ist, heißt auch eine nicht in Ehren gehaltene Tabakpfeife: der Lung.

⁴⁷ Ammann JG. 11. ⁴⁸ Dursli 207. ⁴⁹ BwM. 146, ⁵⁰ UR. 262 und ö. ⁵¹ Erbb. 23. ⁵² BwM. 146. ⁵³ MZB. Bf. 87. ⁵⁴ Widm. 101. ⁵⁵ Geldst. 258—261. ⁵⁶ 255. ⁵⁷ 262. ⁵⁸ Schulbb. 382. ⁵⁹ MZ. 1, 293. ⁶⁰ Ott 1, 18. ⁶¹ Ol. fol. 29, F. 20 (1827, Belp). ⁶² So daß er einem Dieb zum „Erbrechen“ eines Vorlegeschlosses dienen konnte: Ger. Zw. (1792). ⁶³ Ger. Zw. (1788).

Halt là, der Lung ist uus! „Da geht ein Rad ab.“⁶⁴ Da ist Gefahr im Verzug; es gilt, einzuschreiten. Es ist mer sei e chlii es Rad abg'gange heißt aber auch: ich habe einen Förderer meiner Sache, einen Nothelfer, einen Gönner verloren.

Um die eiserne Spille dreht sich zunächst der eiserne Buchs als Auskleidung des Hohlraumes der Nabe. „6 Nabring von Naderen“ figurieren 1790 in den Gerichtsakten von Trachselwald.

In der Nabe stecken die Speichen, in welche es wacker einzugreifen gilt, wenn der Wagen stecken geblieben ist. Solches speiche⁶⁵ bedeutet auch übertragen: in schwerer Not mit empfindlichen Opfern nachhelfen. — Über je zwei Speichen-Enden wölbt sich eine harthölzerne Fälg, deren 5—7 den Radumfang oder das Gfälg, noch häufiger: das Gfällg ausmachen. Als man von der schwerfälligen und rasselnden Radscheibe zu der Speichenform überging, war dieses bloß hölzerne durchbrochene Rad natürlich raschem Verderb ausgesetzt. Gleichwohl waren noch 1510, im Jahre des Sumiswalder Kirchbaues, im ganzen Kirchspiel an keinem einzigen der schweren Lastwagen die Räder mit Eisen eingefast.⁶⁶ Man verfiel in der Folge zunächst darauf, die Felgen mit heißen eisernen Schienen, deren Fugen zwischen denen der Felgen zu liegen kamen, zu überziehen und diese mittelst großköpfiger Nägel aufzunieten. So entstand u. a. der „vierzöllige“ Breitshiner. Heute nun wird das Rad mit einem frisch geschmiedeten ganzen Eisenreif überzogen. („Der Reiff aufzieh“). In dem Maße, wie sich der abgekühlte Reif zusammenzieht, züpf⁶⁷ sich das Rad, d. h. der vom Wagner absichtlich belassene Spielraum zwischen den Felgen zieht sich zusammen. Ohne solche Vorsicht würde der Reif 's Rad erwörge. Dieses si züpfse wird auch ethisch angewendet. Ein in heftiges Weinen und Schluchzen verfallenes Kind, ein Schimpfender, ein Tobender wird aufgefordert, an sich zu halten, sich zusammenzunehmen: züpf di ieze, süst ...!

Anhaltendes Fahren vermehrt die Reibung namentlich zwischen der hölzernen Spille und dem Buchs oder der Nabenhöhlung bis zur Unerträglichkeit. Wie das rügg⁶⁸et und gigar⁶⁹schet, gixet und gaxet! Solch „wandernden Seufzerbüchsen“⁶⁸ muß geholfen werden und kann es mittelst einer andern, wirklichen Büchse: an der Wand hängt die Wagesalbbüchse oder =Pinte stattlich schlanke wie ein langgestreckter Menschenhals. Drum sagt man ja auch von einem etwas überlangen solchen: mi chönnt zwüsch'uje nää für ne Wagesalbpinte.⁶⁹

⁶⁴ Ztgst. 2, 217. ⁶⁵ Wege 364. ⁶⁶ GvG. ⁶⁷ Amtsr. 123. ⁶⁸ Dursli 244. ⁶⁹ ZB. 1904, 136.

Mit dem hierin geborgenen Wagesalb läßt sich das Gefährt wieder gängig machen; und die Not kehrt nicht so bald wieder, wenn man regelmäßig nachspeist, das Gefährt im Salb b'haltet.⁷⁰ Das gilt auch bildlich von einer behaglichen und flotten Lebenshaltung,⁷¹ namentlich wenn dabei noch die Untüchtigkeit und Trägheit eines Weibsbildes — eines Dübüzi⁷² — im Spiele ist.

Wie nun das Salbe⁷³ des Leibes und dasjenige des Wagens, also auch mit der Seibe (Salbe) das Wäge- oder Charesalb zusammenhängt, lehrt in preiswürdiger Art die Wissenschaft und Kunst unseres Hansli Jowäger. „Wenn Hansli sich wirfete, so strich er Wagensalbe darauf“;⁷⁴ und dies an dem „kerngesundem“⁷⁵ Mann trefflich bewährte Universalmittel mußte unfehlbar auch für die Pöden seines armen Kindes gut sein: „Wagensalb sei sonst bsunderbar heilsam.“⁷⁶

Schmiere u salbe hilft ja alletthalbe, und so „salbet“ denn auch mit Wein der eine „sein Gedankenrad“,⁷⁷ der andere den Mund,⁷⁸ der dritte den Hals,⁷⁹ „um holdselig und glatt zu reden wie ein Engel vom Himmel“,⁸⁰ ein vierter „die Zeit“, damit sie „rutsche“;⁸¹ und schließlich „salbet“ seine Arbeitskraft einer, dem des jüngern Viglius⁸² Predigt gilt: „Ihr glaubet vielleicht, daß der Wein euch gescheiter mache, daß er, des Abends in vollen Zügen genossen, wie ihr das nennt: als Wagensalb diene, so daß ihr zur Arbeit des folgenden Tages munterer und stärker werdet. Hütet euch ja vor diesem Glauben!“

Das Schmiere im Kartenspiel berühren wir bloß; ebenso das Salbe, d. h. das Bestechen, dessen „der edle Gönner“⁸³ und der Schmieradvokat bedarf.⁸⁴

Den Gegensatz bildet die Hemmung beim Abwärtsfahren. Unter Umständen genügt hierzu ein bloßes Hindere haa, wie Menschenarme es hinten am Wagen, die Zugtiere selbst an Deichsel oder Gabel üben können. Die Regel bildet aber doch eine mechanische Hemmung: das Spanne.⁸⁵ Alt ist die Spannung mittelst Schleipstrog:⁸⁶ früher aus Holz, und wegen seiner Breite und Dicke mit den Füßen der ungechlachten Zhyberlihoger-Tochter⁸⁷ vergleichbar. Dieser unter das Rad gelegte Radschuh gestattet keine Abstufung der Hemmung und wird daher vom Zugtier stellenweise als lästiges Hindernis empfunden. Dies übertragen auf den vorwärts strebenden Menschen: „So ist's Läbe süß, wo eis dem andere hilft u reis dem andere si Schleipstrog ist.“⁸⁸ „Ich weiß,

⁷⁰ Schuldb. 30. ⁷¹ Barthli 43; Jakob 2, 133. ⁷² Amtsr. 116. ⁷³ Urspr. spez. = ölen. ⁷⁴ AB. 1, 11. ⁷⁵ Ebb. ⁷⁶ 40, 44. ⁷⁷ Selbst. 176. ⁷⁸ Räs. 176. ⁷⁹ Jakob 2, 90. ⁸⁰ Michel 184. ⁸¹ Ebb. 210. ⁸² VII, 368. ⁸³ Bgl. Land 16. ⁸⁴ UB. 308. ⁸⁵ BSp. 377. ⁸⁶ Ger. Zw. (1790). ⁸⁷ AB. 1, 157. ⁸⁸ Selbst. 310.

das Lob gebühret Gott. Darum vermag ich kein Schleipstrog zu sein für alles, was ich nicht selbst gedacht, selbst gesagt, selbst gemacht.“⁸⁹

Die Kette, an welcher der Radichuh hängt, kann ohne diesen zur Spannung dienen, wenn sie als Spannschötti um eine Rad-Felge geschlungen, als Chrißschötti oder Underlegschötteli⁹⁰ unter dem Rad — besonders aber auf winterlichem Holzweg unter der Sohle des Schlittens — befestigt wird. — „Sein Herz war frei, hatte weder Schleipstrog noch Kette.“⁹¹ — Ähnlich wirkt der Spannstrick mit Schlüssel.

Ein abgestuftes Spannen⁹² gestattet aber erst die Schrauben-Mechanik, kurzweg: der oder die Mechänik,⁹³ die Mechanik,⁹⁴ der Mechaan, der Metaan, der Vor- oder der Hinter-Metaan, je nachdem die Vorrichtung die zwei hohlkehligten Eisen- oder Holzstücke gegen die Vor- oder Hinterräder preßt.

Um den Zugtieren auf steiler Bergfahrt wirkliche, wenn auch noch so kurze Ruhepausen zu ermöglichen, ist das Rückwärtsrollen der Räder zu verhüten. Zu diesem Zweck underleit me, d. h. man schiebt einen Stein, Holzkeil oder dergleichen unter ein Rad. Da dies den Tieren Behagen gewährt, nennt man Underlege auch eine Sättigung, die ein ähnliches Lustgefühl erzeugt. Auf steilem Gehänge aber, wo in strenger Erntezeit keine Hände für solches Unterlegen frei sind und der Fuhrmann den Zügel fest in Händen behalten muß, besorgt den doppelt nötigen Dienst aus beste in automatischer Weise der Hund, Waghund. Ähnlich wie ein tierischer Träger dieses Namens Schritt vor Schritt mit dem Hals unter der Hinterachse dem Wagen folgt, schwebt eben dort an zwei Kettchen ein meterlanges Holzstück, um im Augenblick des Anhaltens bergan mit den beiden Eisenspitzen seines hufeisenähnlichen Ausläufers in den Boden einzustecken.

Ein Fahren ohne plötzliche Stöße, oder doch mit Verminderung solchen Holperns (hoppere; vgl. hüpplerle, tänzelnd laufen) ermöglicht die elastische Feder. Daher auch vom angenehmen, leichten Fortgang einer Sache: das geit wi uf Fädere!

Ein Heu- oder Garbensuder aber würde auch bei sanftester Fahrt auseinanderfallen, wenn es nicht durch Aufbinden Zusammenhalt und Festigkeit empfinde. Erst solches Binde macht also das Suder fertig, und drum heißt „aufbinden“ auch: „fertig machen“, gepflogene Unterhandlungen schroff abbrechen. Zu solchem Binden braucht es dreierlei. Einmal den „Bindbaum“ (Bimpaum): ein glatt entrindetes Tannen-

⁸⁹ SchM. 2, 345. ⁹⁰ Ger. Tw. (1790). ⁹¹ Geldst. 21. ⁹² So lies statt „paunen“ auch Wege 338. ⁹³ Berner 2 I. 4. ⁹⁴ Widm. 119.

stüd. Dann das leiterartige, nach oben sich verjüngende F ü ü r g s t ü ß vorn, bisweilen zugleich auch hinten am Wagen, das je nach der Höhe des Fuders eine bestimmte Öffnung zum Durchstecken des Bindbaums bietet. In „spudiger“ Sprechweise heißt die oberste Öffnung, welche zum Aufbinden des höchstmöglichen Fuders dient, nach der vornehmsten aller Bauernspeisen das Hammeloch. Den Schinken folgen in der allgemeinen Wertschätzung die „Chüechli“, und sie dürfen der zweitobersten Öffnung den Namen Chüechliloch erteilen. Als armer Nest nur präsentiert sich dagegen das Fueder oder Fuederli, das im unterste Loch gebunden sein will: im Ehrütloch, dessen Namen an den ehemals durch seine Häufigkeit verelsten Mangold erinnert. — Nun läßt sich der Lader das ebenso starke wie geschmeidige Wellenseil (W ä l l e s e e l) zuwerfen, faßt es gewandt auf, schlingt seine Mitte zu einer eigenartigen Schlaufe, dem Bimpaumlättsch (s. Abb. S. 387), legt sie über den Baum an und läßt die beiden Enden frei herunterhängen. Schon aber sind vier Hände bereit, dieselben um die beiden Regel des vielkantigen Wellbaums (die W ä l l e genannt) am Hinterende des Wagens zu schlingen. In beide Öffnungen des Wellbaums stecken sich die etwa 60 cm langen Scheitle aus Hartholz oder Eisen, und nun wird durch wechselseitiges allmähliches A z i e h das Seil zu äußerster Straffheit gespannt. — „Der Hals war mir zugeschnürt wie mit einem Wellenseil.“⁹⁶

Ein entsprechendes Zusammenpressen von Holzladungen heißt Reiggle. Die Bindefette, 's Bindchötteli schlingt sich um die Stämme, Reiswellen usw. und wird mittelst eines verstellten Holzstückes — Reiggel — in straffer Spannung erhalten.

Über Ladungen, die notwendig vor Rässe zu schützen sind, breitet sich das große, mit Wachs und Teer durchtränkte Segeltuch: die Plähe. Wie dieser Fachausdruck sich in die Wortgruppe „flach“, „Blachfeld“ usw. einreicht, weist z. B. „des Regenbogen plahen thon“, nach welchem „ein Lied von dem todt, wie er alle Stendt der Welt wegt nimpt,“⁹⁶ gesungen werden soll. — Bei Nichtgebrauch verbringt der weit reisende Fuhrmann die Plähe in der Fuehrbähre,⁹⁷ der Fuehrbänne⁹⁸ oder dem Fuehrchratte,⁹⁹ der auch zwecks Vergung von Reiseproviand an Ketten unter dem Wagen hängt — spielenden Kindern gelegentlich ein bedenklicher Versteckplatz.¹⁰⁰

Einigermassen mit unserm Rückgrat zu vergleichen ist der die Vorder- und Hinterachse verbindende Spätt¹: das starke Lannenstück, das auch für sich allein, dem Stemmeisen ähnlich auf die Schulter gestützt,

⁹⁶ Schm. 2, 108. ⁹⁷ Man. ⁹⁸ MB. Anna 226. ⁹⁹ Ebd. 225. ¹⁰⁰ Rabeneltern 221. ¹⁰⁰ MB. Anna 225. ¹ Ger. Tw. (1790).

zum Fortbringen eines stecken gebliebenen Wagens dienen kann. Daher spätze bildlich: mit Opfern und nachhaltiger Anstrengung einem aus schwieriger Lage helfen.² Mit dem Spatt verbinden sich am Hinterrwagen mittelst des Gretti-Nagels die beiden von der Hinterachse her zusammenlaufenden Flügel der Gretti (zu grütte, spreizen). Ihnen entsprechen am Vorderwagen die Tiechsehbädlig, welche sich nach hinten mittelst des unter dem Spatt durch sich frei bewegenden Chaar- oder Kant-Schitt zu einem Dreieck abschließen. Nach vornen laufen sie zusammen in den verklammerten Ansaß der Deichsel oder Gabel, welche an neuern Wagen nach Belieben anzubringen sind. Über die Vorderachse legt sich, in gleicher Länge mit ihr, das Riesbrätt (-ie-) als Träger des ebenso langen Hëbli, welches seinerseits den Vorderteil der Wagenleitern (am Leiterwagen) stützt. Der bewegliche eiserne Hëbli-Nagel verbindet von oben herunter diese drei Querhölzer.

Für zwei- oder mehrspännigen Zug nun balanciert hinten an der Deichsel — Tiechsele — die an den Waagnagel gehängte Waag, an deren beide Chlöbli oder Wöögli die Tiere zue und von der Hand gespannt werden. Ein ebensolches Wöögli oder Chlöbli zwischen den beiden Stange der Gabel — Lande — bietet die Angriffspunkte für einspännigen Zug.

A d'Tiechsele choo³ heißt an einen Platz gestellt werden, wo es Bewährung der ganzen Leistungsfähigkeit gilt („hic Rhodus, hic salta“). Dagegen us der Stange oder über d'Stange schlaa⁴ = pflichtvergessen seinem Posten untreu werden; „nid guet tue“. Einen Pflichterfüllung, Gehorsam und Ordnung lehren: i d'Stange stelle.

Und nun kann das Aspanne (nämlich der Zugkräfte an das Gefährt) vor sich gehen; bezw. das Bsämespanne (zweier oder mehrerer Zugkräfte), wie denn auch Kameraden oder Freundinnen (gleichsam sich selber) zsämespanne.⁵

Zugochsenpaare wurden ehemals auch hier, wie noch heute im Jura, tierquälerischerweise gejocht, doch in etwas milderer Weise: g'wättet. Ein solches G'wätt (Joch ohne Seitenstücke, bloß mit Einbuchtung für den Nacken, Abb. S. 349) wird noch da und dort als Zeuge alter Zeit aufbewahrt. Heute werden bloß Pferde und Rüge eingespannt, alle mittelst des (Ross- bezw. Chüe-) Chömet. Statt der Chomet (das Kummel) wird gleichbedeutend auch Gschijr oder Chometgschijr gesagt.

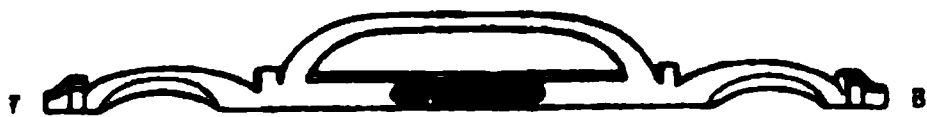
² Sonnt. 109; Rät. 76. ³ Ztgst. 2, 11; NB. 1, 280. ⁴ Widm. 24. ⁵ NB. Wj. 72.

Bilber: „Laß dem Mannli (als Pächter und Schuldner) den Kommet zwei Jahre, nachher wirf ihn übers Rest“⁶ (treibe ihn ab dem Hof). „Aus dem Kommet“ kommen und „ab dem Angstlarren“.⁷

Ab der Chomet-Nigle also, einem Holz mit Aufhängenägeln, nimmt der Fuhrmann das für Pferde geschlossen ovale, für Rüge unten mit Haken und Ring schließbare Geschirr und legt es dem Tier über den Hals. Vgl. (sich selber) der Chomet aalege = „sich ins Ehejoch spannen“. Dä het ihm (sich) der Chomet aagleit, iez mues er zieh. Für sich allein gebraucht, bedeutet dagegen aalege oder aahäiche: die Zugstricke an die Haken der Wage hängen. — „Düecht es Michel, das Reitjoch gefalle ihm, so kann man anhängen und luegen.“⁸

's Noß, d'Chue gschjire oder aagschjire wird spaßhaft übertragen: si anders aagschjire, d. h. sich umkleiden. Eine Sache „anders aagschjire“⁹:

„es anders anstellen“. Zsäme gschjire, mit öppere gschjire: wie zwei Deichsel-
pferde sich aneinander gewöh-



Altes Stiere-G'wätt (Joch).

nen, sich vertragen. „Doch mi mues si halt o liibe, daß men öppe gschjire cha.“¹⁰ „Herrje, wie wurd das zsäme gschjire, hätt Chlaus das Lisi i sin Hus!“¹¹ — Ausgschjire (auschirren) heißt auch: sich gleichsam selber des Geschirrs entledigen, aus unerträglichem Joch sich losmachen¹² und mit Auslösung bisher verhaltenen Grimms andere in Furcht setzen. Letzteres Moment für sich allein auffassend, sagt man: mit Ein uusgschjire, d. i. seinem Born Luft machen. — Doppeldeutig: wen i (spät abends mit Noß und Wagen) hei chume, so bruuchen i numen uha zsäme, de chunnt d'Frau schö chö uusgschjire.

Geschirrteile: Von den Hörnere der beiden Chometschjiter,¹³ die über den gepolsterten Chometring hinausragen, löst der Fuhrmann Reih um Reih: über den Rücken hin den Schwanzriemme, über beide Seiten die breiten Sitebletter, woran die Zugstricke hängen, und die vom Rücken abwärts gehenden Verbindungsstücke: die Ruggriemme. Dazu am Kummel des Vonderhand-Tieres: der Laufriemme (1791: „Leitriemen“)¹⁴ für das Kind, bezw. den Bügel für das Pferd. Dagegen heißt der Lederriemen, der beim Einspannigfahren die Stange hält: die Strüppe. Am Kummetscheit hängt ferner die Brusthötti, an welcher je ein Teil der vorn an der Deichsel hängen-

⁶ Schuldb. 102. ⁷ Ztgst. 1. 36. ⁸ Michel 183. ⁹ Widm. 131. ¹⁰ Witter. ¹¹ Cu 1, 26. ¹² UR. 214. ¹³ AB. 1, 165. ¹⁴ Ger. Lw.

den doppelten Aufhaltchötti oder Aufhalte befestigt wird. Ein ähnlich dienendes Lederstück heißt die *Hu!f*.¹⁵

Am Hindererschijr des schweren Pferdekummet (1788: „Zwischkommet“)¹⁶ früherer Zeiten waren noch bemerkbar: die großen messingenen Blatte,¹⁷ kurzerhand: 's Mösch, welches beständiges Scheuern erforderte.¹⁸ Hierauf mag sich die bedrohliche Rede beziehen: Dir wil' i de 's Mösch puze, dir!

Zur Ausstattung des leichten englischen Geschirrs gehören: der Baum mit den von tierfreundlicher Seite scharf angesochtenen Scheuklappen — dem Schüüchläder vor den Auge, das man bildlich auch einem befangenen Menschen beilegt.

Zum schweren Kummet für Lastpferde dagegen gehörte ehemals regelmäßig und ist noch heute an den Landfahrten der Burgdorfer Müller (wie an den Lastzügen der Stadt Bern) zu erblicken: ein von der rechten Seite des Deichselrosses „von der Hand“ herunterhängendes Dachsfell. Heute bloß noch eine unverstandene Zier, galt dies ehemals als Abwehr böser Geister auf der nicht vom Fuhrmann schützend gedeckten Seite.

Das durch des Pferdes Maul gezogene Gebiß (*Bijs*, bei der Ruh allenfalls durch die Chlemmhalterere ersetzt), steht in Verbindung mit Baum und Zügel. „Ich habe eine des Baums entwöhnte Gemeinde.“¹⁹ Der Baum a d'Wand häiche: nicht mehr Kinder haben wollen.

Aufzäumen heißt *zäume*. Der Esel (oder „das Roß“²⁰) bim Schwanz *zäume*, vgl. „uf der Chue rite“. „Wenn der Urgroßätti die Ruh beim Stiel gezäumt, so werde so fortgezäumt in der Familie.“²¹

Was das „Zithüsli“ birgt.

So großen Raum in Leben und Sprache das Fahren beansprucht: das Wandern wird der Emmenthaler, der arme wie der reiche, nicht verlernen. Einen Unterschied macht bloß die Art des dritten Beins, das wir als Zier oder Hilfe zur Hand nehmen. Mit grazios geschwungenem Spazierstock städlet¹ der eine durchs Talgelände dahin, indes der Träger wichtiger Angelegenheiten, mit Stod und Beinen ergiebig ausgreifend, wader staabet. Seinen „Badel“, dem Studenten abgesehen und abgelauscht, kann jener heute im ersten besten Schirmladen um ein

¹⁵ Ebd. (1791). ¹⁶ Ebd. ¹⁷ uß. 226. ¹⁸ GG. 2, 45. ¹⁹ An AB. 42. ²⁰ Räl. 452. ²¹ Ebd. 333.

¹ Herdenr. 2, 4.

Weniges erstehen. Seinen Stäcke dagegen schnitzte sonst auch der habliche Bauer aus einem Dornstrauch oder Eichenstämmchen sich selber zurecht,² und was dabei irgend ein rechtshaffenes Möbel heißen wollte, mußte einen bequem in die Hand passenden Bug, wohl gar mit Fistelpfeife zum Heranrufen des Hundes, aufweisen. Weit anspruchsloser als solch ein Haage stäcke nahm sich der aus der nächsten Hecke geholte Hainelzweig aus. Was der an Glätte missen ließ, holte er durch Hinausragen selbst über eine hohe Manneschulter reichlich ein. „Einen halben Schuh“ unter dem obern Ende angefaßt, gab er, Stütze und Wegweiser (Hand) in Einem, weit vorausgreifend Ziel und Richtung des Weges an. So marschierte der alte „Schulmeister“³ dem es werden sollenden voran, „stättlich und stolz“; so des Bauernhauses langjähriger Knecht dem jungen Meistersohn, schlau und treu zugleich.⁴

Allein noch andern Zwecken dient der Spazierstock — als verlängerter Arm zur Auslösung hoher seelischer Erregungen. Zum Zithüßli schreitet der Ammann, wie aus einer Donnerbüchse hergeschossen aus der Kirche, wo sein Felix jenes „Mündsch“ gefordert hatte, und den dicksten Dornstock reißt er zur Hand.⁵ In stille Trauer dagegen sieht man verjunkten, nach der Beerdigung des edlen jungen Arztes, „manchen alten Ätti auf einem Steine sitzen, den langen Dornstock zwischen den Knien, und leise bewegen sich seine Lippen.“⁶ In Unmut hinwieder wirft dieser den Steden,⁷ klopft jener Disteln. Herausfordernd aber steckt, wer die Verächtlichmachung einer Sache öffentlich kundgeben will, e Stäcke, es Stäckli, e Chnëbel derzue.⁸

Im Zithüßli also (wenn er nicht etwa an die Ofenede anlehnt) hängt halb geborgen, halb frei der Stäcke, falls man solchen überhaupt des Aufbewahrens wert erachtet. Zu diesem Zweck ist die Vorderwand des besagten Häuschens nur auf halbe Höhe geführt, während sie sonst, gleich den Seitenbrettern, zu voller Höhe der Wanduhr hinaufreicht.

Neben den Spazierstöcken haben auch immer die Regenschirme Platz — vom modernsten halbseidenen Parademacher bis zum ausstellungswürdigen Museumsstück. Ihrem zur Brautschau abreisenden Jakobli und seinem Begleiter Sami trägt Annebäbi⁹ „einen alten Parisol“ nach, „do wege, es könnte heute cho regne.“ Die Eleganz eines solchen „Regendach“ (wie man um Biel) oder einfach „Dach“ (wie man im Entlebuch sagt) sticht seltsam genug ab von der dem franz. „Sonnenschirm“ (para-sol) entlehnten Bezeichnung Parisool oder Párisool. Da mit derselben

² DB. 1903, 24, 27. ³ 1, 143. ⁴ AB. 1, 198. 278. ⁵ Räj. 428; vgl. Michel 164. ⁶ AB. 2, 497. ⁷ GG. 3, 53. ⁸ Band 13 und ö. ⁹ 1, 198.

sowohl dem modernen eleganten Regenschirm als auch dem wirklichen Sonnenablenker der gebührende Name vorweg genommen ist, greift unsere auf dem Französisch beharrende Sprache zu drei Auskunftsmitteln. Wo uns der einfache (Regen-) Schirm zu wenig vornehm erscheint, muß er „para-pluie“ oder vielmehr und richtiger *Barapläüü*, *Barapläüü* heißen. Gilt es dann, das Sonnenschirmchen in städtischer Damenhand zu benennen, so wird aus ihm der *Sunnebarapläüü*, oder das noch wunderbarere *Sunneparisööli*, *Sunneparisöölleli*. Letzteres auf Grund des *Parisööli*¹⁰ oder *sidige Sunneschirmli*,¹¹ mit welchem „z'Bärn i de Laube umez'laufe“¹² zu den Zukunfts träumen gewisser Landtöchter mitgehört. — Ein burschikoses Hybridum ist *Parischirm*.

Und nun der Hauptinhalt des *Zitbüßli* selber, von diesem sowohl gegen Verstaubung als gegen Störung der Schlag- und Zuggewichte durch Rinder geschützt: das *Zit*.

So heißt, im Gegensatz zum kostbaren Regulator oder der altberühmten Sumiswalder-Uhr (vgl. S. 154), die in der Wohnstube hängende gewöhnliche Wanduhr: das *Stubezit* („Stubenzeit“)¹³. Meist ist es die bekannte Schwarzwälder-Uhr; selten nur noch erblickt man das vorzügliche hölzerne *Zit*, dessen aus „ersticktem“ Buchenholz gefertigte Räder ohne jegliche Kompensations-Einrichtung einen zuverlässig gleichmäßigen Gang bewirken. So figuriert im Inventar von 1776 „1 altes hölzernes Zeit“.¹⁴

Zit heißt ebenso die Turmuhr, bezüglich deren in der Kirchenrechnung von 1657¹⁵ ein Posten lautet: „Den *Zit* man von Langnouw daß Ein gemein Erlant hat daß *Zit* zu färben und vß zu buzen daß coßt VI ⚡ (Kronen) [und] Dinkell 1 müt.“

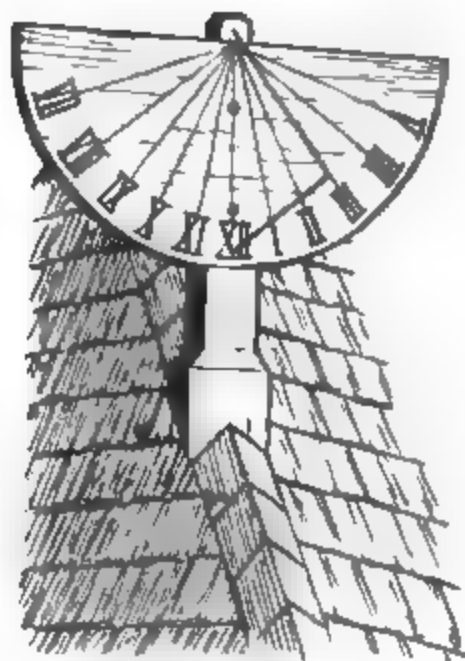
Dä g'seht no i's groß *Zit* ihe! Der hat einen weiten und unbefangenen Blick gleichsam in „die große Weltenuhr“, ins Weltgetriebe; er durchschaut Sachen und Personen. Umgekehrt fehlt solch ein heller und ungewollt leitender Kopf in einer hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückbleibenden Ortschaft: si hei dert Keine“, wo 's *Zit* uuszieht. Ein politisches Gedicht von Schlosser Wiedmer überschreibt sich: „Die schweizerische Uhr, oder d's groß *Zyt*. 1847.“¹⁶ Dieses bedurfte, meint der Verfasser, beständiger Nachhilfe, während ein gut geregelter Haushalt und Geschäftsgang jeglicher Art ohne merkbare Meistern¹⁷ läuft wi n es *Zit*. „So eine Hausfrau ist in einem Bauernwesen das Hauszeit, die Hausuhr; sie ordnet die Zeit durch die verschiedenen

¹⁰ MW. Anna 194; Kongreß 156. ¹¹ Lisch. 17. ¹² Ebd. ¹³ Ger. Zw. (1789).
¹⁴ Bisang. ¹⁵ Ebd. ¹⁶ Widm. 125—8. ¹⁷ UR. 295.

Mahlzeiten.“¹⁰ Ein so geartetes Mueterli hört, leisen Schlaf und feinen Ohres, selbst von zehn bis fünf die Uhr viertle („vierteln“,¹¹ die Viertelstunden schlagen). Gleichwohl kündet die Ruhe des Tagesgeschäfts keine Unruhe der Nacht. Denn „das Redewerk schnurren zu lassen“¹² hat das Sorgenmütterchen nicht Zeit, noch wohnt ihm gar etwa die Gemütsart inne, daß es als Schlachtwärch einem launenhaft ausschlagenden Pferde gleiche. In etwas derber Sprache zwar, aber in allezeit liebevoller Weise wird bereits in der Morgenfrühe eins der Kleinen nach dem andern in Behandlung genommen: „Thum, so chan i der 's Zifferblatt (das Gesicht) wäsche! So geht es den ganzen Tag in ruhiger und sicherer Überchau und Beherrschung des Pflichtentkreises fort, nie den Kopf verlierend oder gar überschnappend wie einer oder eine, wo n es Redli z'vill im Chopf het.“²¹

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch das Sunnezit: die Sonnenuhr, wie z. B. der originelle Haueter Ueli in Baldhaus deren eine (die hieneben abgebildete) auf einem Holzhaus am Dorfwege anbrachte.

Wir sagen also konform dem Schriftdeutschen die Zit = die Zeit, während die Pendeluhr das Zit benannt wird. In dieser Weise hat sich die Doppelgeschlechtigkeit des abh. zit, wie sie noch im ältern Rhb. üblich war (vgl. aus der Berner Tauf-Liturgie von 1528: „alle hschwärde vund arbeit dieses Zyt“²²) schroff differenziert — nicht ohne sichtbare Übergänge. Noch gemahnt einerseits „das Hochzit“ (als Trauungsfeier und als zu trauendes Paar) an mhd. „das“ oder „die“ höchzit (Fest jeder Art), wie man auch „eines zites“ (soviel wie „einst“) sagen und das Weiter „das zit“²³ nennen konnte. Andererseits erinnert die Wendung du heft Zit g'haa! iez heft Zit! (d. i. hohe Zeit, höchste Zeit, „die zwölfte Stunde“) an den Unterschied von Zeitdauer und Zeitpunkt, welchen andere Sprachen mit verschiedenen Wörtern bezeichnen.“²⁴



F. Brand

Sonnenuhr.

¹⁰ Land 30. ¹¹ Gelbst. 311. ¹² Rütli 52 Hs. ²¹ MZB. 23. 99. ²² Taufb. 21. ²³ Wie le temps. ²⁴ Vgl. frz. c'est le moment! oder griechisch chronos = Zeit, kairos = der angezeigte, der günstige Zeitpunkt.

Praktisch ausgiebig wandte man dies im Mittelalter auf die kirchlichen Gebetsstunden: die „Horen“ an, welches griechische Wort durch „Zeit“ zu ersetzen versucht wurde: „Von zwölffen biß uff die sechßten zyt.“²⁵ Das Wort erlosch allmählich in diesem Sinn, erhielt sich aber um so fester in der Übertragung auf das Instrument, den Zeitmesser, der diese „Horen“ anschaulich darstellt. Deutlich ersehen wir dies aus der mundartlich geformten Frage nach der Tagesstunde: was isch's für Zit? oder: wi män'gs isch's? wi män'gs hei mer ächt? und aus der Antwort darauf: Es ist eis; es ist halbi zweu (1½ Uhr); e Viertel ab drüü (3¼ Uhr), zähe Minute ab vieri (4.10); es ist drei Viertel uf feufi oder e Viertel vor de feufe (4¾ Uhr); zähe Minute vor de sächse oder zähe Minute minder weder sächsi (5.50). Es het englesi²⁶ (11 Uhr) gschläge. Grad iez het's eis gschläge! antwortete mit gutem Erfolg ein sonst sehr sanftmütiger Lehrer unter Applizierung einer Maulschelle einem „Schminggel“, der den ersehnten Schluß durch Kirrendes Hervorziehen der Uhr und proßiges „Schu'meister, wi mäng's isch's?“ herbeizuführen versucht hatte.

Wie sticht von der Genauigkeit und Promptheit solcher Antworten eine andere ab, die etwa auf die Frage „wenn chunnst hei?“ erfolgt: Bi de zäächne; öppen eso bi de zäächen ume! oder der gelassene Sarkasmus bei notdürftigem Gutmachen eines Schadens, Herstellen einer Ordnung u. dgl.: So, iez het es 's de wider vo den Englese bis z'Mittag.²⁷

Es konkurrieren also in unserer Zeitabmessung die von eins bis zwölf gezählten, meist oberflächlich und flüchtig in der Rechnung (im Kopf) behaltenen, im Notfall der Glocke²⁸ abgehörten Stunden mit den auf das Zifferblatt hingemalten Zahlen: diesem Zweu (II), diesem Feufi (V). Daher dort die Mehrzahl,²⁹ hier die sächliche Einzahl.

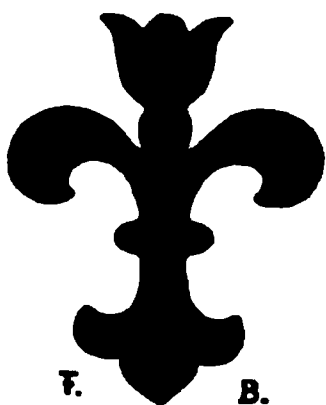
Solchem Zuge folgend, ging sogar das aus „hora“ verdeutschte „Uhr“ aus der plastischen Mehrzahl in die formelhaft versteinerte Einzahl über. Ganz wie franz. „après les neuf heures“^{30a} heißt es 1792 in den Trachselwalder Gerichtsakten „nach 9. Uhren“, im Jahr darauf dagegen: „nach 9 Uhr“.³⁰ Auch diese letztere Redeweise hat aber die Mundart vergessen oder vielleicht gar nie geübt. Sie ging bald oder gleich zu derjenigen Bedeutung des Wortes über, für welche die Erfinder

²⁵ Man. ²⁶ Aus eindlis, alt: einlif. ²⁷ Man muß hierbei wissen, daß nach altem Brauch auf eif Uhr das Mittagessen fällt. ²⁸ Vgl. die engl. Stundenangaben: twelve o' clock und dgl. ²⁹ Vgl. ital. sono le due, le cinque. ^{30a} Vgl. Vers les une heure und dgl. ³⁰ Wie sechs „Pfund“ Fleisch, drei „Mann“ hoch und dgl.

des Taschen-Zeitmessers den eigenen Ausdruck „montre“ geprägt haben. Zu solch anschaulichem „Weisen“ der Stunde behufs gedeihlichen Zeit-
auslaufs genügte dem gemeinen Mann „eine messingene Sackuhr“, ³¹
wie etwa dem Statthalter eine silberne ³² — beide von einer Gestalt
und Größe, die ihnen heute Übernamen wie Bräter, ³³ Zibele
(Zwiebel), Rüebe, möschigi Rüebe u. dgl. eintragen würde. Keiner
trug eben eine Uhr auf sich, er hatte sie denn nötig, und — er hatte
sie selber verdient; der Güterbube z. B. damit, daß er nach treuem Aus-
halten bei ein und demselben Meister noch ein Jahr nach Schulaustritt
bei ihm sich völlig in die Landwirtschaft einlebte. ³⁴ Da war aber auch
das Verderben einer Uhr ein so sehr zu Herzen gehender Verlust, wie
etwa in einem Kampfspiel (z. B. Schwingen) oder Glücksspiel das Be-
siegtwerden durch den Gegner. Nicht umsonst heißt es noch zur Stunde,
man habe einen derart Überwundenen ver-sackuhret.

Sackuhr („Taschenuhr“) nannte also noch unsere ältere Generation
den im Gewande nachtragbaren Stundenmesser im Gegensatz zur daheim
hängenden oder stehenden Wand- oder Stockuhr. Die Massenfabrication
aber, die wohl das Äußere der Uhr kleiner und zierlicher gestaltete, den
innern Wert dagegen bis zu dem eines Stummli (Uhr ohne Räder-
werk, als Kinderpielzeug) hinuntersinken ließ, vulgarisierte die Sache
und den Namen derart, daß heute auch jedes Hinausgehen über das
zweilautige „Uhr“ als albern altväterische Umständlichkeit erschiene. Auch
das kindliche „Dummtun“ mit einer geschenkten Uhr ³⁵ ist selten mehr
die naive Freude an einem wirklich wertvollen Eigentum. Vielmehr kann
noch die Zeit kommen, wo an den Besitzer einer goldigen Repidier-
uhr der halbwüchsige Träger einer Scheinuhr oder auch nur eines
Schueltruckschlüsseli a mene sächschrügerige Chötteli sich
burschikos kollegialisch heranmacht: Zeig, was het bis Münster?
Wi vii! uhret's? Wi vii! zibele't's?

³¹ Ger. Zw. (1793). ³² Ebd. ³³ Räf. 6 und ö. ³⁴ BSp. 180. ³⁵ Bignus 1,
245 („die neue Turmuhr“).



Gewand.

Gespinnst.

Am schönen Sonntag nachmittag vor Heuet-Anfang fährt auf gefällig schlichtem Bärnerwägeli Christe¹, der geweckte und behäbige Bänzeberg-Buur mit Rosetti, seiner jugendlich muntern Frau da us de Dörferen uehe (aus dem Oberaargau). Hinter ihnen sitzen, zum Mitfahren unterwegs eingeladen, auf aufgeschnalltem Lädli die allzeit redebereite Kleinbäuerin Annebäbi und das bescheiden wackere, blutarme Großmütterchen Rät²hi. Auf die halbige schwere Arbeit hin geschont, trottet das schon ältere Pferd nach freiem Belieben gegen die Talmühle. Die acht Augen haben daher Zeit, sich die im alten Emmen-Schwemmland³ so prächtig gedeihenden Gespinnst- (Gspünst-⁴) Pflanzungen mit gewohnt kritischer Tendenz anzusehen.

„Ist dā Flach⁵ da nid bñer?“ fragt Rät²hi. „Er tüecht mi gar bsunderbar schöne⁶; no te Blue⁷st u scho anderhaß Ell höch!“⁸

„Ho“, entgegnet Annebäbi, „’s ist si nüt z’rüemme, für wi der Hansli im Herbst dem Blä⁹ bim Umefahre mit Mist het müessen undere füüre, un i ne sälber no grab vor em Sääjje „’beimählet“ haa.“

„He lues“, wendet sich Rosetti mit schelmischem Anflug um, „da die Büünne g’seht emel leider (geringer) uus, weder di Flach⁵ blä!“

AB.: He jja, sälb schoo! mine¹⁰ n ist gottlob no chlii schöner.

Christen: Un emel große¹¹ gnue¹².

AB.: Nid für dās! (zugegeben). Aber das het e Chääreten (langwierige Bänkelei) abg’seht, gäb (bevor) i ne gha haa. Der Hānsel, dā Stopfi, het mer gäng nume so n es Böpfeli welle gää, u d’Wschütti vor em Hade han ig ihm fast müesse abstähle.¹³ Das ist daheimen anders¹⁴

¹ Rät²hi 392. ² Bei Arähenbühl (Widm. 114) einmal G’spünst: Kunst. ³ Christen 103. ⁴ UR. 199.

gii, wo n ig als Meitli (Tochter) mi eigeni Flachfere gha haa, un albe d' Lüt z'Doßend wijs dervor si still gstande! I ha's vo witem wohl g'feh, wi dem Buuchihüßli= u dem Spinner-Püürli ihrer Suebe d' Chöpf zsämeg'streckt hei und de gägen üsem Huus ubere 'bütet und zo n andere gseit: Jä gäll, die dert versteit 's Flachs en us 'em Fundamänt! Aber i ha bij mmer sälber 'täicht: dir zwee cheut mir chü-derle!

Ch.: Aber worum heft de so n e Stopfi gnoo, wi d' vor'iⁿ g'seit heft?

A. (mit Seitenblick): Emel mir g'fällt di Maa, u das de no schröckeli guet, wenⁿ er albe so g'stracket da steit wi n e Hawßet- (Hanssaat-) Stängel im Augste, we d' Spazge drüff abstelle.

AB.: Säg dü lieber: wi im Herbstmönat, we ne der Luft schüttlet wi n e Sueb, wo me bim Tschüpp nimmt.

Ch.: Du wirst di wohl da druuf verstaa! I glauben, er gunder-bieri (gehörche) der no stiiff (ordentlich).

AB.: He jaa, wen er mues, wohl. Wen ig ihm alben e chlii d' Ead g'seit haa, de chan er de da staa, wi wen es is (uns) i 's Wärd (den Hans) g'häglet hätt.

Ch.: Säg du n ihm numen albe, gäb er nid wüs (wisse), wi schön 's Chorn (der Dinkel) na'm Flachs chööm.⁵

A.: U bsunders na de Härdöpfle, wo der Bode so schön süßer puzt.⁶

A.: I sieg ihm, 's Gspinnst gäab i mene gute Flachsja hr meh uus, weder d' Säu.⁷

AB.: A bá, das versteit är drum niid!

Ch.: So frag ne doch, wi der (ihr) der Reiz wettit mache (herauschlagen und entrichten), wo der (als Last auf euch) haa müesit.⁸

A. (für sich): Ober wo n i dem Großepuur mues gää.

A.: Ober säg ihm, was är vertübadt, gäab scho drü Mal d' Chösten ume.

AB.: Settigs b'richt du n e! I für mi wett lieber i n e chalten Dien the blaase.

Ch.: Ha ha ha! oder Flachsjaamme us ere Harzpfannen use läse.⁹ Aber wenn dir mer chönntit säge, wäm das chliinne versteckte Bläkel dert g'hört? Wi n e Säublueme-Böschsch, wo us eme Schübel Tschümi-Gras use luegt!

A.: U scho g'stäcklet!¹⁰ (Der Flachs wird mittelft 80 cm hoher Flachsstäckli und dazwischen in Reihen und uber's Chrüz ge-

⁵ Gl. D4. 33. ⁶ Trub 29, 37. ⁷ UR. 47. ⁸ Schuldb. 9; AB. 2, 409. ⁹ Alte Gesch. 271. ¹⁰ Rätli 15 Ps.; Beitr. 657 f.

spannter Fäden, dem aus minderwertigem Hanf gesponnenen Flachsstädligarn, vor Lagerung und Fäulnis geschützt.) Mei, lueg men oo! — Und üse^r no nid emal gjätte! Es macht mer scho ieze Himmelangst hervor, wi das ume gaa wirt.

Ch.: He wie öppe! 's Trini, das Taascheli, wird ume brav druff ume bääre un ne n alle z'lißbermänts vertaasche, das er vor vierzähe Tage nid umen uufsteit.

AB.: He, der ganz Tag gäng nume der Ehrump mache (sich bücken) cha men ó niid; das ist doch vil zo n e gnietigi Marbít.

R.: Das méinen i o niid. Es cha de miraa (meinethalb) dá 'züpfet Strauring o wider haa für druffe z'chneule oder z'hodde oder z'gruppe (lauern). Wenⁿ ig ihm "ume (nur) nid ume (wieder) drüber ii choo mues, das es ob em Jätte schlaaft!¹¹ — U me me de nume no d' Flachsfere-Rüebli zitlig cha sääjje (gelbe Rüben als Nachfrucht der Flachspflanzung bei Zeiten säen)!

Ch.: Aber iez heit der mer 's Troom verlore! I ha welle wüsse, wäm das Flachsbälgele dert ghöörí!

R.: Ich's öppe dijs, Rätthi? Du hest neue da so g'schämig vorähe g'luegt, wo me's g'rüehmt het, fast gar, wi n es jungs Meitschi . . .

Ch.: Säg's Rätthi, ich es dine^r?

R.: He jja, es sött mine jij. Weder öppe grad viil z'rüemmen ich es o nid, ha de scho . . .

R.: Ja ja, du Häremeistere, i ha's wohl 'täicht! Zo dir chumen i no cho lehre, wenn i scho Büüri heiße! I wel^{chem} Zeiche hest eigetlig gsäajt, u was für n es Gsägli hest de derzue g'mümelet?

R.: Ach, i weis wääger, wääger nüüt anders. I ha . . .

R.: Säg mer: hest der Flachso scho i d' Winterfüechti gsäajt?

R.: He fríli!

AB.: U d' Hamset?

Ch.: He däich wi d' Oberländer: i der Höwüche¹² (Karwoche), wil's denn (alors) gärn rägni.

R.: Zo däm han i neue nie nüüt ghört. Mi het süst gäng gseit, mi sääj 's Wärch (Werg = Hanf), we 's buechig Laub tüej uustríibe.¹³

Ch.: Also im Afang Meije. Aber ieze, Frau, la mer das Frauele brichte u red ihm nid gäng drii! Säg, Rätthi, wi nimmich es füür (wie stellst du 's an)?

R.: He ganz wi ander Lüt. I . . .

R.: Für's Wärch u für e Flachso glíich?

¹¹ Schulb. 170. ¹² Öf. 22, 39. ¹³ Trub 29, 38.

R.: He jja. We mer der Huspuur g'fahre het, so haden i schön teuff z'Böde. Derna tuen i chärstle u derbii, was mi alte Rügggen erliibe maa, würtle u steine (alle Unkrautwurzeln und Steine weglesen). De chärstlen i's no einist u lisse gäng u gäng uuf, was obe für chunnt, bis das¹⁴ der Bläz ganz süßer ist un es de nume no weeneli Hüennertarm¹⁴ u Chneuele¹⁵ u Mä!bele¹⁶ u Glure¹⁷ u Säubluemme¹⁸ git z'jätte.

AB.: I säge däm: abläse.

R.: De nimen i de der Schärhufferräche...

AB.: Der Riedräche, wost säge . . .

Ch.: Sez, Annebäbi, la mer das Fraueli ó einist echlii rede!

R.: . . . der Riedräche, u tue dermit bschlaa (die Schollen — Chnolle — zer schlagen), bis der Härd schön rein (sein zertrümmelt) ist...

AB. (für sich): Das wird albe süsse!

Ch.: Annebäbi!

R.: . . . u lise halt derbii gäng, gäng umen uuf, was si öppe no füre laa t.

R.: Aber iez, wie chunnt o das: mir errünnt es gäng so ungliichlig!

AB.: „Ungliichlig“ — ungliichsam het albe mis Mueti gseit. Gäll: hie n e Dickete u dert e Dünnete!

Ch.: Ja ja, Frau! a teelen (einzelnen) Orte g'seht's alben uus, wie we d' Müüs am Saamme g'chäflet hätti, oder wi wenn d' Chrääjien oder d' Tuube derhinder gsi wäri. We's Salat wär, mi sieg, er well furt (wie die zum Herbstfluge sich zusammenscharenden Zugvögel).¹⁹

R. (flüstert lachend): Wi färn di Roggen im Fuchsacher oben uusg'seh hett, gäll! (Laut): Die Büünneposterli . . .

AB.: Aha, di Büünneg'schüücher,²⁰ hä hä!

R.: . . . si halt nüüt wärt gsi, wo der Sämel het uufg'macht, we scho d' Bäsefstile fast an-anderen aa g'recht hei.

Ch.: Dersür isch es de a mänglichem Ort grägelid cho z'schieße, wi d' Wiiber z'Bärn am Zibelemäarit.

R. (halblaut): Ober wi d' Zystig-Pure (die an keinem Dienstags-Bochenmarkt in Bern fehlenden Bauern) albe bim Säubänz. (Nach einer Weile auflachend): Das ist iez e Stilli gsi! Da hätt men o chönne säge: Sez wär es guet Flachz z'sääje!

¹⁴ Anagallis arvensis oder aber Stellaria media. ¹⁵ Ranunculus arvensis. ¹⁶ Chenopodium rubrum. ¹⁷ Galeopsis tetrahit. ¹⁸ Leontodon Taraxum. ¹⁹ Bz. 1904, 137. ²⁰ Bzft. 1, 3.

R.: Hest öppen o d' Härdflööh drinne ghaa?

Ch.: Worinne meinst?

AB.: He däich im Flachß, du Stuu — du bist doch o Eine! I ha se färn o dinne ghaa, di Esadermänte, die Esßbesieche, die tuusigs Dissen un Äine, u si hei mer der Flachß Rübis u Stübis alle gfrässe.

Ch.: Da treit's Fluehe nüüt ab. Säg du, Rätthi, was machst du für (gegen) söttigi Biiher?

R.: Ach, was wett i mache! Öppe der Flachß rächt früech sääjje u brav trijbe, das²¹ er dene Tierlinen us de Zände machst. Oder de erst sääjje, we si füür sii (wenn ihre Zeit vorüber ist). I äim (jenem) Faal wirt der Flachß de lenger, aber gröber; sääjt me ne spaat, so wirt er chürzer, aber derfüür de fiiner.²¹

Ch.: Weist, was di Älterⁿ no für n es Mitteli ersinnet hei?

R.: Neei.

Ch.: Si hei Waldchammere (große Baldameisen) mit sante (samt den) Hüüffen i Flachß ihe gsääjt.²²

R.: Ch aber, was dü nid seist! Nneei, llueg men oo!

AB.: Ahaa, die hei de mit Schiin sölle d' Härdflööh fresse.

Ch.: Wirt si von ihm sälber verstaat.

R.: I ha bis ieze nüüt Besserß gwüßt weder Äsche un Jegß (Gyps). Aber mir verlüüre gäng alben einist (je und je wieder) 's Troom. Wettist mer nid säge, wi me 's mache mues, das der Saamme schön gliichlig chunnt?

R.: He, miß Mueti het albe gseit, der Saamme sött esó dic am Bode lige, das², we men es nasses Fingerbeeri dri stedti, sibe Chörndli dranne hangi. Aber iez mues i da rächts aab; i wott da grad äbe no das Bünteli Flachßsaamme dem Walzi-Breeni bringe. Es het glaub fineⁿ scho alle 'bruucht (aufgebraucht) für Flachßsaammeschlimm, wo der Ringel eso die stilli Füllli gha het.

AB.: U däich öppen o no für Flachßsaammebrii (zu Kataplasmen), wo si Bueb dä böös Finger gha hett.

R.: Jeße sött es no chlii gää z'trücke (pressen lassen) für i d' Stallatärne, un öppe für i d's Nachtliechtli, u vo mim Saamme sig's Döl albe fast gar so guet wie albe von ihrem Lewat. I weiß 's neue niid. Aber ieze bhüet ech der lieb Gott, u zürnit nüüt!

R.: I wüßt nit für was, im Gägeteel.

Ch.: Ja ja, un am Lehlöhndli söll's ó nid fähle! We de na'm Ahetrösche (nach Beendigung des Dreschens) üse Sämi stodet (Tannen-

²¹ Dt. D4, 33. ²² Ebb.

wurzelstöcke ausgräbt) für Brädhütteholz, so chanⁿ er de grad es bär schöni speltigi Biße verschüte u Riggel drus mache, wi si da hinter Sumiswald äne säge, u der še vor 's Hüßli führe.

R.: Eh aber neei, neei doch oo! Aber es isch gwünd, gwünd (verschleierteß „gewiß“) rächt uverschant's vo mmer . . .

Eh.: Huu, Ehrügi, huu, wart no chlii! (Ist beim Absteigen behülflich.)
Lue^a da, vergiß diß Bünteli nid! Adie!

R.: He nu, so vergäht ech's der lieb Gott sei z'tüßis²³ hundred Mäle für Zit un Ewigkeit, un i wünsche, daß²⁴ der nüüt diß minder heigit.

Eh.: Hüü, Ehrügi!

R.: Er chönnt 's iez sawst (wohl) no chlii la zieh (ausgiebiger traben). Säg's de, we d' ab mitt, Annebäbi!

Eh. (bei einer sanften Steigung): Ja ja, es schiint, di Alte heigi si uf's Gspünnst verstande! Der Reuhus-Hans, wo z'Frauesäld²⁵ i bene Sache (als Kommissär) het müesse derbii sii, het si z'Wärn i bene Handichriste vo der ökonomische G'sellschaft e chlii umg'seh u da ganz nätti Sache füre 'bracht. Zom Biißpiil ist er druf choo, wi scho die alte Anburger Here . . .

R.: Aha, wo z'Burtles nide gsi sii, u wo d' mer der lezt Winter im Dändliker von ne vorgläse hest? . . .

Eh. (nickt): . . . vo ihrne Lähelüte heigi Flachssaamme u liginig²⁶ Tuech iizöge. Wi du speeter Eriswil der Aafang i der große Linwandwäberei g'macht heig,²⁶ u wi vo da uus e große Wohlstand i 's ganz Ammethal choo siig, bis die änglisch Machine-Bauele (Baumwolle) 's ganz Büüg verchrottet u verpligget heig.²⁶

R. (leise): 'E 'e! Was hest vori dem Annebäbi g'seit?

Eh.: He nu, mi seit emel oo! Di Ökonomischi het si gäng umen anders²⁷ Muej ggää, der Sach uufz'hälffe, u het vo 1764 aa e Huuffe Briijen musgset u 'zahl. U da het me gfunde, daß²⁸ di allerimeiste Briijen i üser²⁹ Amt (den Bezirk Trachselwald) cho sii. Im Jahr 1828 nid weniger weder 75 vo im Ganze 105. Denn (damals) het es si gfragt, wär am meiste Flachsbau, u da sii under de Bremierten emel o n e Wittwe Geißbühler i der Farb gsii, un e Brunner i der Müligaß, un en Oberli z'Ramfli, un en Iseli im Pfaffebode. Sogar der Pjaarer Wagner z'Trachsel(wald) heig scho 1779 e Briis 'zoge, u d' Frau Pjaarer Lupichi z'Sumiswald Anno 1766 — im gliihe Jahr, wo n e Berena Tälebach z'Ramfli u der Hans Meister im Eige.²⁷ Silber-

²³ An der landw. Ausstellung 1903. ²⁴ Rib. Urb. (1261). ²⁵ An. 1822, 68. ²⁶ Bzl. Volksw. 2, 294; Rätli 225; Dursli 265. ²⁷ St. fol. 66. 26, 29, 45; 29 Gl Ja.

har het der „Schwitzer-Puur“²⁸ gäng o süüferli dranne g'stüpft u gseit, üser's Gspünst halti's drüü bis vier Mal lenger weder das frönde Züüg.

A.: Ach, was wott me! D' Lüt hei's gäng wie gäng! Si löö di hiesige Pant^merchslüt mit ihrer solide Waar un ihrer ehrlichen Arbeit im Stiich u lauffen anne vorbii „de billige Läbe“ naa, wo sie Hubelwaar...

AB. (im Halbschlaf): Ja, aber we men e chlii vii! zsäme nimmt, so git's emel do de gäng es Chacheli Ggaffee un es basigs Müttschli. Öppis so het üser ein o nid all Tag...

A.: Ja ja, mit Schiggeree (Eichorien) u Schnopfmähl huuse mir halt e chlii anders. Nid eso wi gwüssi Wiiber, wo Chuder i d' Riiste tüe, we si mit z'Mäarit göö.²⁹ (AB. schaut seitwärts.)

Ch.: Sig das iez wi 's well, emel d' Lüzeflüejjer hei gäng no öppis uf em Sälberg'spunnigen. Lut dem Rari hei si Anno Rüünzgi (1890) o no 340 Are Wärch u 250 Are Flach's pflanzet, un Anno Feusenrüünzgi (1895) sogar 500 vo äir Gattig u 490 diser Gattig.

A.: Gäll, Annebäbi, das tuet di schröckeli interässiere, oder wie du albe seist: trässiere.

Ch.: Ja ja, es het ja vor Erstuune 's Muul offen u d' Auge zue.

* * *

Weit der ga Wärch zieh? fragt spöttisch der Bauer Arbeitsleute, die das nötige Ackergerät —, fragt der Lehrer Vergeßliche, die ihre Schulsachen nicht mitgebracht haben. Denn zum Ausziehen des Hanfes bedarf es keiner weiteren Ausstattung als etwa es alt's Überhemmli zur Abwehr des die Wäsche arg besleckenden Blütenstaubs. Es sind nämlich meistens die männlichen Pflanzen, welche im August behufs Ausbeutung des Bastes ausgezogen werden, damit man den so reich gedüngten Boden für eine Nachfrucht — z. B. Hanfrüben — bestellen könne. Und zwar wird der Hanf derart gezogen, daß zuerst, in Armshöhe büschelweise ergriffen, 's lengeren obenab gerafft wird. Der Rest sodann — 's churze oder d' Stümpflete — gibt, nach beliebttem Scherz, „Chindshemmel“ oder „Spreuerled“. Als ringsum gehende Einfassung dagegen werden die schönsten Hanfstängel — eben als „Hanfsaat“ — bis zur Samenreife stehen gelassen. Mit merkwürdiger Namensvertauschung heißen diese weiblichen Samenstengel (wegen des Eindruckes ihrer übermannshohen Größe und strotzenden Saftfülle?) auch Mäschel (lat. masculus = männlich), die sämtlichen für Bastgewinnung im August gezogenen Stengel dagegen Fimelle (lat. femella = weiblich). Bast läßt sich natürlich auch ab dem

²⁸ z. B. SB. 1902, 32. ²⁹ SchM. 1, 34.

Räschel nachträglich (nach der Brächete) mit der Hand ablösen: reite.⁸⁰ Er dient aber bloß für bessere Seilerware (vgl. den rohen Ausdruck über einen Erdrösselten: „er ist im Hanf erstickt“⁸¹), oder für Reitschen u. dgl. — Mit dem Flachse macht man kürzeren Prozeß. Es würde auch bei ihm ein Ausscheiden für Bast- und für Samen-Gewinnung sich lohnen: die gleich nach der stärksten Blüte gezogenen schönsten Baststengel zeichnen sich durch seidenartige Feinheit und zugleich größte Solidität des Gewebes aus.⁸² Gleichwohl gibt's nur ein einmaliges Flachszieh gegen Ende Juli. Handvoll (Hampfele) um Handvoll von beiderlei Gespinnst wird nach dem Ausraufen von der anhaftenden Scholle befreit — ausgeschläge — und bildet, kreuzweis gelegt, eine Bürdi. Bürde um Bürde wird auf die Spreiti⁸³: eine frisch gemähte Wiese, getragen und dort ausgebreitet: g'spreitet.

Beim Flachszieh geschieht dies jedoch vorläufig bloß zwecks Ausreifen der Samenkapseln — Chöbli —, welches aber früher auch durch Aufhängen unter schützendem Dachvorsprung erreicht wurde. Der von den Luftwellen weithin getragene ölige Duft gehörte mit zur Charakteristik der Flachsbau-Gegenden.⁸⁴

Bei schlechter Witterung werden die reifen Kapseln geerntet: In einem Schopf oder Tenn steht auf einem Balken die holzkammähnliche Flachsräffle aufgepflanzt. Ihre lang. und schmal ins Freie starrenden Zähne erinnern an diejenigen eines ebenfalls (Flachsz-)Räffle oder aber der Riffel, das Riffeli benannten großen oder kleinen Weibsbildes, das allezeit zum Reifen aufgelegt ist. Auf diesem „sinnigen“ Instrument geht also das Flachsz r ä f f l e,⁸⁵ Flachsz abzieh, Chöbli streipfe vor sich. Die oft noch zähe haftenden Kapseln sind nur durch energisches Schlagen und Streifen durch die Riffel ab z'bringe; daher auch etwa für Prügeln der Ausdruck: Eine“ (so recht vaterländisch⁸⁶) abflachse.⁸⁷

Nun teilt der geriffelte Flachsz vollkommen das Schicksal seines Bruders: des Hanfes. Behufs allmählicher Loslösung des Bastes — das Rinti⁸⁸ genannt — vom holzigen Teil des Stengels und Aufsplitterung in die einzelnen Fasern werden beide dem Prozeß der nassen Fäulnis unterworfen. Mi mues se rooße⁸⁹ oder rööße, sie liegen uf der Rooß!⁴⁰ („Rooße“,⁴¹ „Röße“,⁴² „Röste“.⁴³ Ursprünglich ward

⁸⁰ NB. 1, 174. ⁸¹ Gf. Gf. 1901, 87. ⁸² Dt. D4 33. ⁸³ Bass. 62; BSp. 163; UR. 233. ⁸⁴ Ähnlich, jedoch unangenehmer, charakterisiert der Nachtschattengeruch die Häuser des tabakbauenden Brozgebietes. ⁸⁵ UR. 233. ⁸⁶ GG. 3, 99. ⁸⁷ Räf. 300; BME. 54. ⁸⁸ Rätli 385. ⁸⁹ Gr. DMB. VIII. 1248 und Schade s. v. ⁴⁰ BSp. 40. ⁴¹ MB. Bf. 74; Rätli 385; EbB. 1887, 74; UR. 232. ⁴² Räf. 34. ⁴³ NB. 2, 402; BSp. (1837) 40; GG. 2, 133.

die umlautlose Form neutral, die umgelautete transitiv gebraucht: „der Flachß rooßet“, „mi mues ne rööße“. ⁴⁴) Statt aber die vorzügliche belgische „Wasserröste“ anzuwenden, ⁴⁵ werden bei uns stetsfort beiderlei Gespinnste zur „Lauröste“ der herbstlichen Witterung ausgesetzt. Bisweilen treiben drum auch Winde und Stürme mit der Spreiti ihr neckisches Spiel, wirbeln sie hoch in die Luft empor und machen das zeitweilige Wenden — Ehehre — mit Stangli oder Rechenstiel zu einem verdrießlichen Geschäft.

Ist der Bast völlig gelöst, so handelt es sich um Entfernung der spröde gewordenen Holzteile des Stengels. Diese geschieht, trotz Verurteilung durch Kenner belgischer Gespinnstkultur, ⁴⁶ noch immer durch das zu Stadt und Land gleicherweise bekannte Brächche. Unter der noch im Oberland hiefür gültigen Bezeichnung rätſche hat der jüngere Wyß in seinen „Hansbrecherinnen“ einen großen Weibertönvent gefeiert: „Rätſch da, rätſch da! laßt es rätſchen, daß es in den Ohren gällt! So zu hämmern, so zu knetschen, frommt der ganzen lieben Welt.“ ⁴⁷ Auch uns ist die Rätſche noch 1. die Hansbreche, 2. aber das Plappermaul, und rätſche, öppere verrätſche kennen wir bloß noch in dieser bildlichen Bedeutung: durch Zu- und Zwischenträgerei jemand kleinlich heruntermachen.

Lassen wir im Geist einen solchen großen Tag an uns vorübergehen.

Sin und wieder spricht noch, an stark begangenen Fuß- oder Fahrweg, eine ständige gemauerte Brächhütte ⁴⁸ (=chh-) mit abhebbarem Dach für die einstige Wichtigkeit der Sache. Anderwärts deutet wenigstens eine ausgehobene Füürgrube, oder auch nur ein Brächhütteplatz (Wiese bei Ramsel ⁴⁹) auf die einstige Verpflichtung der Gemeinden, „an passenden Stellen der Gemarkung Brechhütten zu erstellen“. ⁵⁰ Zumeist aber wird jetzt — am Vorabend „jenes Ereignisses“ — eine eigene Brächhütte rasch ad hoc aus dicken Brettern über ausgehobener Grube erstellt.

In letzterer nun waltet an diesem seinem Ehrentag der Heilmeister (ja nicht etwa „Heizer“) seines Amtes. Die riesigen Wurzelstöcke in der Grube sind in Brand gesetzt. Der ebenso riesige Brächhüttgatter liegt auf und empfängt das zum Deere (Dörren) ausgebreitete Brächwärrch. ⁵¹ Da gilt's nun Vorsicht. Wie bald flamaßet 's Füür uehe und setzt die Halme in Brand! Rasch ergreift unser

⁴⁴ Vgl. die Vermischung von „hängen“ und „hängen“. ⁴⁵ Vgl. Zür. Amtsbl. 1901, 1455? ⁴⁶ Volksm. 1, 646. ⁴⁷ Aft. 1820, 318—23, mit Bild. ⁴⁸ Besuch 160. ⁴⁹ 73 m². ⁵⁰ Volksm. 1, 646. ⁵¹ Wifang (1776).

Mann den langstieligen nassen Chrissbäse, um, was Feuer gefangen hat, ahez'wüsch e. Die in Entzündungsgefahr geratenen Bretterwände aber b'schüttet er mit Soon um Soon voll des in mächtiger Rufe bereit stehenden Wassers. Weh, wenn „die Hütte flacht“! Bald einmal trifft ihn der Verdacht, er habe beim z'Hweu oder z'Bieri e chlii z'män'gift 's Glässli g'hëltet.

Diese Zeit (2 und 4 Uhr) für Erfrischungen an Ort und Stelle mit Brot, Käse und dem obligaten Bräthere-Schnaps (selbstgebrannte Obstabsälle mit sehr viel Zucker nebst Zimt, Kümmelgeist u. dgl. versetzt) erklärt sich sehr einfach. Die möglichst zahlreich und meist auf Gegendienste hin geladenen Brecherinnen erledigen erst daheim ihre Hausgeschäfte samt dem Mittagsmahl, rücken daher meistens erst zwischen 10 und 11 Uhr ein. Bräthere um Bräthere trägt auf der Schulter ihr Klapperinstrument heran: die ehemals nebst Rad und Haspel niemals in der Aussteuer fehlende⁵² Bräthe.⁵³ Über spreizendem Gestell trägt dieselbe vier gleichsam als Unterlage dienende und drei von oben her wie Messerflingen zwischen jene eingreifende, 130 cm lange und etwa 15 cm breite buchene Brätheschitter. Hölzerne Querleisten (Bräthe-Regel) verbinden bei freier Beweglichkeit hinten alle sieben, vornen je für sich die drei obern und die vier untern. Das mittlere der drei obern läuft in eine Handhabe (Anthäbi) aus.

Und nun denke man sich — zur Ausmalung fehlen die Worte — den Ohrenschmaus, welchen, gesellschaftlich auf weiter Flur arbeitend, ein Duzend oder zwei solcher Rassen an schönem Oktobertag bereiten. An schönem: denn auch der Himmel spricht zu dieser Arbeit ein gewichtig Wort. Eine Bräthete bei Regenwetter ist eine verlorne Schlacht.

Dafür bleibt einstweilen das Mundwerk unterdrückt. Anlangen, die Breche abstellen, zum Deerer (oder einem von zwei derselben) hinlaufen, eine Handvoll bereits ausgedörrten Gespinns vom Gatter hinter abnääh, es allenfalls auf der Brechmaschine zwischen deren stumpf gezähnten Walzen durchgleiten lassen, dann unter wiederholtem gewandtem Ausschwingen mit der eigenen Breche bearbeiten, bis bloß noch ein langer flatternder Faserbüschel in der Linken bleibt, diesen auf den mit einem Äschetuech bedeckten Schräge hinlegen und e neu i Hampfele ga reiche: diese unermüdet rasche Folge gewandter Funktionen ist ein rechtes kleines Kennzeichen emmenthalischen Arbeitsgeistes.

Es ist aber auch schon mehr als einmal ein veni vidi vici geworden — je unbewußter, desto siegreicher. Der Deerer, der auch nicht

⁵² Volksw. 1, 646. ⁵³ Thorb. 69.

gerade aus Methusalahs Zeit zu stammen pflegt, hat trotz eifriger Geschäftigkeit da und dort einen Augenblick frei für eine Gestalt, der die emßige Hantierung besonders wohl ansteht, und kann boshaft genug sein, in deren korrekte Abfolge ein bißchen störend einzugreifen. Er hat es in der Hand, die völlige Brechbereitschaft der bereits zur Bearbeitung ergriffenen Hampfele um fünf Sekunden hinauszuschieben. Trotz dem die Hitze abwehrenden dicken Zwilchhändsche ziehen seine Finger mit Eleganz den kostbaren Stoff als noch zu wenig gedörrt wieder zurück und schieben ihn gegen den Anfang der Spreiti hin. Derweil reden die Augen ein Wort, das weder recht als Entschuldigung, noch als Rechtfertigung zutreffend ausgelegt werden mag. Sie hüten sich auch, inmitten des Kreuzfeuers von zwanzig oder mehr bedrohlichen Argusaugen eine zu leicht übersehbare Sprache zu führen. Es werden höchstens, nach den Prinzipien nicht-euklidischer Geometrie, ein Paar im Unendlichen sich treffender Parallelen gezogen. — Denn durch eine Dornhecke schlüpfen feinere Gestalten, als durch die offene Tür.

Trotz aller Vorsicht kommt, was noch so fein gesponnen werden will, vielleicht schon am selben Abend d'ür d' Hächle. Denn nun wird, zum Schluß des strengen Tagwerks, das obligate Brädhere-z'Nacht⁵⁴ aufgetischt. Da aber bei solchen Anlässen mehr und mehr der Fleischhase d'Chüeschelpfanne z'tood schlaa und der vom Fleisch geforderte Wein die vorsichtige Schweigsamkeit: so ist leicht denkbar, wie manches nachmals gern im Busen bewahrte Wort dem Munde entfliegt. Dies noch um so eher, da an dem zum gemüthlichen Höd oder Aabe⁵⁵ sich verlängerten Mahl die Geschäftigkeit der Hände die des Mundes veranständigt. Fast im Umsehen nämlich ist eine Stande voll zum Einsäuern bestimmter weißer Rüben (Sürrüebe) oder eine Deereete (ein zum Dörren bestimmtes Quantum) Obst g'rüstet. Dann ertönt die im Emmenthal so heimische Hand- oder auch bloß Mü'harpfe, und die jugendlichen Füße liefern die von der Musik geforderte Interpretation.

Derweil schaffen sich halbwüchsige Jungen ebenfalls ihr Vergnügen. Die unter die Brechen gefallenen Stengel-Fragmente, die Dingel⁵⁶ oder „Agle“, werden von ihnen an einen Haufen gezogen und in Brand gesteckt.⁵⁶ Die darin gebratenen Äpfel⁵⁷ entsprechen allerdings einem „gebildeteren“ Geschmacke nicht sonderlich, und die Dingel werden daher mehr und mehr der Verwendung zu Heizmaterial, Stall- oder Wegestreu überlassen. Um so eifriger werden die unter sie geratenen wirren Ge-

⁵⁴ MW. 2 J. 85. ⁵⁵ Nach Schilb, „Consonantismus“ 340, vielleicht zu einem mhd. „stingel“ neben „Stengel“. ⁵⁶ SchM. 2, 327. ⁵⁷ M. 1820, 322.

spinnstfasern, das G'chättch, für Peitschenschnüre herausgelesen. Sonst geben sie geringere Seilerware, füllen Bienenkissen usw.

Was die Brechmaschine, die Gesamtheit der Brecherinnen in ihrer Funktion als Vorbrähere, und die mit dem schließlichen Ausbrähe betraute Matrone noch nicht zustande brachten, nämlich ein vollständiges Entfernen aller Holzteile und ein Geschmeidigmachen des Bastes, das muß nun am Hanf die Riibi⁵⁸ nachholen. Ein kleines Wasserwerk setzt den breiten und schweren, für Ungeübte und Unvorsichtige gefährlichen⁵⁹ Riibistei in kontinuierliche Drehung um die eigene Achse (womit drollig Annebäbis⁶⁰ Sichwälzen im Bette verglichen wird) und um den Wendelbaum. Auf solche (anderwärts⁶¹ mit einer Getreide-, und z. B. im „Riibilo“ zu Affoltern (1783) mit einer Ölmühle verbundene) Anstalten zum Riibe,⁶² wie deren auch bei uns mehrere eingegangen sind, deutet z. B. noch das Riibi-Mätteli. D'Riibi abstelle: s. v. w. aufhören (mit irgend etwas). — Der Besitzer der Reibe wurde früher etwa mit einem Bүүsch (Bündel) Wärch entschädigt.

Auch der Flachß würde, namentlich bei Überstreuen mit etwas Kleie (Chrүүsch), durch das Reiben gewinnen.⁶³ Indes begnügt man sich hier mit einem Herauslesen der besonders groben und ungeschmeidigen (unpēnige) Fasern und einem Klopfen desselben mittelst des Hammers. Ein solcher, ähnlich dem belgischen „Botthammer“⁶⁴ zu ausgiebiger Arbeit eigens feulen- oder schlegelartig hergerichtet, dient anderwärts auch noch zum Weichklopfen des Webgarns u. dgl. und heißt dort „Blüwel“. (So z. B. 1489 auch ein Bernergeschlecht.⁶⁵) Bei uns ist Blouwel, Blüwel noch Späßwort für einen dicken und berben Knabentopf: La gseh, häb iez di B. zuehe, so chan (i) di wäsche! Das Mittelwort „eingeläuel“ aber braucht Gotthelf⁶⁶ einmal von Maximen, die gleichsam in den Kopf hineingeschlagen und nimmer aus ihm herauszubringen sind. Auf das einst übliche Klopfen des Gespinnstes auf freiem Felde deuten noch Flurnamen wie die „Bläuetchwändi“, Alp in Eggwil; die Blaumätt zu Heimiswil; die Blauägerten zu Narwangen u. a.; auf Wasserwerke zu rascherer Erreichung dieses Zweckes die zusammen mit Walkereien, Schleifereien, Säge- und Getreidemühlen genannten „blöwen“ (1325, 1335, 1375), „blouwen“ (1376).⁶⁷ Sie wurden später, oft noch unter Beibehaltung ihres Namens, in Riibine verwandelt. („Vermeinend, daß ein Blöuwe“ und ein Ryby eben eins sein.“ 1711.⁶⁸)

⁵⁸ Rät. 310. ⁵⁹ Schuldb. 347; AB. 1, 361. ⁶⁰ AB. 1, 181. 191. ⁶¹ Zollikon 314. ⁶² Segen 97. ⁶³ Öf. 24, 33. ⁶⁴ Volksw. 1, 646. ⁶⁵ Anshelm² 1, 344; vgl. Zollikon 315. ⁶⁶ UB. 154. ⁶⁷ Züsinger 122; Fontes V, 475 und. ö; Berner Stadtrechnung (ed. Belletti) 4; Schwyz. Jd. 5, 249. ⁶⁸ Deutsch Spruchbuch, Berner Staatsarchiv.

Anfangs Winter kommt in der für ihn kurzen, aber äußerst arbeitsreichen⁶⁹ „Saison“ der Hächler ins Haus: etwa ein Dachbeder, oder ein Weber, dessen eigentliche Berufsarbeit sich auf den Sommer beschränkt. Ungefähr da, wo vor kurzem die Flachsräffle, werden nun zwei Hächle (Hecheln) mit ihrem kleinen Walde fußlanger, nadelspiziger Stahlstäbe aufgepflanzt. Die bernische Obrigkeit selber besaß in den Dörfern ihre Hecheln,⁷⁰ unter denen die belgischen⁷¹ als besonders vorzüglich galten. Schauen wir nun einen Augenblick dem Hechler zu, wie er eine Hampfele Flachß oder Hanf erst in hüpfend leichtem Durchziehen der Enden, dann der Mitte, schließlich allmählich der ganzen Länge zunächst auf der grobe, hernach der sñine Hächle von deren Spitzen weg immer mehr nach der Tiefe hinunter zieht.⁷² Die bildliche Anwendung dieses Dürchhächle, sowie der Hächle selbst, bedarf keiner Belege. — So gehen, jeweils mit einem am Ende zu einer Handhabe ausgedrehten Büßi, aus der Hand des Hechlers hervor: zunächst Ehlöbli um Ehlöbli von lauter lang und schön gebliebenen Bastfasern des schneeigen Leins, im engeren Sinne Flachß, doch z. B. 1776 auch Flachß-Riiste⁷³ heißen. Ein wahrhaft königliches Gespinnst, mit seinem eigenartigen Schimmer und seiner Feinheit die Seide des Bauernhauses zu nennen. Im Linnenschrant der Bäuerin spielt es dieselbe Rolle, wie in ihrem Milchkeller die Sahne. Flächsig („flächjern“⁷⁴) sind die feinsten Zwäheli als Tischbelag, sind die sonntäglichen Rasstücher, die Hemdenbrusteinsätze und Vorhemdchen; ebenso vornehm wie — ungesund ist es ganz flächsiges Hemmli.⁷⁵ Wie die in Schibe (Scheiben) verpackten und mit einer (rasch aus Flachß gedrehten) Schnur umwundenen Ehlöbli des Flachßes, gehen auch die Ehlöbe Riiste⁷⁶ (1776: „Wärch-Riiste“⁷⁷) als Bündel langer und schöner Bastfasern des Hanfs aus der Hechel hervor. Die Riiste liefert hauptsächlich das Bett- und das gewöhnliche Tischzeug. Wie hoch aber auch ihre Feinheit noch geschätzt wird, lehrt die figürliche Ablehnung einer Ungebührlichkeit: das ist wóh! grobs für Riistigs!

Halbflächsig und halbriistig waren ehedem (z. B. 1776) aus Flachß- und Wärch-Riiste, oder aus letzterer und Chuder gemischte Stoffe. Heute liefert zu ihnen Flachß bezw. Riiste den Zettel, Baumwolle den Einschlag.⁷⁸ Unbeliebt ist nur die halbriistige Gótone (cotonne), weil von der scharf einschneidenden Riiste (als Zettel) 's Baelige verhäue wird.

⁶⁹ AB. 2, 79. ⁷⁰ Volksw. 1, 646. ⁷¹ Geldst. 83. ⁷² Öf. 24 33. ⁷³ Bisang. ⁷⁴ Erbb. 85. ⁷⁵ LR. 117; BSp. 24; SchM. 2, 228. ⁷⁶ BSp. 112; SchM. 1, 71. ⁷⁷ Bisang. ⁷⁸ Vgl. AB. 1, 85; GG. 2, 101.

„Halb knöpfig, halb riistig“ war ein „wie für die Ewigkeit gemachtes“ Hemd,⁷⁹ und „gutknöpfiges“ Garn spielt auch 1776⁸⁰ seine Rolle. Chnöpfigs oder Chnöpf⁸¹ heißen die in der Fuchel zurückbleibenden und zu einem Bälli (bei Gotthelf auch „Büzi“⁸²) vereinigten verworrenen Fasern des Hanfs, Flachsch-Chuder die eben solchen des Leins. Geläufiger ist uns indes die für beide gemeinsame Bezeichnung Chüder. Chuderigi, wohl gar speziell chnöpfigi Hemmli⁸³ oder wenigstens Hemmlistöck⁸⁴ tragen Arme oder Knauser; ebensolche Chittel,⁸⁵ Strümpf,⁸⁶ Strumpfbündel,⁸⁷ Haarschnüre⁸⁸ gelten hyperbolisch als Wahrzeichen äußersten Elendes. Chuder dient zu Trug⁸⁹ und Truggebilden.⁹⁰ Dem Chuderbälli oder -büzi gleichen unordentlich angezogene⁹¹ oder sonst unvorteilhaft sich darstellende⁹² Menschen. Der Chudergrau,⁹³ der chuderig Hauptme,⁹⁴ das chuderig Mannndli⁹⁵ oder Chudermannndli⁹⁶ und das Chuderfraueli⁹⁷ reizen zu Spaß und Spott; zu erstem sonderlich der struppig Vollbärtige, von dem man sagt: Er luegt wi ne Muus us eme Chuderbälli ufe. Verchüderet u verchüürschet geht alles hervor aus den Händen eines unordentlichen, eines sorglosen, eines kindisch sich gehabenden Menschen: eines Chüderi. Aber auch als losende Schelte gilt das Wort. Ebenso: der Chuderchnopf, das Chuderluuri, der Chudergägel. Wir benennen damit liebliche Kinder mit wohl unterhaltenem Haarwuchs (sonderlich Flachschhäreline), die uns etwa anreizen mögen, sie mit dem prickelnden Ripeln eines sorgfältig gepflegten Bartes zu erlustigen. Das vielleicht hiemit zusammenhängende Ei'm chüderle ist zu Stadt und Land heimisch.

Garn.

Chuder spinne:¹ ein undankbares Geschäft, zu dem nur augenschwach gewordene Mütterchen sich selber verurteilen!² Daher auch der Knabenspott über ein Stubenkind: er mues deheime Chuder spinne!³ Und gleichwohl ist es obendrein eine mühselige, viel Geduld

⁷⁹ SchM. 1, 162. ⁸⁰ Bifang. ⁸¹ AB. 2, 229. ⁸² SchM. 1, 40; GG. 2, 47. 102 und 3. ⁸³ Ball 57; AB. 2, 229. ⁸⁴ Michel 228; Niggi Ju. 208. ⁸⁵ Dursli 225. ⁸⁶ Jtgft. 1, 158. ⁸⁷ Joggeli 28. ⁸⁸ Ebb. ⁸⁹ SchM. 1, 34. ⁹⁰ Arm. 15; BW. 150; Barthli 26. ⁹¹ Jtgft. 2, 50. ⁹² Selbst. 21; Jtgft. 2, 163; Räf. 456. ⁹³ Schulbb. 138; Räf. 418. ⁹⁴ Jtgft. 2, 106. ⁹⁵ Selbst. 321. ⁹⁶ Ebb. 198, 275; Jtgft. 2, 54; Barthli 21; BSp. 374. ⁹⁷ Jtgft. 2, 62.

¹ Dursli 282 Hs.; Rätli 176 Hs.; UB. 432; SchM. 1, 292; 2, 76. 209. ² Selbst. 307; BSp. 290; Jtgft. 2, 126. ³ AB. 1, 22.

und zähe Ausdauer erfordernde Arbeit. Das besagt die figürliche Anwendung: Wärch a der Chouchle haa. Dieselbe deutet auch auf eine obschwebende Angelegenheit.⁴

Nicht viel besser steht's aber mit dem Rein's Spinne:⁵ Mi verdient nid halt's (geschweige denn: warm's) Wasser der-bij, oder: nid 's Liecht. Einen Begriff vom Verdienst einer Lohnspinnerin schon vor fünfzig Jahren gibt der Bericht der treuherzig bescheidenen, 72jährigen Weggefrau von Grünenmatt, welche noch bis 1903 trotz ihrer Gebrechen das Vertragen von Gebäck über Berg und Tal bei jedem Wetter vorteilhafter fand: I ha im Tag drüü Tuusigi gspunne u (wie noch heute) für's Tuusigi zwe Baken überchoo; aber de han i mer fast d'Finger vorab gspunne. Dazu stimmen Rätbis⁶ sechs Kreuzer für das Tuusigi gegenüber den 8—10 vor Eindringen des englischen Maschinengarns.⁷ Daher denn auch die ergreifenden Gotthelf'schen Bilder von den mit Spinnen halb oder ganz durchwachten Nächten um ein Löhnchen, das Mutter und Kinder knapp vor Verhungern schützte.⁸ Ein anderes ist's mit der noch heute betriebenen Lohnspinnerei alter und bedürfnisloser alleinstehender Frauen.

Günstiger lauten Berichte z. B. aus dem Jahre 1764. Damals betrug allerdings im Mittelland der Tagesverdienst ebenfalls höchstens 2½ Baken.⁹ Allein wenn eine wie Mädeli¹⁰ „brav spann und brav pflanzte“, so mochte das bei dem höhern Geldwert auch „viel bringen“. Sonderlich wenn sowohl „Mägblein von 10 Jahren“, (!)¹¹ wie in Trub und Rüegsau, als „alte Männer mit großen Wärten“¹² wie in Schangnau und ebenfalls in Rüegsau¹³ „bei der Rundel saßen“; oder wenn letztere, wie in Biglen,¹⁴ das Verspinnen von „Schaf- oder Baumwolle“ übernahmen. Noch 1827 berichtet Haldimann aus Eggimühl:¹⁵ „Viele Arme, männliche und weibliche, verspinnen den ganzen Winter hindurch, zum Teil auch im Sommer, fremden Flachß für die Tuchfabrikanten.“ (Solches z'spinne a anäa zweideutig z. B. bei Wiedmer.¹⁶)

Auch in Lüzelflüh waren bis vor wenig Jahren spinnende Männer nichts Unerhörtes. Bis zu seiner späten Verheiratung spann der noch lebende Spinner-Christeli oder -Chritzel (Christian Bütigkofen) auf dem Spinner¹⁷ — welches Gütchen schon 1783 als Spinnerhüßli figuriert — in eifriger Berufsarbeit. So erklärte auch der Vater unseres Post-Mareili seinen Kindern: (Als Bauernknecht spinnend) han

⁴ GG. 1, 147 ⁵ AM. 1820, 320. ⁶ 226. ⁷ 225. ⁸ Dursli 262; Rätbi 50; SchM. 1, 90 Ss^a; Geldst. 123. ⁹ Geiser Aw. 217. ¹⁰ SchM. 2, 107. ¹¹ Pfarrer Schweizer. ¹² Pfr.-Ber. 77. ¹³ Ebd. 216. ¹⁴ Ebd. 29. ¹⁵ 82. ¹⁶ 177. ¹⁷ Wh. Sp. Ad. Wb. 107, 57.

i d'Wiber no alli möge, u das de im Meine o noo, nid numen im Chuderige!

Das ging also an ein Spinnen, schier gar 's Strau vom Tach ahe!¹⁸ Und erst wenn es sich nicht um largen Erwerb handelte, sondern um winterliches Verarbeiten eigenen Produktes in warmer Stube sitzend nach dem Dreschen in kalter Tenne;¹⁹ und wenn dabei kein Hagelhanß im Blißloch²⁰ zu fürchten war, dann hatten wohl „Spinnen und Singen“²¹, Schnurle u Singe beieinander Platz. Das war aber auch die Zeit, wo Frauen aus gutem Hause mit Stolz Sälber G'spunnigs²² vorwiesen; wo eine Oberherrin von Liebegg, Charlotte von Diesbach († 1862) am Spinnrad saß;²³ wo „Königsweiber spannen“²⁴ und damit der altgermanischen Unterscheidung von „Schwert- und Spill- (Spindel-) Wagen“ (männliche und weibliche Verwandtschaft) zur lebhaften Illustration dienten.

Wie wohl verdient war denn auch damals der Spinnnet als festlicher Abschluß der winterlichen Spinnperiode! Was es damit heute (eben vor Karneval) auf sich hat, zeigt wie nichts anderes „der Spinnnet im Lischebedli“. Da wird auch gesponnen, und wie! Vor allem (nach entlehntem Studenten-Jargon) essend²⁵ (vgl. „Hanf“ = Brot²⁶), während die Wirtin „ihr Garn spinnt in allen Eden des Hauses“.²⁷ Nicht minder eifrig „spinnen“ Mütter von daheim überflüssigen Töchtern ihr „Garn“²⁸ oder ihr „Wärch“,²⁹ wenn auch einer der „Zuehe'bund'ne“ halb überschnappend „spinnt“ und mit seinen Versen in eine Lage gerät, als müßte er Lößörn spinne.³⁰

Ob schon nun bereits 1887 drei Viertel alles bernischen Gespinnsts in Fabriken wanderte³¹ (bei uns in die Flachsspinnerei Burgdorf oder die Flachs- und Hanfspinnerei Rüederswyl), heute aber in Tal und Dorf die Spinngeräte samt und sonderß im Rinderspiel verhüllt u vertrömet sii, weiß man doch im entlegenern Berggelände noch zur Stunde recht gut, was vo Hand G'spunnigs für einen Wert besitz. Noch nimmt hier bei Schnee und Eis es Mueterli, nimmt eine flotte Bauerntochter us em Grümpelchämmerli d'Chouchle (Kunkel) füre. In das dreibeinige Gestell (Chouchelstühli) stecken sie den langen und dünnen³² Chouchelstäde fest ii und befestigen daran mittelst der Chouchleschnuer es Chlöbli Flachß oder e halbe Chlobe (e Chouchlete) Riiste. Nach dem teilweise freien Herunter-

¹⁸ BSp. 438 und ö. ¹⁹ Btzt. 2, 126. ²⁰ UB. 110. ²¹ Btzt. 2, 171. ²² MZB. 2 J. 108, vgl. 109. ²³ Vgl. die liebliche Silhouette in von Rodts „Bern im 19. Jahrhundert“. ²⁴ Servaz 8. ²⁵ HME. 54. ²⁶ Ebb. 56. ²⁷ Schuldb. 139. ²⁸ Thorb. 45. ²⁹ Ebb. 91. ³⁰ Christen 159. ³¹ Volksw. 1, 646. ³² Geldst. 146; SchM. 1, 295.

hängen des Gespinnstes bezeichnet man die liebliche fliegende Haartracht junger Mädchen mit: 's Haar la chouchle. E Chouchli dagegen ist ein Cassentreter, der nichtsnußig nume so des ume chouchlet oder fleugastet.

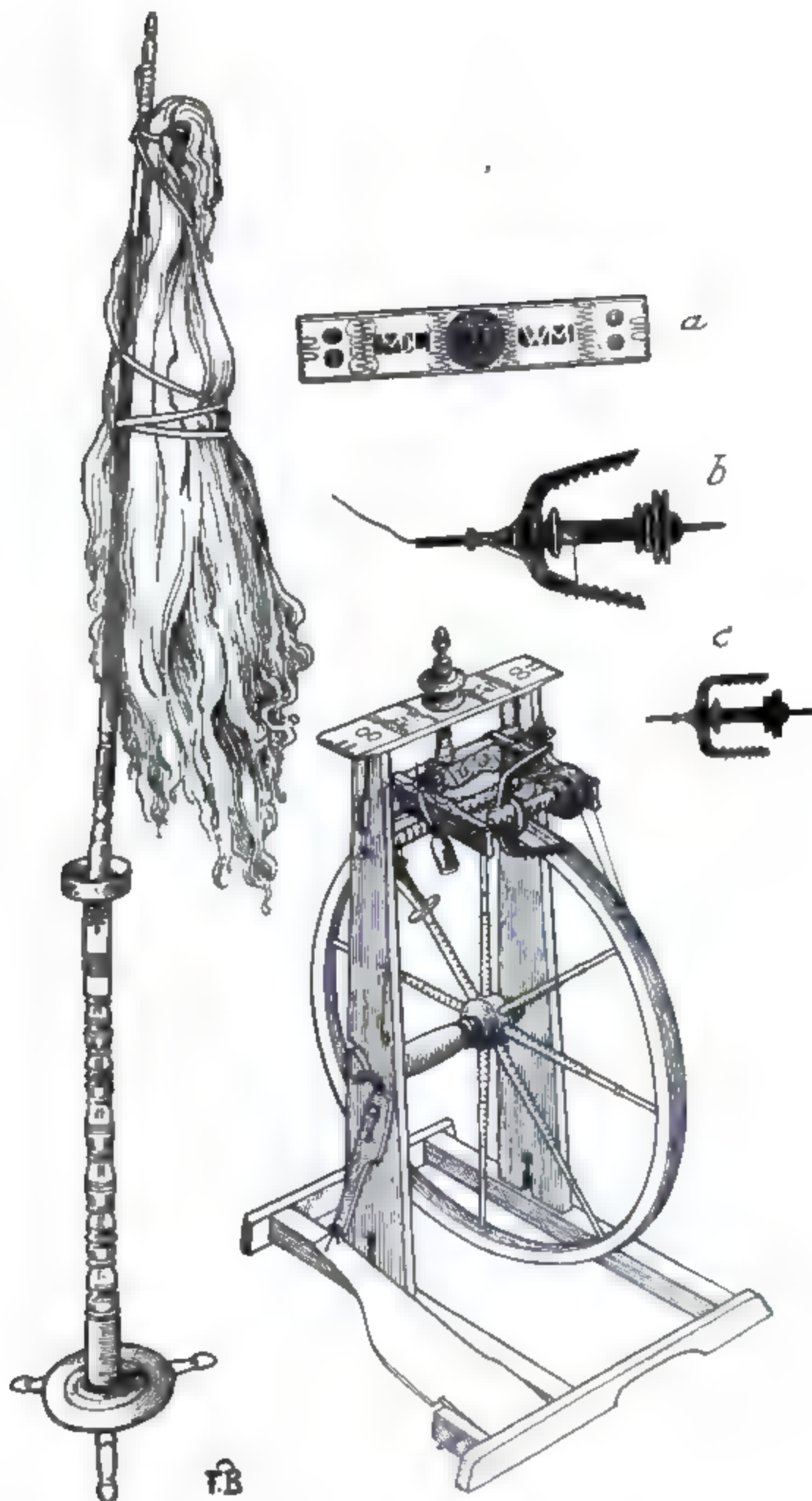
Und nun beginnt die Spinnerin wenn nicht Geld,³³ so doch den eigenen Linnenbedarf us der Chouchle z'zieh. — Name: „der Runkelwendi soll 1 L.“ (1776).³⁴

Es setzt sich also die Spinnerin her und zieht zur Linken die Runkel, zur Rechten das (Spinn-) Raad³⁵ an sich heran. Der rechte Fuß setzt die Trätte und damit die Radscheibe (Schibe) in Bewegung. Der in ewigem Umgang doppelt um diese laufende Seile (die Saite) aus Schafsbarm wird mittelst eines Schraubenwerks (Strube) schlaffer oder straffer gespannt. Er überseht die Drehung vervielfältigt erst auf die Handflehle (Chrinne) des den Dienst eines Schwungrads versehenen Wirtens (Wirtel), dann auf die Handflehle des den Spinnfaden aufnehmenden Spuele. (Der Spuele³⁶ = die Spule.) Die Spinnräder des 18. Jahrhunderts zeigen nur einen Seitenlauf, ohne Wirten.³⁷

Der Wirten ist fix, die Garnspule locker über der eisernen Spindel (die Spille, ahd. spin-ila od. spin-ala) aagsteckt. Der schlauchförmige Vorderteil der Spindel, das Röhrli, läßt den Spinnfaden durchschlüpfen und zu einer Öffnung (Löchli) austreten. Von der Spille gehen flügelartig zwei fingerdicke harthölzerne Ärmli aus, an deren je 1 cm auseinanderstehenden Haken — Häggli — aus Eisendraht der Spinnfaden jeweils füürersg'häicht wird, damit die Häufchen sich gleichmäßig über die Spule hin verteilen. Für eine daheringe Vergeßlichkeit wird die Spinnerin durch ungebührliches Sichauftürmen und schließliches Sichverwirren der gefürchteten Chlapperhüüffli bestraft. Das ganze dieses von zwei Querleisten getragenen Fadenleitungs- und Aufnahmeapparats heißt das Anträgli, seltener auch (nach seiner Gestalt) der Chräbs.

Die Spinnerin windet — liiret — um die noch leere Spule ein vorrätiges Stück Garn, leitet es den richtigen Weg und hält sein Ende in der Linken, indes Daumen und Zeigefinger der Rechten, fleißig im Mund oder in einem Wassergefäßchen³⁸ g'nekt, die zur Garndicke nötige Anzahl Fasern aaseke. Sie hütet sich dabei sorglich vor zwei Hauptfehlern junger Anfängerinnen. Das erste Gebot lautet: nid hinder de Fingere (der das Ansetzende darhaltenden Linken) aaseke (um

³³ Schm. 2, 419; Bass. 60. ³⁴ Bisang (Inventar). ³⁵ Bass. 60; Dursli 245; Schm. 1, 249 und ö. ³⁶ Schm. 2, 317; Dursli 295. ³⁷ Vgl. Nr. 695 und 4348 im Berner hist. Museum. ³⁸ Vgl. Schm. 2, 419.



Spinnrad mit Stüchli und Städe.

Spinnrad.

a) Obere Spannleiste mit Schind. b) Kurbel (Kurbel) mit krummen Kurbel. c) Mit geraden Kurbel.

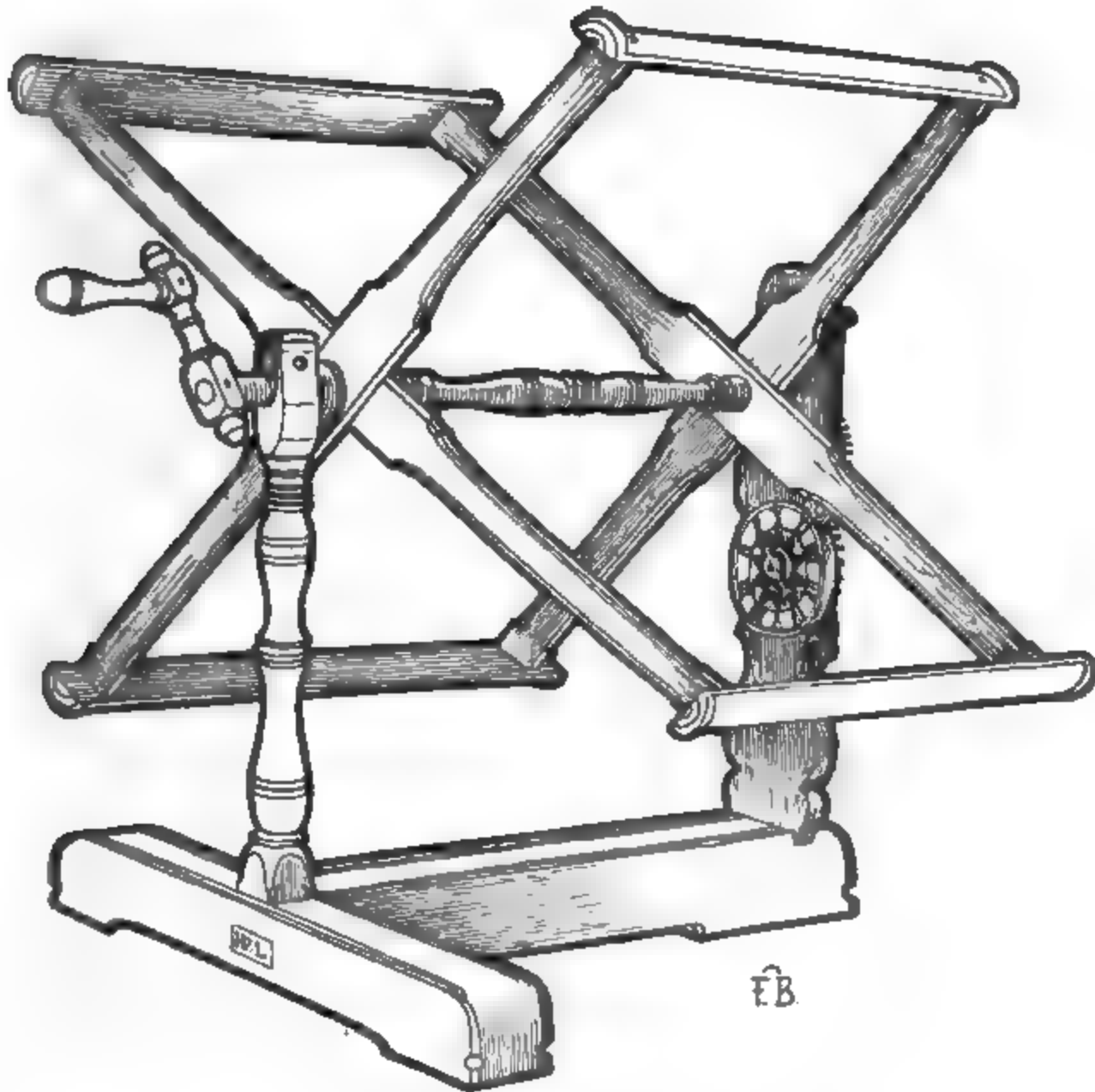
an der Dicke des Fadens nachzubessern)! Sonst entstehen halb- oder ungedrehte Stellen, und solche Streipfine sind böse Stücke im Garn. Drum sagt man auch von einem verunglückten Teil einer Laufbahn, eines Lebensgangs: das is^t e wüesti Streipfi i mi'm (oder si'm) Läbe. Das Gegenteil ist der Trä!!,³⁹ eine zu stark gedrehte, daher sich kräuselnde, zuweilen auch knotige Strecke. Er entsteht, wenn der tretende Fuß nicht mit seinem Mitbewegungsgefühl sich dem Tempo des Ansetzens anpaßt, oder wenn man den Faden nicht fest in den Händen hält. Es heißt dann: der Trä!! ist ihm dri choo oder: ue hegfläberet, was bildlich auch bedeutet: ein arges Mißgeschick, ein ärgerlicher „Zusall“ hat sein Unternehmen gestört. Wer aber beim Spinnen der Trä!! dri laa^t, wird selber e Trä!! oder e Träli gescholten. Du bist e rächte Trä!! heißt auch: du bist ein unachtsamer, unanständiger, dummer, läppischer⁴⁰ Mensch. Beide Fehler sind indessen schwer zu vermeiden, wo die Gespinnstfasern rauh, spröde oder aus sonst welchem Grunde kaum zu verspinnen — üspunnig — sind. Sie geben auch uspunnigs Garn, „uspunnigs G'wand“⁴¹ und tragen ihren Begriff des schwierig zu Behandelnden („Untraitablen“) selbst auf Tiere, wie z. B. Hengste, über.

Der Urbedeutung von Spinnen (zu Geflecht drehen) entspricht die von Garn = Netz, Jänergarn⁴² (vgl. „i d' Hääre choo“ = ins Netz geraten, Einen oder etwas i d' Hääre nää = hernehmen, in Behandlung, in Zucht nehmen⁴³). Eigene Arten sind heute noch das vom Schuster zu Bechdrähten verwendete Träggarn („Drähtgarn“), das Flachstädli u. s. w. = Garn.

Für die vom einschneidenden Faden wunden, schier vorabg'spunnige Finger ist eine willkommene Abwechslung das Haspe⁴⁴ (Haspeln), wenn nicht dies ein Hausgenosse, Dienstbote,⁴⁵ Angestellter,⁴⁶ ein Kind,⁴⁷ der Hausvater⁴⁸ besorgt. (Zum „Spinnet“ darf drum auch der Haspler nicht fehlen.) In gleichförmigen Drehungen, an die das mechanische Abhaspeln eines Liedes, Gebetes, „der täglichen Gewohnheiten“⁴⁹ und das G'haspel wirr sich jagender Gedanken⁵⁰ erinnert, geht der Haspel um, bis an dem das Zählen der Umgänge ersparenden Uhrwerk's Hämmerli iichlepft (an eine Metallfeder schlägt) und das erste Hunderti (Hundert von Umgängen) anzeigt. Dasselbe wird mit dem Anfangs-Troom einmal unterbunden. Das Umdrehen geht

³⁹ Widm. 183. ⁴⁰ Ebb. 157. ⁴¹ Ebb. 7. ⁴² Vgl. Kluge⁵ 127. 354. ⁴³ Das mhd. WB. verzeichnet wenigstens ein Verb haeren = ein Haarfeil ziehen. ⁴⁴ Räf. 384. ⁴⁵ Jtgst. 2, 200; UR. 194. ⁴⁶ SchM. 1, 133. ⁴⁷ Dursli 293. ⁴⁸ Schulbb. 158; Raben-
eltern 218. ⁴⁹ GG. 2, 106. ⁵⁰ WB. 1, 53.

weiter, bis für grobes Garn es halbes Tausig oder es Feufhundert, für feines ein ganzes Tausig (tausend Umgänge, „das Tausend“, ⁵¹ „das Tausig“ ⁵²) auf dem Haspel liegt. Die so entstandene Strange ⁵³ (wie sie u. a. als Handhabe zum Sichaufrichten über dem Bette hängt und unter dem nämlichen Namen Bettstränge auch ein gehäkeltes, brodiertes u. Wand sein kann), wird mittelst des End-



Haspel mit Umgangszähler.

Troom's mehrfach unterbunden und verheftet. Dem die Strange Abwindenden wird damit ermöglicht, daß er sofort 's rächte, nicht etwa 's läße Troom ergriift, 's Troom verlüürt, vom Troom abhunn, d' Stränge verhüürschet. ⁵⁴

Zur Erzielung eines auch nur halbwegs weißen Linnens muß das Garn einer längern Behandlung durch Natronlauge unterworfen werden.

⁵¹ SchR. 1, 62. ⁵² Ebb. 2, 82. ⁵³ Usp. 439 und 5. ⁵⁴ GG. 2, 158; 3, 17.

Diese Behandlung heißt *būuhe* (bäuchen). „Weißbauchetes Garn“ 1793.⁵⁵ Der Stoff wandert zu diesem Zweck zum *Būuher*, i d' *Būuhi*. Eine solche besteht seit langem in Waldhaus, von wo aus der Bäucher im Frühling wiederholt in der Umgebung der Garn-Ghehr macht (zur Entgegennahme von Garn in die Runde fährt). In Waldhaus steht auch noch ein *Būuchihüßli*.⁵⁶

Eine Industrie untergeordneten Ranges, von welcher noch z. B. der Name der Familie *Wulle-Wjimme's* zu Grünenmatt redet, bildete von jeher die Verarbeitung einheimischer Schafwolle. Das *Wulle-Rüste*⁵⁷ besteht zunächst im Auseinanderzupfen (*Rupfe*⁵⁸) der abgeschornen, gewaschenen und getrockneten Wolle. Das eigentliche Kunstwort für solches Zupfen lautet jedoch *zeise*; vgl. auch: *jö!!* (i⁵⁹) der d' *Dhre zeise*? (Neben dieser gut alemannischen Form hat das Mhd. (und Hessische) nur *dinsen* (ziehen), vgl. „gedunsen“). Das Werk der Hände vervollständigt die distelartige stachlige Doppel-Karde (*Charte*). Das *Wulle charte*⁶⁰ bewirkt zugleich saubere Anordnung der Wollfäden zu wurstähnlichen Formen: den zum Verspinnen geeigneten *Träbeli*. Eine eigene „Kunstwollen“-Industrie⁶¹ versetzt den so bearbeiteten Stoff mit den in der *Lumperijßi* aus alten Fäden herausgezogenen Wollfäden: dem *Hudelrupf*, *Hudi-Hudi-Hudirupf*! Der hiesige Bauer umgeht solche Kunst, indem er seine selbst produzierte Wolle in einer der Spinnereien, Halbleinfabriken und Walkereien zu Ramsei, Grünen oder Worb zu Tuch verarbeiten läßt. Eine alte *Walke* oder vielmehr es *Walkele* besteht neben der Färberei zu Lützelflüh.

Das Verspinnen von Baumwolle, *Bauele*⁶², hat bei uns niemals Platz gegriffen. Auch der (heute nun allerdings bei uns wie allwärts vorherrschende) Verbrauch baumwollenen Garns und Tuchs hat sich erst allmählich bei uns eingebürgert. Daher in *baueleg* noch heute leise die Vorstellung des Minderwertigen, Verächtlichen⁶³ mitklingt. *U Bauelegrind* ist ein hohler Kopf, „Strohkopf“. Er het *u uß-bauelet*: aufgeschnitten (*blagué*, 'plagiert'), wie z. B. jener Handelsreisende: „Üßes *baueleg* Garn wird gäng z'erst mit zweune Rosse probiert.“⁶⁴

Wie um die Wollindustrie,⁶⁴ hat seinerzeit die Ökonomische Gesellschaft sich auch um die Heranziehung der Brennnessel (*Neßle*, deren Name ja auch mit „Neß“ in Beziehung steht) zu dem bekanntlich sehr

⁵⁵ Ger. Tw. ⁵⁶ Bemerkte die Gauchdissimilation. ⁵⁷ BwM. 119, 170. ⁵⁸ Michel 168. ⁵⁹ Vgl. Widm. 7. ⁶⁰ Volksw. 1, 198; 2, 223. ⁶¹ Volksw. 1, 203; Bfr.-Ber. 29. ⁶² UR. 123. 310. 397; BSp. 361; AB. 2, 29; vgl. Gelbst. 342. ⁶³ Wischb. 10. ⁶⁴ Df. fol. 666.

feinen und haltbaren Gespinnste gemüht.⁶⁶ So 1786. Sie tat es ebenso vergeblich für ihre und unsere, wie für alle Zeit in bezug auf die Seidenindustrie⁶⁶ (1770/71). Sibe u Samet sind begreiflich dem an rauhe Feldarbeit gewöhnten Bauer meist nur ein Wahrzeichen ständischer und städtischer Vornehmheit⁶⁷ — er weiß aber auch von sidiger Armut zu sprechen.⁶⁸ Schon Sidespinne ist ihm ein bloßes Bild für mühelosen, leichten Erwerb,⁶⁹ vgl. Grünen's mache. Demgemäß bedeutet auch sidig tue mit de Lüte nicht bloß urbane Umgangsweise, sondern auch ein berechnet zartes, einschmeichelndes Benehmen.⁷⁰ Er ist sidig düregschlosse: 1) schnell, unbemerkt und unverletzt durch die Dornhecke geschlüpft; 2) einem Konflikt mit Polizei oder Justiz gewandt ausgewichen. Dä Ssidian! („Schwärenöter“, „verfluchter Kerl“). Dä Cheibe Ssidian! Dä weiß d'Sach aaz'stelle!

Tuch.

In Konkurrenz mit dem Schwaben-,¹ Holländer-² und Irländer-³ Tuch wahrte sich das schon 1307 bekannte wollene Bärntuch, im Emmenthal und Seeland gewoben, jederzeit seinen Ruf außerordentlicher Solidität.⁴ Aber schon ins dreizehnte Jahrhundert zurück reicht die Leinen-Industrie der Ostschweiz wie des Obergeraues und von hier aus des Emmenthals. Sie behauptete sich in letztem noch als kompliziertere häusliche Handweberei, als (seit dem achtzehnten Jahrh.) die Maschinenindustrie das leinene Glatttuch längst verdrängt hatte, besonders mittelst Einfuhr flandrischen Flachses.⁵ Zu diesem von der Ökonomischen Gesellschaft nach Kräften unterstützten „Leinwath“⁶ = Gewerbe („der Thuch-Gwerb“⁷) trat die von jeher im Bauernhaus übliche Verwebung des eigenen Gespinnsts. Diese geschah noch vor fünfzig Jahren bei uns — wie bis zur Stunde im Oberland — durch Frauen, Töchter und sogar Söhne des Hauses. Nunmehr übernimmt der Lohnweber — meist uf der Stöör — die Arbeit. Zu diesem Zwecke verfügt beinahe jedes Gehöft noch über einen Wäbchäller, oft sogar über eine — weit zweckmäßigere — Wäbstube.

Denn was wäre eine Bäuerin, zu deren Berufs- und Hausehre nicht auch ausgiebiges Tuche mitgehörte!⁸ Man denke an die hunder-

⁶⁶ Öt. Fol. 6 & 51: Q 4 J 3; Volksw. 1, 706. ⁶⁸ Öt. Fol. 6 & 41; 15 J.

⁶⁷ BSp. 195 f. ⁶⁹ N'schwander Alp. 71, 78. ⁷⁰ Arm. 172; Heiri 122; Räf. 128. ⁷¹ AB. 1, 72; Heiri 8; Btzt. 2, 143.

¹ Geldat. 148. ² Amtsr. 75. ³ Öt. Fol. 6 & 2. ⁴ Volksw. 1, 220. ⁵ Ebb. 1, 201–3. 200. 214; 2, 335 ff. ⁶ Öt. a. a. O. ⁷ Bjr.-Ber. 94. ⁸ Amtsr. 75; GG. 3, 86.

terlei „Tuch“ im Haushalt: all die Bett- und Tischtücher, früher als *Lilache* („Leinlaken“) und *Tischlache* (=š-čh-) bezeichnet; die Handtücher: *Bwähle* und *Bwäheli*, und die Masttücher: *Mäselümpe*; die *Tröchnitüchli*; dann erst das Hemden- und Gewandtuch; das *Äsche-Tuch*, dienlich beim Waschen und zum Verpacken großer oder sperriger Massen: einer *Tuchete* *Heu*, *Chrüt* u. dgl.

Im Jahr 1793 erscheint bei uns⁹ der oder das *riistige Schürlez*. Der *ahd. mhd. schurlitz, scurliz*,¹⁰ *schürliz*¹¹ war eine Art Unterrod,¹² bei Bauernfrauen eine mit Schafpelz gefütterte Jacke. Als „Überwurf der Frauen und der Geistlichen“ erscheint mittellat. *scorlitium*.¹³ Als der Baumwollstoff herrschend wurde, ging der Name von dem aus ihm gefertigten Gewand auf ihn selbst über, indem „Schürliktuch“ sich zu „Schürliz“ kürzte. In diesem Sinn war Schürliz besonders in Basel im fünfzehnten Jahrhundert Gegenstand ausgedehnter Industrie.¹⁴ Der *Barchent* — *Baarchet* — hieß dort „gehorer“ (gehaarter) Schürliz. — Für das Emmenthal aber mit seiner Leinenindustrie ist obiger „riistige Schürliz“ bezeichnend. Als Kleidstoff war der Schürliz vielfach ersetzt durch den *wifling*¹⁵ oder das *wifelin tuoch*¹⁶ (zu *mhd. wifelen* — *sticken, stopfen*, vgl. unser *verwäbe* von *Blößen* in *Kleid* und *Strumpf*.) Es ist dies unser *Halblin*, dessen Einschlag aus Wolle, dessen Zettel (*mhd. der wöpfe*) aus Leingarn oder allenfalls auch Baumwolle besteht.

Wo n i (erzählt der Veterane *Zaugg*) *zo'm Heren g'gange bi* (als ich Konfirmand war), *het bloß der Wälti Hans Ueli z'Flüele* (ein hervorragend reicher Bauernsohn) *e halblinigi Bchleidig ghaa*. Das ist dennzuma! *es tüür's Wäse giii*; worum, *mi het se nid chönne chhre* (vom Schneider wenden lassen), weil nämlich der noch nicht blau gefärbte leinene Zettel *fadenscheinig oben uuf choo wär*. So stark fiel der bloße baare Arbeitslohn in Betracht, da ja der wollene Einschlag aus eigener Schafzucht bestritten wurde.

Allmählich jedoch drang dieser *Halblin* als bauerliche Sonntags- tracht durch. „In die Kirche und auf den Markt geht in ehrbarem Halblein der Mann.“¹⁷ Und zwar zunächst in jener Naturfarbe des einheimischen Landschafes, welche so häufig als *älb*¹⁸ (dunkelgelb, fahl), auch *brunälb*¹⁹ oder *wißlocht*²⁰ („weißlich“) angeführt wird. In dem Maße aber, wie er zum Gemeingut auch der Kleingewerblichen und der

⁹ Ger. Zw. ¹⁰ Graff. 6, 545. ¹¹ Mhd. WB. 2, 2, 229. ¹² „Camisia quae sub alba induitur.“ ¹³ Vgl. Du Cange 6, 445 f. s. v. *superpellicium*. ¹⁴ Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel (1886), 259 ff; vgl. Z. f. d. B. 24, 530. ¹⁵ Mhd. WB. 3, 626. ¹⁶ Stalder 2, 450. ¹⁷ GG. 1, 4; vgl. BSp. 111; UB. 452. ¹⁸ Bibm. 85. 95 und häufig. ¹⁹ Ger. Zw. (1789). ²⁰ WB. 1, 130.

dienenden Klasse wurde, sank sein Ansehen in häßlichen Bauernkreisen²¹ — zu nämlicher Zeit, wo Verkehr und Handel sonst schon das ganzwollene Guettuch (1793 „äschfarben“²²) in allgemeinen Gebrauch brachten. Immerhin zunächst mit dem Bewußtsein der Kostbarkeit dieses Stoffes. Es hieß zum unökonomischen Schneider: Jä, das geit i's Guettuch! oder auch nur i's Tuch! (Da ist mit einem einzigen unbedachten Schnitt ein großer Schaden angerichtet.) Ebenso kann es nach einer unüberlegten Rede, einem verlebenden Worte heißen: iez isch' s i's Guettuch g'gange (vgl. „i Aft g'sagt“, oder: „s Öl verschüttet“). — Im Handel geläufige Wollstoffe: Schipper, es schipperigs Gloschli; es Merino-Tschöppli als Bätinnen-Anzug;²³ Mületung²⁴ („Moleton“²⁵ = molleton) für Unterkleider u. dgl.^{24a}

Der rein wollene Stoff verdrängte also den halb wollenen gerade so, wie dieser vormalig den Leinenstoff, zumal den Zwillich. Dieser gab vor dem Halblein sogar den ordinären Sonntags-Anzug ab. Dies allerdings zuweilen in der feineren Sorte der Stei"zwilliche (aus besonders starkem Hanfgarn, dessen Rauheit durch starke Appretur behoben werden kann). So si (erzählt unser Gewährsmann) albe di riiche Walt-huspure z'Bredig (zur Kirche) g'gange mit zwilliche Angleeje, wo fast bis a Boden ahe g'recht hei. In einem Sted-brief von 1793²⁶ ist von „gefädeltem“ Zwillich-, in der Beschreibung des Anzugs einer 23jährigen Weibsperson²⁷ von Rübeli-Zwilchenzeug die Rede. (Vgl. g'rübelet.)

Noch macht die Zwilliche den Hauptbestand des ordinär bäuerlichen Werktagsgewandes aus. Dazu tritt als Baumwollentoff der leichte Bauele-Griff, für scharf zusehende Fantierung dagegen die ungewöhnlich zähe „Eberhaut“ (Überhüt).

Die Vorherrschaft der Leinwand aber zeigt sich darin, daß sie (ähnlich wie beim „Schürliß“) sogar bei der Götone in der Namengebung um sich greift. „Cotonne“, franz. coton, engl. cotton ist arab. kotn, f. v. w. Baumwolle, wie Rattun = baumwollenes Wäschkleid; allein der Eminenthaler kennt auch rein flächjige Götone als die feinste, sowie halbfächjige = halbbauelige Götone (mit Baumwolle als Einschlag) als weibliche Kleidstoffe. Farbige Leinenstoffe sind: Ehöltich (kölnisches Tuch, vgl. „lündsch“ = Londoner-Tuch) für Bettanzüge, mit zweifarbigem Bettel und ebensolchem Einschlag, wodurch quadratisch sich abhebende Felder (Hüsli) entstehen. So wurde 1793

²¹ BSp. 154. 417; Ztgst. 1, 8. 213; Wldm. 134. ²² Ger. Tw. ²³ Ztgst. 2, 179.

²⁴ SchM. 1, 8. ^{24a} Der Schewio (Cheviot) -Buur. ²⁵ Ger. Tw. (1793). ²⁶ Ger. Tw. ²⁷ Ebb.

im Büacher „1 Röstschziehen mit kleinen Häusli“²⁸ gestohlen. Auf die hierfür üblichen Farben deuten Vergleiche wie chöstschblau²⁹ und chöstschbrun³⁰ für die Gesichtsfarbe bei Erstickenots. Wechseln dagegen weißes und gefärbtes Garn nur im Einschlag, so entsteht das Strichli-Fürtech³¹, aus dessen Abgang noch Geldsäcken gefertigt werden.³² Der Stoff selber heißt Strichlizüüg, und nach seinen Trägerrinnen braucht man die Redensart: es ist Strichlizüüg derhinder (cherchez la femme). Noch anzüglicher heißt es von einem „Schürzenjäger“: er macht i Strichlizüüg.

Aus all diesem geht die Bedeutung eines Berufsmannes wie des Webers, speziell des „Leinwebers“, genügend hervor. Trotzdem — oder vielleicht deswegen — erscheint der Wäber, das Wäberli als ein zu lebenslänglicher sozialer Kleinheit prädestinierter Mann; als ebensolche Frau oder Tochter die mit ihm konkurrierende Wäbere. Ihre Wohnung ist das gemietete, selten eigene Wäberhüsli = der Wäber. (I mues gschwind i Wäber use, ga der Wäber bstelle.)

Zu dieser Lage trägt Verschiedenes bei. Zunächst einmal die geringen Wäberlöhndli. Berufe, die sich erst so spät aus familiärer Hausarbeit allmählich herausentwickelt haben, drum ehemals ohne spürbare Gelbausegaben in sonst verlornen Zeit ausgeübt wurden, unterliegen doppelt und dreifach dem lärglich zumessenden Überschlagen und Nachrechnen. Der ständige Aufenthalt sodann im Wäbchäller mit seiner dumpfen, oft moderig-feuchten, mit Kohlenoxyd, Staub und Flocken u. dgl. gesättigten Luft hält alle auf soziale Besserstellung gerichteten Gedanken unter den sich so wie so vereinzelt fühlenden Berufsgenossen darnieder. Endlich gehört der Weber vorzugsweise und naturgemäß unter die Kunst der gebornen Denker oder doch Grübler, deren noch nicht in hundert Branchen zersplitterte Arbeit stetsfort ihren gesamten Intelligenz-Apparat in Bewegung erhält. Sein Beruf erfordert vom Weber stetsfort kleine Erfindungen, Einfälle, Aus- und Umwege, deren glücklicher Erfolg ihm mehr Freude bereitet als ein mehr errungener Kappen. So ist das rechte Wäberli im Kleinen ein Held in den großen Tugenden der Geduld und Ausdauer, des Ertragens und Entbehrens, des Ansfichhaltens und Sichzusammennehmens.

Dem entsprechen wenigstens teilweise die Gotthelf'schen Weber, die mageren blassen Männer, die in jedem Jahre acht Monate lang husten,³³ mit denen aber gleichwohl nicht zu spassen ist,³⁴ wenn man an ihre Berufslehre rührt.³⁵

²⁸ Ger. Zw. ²⁹ NB. 2, 137. ³⁰ Gelbst. 245. ³¹ Überraschung 341; Ger. Zw. (1791). ³² Überraschung 341; NB. 2, 46. ³³ SchM. 1, 25; Übergang 315. ³⁴ Gbb. ³⁵ Amtsr. 76.

Vom Weber zum Gewebe: zum Wubb, wie man im Emmenthal, zum „Wübb“, wie man im Seeland sagt. Letztere Form schreibt übrigens auch Gotthelf⁸⁶ (vgl. „Wub“ über durchstrichenem „Wupp“ in den Trachselwalder-Gerichtssatten⁸⁷). So heisst auch das Spinnengewebe z. B. in Obergolzbach die Spinnwubbele (in Lüzelflüh: Spinnhubbele). In e Spinnwubbele führe = in eine scheinbar glückliche, in Wahrheit elende Ehe hineinlocken.

Zum Weber begibt sich also eine junge Bäuerin: I sött öppe deumen es Stüchi Tuedch haa. — „He nu, was ächt für eis?“ — He, däich emel asen es Stüchi Zwiilche. Miner Buebe verschribe d' Hosen, es ist e Schand; u der Maa ist ihm o so böös drüffe gii, wo n er het g'hulfe zimänte für die neuu Bseki. — „Was heit der ächt für Garn z'wääg?“ — He, i ha's gester zellt: es si hundertfüsz'g Feufhundert u neuis Ungrads. — „Jä so, Chüdergarn all's zsäme.“ — He ja, für Chuderzwiilche, wi söttig Berheijine müesse haa. — „Nu ja, hundertfüsz'g Strange: das gibt ech grad hunderte für Zetti u füszge für den Zitrag.“ — So, rächnist du ieze dämääg? Wo mer bist di Bettstüchi cho ga mache, het's doch für beedes gliich viil bruucht. — „Jä hää, das si drum äbe Bettstüchi! Das isch halt nid gäng gliich! Wüßt der no, wo n i n ech ha di gstrichlete Scheube g'macht? Da het's ja grad no einist so viil Zitrag 'bruucht wie Zetti.“ — Grad eso wie für e Halbliin, i b'sinne mi ieze. Wi chunnt o das, Christe? — „Jä luegit, das chunnt druf aa, was es für ne Zetti bruucht. Für Scheuben und für Halbliin, wo der Zitrag eso söll fürestaa, mues d' Zetti gar e dünnbödig si. Für d' Zwiilche bruucht's e mittelbödig. Dir weit se doch nid eso brättig (steif wie ein Brett) das me se mues dickbödig mache?“ — Rei, das nid. — „Nu, so nimen i däich es 24 traagig's Gschir.“ — Aber bim Bettzüüg hest doch für di sälber eso g'mümelet u nahe g'stunnet u dü g'seit, es bruuch 30 Traage. Wie chunnt de das? — „Jä, das chunnt uf d' Breiti vom Tuedch aa. Das isch drum sächsviertligs ($\frac{3}{4}$ Ellen = 90 cm breit) gsii, u d's Garn ist dernaa gsii. Cui Zwiilche machen ig ieze nume feuf e halbviertligi, de gibt's ech öppe grad es hunderteelnig's Stüchi.“ — Hundert Teil! (oder wi's Mueti gäng g'seit het: Teil⁸⁸)! Das laa sie aanää! Aber wi cheut dir das grad so g'naau wüße? — „Jä, so ganz uf d' Teil use chan i's o nid b'reiche. Es chunnt de gäng druf ab, wi's Garn lauft (ausgibt): gäb viil zerhei, das me gäng mues chnüpfe. Nu, euer's ist süst öppe gäng no guet glüffe, es het wohl uusg'gää.“ — Aber säg mer doch o einist, Christe, was si das eigentlich: Traage? — „He,

⁸⁶ SchM. 1, 29. ⁸⁷ Ger. Tw. (1791. 93). ⁸⁸ Ahd. elina, lat. ulna, frz. aune.

chömit de cho luege, wenⁿ i 's Wuub aaträäjje. Dir g'seht de da di Trädeli, wo schier gar eso sii wie Bauele-Lähe (Dochte aus Baumwollgarn). Da het es nieder^s gäng 40 Fäde." — Aber wo nimmt me de die her, wi chunnst de zue nne? — „He die git's von ihm sälber bi'm Zette (S. 383). We men am Zetti-Haspel einist aha gfahren ist u me de di zwänzg Fäde, wo men i der lingge Hand het, um e Nagel ume (herum) schlaat, u de umen (wieder) uehe fahrt, so git das es Tschüppeli vo 40 Fäde, u däm seit men e Traage." — Ahaa, iez verstaan i! Drum chömen am Zetti-Haspel die Strange (oder wi me seit) mängist nume halb ahe u si derfür eso dick... — „Ha ha, fast wie für Breittuech, wo bis 16 viertlig cha wärde. Da rächnet men äbe vorher uus, wi viil Traage me mües aasehe für so und so breits u dick's Tuech, un erst da druus ergibt si de d' Lengi.“³⁹

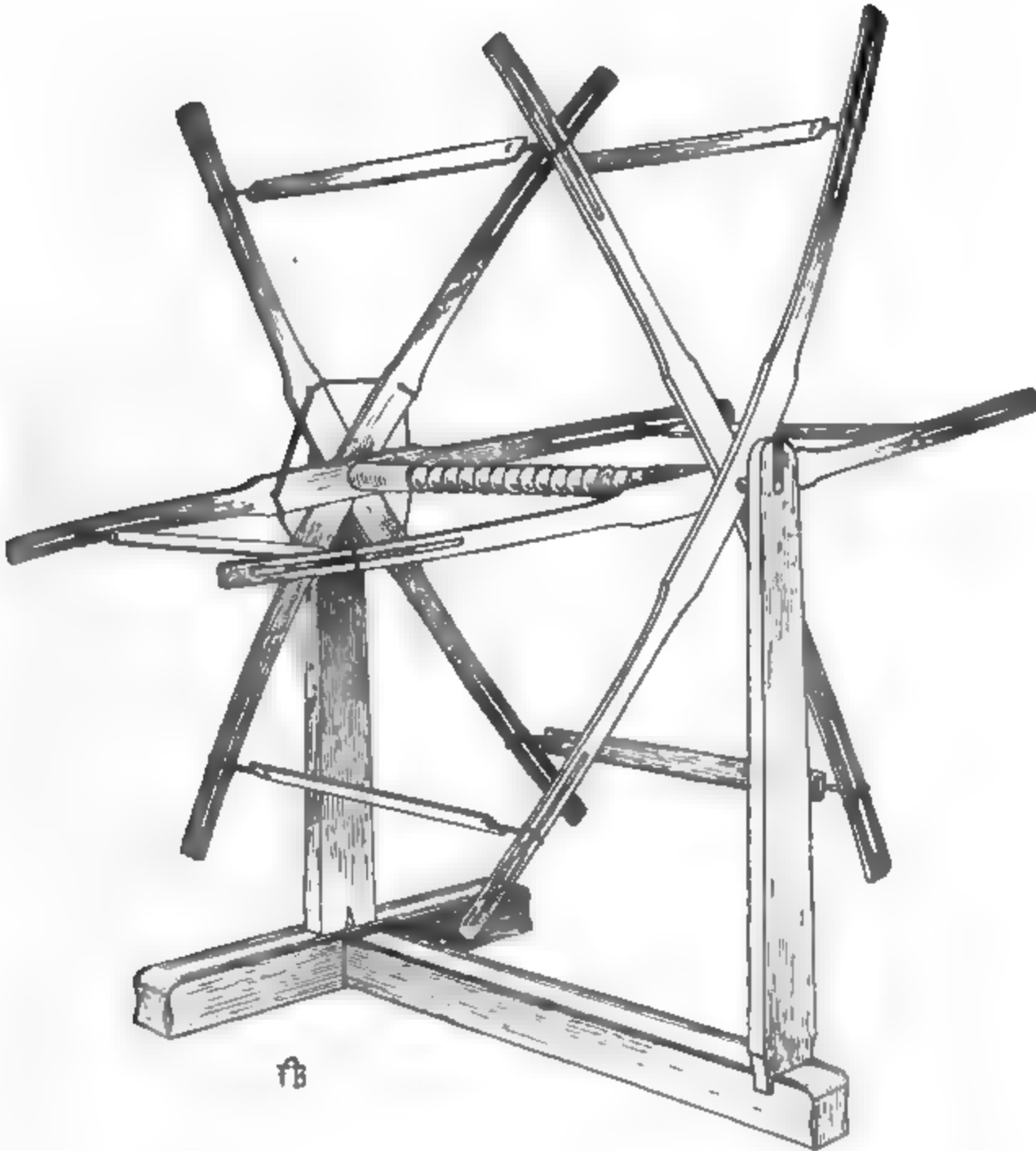
Zunächst nun muß d' Zetti g'spuelet sii. Das magt nur eine in Sachen sehr erfahrene Bäuerin selber zu besorgen. Denn wie leicht ist infolge falscher Berechnung d' Zetti verspuelet: unrichtig auf Spulen verteilt! Daher auch bildlich beim Versfehlen eines Unternehmens: o wetsch, iez isch es verspuelet!

Linkerseits zu sich heran zieht also die Frau oder der Gehülfe des Webers die Garnwinde⁴⁰ und richtet deren an den Schwingen auf- und abschiebbare dünne Querleistchen (Schüpfeli) derart, daß die darüber aag'leiti („angelegte“) Strange ebenrecht straff gespannt wird. Die Rechte setzt die Kurbel und damit die umfangreiche Scheibe des Spuelrad (S. 385) in Bewegung. Die Drehung überträgt sich mittelst des Seile aus Wollgarn auf die etwa 4 dm lange Spille, deren spitze Enden in zwei Trägern umlaufen. Über die Spille ist bereits der bis etwa 3 dm lange hölzerne Spuele fix aag'steckt. Die Linke führt den Faden in gleichmäßiger Verteilung über die in der Regel 20 (ausnahmsweise bis 24) Spuele hin. Das gemütliche Schnurren der Spindel wird auf das ebensolche der Rake übertragen: sie schnurrt oder spuelet.

Jetzt wird der Zetti-Gatter frei schwebend aufgehängt: ein sonst liegender Doppelrahmen, welcher in zwei Reihen die Zetti-Spuele an senkrechten Zettispille aufg'steckt zu tragen bekommt. Ihre sämtlichen Fäden vereinigen sich in der Linken des Zettlers oder der Zettlerin. Bereits ist der etwa 2 m hohe Zettihaspel derart aufgestellt, daß sein unterer Zapfen über dem Fußboden, der obere unter der Decke eines niedrigen Gemachs sich dreht. Um die vier gleichmäßig aufgeschlagenen und mit der Rechten bedächtig gedrehten Bäume winden sich die vereinigten Fäden in schöner Spirale abwechselnd auf und ab. Unten kreuzen

³⁹ St. Fol. 6 C 2. ⁴⁰ AB. 1, 350.

sich die Fadenbündel einfach als Trage zwischen den Holznägeln des Arms, welcher unten den Haspel aufgespannt erhält. Ein ebensolcher Arm trägt oben zwei andere Nägel, zwischen welchen in sorgfältig durchgeführter Rißpi sich Fadenpaar mit Fadenpaar kreuzt. Ein Fehler in solchem rißpe" verderbt das ganze Gewebe. Drum die sorgfältige



Alte Garnwinde.

Obacht, mit welcher man auch sonst im Leben öppis z'wäg rißpet (vgl. il se trame quelquechose) oder öppere i der Rißpi („im Rißpi“⁴¹) het. Wehe erst, wenn die nicht schließlich sorgfältig unterbundene Rißpi „verschoben“⁴² wird oder sonst in Unordnung gerät. Jez ist d' Rißpi verschüttet: jezt hat's gefehlt!

⁴¹ NB. 1, 172; Geldst. 841. ⁴² Bibm. 183.

Ist dagegen das Werk gelungen, so atmet der Bettler erleichtert auf — wie ein mit schwerer Verantwortung und deren Sorgen Beladener tut, wenn der Gegenstand derselben ihm ab der Zetti choo ist. Allgemeiner heißt ei'm ab der Zetti choo: einem nicht mehr zur Last fallen.

Es wird nun also d' Zetti abgnoo oder g'chöttelet: das untere Ende des bis zu Armsdicke gebieenen Fadenbündels formt sich zu einer Schlaufe, durch welche der sich wechselweise durchstreckende rechte und linke Arm des Bettlers Partie um Partie nachzieht, bis eine stattliche Kette am sauber belegten Fußboden sich aufhäuft.

Die Kette gelangt auf den Wäbstuehl: 's Wuub wirt uuzöge. Zwischen den zwei hintern der vier Bäum, welche als Gerüst des Webstuhls dastehen, dreht sich wagrecht der etwa 2 dm dicke, vielkantige Garnbaum. In die eingemeißelte Ohrinne desselben senkt sich das Garnstäckli. Dasselbe trägt in der berechneten Gewebe-Breite das Ende des Bettels, welcher letzterer nun hier aufgewunden wird.

Über dem Garnbaum und parallel mit ihm ist der Schlichbaum (seltener auch Strichbaum) fest eingezäpft. Über seine glattabgerundete vierte Kante wird, behufs strafferer Spannung, der mit der Ripse versehene Bettel-Anfang geführt. Nun öffnet der Reischamme seine hölzernen, um 2 cm von einander abstehenden Bähne und läßt den Bettel in erforderlicher Breite gegen das G'schjir (Web-Geschirr) hin gleiten.

Dieses „G'schjir“ besteht aus zwei „Flügeln“ für das gewöhnliche zweischäftige Gewebe (glatts Tued). Für das dreischäftige (Zwillich) braucht es drei, für das vierchäftige (Drillich = Trillich, „Matrassen-Drell“ oder „Fischgrat“⁴³) vier Flügel usw. Jeder dieser Flügel enthält zwischen zwei Holzrahmen als Trägern eine dichtgeschlossene Reihe sehr starker Zwirnfäden (Häärlef genannt), etwa 3 dm lang. Jeder dieser Fäden formiert sich in der Mitte zu einem 1 cm langen Lättschli (kleine Masche). Jede Masche ist bestimmt, einem Bettelfaden in ganz bestimmter Anordnung Durchtritt zu gewähren. Dies ermöglicht das Zizieh. Zu diesem Zwecke setzt sich der Weber auf die dem Garnbaum abgewandte Seite des Geschirrs und streckt sein schmales eisernes Häggli durch die nächste Masche des wieder an die Reihe kommenden Flügels. Eine ihm gegenüber sitzende Hülfsperson häicht aa: hängt an das Hälchen Faden um Faden, den sie schön voor ewägg dem Bettel entnimmt. Damit sie hiebei nicht irre gehe, halten zwei Rippi-Stäckli,

⁴³ Volksw. 1, 453. — „Zwillich, Drillich“ sind Übersetzungen aus lat. bi-lix, tri-lix = Tuch, in welchem je zwei oder drei Fäden sich mit einem kreuzen.

die an zwei frei hängenden Nispi-Brättli befestigt sind, die Nispi sauber auseinander. Die zwei Stäbli werden nochmals durch vier bis fünf hölzerne Nispi-Schne ersetzt.



Spinelrad.

Zweck des Geschirrs ist, die Fadenkreuzung des Zettels so zu regeln, daß jeder Faden des Einschlags dem Tuch das beabsichtigte Aussehen der obern (am Gewand: der äußern) Fläche erteilen hilft. Das ist sehr einfach beim zweischäftigen oder „glatten“ Tuch, kann aber sehr kompliziert werden beim 3–24schäftigen Wildtuch oder „bildete Tuch“. Für das vierfache Aufhängen zweier wechselseitig sich hebenden und senkenden Flügel genügen zwei einfache Schijir-Wöggli oder, wie man früher sagte, Gempfli. Jedes derselben besteht aus einem Paar von etwa 4 dm langen Holzstäben, die sich doppelseitig miteinander kreuzen. Für mehrschäftiges

Tuch müssen sie durch ein unter Umständen äußerst kompliziertes System von Fläschline ersetzt werden, deren Funktionen dem kindlichen Zuschauer eine wahre Augenweide bieten. Ein System von Schnüren verbindet jeden Flügel unten mit der ihm entsprechenden Trätte. Bei ihrer Vielzahl (z. B. 24) tasten die der Schuhe entledigten und durch Aufstülpen der Hosen noch freier gemachten Füße mit bewundernswerter Feinfühligkeit jeweils die richtige Trätte ab, bezahlen aber auch ihre Kunstfertigkeit oft genug mit Rheumatismen, die sonst schon mit zum Kreuz des Webers gehören.

Aus den Maschen des Geschirrs wandern die Zettelfäden durch das Blatt. Es besteht dies aus einem etwa 1 dm breiten Rahmen, in welchem in dichtgeschlossener Reihe die Zähne — Blattzähne —, jetzt aus elastischen Stahlschienen, früher aber und besser aus Schilfrohr (Arundo) bestehend, senkrecht eingefügt sind. Das ganze Weberblatt ist einigermaßen nachgiebig im Kammladen (Champlade) eingelassen. Derselbe ist, frei balancierend, unten mit einer starken Querleiste beschwert, so daß der Weber mit etwelcher Kraft jeden neuen Einschlagfaden dicht an das schon gewobene Tuch fügen kann: zuehschlaa.

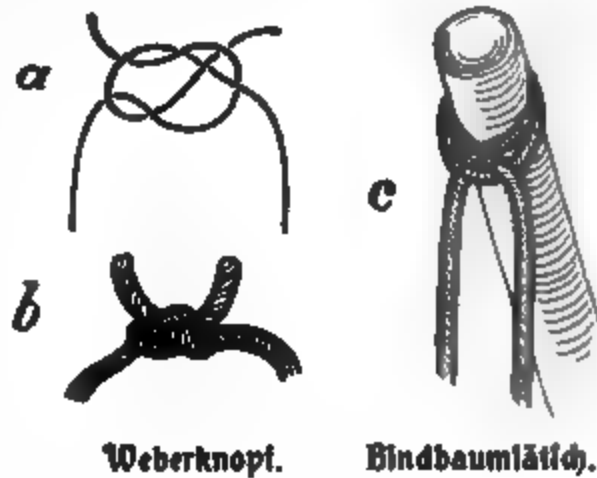
Vom Tuedbaum her nun, an welchen die Magenegend des Webenden anliegt (anliegt), begegnen den Zettelfäden die aufgeschlitzten Enden der über das Tuedstäckli hin verteilten Traage. Durch Aaträäje („Andrehen“) werden die gegenseitigen Faden-Enden miteinander verbunden.

So kann nun endlich das Weben beginnen. Der Weber setzt sich auf den Sigbaum: ein eigentümlich Gerät! An den Vorderbäumen des Webstuhls einhängbar, bildet es gegen die Mitte eine schmale Ausbuchtung, die aber beim Weben von Breittuch dem Körper höchstens einige Anlehnung gewährt. Die Linke faßt die Leiste (Leiste) am Champlade, in welche das Blatt oben eingelassen ist; die Rechte handhabt den Schnellschuß, d. i. die Schnur an beweglicher Rolle, welche das auf gußeisernen Rädchen gleitende Schiffli,⁴⁴ aus Buchsholz geschnitten, in eiligem Tempo mit dem Einschlaggarn — Zitrag⁴⁵ — hin und her jagt. Fehlt aber der Schnellschuß — für mehrschäftiges und schmalgestricheltes Tuch ist er gar nicht zu brauchen —, so schießt (wirft) abwechselnd die Rechte und die Linke das (alsdann ohne Redli gleitende) Schiffchen, und die freie Hand schlaa zuehe. — Aber, o weh, das wißt ja gar nid! Kein Wunder: das Schiffchen lauft z'läärem; das Chnëbeli aus Buchsholz (oder Stahl) trägt kein Spüeli

⁴⁴ Widm. 183. ⁴⁵ Schm. 1, 287.

mit aufgehäufterm Einschlag. Also, es muß g'spüelet si! ⁴⁶ Das besorgen allerdings in der Regel Kinder- oder sonstige eben freie Hände. Das hiezu dienende Spüelirad („Spühlrädli“ ⁴⁷) trägt an seiner schlinne Spiße, die nur durch einen Träger gestützt ist, die aufzuhäufenden Spüeli: etwa 8 cm lange Röhrchen aus Schilf, Weichholz oder gefleisertem Papier. Es kann aber zum Spüele auch nur am Spüelrad die große an die kleine Spindel ausgetauscht werden.

Aber wieder hapert es: 's Bettigarn wott nid rüttsche. Bei allen Kreuzungen und engen Durchpässen bleibt es stockig stecken. Zur Not genügt bloßes Lööse. Gründliche Abhülfe bringt indeß nur das Anleimen der Flocken an ihre Fäden. Zu diesem Zwecke wird der Bettel aus Baumwollzwirn mit steifem Rindschmalz bestrichen, der leinene Bettel dagegen g'schlichtet. Aus minderwertigen Kartoffeln oder Mehlsorten wird hiezu eine Pappe bereitet: die Schlichti ⁴⁸ (allenfalls auch „Gletti“ ⁴⁹). Mittelfst eigener Schlichtbürste aus Polytrichum commune ⁵⁰ (wohl auch gewöhnlicher Bürsten) wird sie aufgetragen. Glutpfanne oder Blasebalg (Luster) helfen bei feuchtkaltem Wetter tröckne.



Weberknopf.

Bindbaumlätsch.

a) im Entstehen. b) vollendet.

Nun endlich kann der Weber ruhig ans Werk. Meint ihr? Ein Paar Schläge, und wieder heißt's beim geduldigen Mann: e d's Ehäßer doch vol! (beim leicht erregbaren — „hässelige“ — ein wenig anders). Eine Lücke im Tuche zeigt, daß ein Bettel-Faden gerissen („brochen“) ist. Immer derselbe perfide Faden erweist sich als besonders spröde (brööb). Mi mues ga chnäpfe, und zwar derart, daß der Knopf unbehindert durch Geschirr und Blatt schlüpft. Drum gibt es einen eigenen Wäberchknopf. Derselbe läßt sich im Garn nicht wieder lösen, er geit nid uff. Drum die Lebensart: der Ehnopf ist g'macht, die Angelegenheit ist unwiderruflich erledigt. ⁵¹ („Roma locuta, causa finita.“) Und da der Weberknopf eine kleine Kunst in sich schließt, so heißt s'ner Ehnöpf mache: Intrigen anzetteln. ⁵²

Hin und her geht das Schifflein emsig — neuer Verdruß! Der Einschlag zeigt häßlich hervorstechende Bleifäden; ⁵³ die müssen aus seinem Gewebe wieder uffgegnoo werden.

⁴⁶ Spüele statt spuele lies SchM. 1, 42, 44 Sp.; 2, 48; Joggeli 26. ⁴⁷ Selbst. 272. ⁴⁸ Bibm. 183. ⁴⁹ Ebb. ⁵⁰ Reunis Kryptog. S. 70. ⁵¹ AB. 1, 300. ⁵² SchM. 2, 293. ⁵³ Ebb. 1, 28.

Eine andere „Fehlerquelle“ ist durch eine neue Einrichtung beseitigt: die Klemmschraube mit Stahlbelag unten, mit Lederbelag oben. Sonst hatte der von einem Andi (Tuchrand) zum andern dicht hinter dem Schiffchengang straff spannende Spannstab häufig Löcher gerissen. Neben ihnen nahmen sich Wäbernäster, durch unregelmäßig zugeschlagene Faden bewirkt, doppelt häßlich aus.

Nun, die Sache geht am Ende doch, und der Tuchstücker dicht vor den Knien des Webenden häuft sich mählich zur mächtigen Tuchwölle auf. Diese kann abgeliefert und dem Eigner mit dem — zuweilen recht hübsch geschnittenen — Geilstücke vorgemessen werden. Dabei gehört es mit zur Standesehre des Webers, daß er zu jeder Elle die Breite des Daumens der das Tuch ab der Welle nachziehenden Linien iimißt.⁵⁴

Seit dem siebenzehnten Jahrhundert werden die meisten Linnen ganz, oder halb, oder viertel=pleitt. — Wiß wi n es Pleittuch (vor Schrecken, Entsetzen u. dgl.) ist ein bekanntes Bild. — Alten Stufes genießt die Pleiti⁵⁵ zu Lüzelflüh. Der um 1629 regierende Landvogt von Brandis, ein Herr mit offenem Blick und Herzen, veranlaßte den Sankt Galler Rästli zur Erbauung einer Bleicherei, um die vorzüglichen Wasserkräfte auszunützen. Das Geschäft ging in der Folge an einen Krähenbühl über, dessen Tochter den Urgroßvater des jetzigen Besitzers von Bleicherei und Färberei heiratete. Damit steht bereits die vierte Generation Geißbühler dem streng technisch geleiteten Geschäfte vor. Neben der benachbarten Farb⁵⁶ steht die alte kleine Walke ('s Walkele). — Bei den Brüdern Geißbühler: Farb-Hänes (dem Bleicher), Farb-Ueli (Färber und Großrat), Farb-Friß (dem welt- und menschenkundigen Junggesellen) hielt Gotthelf seinen Lieblingsabstieg. Hier war es denn auch, wo ein im Oberaargau angesponnenes und angezetteltes „Annebäbi“ seine Farbe, wo ebenso die Lichtgestalten in „Geld und Geist“, wo ein Erdbeeri-Mareili, ein Meyeli und Mädeli das verklärende Schneeweiß ihrer Charaktere empfangen.

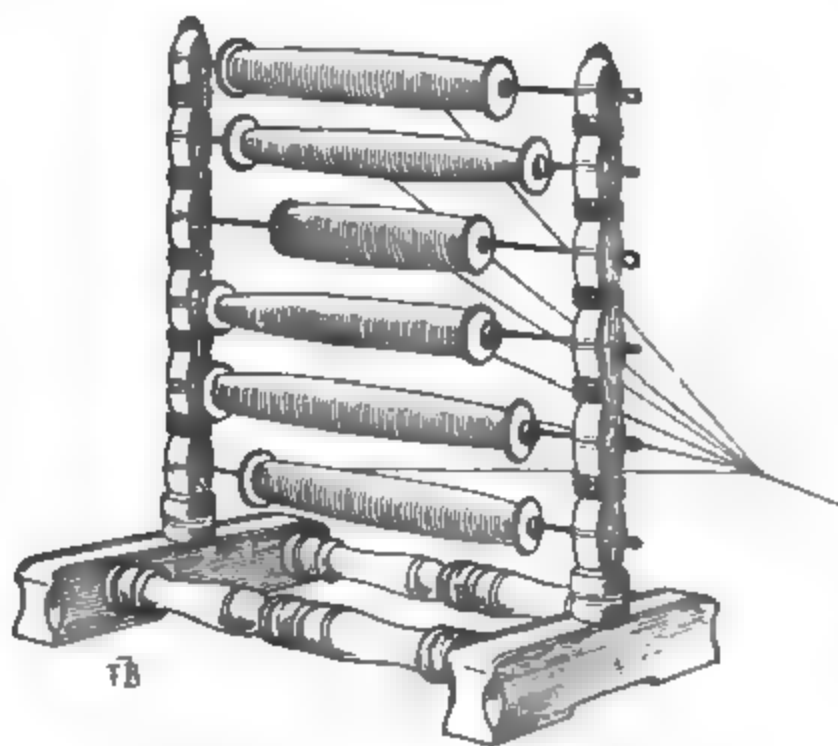
Mit Schere und Nadel.

Lange vor unsern Zuschneideturfen lernte die ehrsame Bauern-, Handwerkers- und Tagelöhners-Tochter von ihrer Mutter das Schroote ihrer selbstzuverfertgenden Werktagskleider. Schroote ist überhaupt

⁵⁴ Schm. 1, 30 (ergötzlich!) ⁵⁵ Wh. Bleicherei, Tröschhauus, Wageschopf. Sp. Dh. Ad. Bs. 1847; G 5. ⁵⁶ Färberei, heute Wh. Ad. Bs. Bd. 1338.

ein Dialektwort von altem Schrot und Korn, auch in bildlicher Rede. Wir drohen: Wart, i will der d'Chappe schrootel! (s. unter „Strumpf“.) Einem über den Haun fliegenden Huhn werden d'Fäde b'schrootet, d. h. die Flügel gestugt, und so „schrotet“ man Einen, den man in Rechten und Freiheiten verkürzen will.¹

Wie schlechtes Schneiden ein Schnäfle, ist schlechtes Nähen — Nääje — ein Suurpe, ein G'suurpel, ein Sülpere; oder ein G'schnuurpf, ein Schnuurpfe² (zürcherisch und auch bei Gotthelf³ „schnürpfe“). Das zu „Schnur“ gehörende mhd. snörken und snөрchen bedeutet ein „Zusammenziehen“ — zunächst etwa so, wie der in seinen Kleidern „Reduzierte“ die Blößen z. B. eines Kniestückes durch Überstülpen und Vernähen nach dem Rezept „läng Stich, heit (hält) en andere!“ zu heilen sucht. Vergl. nääje wi ne Sattler. Verschnurpft sind auch Strümpfe, die nicht regelrecht gestopft worden. „Verschnürpft“ war das blatternarbige Gesicht Jakobli.⁴ Der Schnurpfgrind: 1. häßlich aussehender, 2. verachteter Mensch. Auch „das Gnäaj“⁵ ist Bezeichnung einer schlechten Näharbeit.



Spulehänder zum Zwirnen.

Aus den verschiedenen Arten Nähte (Vor- und Hinter-Stich, Saumstich, Chötteli- oder Bättschlittich, Flanälistich, Gägestich oder Vilache-Naht, Bättlernaht, Trööllnaht, letztere aus Hinterstich und Saumstich zusammengesetzt)⁶ verwendet die Mundart bildlich die Überwündligs-Naht, das überwündlig Nääje. Ein Betrunkener, der mit gekreuzten Beinen und einwärts gekehrten Füßen im Bidsack daherstolpert, macht Überwündlige.

Es Briesli (Paketchen) Naable. Neben Nadeln liegen im Naabelhüßi oder stecken im Gusechüßi stets etwa eine Anzahl Stednadeln: Güse und Güseli. Auf ihre Kleinheit deutet der Vergleich

¹ NB. 1, 845. ² Selbst. 189. ³ NB. 1, 245; BSp. 355. ⁴ NB. 1, 245. ⁵ NB. 2 S. 119. ⁶ E. Anna Rüffer, Prakt. Nal. z. weibl. Handarbeiten Bern 8.

mit etwas Unauffindbarem: Da fund men ehnder e Guse i mene Fueber (oder Ehlaafter) Heu! Interessant ist die Abstufung in Maßangaben: Es Gusechnopfs groß, en Ärbß, e Baumnuß, es Ei's groß. Wi n e Gusechnopf ist auch etwas mühsam zu suchen.⁷

In unsern Abbildungen fehlt auch der Spuelehäber nicht. Dies selten gewordene Gerät dient zu einer eben so selten gewordenen Ver- richtung: dem Fade zwirne. Wer indes auf einen Nähfaden Wert legt, wo nid chrüüselet (sich nicht kräufelt), und wo nid Ehnüß (übel gedrehte, knotige Stellen) drinne sii, ersetzt sich den Spüeli- fäde der Maschine immer noch etwa mittelst eigenhändigen Zwirnens am gewöhnlichen Spinnrad aus selbstgesponnenem Garn.

£ Sach z' Fäde schlaa („z' Fäde zieh“⁸): eine Angelegenheit vorbereitend in Gang bringen. Der Fadeschlag. Der Sach der Faden abschniide. Fade, wo näät: ein Mittel, ein Vorgehen, welches wirkt.

Das Fadechörbli mit dem darin unvermeidlichen Ringgis⁹ (Krimstrams). Re Hushaltig ist ohni Ghüürsch (ßß) im Fade- chörbli. Es ist eis e kei rähti Husfrau, we si nid es Ghüürsch im Fadechörbli het. — Längfädig, d. i. ermüdend, umständlich kann sowohl eine Erzählung, Auseinanderlegung, als der Referent sein.

£ Maadlen iifädle, seltener: iifädne und ganz verschollen das gute alte iifädme (zu Fadem, wie Bodem, Gadem u. dgl.), „fädme“.¹⁰ — Der Nähtlig¹¹ ist so viel Faden oder Garn, als auf ein Mal ein- gefädelt wird. Von einem Redner, der nicht zu Ende kommen (vgl. ländte) kann: Aha, er het aber e länge Nähtlig ihe g'macht!

Die Fadenspule heißt das Spüeli. Der Garn- oder Faden-Rnäuel: die Ehlungele,¹² das Ehlungeli.¹³ Das Ehlungtscheli: reizend dralles kleines Kind. Rätsel: Es ist öppis nume chliin wi n es Ei, u doch möge 's vier Roß nit zieh. — Mythologischen Hintergrund hat die Fasnacht-Ehlunglere (die alte Berchta, welche die mit Spin- nen nicht fertigen Mägde bedroht und straft). Ihrem verummten Er- scheinen entspricht einigermaßen die als Ehlunglere bezeichnete Titel- figur des „Hinkenden Boten“ mit ihrer Frisur und der an ein Spinn- rad erinnernden Weltkugel.

Abgesehen vom Zeichne der Wäschestücke mit rotem Faden ist das Sticken oder Brodiere („brodiere“, franz. broder und border, eigent- lich: einen Tuchrand mit Garn einsäumen, saume) eine vornehme,

⁷ BwM. 176. ⁸ Kongreß 166. ⁹ Basl.: Ringgis. ¹⁰ NB. 2, 53. ¹¹ NB. Anna 143. ¹² Schulbb. 299. ¹³ UR. 162; SchM. 2, 343.

etwa für Besuchsstunden aufgesparte Arbeit. Es werden Pantöffeli probiert, oder wenigstens die Schuehbläße dazu. Es Paar Hoseträger, e Schileebläß (Westen-Borderstück): Mittel, um gewissen Orts bei noch nicht ganz gewissen Aussichten sich in freundliche Erinnerung zu bringen.

„Pantoffeln brodieren oder einen Tabakbeutel häkeln“, war noch nicht Mode in der Befreude.¹⁵ Wie entschieden das Hägggle es heute im Bernerland ist, beweisen die altmodischen weißbaumwollenen Decken über Tisch und Kanapee, Bett und Schubladestock der Hinterstube.

Eine entschieden zu wenig geübte, ebenso feine wie solide Knüpfarbeit ist das Filoschiere (-s-; la filoché = das Netz). Netz-Unterhemden und -Unterhosen, Halstücher und Halsbinden, Mite (mitaines) und Handschuhe sind ebenso zierliche wie praktische Erzeugnisse dieser schönen Handfertigkeit. Im Groben veranschaulichen sie der Grassbogen und das Heugarn.

Um so geübter ist und bleibt (auch im Zeitalter der Strickmaschine) das Stricken: Lisme. Seit 1535 aus Burgund über das Elsaß und Basel zu uns gekommen, ward ehedem diese Fertigkeit auch durch Männer geübt, erstreckte sich aber auch auf allerlei schätzenswerte Gewandstücke, von denen heute noch der Lismer (Spenz) Zeugnis redet. Vgl. das „Lismerhuus“, ein Gütchen zu Guttwil (1783). Auf Frauenhand beschränkt, ist heute hier das Lisme eine so gewohnte und selbstverständliche Betätigung (da und dort vielleicht auch Vorpiegelung) häuslichen Fleißes selbst an Schul- und Examen-Besuchen, daß sie — im Vergleich mit der rauhen bäuerlichen Hantierung — gar nicht mehr als Arbeit erscheint. Wer nüüt tuet, lismet. Und so eifrig lismet doch, wie heute bereits das ABC-Mädchen,¹⁶ nicht nur ein allzeit dem Haushalt lebendes Mädeli und Rösli.¹⁷ Es setzen auch Pfarrfrauen¹⁸ mit allem Fleiß und setzen Landvögtinnen¹⁹ wenigstens zum Schein die Lismete (das Strickzeug) in Gang. Die nämliche Geschäftigkeit vorpiegelnd,²⁰ lismerle Welschlandstöchter „öppe dem Schatte naa“²¹ an einem Geldseckel.²² Nur vollständige Nichtskönnerinnen wissen nicht einmal um das elementare Dürestäcke, umeschlaa, dürezieh un ahelaa, und müssen sich von einem Kesselflicker foppen lassen, si heigi gäng e^{nen} Rättsch uf der Naadle un eine drunder.²³ Oder es sei bereits 's Börtli obenab gfület,²⁴ wenn es zum Einweben des Ratteschwänzli (Garn-Endstümpchens) in den Zehen-Zipfel komme,

¹⁵ Räf. 95. ¹⁶ Vgl. Anters liebliches Bild „Schweiz“ 1900, 179. ¹⁷ AB. 1, 383. ¹⁸ EbM. 253. ¹⁹ BSp. 248. ²⁰ UR. 257. 288. ²¹ UR. 145. ²² Geldst. 19. ²³ Joggeli 31. ²⁴ AB. 1, 383.

oder auch nur schon zum Abchäpple (zum Chäppli, dem Umbiegungsstück der Ferse), ja sogar bloß zum ersten Abnäã (Abstäche, Verminderung der Maschen, diminuer) für das Badenstück.

Nicht weniger als die Strick-, läßt sich die ebenso unentbehrliche Stopfnadel — Wullenadele — mit Grazie handhaben, wenn auch der Dichter, der sie besänge, noch zu suchen ist. Mit dem Maschenstich, Lismerstich Strümpfe stopfen oder umemache, wie man Blößen, Dünnine im Tuch, ausgefranzte Enden (Uusg'fiseret's usw.) umemacht oder veremacht: das darf sich ebenfogut sehen lassen, wie das Neumache eines Strumpfs, eines Kleidungsstücks. Umso mehr, da dem „Umemache“ ein gewissermaßen solenner Gefühlswert inne wohnt, welcher ihm in der Unterscheidung zwischen höherm und niederm Stil eine Superiorität von mindestens zwei Graden über dem vulgär klingenden bläße zuteilt. Mitten inne steht das neutral sich haltende schriftdeutsche „flicken“. Man beachte den Ton, in welchem man vom Bläße eines Kleidungsstücks, Kochgeschirrs, Zubers, Korbes, einer Kette usw. spricht; ebenso eines Häuschens, und bildlich von „Löchern“²⁵ und Rissen in der Lebenskraft. Man „bläset Verjaffige zwäg“,²⁶ wie man Wagen und Roßzüge zsämebläset,²⁷ mit unglücklichen Umbauten Geld verbläset.²⁸ Genau ist bläße s. v. w. Aufsetzen eines Flicklappens (Bläß) auf eine beschädigte Stelle z. B. durch die Hausmutter, welche an den Gewändern der Ihrigen von Zeit zu Zeit eine Bläßete²⁹ vornimmt; durch den Flichschneider (Bläßli schnijder), der ebenso bessere Gewänder behandelt; durch den Schuster (d. i. „Schuh-Mäher“³⁰), der auf eine Blöße des Leders eine Riestere setzt. Vgl.: aus einem Unterkleid „zweu anderi z'wägriestere“,³¹ und so bildlich irgend etwas notdürftig herstellen: zwägriestere, zsämeriestere. Ist die Riestere, das Riesterli, wie der gleichnamige Teil des Pfluges ausweist, ein zungenförmig ausgeschnittenes Stück irgendwelchen Stoffs (Eisen, Holz, Leder, Tuch), so ist Bläß s. v. w. Stück im weitesten Sinn. In unserm Zusammenhang ist es also Flickestück; für den Gemüsebau dient der (Pflanz-) Bläß; ein Stückchen der Haut ist gemeint bei der Redensart: enandere Bläßen abrijbe; hyperbolisch sagt man: si^{ch} Bläßen abchläge; in bloß linearer Ausdehnung gedacht: ein „Stück“ Weges: i chume no ne Bläß, es Bläßli, es Bläßeli mit der.

Was man mit einem Flickestück bedeckt, kann sein: ein Riß oder Schranz. „Schranz“ (zu „schrinden“ und „Schrund“) ist überhaupt

²⁵ NB. 1, 73. 276. ²⁶ Rongreß 143. ²⁷ Räf. 246. 264. ²⁸ Barthli 43. ²⁹ NB. 23. ³⁰ Die scheinbare Endung -ster ist lat. sutor, „Suter“, aus „sütore“, nähen, consuere = frz. cou-d-re, eigentlich zusammennähen. ³¹ NB. 23. 26.

Riß, Spalte, Bruch (vgl. der „Hoffschranze“, der ein hofgemäß geschlitztes Kleid zur Schau trägt), und ei'm öppi's abschranze ist abzuzaden. Ferner: eine abgenutzte Stelle, eine Blöße, also 1. eine Dünni, die noch notdürftig zusammenhält, 2. „es Loch“. Letztere Bedeutung als die ursprüngliche geht schon aus dem Synonymenpaar blutt u²² b bloß (blutt u b bloß) hervor, welches sichtbar auf einer Grundform²³ beruht. „Blutt“ spielt denn auch seine Rolle zunächst im Rechtsleben,²⁴ woran sich anschließt: einen andern²⁵ oder sich selber²⁶ blutt mache d. h. aller Habe bis auf das Unpfändbare entblößen; blutt f. v. w. vermögenslos, auch: ausgehungert.²⁷ (Vgl. „bluttarm“ als von Jakob Grimm vermutete Grundlage von „bluetarm“ = äußerst arm, falls dies nicht doch wie „blutwenig“ sich erklärt.²⁸) E blutte Marchstei ist durch die Pflüge der Anstößer von aller Erde entblößt.²⁹ Eine Lichtung im Wald: e Blütti. Es Blutt müüseli: in seiner Nacktheit reizendes Kindchen. Blutt fues gaa: barfuß (baarfiß³⁰) gehen. Um 1790 ging ein Gemeinderat barfuß und in neuen Zwilchhosen ans Schuleramen.⁴⁰ Das Wesen des Erdbeerimareili aber „hatte etwas Eigenes, sagt möchte man sagen: Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging“.⁴¹

Welcher Gegensatz dazu der „Lump“, „Fögel“, „Hudel“ auch im eleganten Gewand! Alle drei Synonyme gehen aus vom Begriff des kleinen Zeugstückes. Mit „Stück, Pleß, Lump“ wird 1523 der „Lappen“ umschrieben, und dasselbe bedeutet ja der um den Kopf gewickelte Lump⁴² (der „Gsunlets-(Gesundheits)Lump“ der unter Zugluft das Zimmer reinigenden Schaffhauserinnen, das „Chopflueder“ im Gadmental und das „Schnüzlueder“ (Nastuch) dortselbst). So stehen bei uns der Raselump^e, der Wäsch-, Fuß-, Bodelump^e im eifrigen Dienst der Reinlichkeit; ja ersterer (das Schnupstuch) kann in gesellschaftlichen Etikette-Fragen eine wunderbare Rolle spielen. „Vor allem uns — instruiert Müller seinen jungen Kollegen im Lehr- und Leichenredner-

²² Got. blauthjan = aufheben, abschaffen; Marc. 7, 13. ²³ Geldst. 203; Michel 208; UR. 201, vgl. Beitr. 438. ²⁴ Schuldb. 349 und d. ²⁵ Ebb. 351 und d. ²⁶ Ebb. 402. ²⁷ Nämlich als Mechanisierung aus Fügungen wie: Du söttst di schäme i dis bluetige ober blüetige Härz ihe = dein Herz, dessen wesentliche Eigenschaft es ist, „bluetig“ oder „blüetig“ = durchblutet zu sein; also in dies dein wahres, wirkliches Herz = in Wahrheit bis in dein Herz hinein. (Vgl. the very town = „die eigentliche Stadt“ = die in Wirklichkeit so zu nennende Stadt = die City gegenüber dem Reichbild.) Vgl. auch „chibigi Nacht“ S. 118 hievor. — Wie nahe „blutarm“ mit „bluetarm“ sich berührt, zeige folgendes Gespräch um Biel: „Äse Bueb ist gäng e so matt, er hett's wie Blii i de Brine“. — „Er ist däch bluetarm.“ — „O bhüet is nei, bhüet is nei, was läicht der? Er het vo fir Mueter feustuufig Fränkli, u vo mir git's einist o no öppi's!“ ²⁸ BSp. 10. ²⁹ Ebb. 381. ⁴⁰ Berner Volksztg. 1902, 5. März. ⁴¹ EbM. 272. ⁴² Geldst. 279.

Amt — nimm di schönste Naselumpen i Sack, u häich e Zopfen e chlii voruse. Wenn d' zum Huus zuehe chunnst, so gib bene Manne d' Hand, zieh der Naselumpe füre, wüsch d's Gesicht dermit ab u säg, du sigist starch glüffe. Wenn d' i d' Stube chunnst, so zieh wider der Naselumpen usen u schnüz es paar Mal, das biwüsst männliche Teilnahm.“⁴³

So fügt sich der Lump geschickt und geschmeidig in tausend Bedürfnisse und Wünsche. Allein — und das ist der Welt Lohn — gerade das Selbst- und Willenlose solchen Dienstes macht ihn zum Urbild alles verächtlich halt- und charakterlosen Wesens. Glumpelig und lümpelig (widerstandslos weich und nachgiebig) heißen die Übergänge hiezu. Am Ziel des Weges aber steht der aller Selbstachtung und Selbstzucht baare Mensch — der Lump. Es hat also mit dieser ethischen eine sprachliche Abspaltung sich verschwistert: „die Lumpen werden die Lumpe“, ganz so, wie der und die Tropfen zu „der arm Tropf“, „die Tröpf“. Solch ein Lump nun lumpet, stellt Lumpete um Lumpeten an, bis er alles ihm Anvertraute verlumpet het und schließlich verlumpet (bankrott) ist. — Sit Dir (Ihr) das Glump? lautet ein Redruf beim Kartenspiel.

Der Hübél (verwandt mit den „Habern“ und mhd. „der hadel“) ist zunächst ein ebenfalls zu Ehren gezogener⁴³ und erst bei gänzlicher Invalidität dem Hüdilumper,⁴⁴ dem „grusam brave Hüdlepeter“⁴⁵ (verächtlich dagegen „Hüdilump“⁴⁶) ausgelieferter Lappen. Hüdle gää ó warm: in Ermangelung eines Bessern nimmt man mit dem Vorhandenen vorlieb. Er het e Grind wi n es Fueder Hüdle (vgl. „Bauelegrind“). G'g' hüdleti Geis (langhaarige Ziege); g' hüdleti Chaß (Angora-Katze). Etwas oder jemand hüdle: in schwankende oder zitternde Bewegung versetzen, schütteln, wie auch Fieber, Aufregung, Furcht es tun;⁴⁷ ihn zwäg hüdle;⁴⁸ bildlich: „das Volk hüdeln und plagen“.⁴⁹ „Der Stier sö!! mi hüdle, wenn ...!“⁵⁰ Moralisch: jemand ausschelten,⁵¹ über ihn losziehen.⁵² — Der schlimme Nebenbegriff nun stellt sich ein, sobald der Hübél als loser, flatternder Teil eines Ganzen an diesem hängt und ihm das Aussehen des Unsoliden, des noch Unfertigen oder schon im Zerfall Begriffenen gibt. So geht der Zerlumpete in Hüdle oder in Hüdéli, verhüdlet, ghüdlet, hüdelig⁵³ einher; sein Gewand ist es Ghübél, gleichwie ein zerfallendes Gerät,⁵⁴ baufälliges Haus u. dgl. Vgl. die Hübél-Ornig usw.

⁴³ MZ. BR. 46 f. ⁴⁴ Räthi 86 Hs.; vgl. Goethes „bescheidene Lumpe“. ⁴⁵ Räthi 186; Rätheli 280. ⁴⁶ Dursli 261. ⁴⁷ MZ. 2 J. 156. ⁴⁸ GG. 1, 25. ⁴⁹ MZ. 2, 328. ⁵⁰ Widm. 126. ⁵¹ Tell 79. ⁵² MZ. 2 J. 87; SchM. 2, 305. ⁵³ Ebb. 198. ⁵⁴ MZ. 2, 334. ⁵⁵ Selbst. 343. ⁵⁶ MZ. Mg. 268.

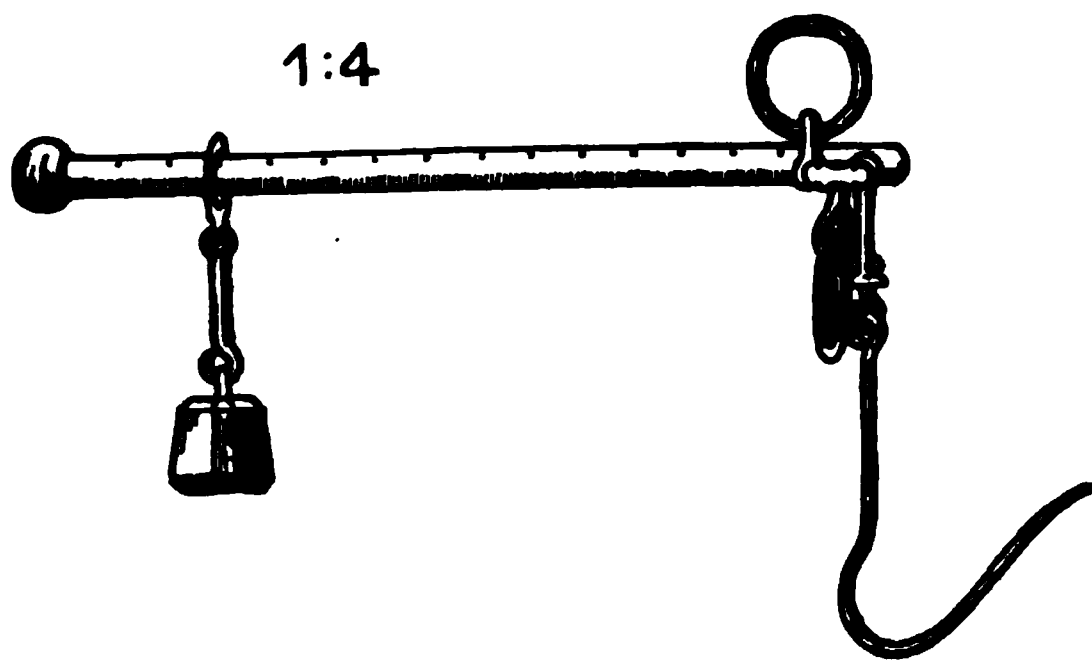
Wie aber der Lumpen zum Lump, so wird der Hubel (Lappen) zum Hubel, Hübel, Hübeler. Diesen Übergang illustrieren zahllose (bekannte) Witze und Redereien, u. a. die gegenseitige Mahnung unserer kleinen Schlittensfahrer zum Ausweichen: Achtung, es chunnt es Fueder Huble! D's Hubel's gaa (den Weg des H. g.): ökonomisch zugrunde gehen, s. v. w. verlumpen.⁵⁷ Als solcher „Hubel“ handeln heißt huble,⁵⁸ hübele, alls (das seine) verhuble, verhübele; Hubleten aastelle. Der Hübeler.⁵⁹ — In mitleidigem, erbarmendem Sinn: „der Hubilist“ (wie ein Hund) das Weggeworfene auf.⁶⁰ „Eh du arme Hubi, gschwind, gschwind a d' Wermi!“⁶¹

Mit „Fetzen“ endlich, was ursprünglich in gutem Sinn „Kleid“

(vgl. sogar „Sonntagsfetzen“⁶²) bedeutete, steht in Zusammenhang: das G'fetz, soviel wie Klump, G'hubel. G'gfozletti (vgl. ghubletti) Geiz. Wie der Lumpen zum Lump, verhält sich der Fözel⁶³ zum Fözel; fözle (in

Lumpen: verfözlet, „verfözlet“⁶⁴ einhergehen) wird zu fözle, d. h. 1. als Lump sich geberden, 2. über jemand als einen Lump spotten, ihn uuszfözle.

Eine ähnliche Wortgeschichte steckt in Plunder, das einst (z. B. 1441) auch in der Bernersprache⁶⁵ u. a. Gewand und Hausrat bedeutete (Plunder zu plündern wie franz. robe zu dérober und Raub). Erst mit seinem verächtlichen Sinne des ordnungslos umherliegenden Allerlei machte es einer Reihe anderer, nach und nach auch wieder veraltender Ausdrücke Platz. So der „Waat“ (Wat;⁶⁶ „das Leinwat, damit er bekleidet ist;“⁶⁷ altdeutsch die wât und das giwâti, gewaete). An Stelle der „Waat“ trat das „Gewand“, womit man den Leib „umwindet“, umwickelt, umhüllt (wobei die Konkurrenz mit „Waat“ ein Schwanken des Geschlechts hervorrief: „das Leinwat“ — „die Leinwand“ 1. Leinenkleid, 2. der Stoff dazu). Wie das „Gewand“ auch die gesamte kriegerische Ausrüstung mit umfassen konnte („Gewandhaus“ = Zeughaus),



Holzwaage (Hublumpenwöögli).

⁵⁷ NB. 2, 43. ⁵⁸ Schm. 1, 93. ⁵⁹ Bitt. GE. 4. ⁶⁰ Dursli 216. ⁶¹ NB. 2, 419. ⁶² Kluge⁵ 105. ⁶³ NB. 1, 315. ⁶⁴ Ball 57. ⁶⁵ Schm. 3b. 5, 115. ⁶⁶ Btgst. 58. ⁶⁷ NB. 67.

so finden wir umgekehrt „das Gschüß“ für Kleidung.⁶⁸ Am allgemeinsten ist natürlich das „Kleid“, und zwar bedeutet in mundartlicher Färbung es Chleid ein Kleidungs- als Ausstattungsstück, das in prägnantem Sinne „kleidet“, d. h. dem Träger vorteilhaft steht. Ein ganzer Anzug heißt B'chleidig, noch häufiger jedoch (und namentlich für Kinder-Gewand): die Alëgig. Mit kürzender Objektverschiebung sagen wir statt „das Kleid an den Leib anlegen“: 's Chind aalege, si^a aalege. Si^a anders aalege: sich umkleiden. Dabei hat „aalege“ den bemerkenswerten Doppelsinn von „bekleiden“ (vétir = mit Gewand ausstatten) und „an kleiden“ (habiller). „Sez isch das Chind doch ordlig aag'leit.“⁶⁹ Mit jener Objektverschiebung sagt man auch: si^a oder jemanden abzieh = auskleiden. Zu solch ordentlichem Anziehen steht im Gegensatz das bloße Amuusch, ⁷⁰ Afungge,⁷¹ wie zum richtig glatt Ansetzenden das Berrumpfete.⁷² Beides ist der Fall beim Faaggeli und Hä(r)peli,⁷³ beim Tämcherli und Schlamp, und hootschig (hotschig) chunnt dahaar der Hootsch oder Höttsch.

Das Alltagsgewand.

„Die Toilette eines Bernermädchens fängt da an, wo manche Modedame noch gar nicht daran denkt: beim Hemde.“¹ Auch den echten Bauernsohn erkennt man schon am feinen und weißen Hemd.² Aber nicht weniger ehrenfest erklärt die Tochter aus armem Haus ihrem Bruder: „Diner Hemmli si öppe nid, wi n es si für ne Schu'meister schickt.“³ — So die Qualität dieses zu unserer Tracht unentbehrlichsten Gewandstückes. Auch am Werktag ist dasselbe, und zwar im Bauernhause bis zum Härdenächt hinunter, es wißes Hemmli. Nur sehr allmählich macht dasselbe dem Wollhemde Platz, obgleich letzteres auch hierzulande längst bekannt ist.⁴ Etwas häufiger wird das Barchenthemd (Barchethemmli) getragen.

Und das Quantum! Es Döze Hemmli,⁵ für all Sundig chönne z'schangschiere, ist ein Minimum, das jeder achtbare Bauernknecht überschreitet. Allerdings ein respektabler Luxus gegen die Tage der spinnenden Königin Bertha, wo mehrere Prinzessinnen zusammen ein Hemd besessen haben sollen.

⁶⁸ Ztgst. 1, 118. ⁶⁹ MZB. 2 J. 253; vgl. aahaa, to wear, „antragen“ (Nebm. 605). ⁷⁰ GG. 2, 59; Gelbst. 67. ⁷¹ MZB. Anna 186; Gelbst. 67. ⁷² UR. 293. ⁷³ MZB. 2, 35.

¹ GG. 2, 153 f. ² GG. 2, 32. ³ MZB. BR. 13. ⁴ Ger. Zw. (1793). ⁵ Zischeb. 18.

Am Hemmli un a de Schuehne g'hennet me der Bagent. Flugß also, wenn wir nicht das Geschick eines Pestalozzi vor Brugg erleben wollen, zunächst hin zur Määjjere (wie die Weisnäherin — Lingere — und Schneiderin noch zur Stunde heißt), und Hemden bestellt! Und zwar solche, an denen Ärmel und Stock (beim Männerhemd:

der Schilt, Hemmlischilt)* vom gleichen Stück* sind; die Brust noch nach alter Weise g'fälglet (platt anliegend gefaltet); die Ärmel (Ärmel) dagegen ohne Bräsfeli* (bracelets), vorn weit offen, damit durch ihr Rückwärtsstülpen (Hinderelike) die Arme zu größter Kraftentfaltung frei werden; die (Achsel-) Bblägi* und das Rütli (der rautenförmige Einsatz in die Achselhöhle) recht stark. (Beim Stockhemmli der Frauen werden die Achselstücke durch die bis in das Halsbändchen hinaufreichenden



Im sommerlichen Alltagsgewand.

Ärmel ersetzt, wobei aber Ungewohnte sich fühlen wi i mene Chomet. Daher ist auch das püürsch (ss) (bäurische) Werktagß-Frauenhemd lieber ein weitärmeliges: es wits). Der Hemdtragen (Hemmlis-

* G. 2, 158. ? G. 57. 1899, 82. * M. B. Anna 159. * Michel 190.

Chrage) wird noch heute selten separat, lieber am Hemd aufgenäht, getragen; doch heute sieht man ihn allgemein umgelegt (abgeklippt), nur noch bei ganz alten Männern „schön herauf über die Ohren“ gezupft¹⁰ und zwäg'zöge,¹¹ zwägg'streckt.

An „Hemd“ erinnernd, sei gleich hier das „Montur-Camisol“ erwähnt, in welchem 1789¹² ein Strafgefangener entwich. Sonst erscheint damals¹³ „Hemd und Leibli“ (das Leibli) als Nachtgewand eines Mannes. Die gewöhnliche Bezeichnung eines solchen Oberleibwärmers ist: der Muß¹⁴ (mit Ärmeln: Ärmelweste), wogegen „ein weißes Leibli von Satinen mit gelben Knöpfen“ (1793)¹⁵ und „es sibigs Leibli“¹⁶ bereits unserer Weste gleichkommen. Vgl.: „1 halbleiniges Westli mit Ärmel“¹⁷ (1793), unser Cermelschilee. Ihm entspricht der Brustlaß der Truber-Bauern von 1830,¹⁸ das „rote Brosttuech“ der Appenzeller. Die heute allgemeine Bezeichnung der Weste ist: das Schilee („Gilet“¹⁹).

Bei kleinen Knaben (beim Pfüderi) hängen die Weste (oder das Gstältli, welches bei kleinen Mädchen auch als Anhalt der Unterkleider dient) und die Hosen noch zusammen; deshalb kleidet sich die Frage „hältst du mich für einen dummen Jungen?“ etwa auch in den Ausruf: Meinst öppe, der Schniider heig mer d' Hosen u 's Schilee o no an enandere gmacht?

Die früh mittelalterliche „Koze“ (die flodige Wollbede, welche um den Leib geworfen wurde) kam aus der romanischen Entlehnung (cotta) wieder zu uns als „Kutte“ — aber in wie vielsagender Bedeutung und Gestalt! An sie erinnert zunächst die Mönchskutte. Sie war also nicht unser knapp anliegendes Ober-, sondern ein den ganzen Leib umhüllendes Über-Kleid. Von seiner Art sind etwa der moderne Frauen-Überwurf oder auch der aus ältern Tagen in unsere Zeit hineinreichende Frauen-Shawl. (Das ursprünglich aus feinstem tibetanischem Ziegenhaar gefertigte Zeug heißt persisch schäl, englisch shawl, französisch le châle, bei uns die Schäle, das Schäli.²⁰) Näher schon kommt jene „Kutte“ unserer Gewandung in Form des Mantels; jedoch noch lange nicht unseres Überziehers, oder etwa des graziös auf dem Arm getragenen Mänteli eines modernen Éléant,²¹ das in etwas der sommerlichen Visite (visite) einer Dame gleicht. Ebenso wenig entsprechen der alten Form das moderne Schäggett (la jaquette), die leichte Pellerine (la pélerine) oder das einst sogar bei Bäuerinnen Mode gewesene Talma (nach dem berühmten Pariser Schauspieler benannt). Dagegen näherten

¹⁰ AB, 1, 199. ¹¹ UR, 140. ¹² Ger. Zw. ¹³ Edb. ¹⁴ MB. BR. 57; 2 J. 231; Ball 23; BSp. 301. ¹⁵ Ger. Zw. ¹⁶ Widm. 157. ¹⁷ Ger. Zw. ¹⁸ Trub 40, 104. ¹⁹ AB. 1, 7; SchM. 1, 233; 2, 43. ²⁰ Lisch. 13. ²¹ Herdenr. 2, 4.

sich der „Urform“ einerseits der mehr vornehme *Bûrnus* (maurisch „burnus“) oder *Burnu* (französisch „burnous“), anderseits der wahrhaft bäurische *Rabüt*, der Kaputrod aus „elbem“ Wollstoff, einst auch von Frauen und Töchtern im Unwetter getragen.²² Mit solchem Mantel, dessen Tragen als „Rappe“ (Zipfelmütze) sich über den Kopf schlagen ließ, haben wir uns z. B. einen filzigen Joggeli in der Glungge ausgestattet zu denken.²³

„Schäbig“ nahm sich dagegen 1789 das „halb-*linige Manteli*“ einer armseiligen Hinterlassenschaft aus.²⁴ Um so wirksamer ließ sich mit ihm ein unliebsamer Tatbestand *vermänteln*²⁵ (vgl. „hemänteln“).

Hinwieder erinnert „ein grauer tuchener *Reitmantel*“ von 1793²⁶ an den vornehmen riding coat und la redingote. Wie erscheint neben ihm

das blaue *Überhemmli* unserer Viehhändler und Bauern, die sich damit für unreinliche Hantierung aller Art zurüsten! Bietlich wird dagegen durch Wahl gefärbter Stoffe für das nämliche sackartige Gewand die *Bluyse* (la blouse) und das *Bluyssli* als Sommerkleid unserer Knaben.²⁷

Ihm entspricht das *Burgunderhemmli* oder der *Burgunder*, der von Westen her bis in unsere Gegend gedrungen ist.

Dient hier der Überwurf als Ersatz des männlichen Rocks, so ist



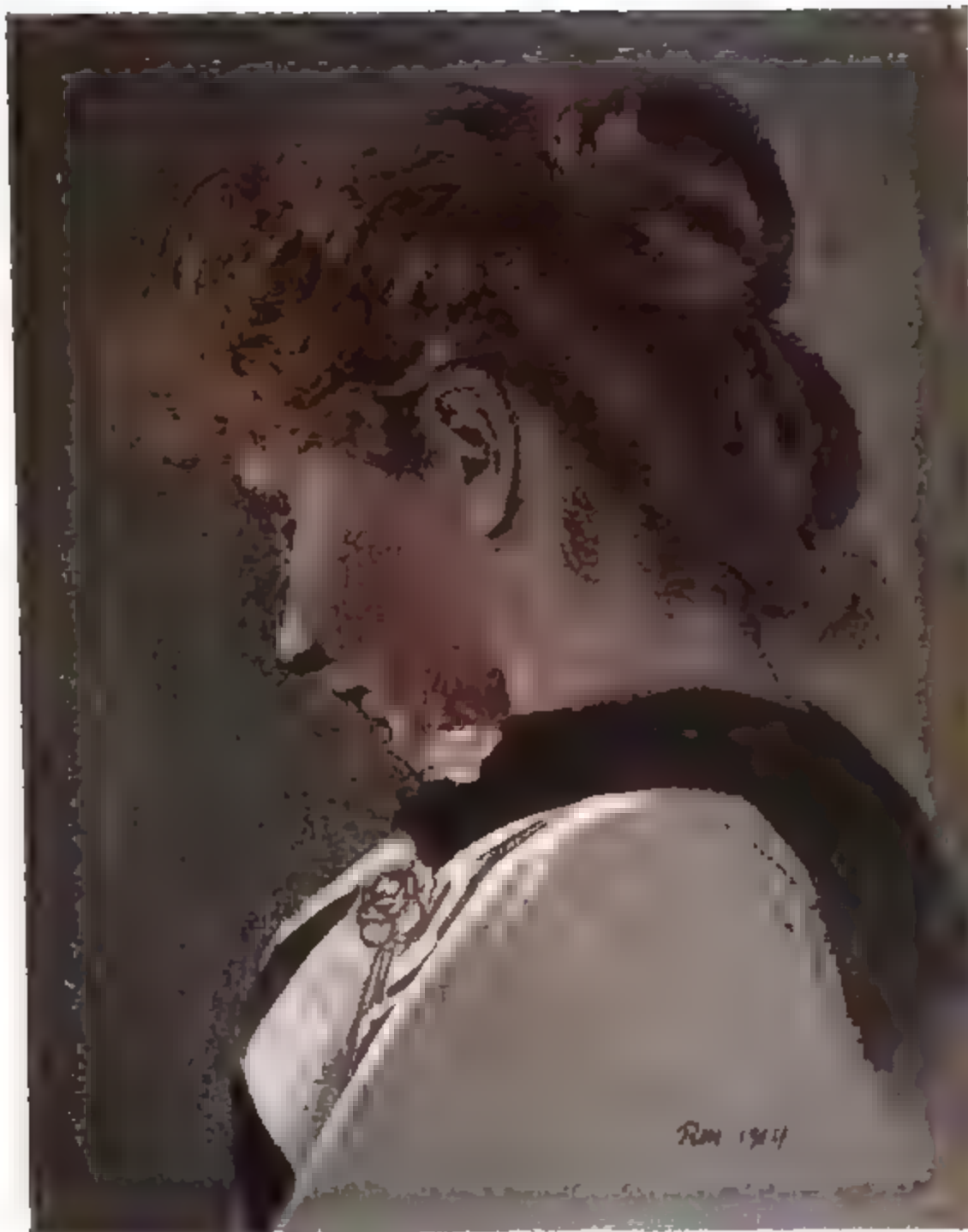
Spitzes Hemd.

²² Ball. 28 f. ²³ UR. 406. ²⁴ Ger. Tw. ²⁵ Jgst. 1, 189. ²⁶ Ger. Tw. ²⁷ Burri II; Herdent. 3, 26.

auch „die Kutte“ von ihrer Bedeutung als „Kaputrod“²⁸ vollends zurückgetreten und hat diejenige unserer heutigen Ehutte, des Ehüttel und des (bewußt verkleinernden, den Nebensinn des Bemitleidenswerten tragenden) Ehütteli angenommen. Ihren Ursprung verleugnet sie aber noch jetzt in bauerlichen Kreisen nicht: hier wird sie bloß zum Schutze gegen Kälte und Unwetter getragen;²⁹ selbst d' Sundigchutte (der Sonntagsrod) wird von Knaben und jungen Männern, die dafür ihr schönes blankes Hemd zu zeigen haben, auch beim gewöhnlichen sommerlichen Kirchgang zu Hause gelassen und ersetzt damit gewissermaßen den einstigen Mantel für feierliche Anlässe. Auch in ihrem Zuschnitt gemahnte sie bei alten Männern bis vor kurzem an das alte wallende Übergewand: Wie die Kutte des Trubers noch zu Schweizers Zeiten „die Strumpfbänder berührte“ und auch bei uns fast bis zur Erde reichte, so glich sie in ihrem mangelhaften Sitzen³⁰ etwa der „wärlige“ (närrischen) Äärgauer=³¹ oder der Luzärner-Ehutte, „wo me tem Posterli aalege törf“.³² War sie damit auch für das Hineinwachsen der Jungen berechnet („für n es Läbe g'macht“³³), so verschaffte die nicht farge Verwendung des Tuches ihr den Namen Spädfittschutte.³⁴ Als Fäblechlopper verspottete man den für eine geraume Zeit sie verdrängenden Frack oder schwalbenschwanzähnlichen Flügelrod, dessen Flügel („Klopper“³⁵) seinerzeit zu manchem spaisigen Bilde Veranlassung gaben; so mit ihrer beträchtlichen Breite³⁶, die sogar zum Schmuggeln einlud,³⁷ oder dem Junggesellen zum Auswischen seiner Tassen diente.³⁸ Ihr „Schwenken“ bei eiligem Gang wurde dem Träger als Stutzerhaftigkeit zugerechnet.³⁹ Besonders hat das ein a de Ehuttefäde hange⁴⁰ oder ein bi de (oder der) Ehuttefäde ermütsche⁴¹ (vgl. der „Ziehsecken“⁴² und das Zöpfli⁴³) sich bis in unsere Tage forterhalten. — Man fand aber auch lange Zeit kein Gefallen⁴⁴ an dem kürzer und kunstgerechter geschnittenen Gehrod, das Bälto genannt. (Le paletot ist eigentlich „Mantelrod“.) Dasselbe ist aber heute fast durchgehends durch Schaggett und Westong (veston) wieder verdrängt. Der Ursprung seines Zuschnitts brachte dem Paletot die bis vor kurzem gehörten Namen der Angleeß („die Anglaise“⁴⁵), das Angleeßli ein.

Auch zur (winterlichen) Sonntags-Frauentracht gehört das bis auf

²⁸ Ball 24; AM. 1813, 12. ²⁹ Schuldb. 159; SchM. 2, 398. ³⁰ BSp. 301; Jacob 2, 15; RÄf. 201. ³¹ AM. 1, 299. ³² AM. 2, 53; vgl. RÄf. 34. ³³ Ott 1, 24. ³⁴ AM. 1, 7, 346. 429. ³⁵ Ball 14. ³⁶ Dursli 289. ³⁷ SchM. 216. ³⁸ Ebb. 1, 193. ³⁹ Ebb. 145. ⁴⁰ Jtgst. 2, 120. ⁴¹ JM. (an JO.) 129; RÄf. 170; Michel 220; RÄthi 366. ⁴² Joggeli 36. ⁴³ AM. 1, 299. ⁴⁴ AM. 1, 299; SchM. 1. 376; RÄf. 5. ⁴⁵ RÄf. 5; BwM. 182.



Geniale von H. Dünger.

die Hüften hinunter reichende Chüttli. Mit seinem engen Anschließen an den Leib vertragen sich keine weiten Ärmel,⁴⁶ obwohl solche einige Zeit Mode werden wollten. — Eine andere Bezeichnung für „Chüttli“ ist Tschööpli: ein Kleid, das dem Tschoope ähnlich geschnitten ist. Die wirkliche Bedeutung von Tschoope und der bewußten Verkleinerung Tschööpli ist nämlich: Obergewand des Kindes, auf bloßem Leibe oder allenfalls über dem Hemdchen getragen. Daher Gim der Tschoppen aalege oder ihn tschööple^{46a}: wie ein Kind behandeln, foppen, übertölpeln. Von daher bedeutet der Tschoope auch wieder ein tölpisches Mädchen. — Etwas lockerer schlägt sich um den weiblichen Oberleib das Jaggli; ganz lose tut dasselbe der altmodische Schlutti oder der Flauti, Flaudi, Flauder.⁴⁷

Bei Gotthelf erscheint einmal⁴⁸ ein „Schnepf“ als Damenrod.

Der bäuerliche Frauenrod hinwieder, welcher mit der Knapp an den Oberleib sich schmiegenden ärmellosen Chittelbrust für den Werktag bisweilen ein Stück ausmacht und bis auf die Knöchel hinunterreicht, heißt der Chittel. Bei halbwüchsigen, oder auch bei augenscheinlich armen Mädchen heißt das entsprechende Gewandstück Chitteli. Seine obligate Farbe war bei Mädchen hellblau, bei Frauen tiefschwarz. Chittel war aber (wie z. B. noch im Appenzellischen) ehemals auch Bezeichnung des Männerrods. So im Mittelalter, so noch bei Gotthelf.⁴⁹

Für ein Mittel Ding zwischen Bäuerinnen-Rittel und Damenrod hörte man ehemals den Namen Jepe (ie).⁵⁰ Heute gehört das Schüppung⁵¹ (le jupon) als Unterrod und Rockkleid⁵² der städtischen, das Gloschli „mit dem hellen roten Rande“⁵³ in gleicher Verwendung der bäuerlichen Tracht an. „Die Kammerzöfchen, die Röchi, das Stubemeitli, und wie die Gloschlihusaren alle heißen mögen.“⁵⁴

Wie ehemals alte Strumpfhose als Stump-Hose⁵⁵ im Frühling und Herbst das Gloschli ersetzten, dann aber den Unterhosen Platz machten, so haben bis zur Stunde Gloschli⁵⁶ und Hose noch etwas gemeinsam: sie sind die symbolischen Vertreter der Hegemonie in Haus und Heim⁵⁷ geblieben. Ungefähr gleich oft aber bezeichnen die Hosen den Gegensatz wie zum Weiblichen, so auch zum Männlichen,⁵⁸ und es wird einer Person, die in erster Linie nicht in die „Hosen“, sondern zunächst einmal unter die Haube schlüpfen möchte, das Diktum in den Mund gelegt:

⁴⁶ Notar 83; SchM. 2, 28. ^{46a} SB. Kalender 1905, 90. ⁴⁷ Ger. Tw. (1793). ⁴⁸ UR. 128. ⁴⁹ BSp. 187; vgl. Ger. Tw. (1789). ⁵⁰ Vgl. SchM. 2, 293. ⁵¹ W.B. Anna 142. 189. ⁵² RÄf. 98. 267. ⁵³ Spinne 23. ⁵⁴ Nschwander Alp. 71, 73. ⁵⁵ BwM. 123/4; Michel 168. 228; W.B. 1, 262/3. ⁵⁶ Ztgst. 2, 4; RÄf. 42. ⁵⁷ W.B. 81; W.B. 1, 411; Übergang 316; Kurt 109 und ö. ⁵⁸ Barhli 11.

We's nume höselet — gäb wi nes pföselet! Nicht weniger bedeutet solch ein Kleid den schwarz-weißen Grenzpfahl zwischen dem „Kind“ (wie bezeichnenderweise der Zürcher das beim Rock verbleibende Mädchen benennt) und dem werdenden Mann: dem Rockbueb und dem Hosebueb.

Der Umstand aber, daß diese toga virilis der Hosen schon in sehr früher Zeit an Stelle des Kinderrocks tritt, bringt den Träger solcher Auszeichnung bisweilen in drastische Verwicklungen mit ihrer Signatur der Männerwürde. Nur zu oft ist die Erinnerung an die „ersten Hosen“⁵⁹ an das recht ernstlich entwürdigende d' Hose oder d' Höseli a he-laa⁶⁰ geknüpft, und das keineswegs immer, weil etwa das Hälchen künftiger Mannheit sich zur Unzeit krümmen wollte. Vielmehr tritt ebenso oft jene „Berlegenheit“ ein,⁶⁰ die den Träger des Männerkleides zum Höseler⁶¹ stempelt. Höseler heißt dann nach solchem auch der Großgewachsene, der da, wo er „Mann“ sein sollte, 's Hätz i de Hose nide het, und den Titel Hoseschißer aus dem Bereich des niedern Stils in den höhern der zorneregten Gefühlsprache hinauf-rücken läßt. Ein solcher „Höseler“ sieht überall Not und Gefahr, selbst wo er keineswegs i bööse Hosen ist (in schwieriger Lage steckt), sondern bloß in momentaner Ratlosigkeit sich befindet.

„Es hatte dem Korn (Dinkel auf der Flur) weder in die Hosen noch in die Blüte geregnet.“⁶² Dieser Vergleich mit der etwas bauchigen Halm Scheide über dem untersten Knoten (vgl. auch die Hösli an den Hinterbeinen der eintragenden Bienen, oder den Teigbelag gebratener Froschchenkel usw.) erklärt sich aus den „Knie“- oder „Stump-Hosen“⁶³ älterer, bei uns etwa bis ins Jahr 1855 hinaufreichender Zeit. Als Fortsetzung der nord-gallischen „bracca“ und der mittelalterlich-deutschen „bruoch“ (Hüftenbedeckung) umschlossen sie eng und knapp die Knie, daher die Bezeichnung „Spizhosen“.⁶⁴ Unterhalb des sie tragenden Gürtels (Hosebündel) flatterten sie bauchig,⁶⁵ weshalb Schweizer in Trub⁶⁶ sie kurzer Hand „Schwinghosen“ nennt. Sie waren so umfänglich, daß noch um 1800 aus einem einzigen Paar dieser gefalteten Beinkleider „ohne weiteres Hinzutun ein stattlicher Weiberkittel“ gefertigt werden konnte.⁶⁷ Das war nur möglich wegen der Zusammensetzung aus mehreren Stücken (Bläßli); deshalb auch der Name Blößlihose.⁶⁸ Schlißli an den Seiten⁶⁹ mit Knöpfen⁷⁰ oder Schnallen⁷¹ ermöglichten das An- und Ausziehen. Sie trugen aber auch den

⁵⁹ Rätli 400. ^{60a} UR. 106. ⁶⁰ AB. 1, 443. ⁶¹ Ott 2, 67 f. ⁶² Christen 179. ⁶³ Bitt. 3b. 4. ⁶⁴ Ger. Tw. (1789/90); Dursli 200. ⁶⁵ AB. 1, 134. ⁶⁶ 1830, 104. ⁶⁷ Berger 10. ⁶⁸ Widm. 85. ⁶⁹ AB. 1, 7 (ergötzlich!) ⁷⁰ Ebb. 130. ⁷¹ Erbb. 3.

altmodischen Eignern solcher „kurzen Hosen“⁷² den Titel Schlißhösl-
ler⁷³ ein, als die „langen“⁷⁴ und straff anliegenden⁷⁵ Hosen“ mit ihren
erst bis auf die Knöchel, dann bis fast auf den Boden reichenden Röh-
ren, den Hose bei oder dem Hosegchlötter, in allgemeinere Übung
kamen. In den wunderlichen „Stegreifen“⁷⁶ suchten dann Vornehmere
eine neue Auszeichnung. — War also der Schliß zur Seite altmodisch
geworden, so gab dagegen der Schliß, der den Laß, den Hoseläde,
das Hosetöörli allmählich verdrängte, um 1850 den Gegenstand eines
heftigen Federtrieges unter den militärischen Verwaltungsbehörden ab.⁷⁷

Und nun der Schurz, die Schürze, die Scheube, das „Vortuch“
oder „Fürtuech“, Fürtetch, „Fürtetechli“,⁷⁸ Fürtete!⁷⁹ Letztere
Form so geläufig, daß die Volksetymologie sie mit dem ursprünglich
einzigen Sumiswalder-Hof „Fürtete“ in eins nahm und aus der Fürtete
(Schürze) als Kaufpreis für den Hof nach der Pest von 1349 herleitete.⁸⁰
— Zur Schonung des Gewandes trägt der Handwerker auf dem Ar-
beitsplatz „ein Fürtähl, von einem Rotgerber geliefert“ (1790);⁸¹ trägt
er den Metzger-, den Bäcker-, den Schmitte-, den Gärtner-Schurz, die
Bäcker-Scheube usw. An den „Ruchifürteten“,⁸² „schwarz und klebrig“
herumliegend, erkennt man das Köchinnen-Regiment; Kellnerinnen legen
zum Bedienen „die weißen Präservativ-Scheuben“⁸³ weg und ziehen
dafür die Chä!lnere-Scheubeli an. Um „ein Raffe zweg“ zu
machen, legt Annebäbi „ein ander Fürtetch um“⁸⁴ und legt die Ausgeh-
Schürze weg. Letztere wird also zum Anstandskleid, zum Präsentations-,
Ausstattungs-, Fußstüß, ohne welches schließlich keine Weibsperson mehr
denkbar ist.⁸⁵ Ja schließlich kann das Fürtuch soviel wie „Weibsbild“
bedeuten,⁸⁶ und der „Schürzenjäger“ fährt ernen iedere Scheube
naa. „Um Öl zu holen“,⁸⁷ um einen Besuch zu machen,⁸⁸ bindet man
e besseri Scheube um, so daß es suferß Fürtetch umlege
geradezu identisch wird mit „einen Ausgang unternehmen“.⁸⁹ Kein
Wunder, daß man sich auch zum Empfang respektierter Gäste,⁹⁰ über-
haupt zum Repräsentieren,⁹¹ mit der Schürze ausrüstet, die dann freilich
keine „wohlfeile Märgäuer-Scheube“⁹² sein darf; oder daß man die be-

⁷² Ebd.; Dursli (1846) 200. ⁷³ AB. 1, 300. ⁷⁴ Dursli 200. ⁷⁵ BSp. 414. ⁷⁶
AB. 2, 240; Selbst. 55, 148. 253; Jacob 1, 107; Überraschung 338. ⁷⁷ EB. 1903.
⁷⁸ MAB. 2 J. 207. ⁷⁹ Selbst. 189. ⁸⁰ In Wahrheit sind es zwei Furten über die
Grüne (siehe Abb. S. 51), die noch heute zur Not etwa benutzt werden, und die dem
heute dreifachen Gehöft in der Nähe den Namen gaben. ⁸¹ Ger. Tw. ⁸² SchM. 2, 96;
vgl. Joggeli 43. ⁸³ Ball 36. ⁸⁴ AB. 1, 180. ⁸⁵ MAB. Bf. 92; UR. 12. ⁸⁶ Ball 43.
⁸⁷ SchM. 2, 47. ⁸⁸ Thorb. 70; Räf. 280; Schulbb. 295. ⁸⁹ Räf. 148. ⁹⁰ GG. 2, 57;
3, 14. ⁹¹ Jtgft. 250; Selbst. 109. ⁹² UR. 266; AB. 1, 70.

reißt umgebundene Schürze rasch losbindet und wendet, hürti d' Scheube chehrt.

Immerhin dient die Schürze auch noch zu andern, zu wie vielfachen Zwecken! In ihr werden Sämereien (wie Mangold, Rümmele) zum Trocknen aufgehängt. Über einen Transportkorb für Hühner spannt man verhüllend eine Schürze. In die hinten aufgebundene und derart vorn zu einer riesigen Tasche geformte Scheube sammelt die Ährenleserin beiläufig Ähren, sammelt die Hausfrau und trägt das Rind Obst,⁹³ Bohnen, Salat; in ihr holt sie Schnitz aus dem Speicher, Eier aus dem Hühnerstall, trägt sie zur Hühnermahlzeit die Körner her. In solcher Tasche bringt die gewandte Heuerin ganze Scheubete voll zusammen-gerechte Halme dem Wagen nach,⁹⁴ in einer „Schäube“ holt eine arme Person ihre Gewänder ab.⁹⁵ Ja in der „Wassernot“⁹⁶ trägt eine Mutter ihren Säugling „im Fürtuch“ durch die Fluten. Wehmütig zog eine andere Mutter ihr Fürtuch ab, „legte es über das Bett ihrer drei mageren Kinder, setzte sich wieder ans Rad, spann und betete.“⁹⁷ Mit dem Fürtuch auch schützt das weggelaufene Stübeli das Kleine vor dem Regen;⁹⁸ mit der Schürze wehrt eine andere die Fliegen vom schlafenden Rind. — Zum Ersatz fehlender Scheiben vermache si z' . . . am Sundig d' Pfäister mit de Wächtigscheube, am Wächtig mit de Sundigscheube; drum isch es dert vil schöner am Wächtig düre z'gaa weder am Sundig. — Im Notfall deckt man das warmgestellte Essen in der Ofenecke mit ere Scheube. — Zum eigenen Schutze werfen vor dem Unwetter Fliehende sich die Schürze über den Kopf.⁹⁹ Seine Erregung verbergend, tut dasselbe ein Mädi.¹⁰⁰ Die frierenden Hände stecken Weiber,¹ stecken Kinder² unter das Fürtuch, wenn letztere nicht gar dem Mueti under d' Scheube schlüüffe,³ wie wenigstens schüchterne Mädchen⁴ wirklich und Mutterjöhnchen⁵ oder Pantoffelhelden⁶ figürlich dem Mueti am Fürtuch hange. — Neugierigen oder kritischen Blicken entzieht man zu verbergende Dinge trefflich unter der Schürze.⁷ — Zum Schutz aber des Festgewandes bei einer raschen kleinen Handtierung bindet ein „tifies“ Mädchen sich eine Schürze um den Hals,⁸ wie eine gescheidte Frau zum Sitzen auf feuchtem Boden sich die Schürze unterbreitet, ein Meheli aber am Hochzeitsmahl sich das Fürtuch über den Schoß zurücklegt.⁹ Einem schäkternden Mädchen dagegen ist das vom Regen durchnässte Fürtuch gerade gut, um es dem Meller um den Kopf

⁹³ Bögeler 139. ⁹⁴ UR. 218. ⁹⁵ Ger. Tw. (1789). ⁹⁶ 26. ⁹⁷ Synb. 243. ⁹⁸ Besuch 161. ⁹⁹ UR. 219; Joggeli 28. ¹⁰⁰ UR. 219; -Joggeli 28. ¹ AB. 1, 110. ² Selbst. 303. ³ Bögeler 143. ⁴ UR. 65. ⁵ EbM. 262. ⁶ AB. 1, 30; Burri II. ⁷ AB. 2 J. 294. ⁸ SchM. 2, 376 Hs.; Dursli 295. ⁹ Btgst. 1, 6.

zu schlagen.¹⁰ Das trockene hinwieder dient einem Mädi¹¹ wie einem Annebäbi als Handtuch, einer dritten als Schweißtuch,¹² einer vierten als Kässtuch;¹³ warum denn nicht auch als Staublumpen,¹⁴ als Huthürste,¹⁵ als Gläsertuch.¹⁶ — Wenn Bedauern heuchelnde Nachbarinnen „mit einem Zipfel der Scheube“ in den Augen herumfahren,¹⁷ „und die Tränen kommen wirklich“,¹⁸ so ist das eine wirksame Folie zu der rasch verdeckten Rührung einer wackern Frau¹⁹ und zu den mit dem Fürtuch bedeckten nassen Augen, mit welchen eine Bäuerin vom wackeren Knecht,²⁰ die Großmutter vom Enkel²¹ und die Mutter vom Sohn,²² „das arme Frauchen“ vom Ernährer ihrer fünf Kinder für eine Weile²³ und das wackere Mädchen von dem in den Krieg ziehenden Geliebten für immer²⁴ Abschied nimmt.

Die vorn angeführte „Rutte“ als Mönchsgewand bedeutete auch „Kappe“, wie umgekehrt die „Kappe“ (gleich der Kapuze der Kapuziner) Leib und Kopf miteinander bedecken konnte, und zwar bei Frauen wie Männern. Als weibliche Kopf- und Nackenbedeckung dieser praktischen Art figurierte noch vor kurzem bei uns das Capuschung (=šš-, le capuchon, städtisch „Capüşchong“²⁵) und für kleine Mädchen das Capüşungeli.

„’s ist wäger doch e gueti Sach, wer jeh (im Winter) e warmi Chappe het!“ heißt’s bei Ruhn,²⁶ und eine solche Kappe erscheint bis zur Stunde trotz immer neuer Form als die für den „gemeinen Mann“ gegebene, die natürlichste Kopfbedeckung. So zunächst die „Männerkappe“ (1791),²⁷ die beim höflichen Bauersmann auch den „Hut in der Hand“ bedeutet,²⁸ beim übermütigen Jungen aber, schief auf einem Ohre sitzend,²⁹ den uf drei Schoppe gerichteten Hut. Hieher stellt sich auch das Vergnügen, womit man einer Sache, die man wohlfeilen Kaufs und doch auf gute Art losgeworden, no d’ Chappe naaschlängget.³⁰

Unter all den Formen der Männerkappe kommt der „Urform“ am nächsten die Zipselmütze: die platt anliegend über den Scheitel und bis über die Ohren stülpbare Tschöttelichappe, seltener aus Baumwolle gestrickt, häufiger aus Wolle, und wenn’s gelten soll, aus Seide gefertigt. In weißgrauer Naturfarbe tragen sie noch Gotthelfs „Erbvetter“,³¹ der Sime Sämeli,³² ja der Statthalter,³³ und für den in Solothurn vermißten Hansli dient sie zur Personalbeschreibung.³⁴ Auf Haueters

¹⁰ Joggeli 29. ¹¹ AB. 1, 319. 339; UR. 162. ¹² Brüder 205. ¹³ GG. 3, 47. ¹⁴ UR. 351. ¹⁵ Dursli 199. ¹⁶ BSp. 20. ¹⁷ Geldst. 219. ¹⁸ AB. 1, 190. ¹⁹ Spinne 13. ²⁰ UR. 159. ²¹ BSp. 34. ²² UR. 348. ²³ SchM. 2, 418. ²⁴ Witt. 3b. 16. ²⁵ Zisch. 13. ²⁶ AA. 1812, 156. ²⁷ Ger. Im. ²⁸ Amtsr. 70. 78; BSp. 164. 166. ²⁹ SchM. 1, 116. ³⁰ SchM. 2, 351 Hs^a; AB. 1, 261; UR. 433; Beitr. 317. 450. ³¹ Erbv. 3, 65. ³² Sand 10. ³³ MAB. 27. 263. ³⁴ AB. 1, 130; vgl. GG. 2, 48.

und seines Knechtes Kopf aber,³⁵ sowie für Müllers „Moosbauer“³⁶ erscheint sie bereits, wie heute ausschließlich, tief schwarz gefärbt. Bei beiderlei Aussehen aber ist unerlässlich das die Bewegungen des Gehenden mitmachende³⁷ und das Verb „abzotteln“³⁸ veranlassende Chappettschötteli.³⁹ Wie eine Miniaturausgabe dieser Kappenform nimmt sich aus das schwarze Chüejjerschäppi, welches, wenn auch aus Samt oder Keps geschnitten und auf dem Kopf des studierten Stuben- oder des Bureau-Mannes sitzend, immer noch gerne diesen Namen trägt.⁴⁰ (Noch bewahrt Gotthelfs Familie dessen eigenes „Chüejjerschäppi“ auf.)

Verschwunden ist dagegen die für unsere Bevölkerung unpassende, als Mailänderchappe bezeichnete farbige Zipselmütze. Ebenso die Schirm- oder Schufelchappe; an ihren Platz trat die Schiltchappe, welche gleich der Schnechappe unserer Knaben über Ohren, Kinn und Nacken stülzbar, unserm Klima entspricht und wieder dem Urbegriff der Kappe sich nähert. Wer solchen Schutzes nicht bedarf, begnügt sich im Winter mit der Pelzchappe,⁴¹ wozu Ragen die Verbrämung liefern. Sie teilt ihren Namen aber auch mit der Blüüsch-(peluche-)chappe, und selbst die oben flache Täller- oder Tättischchappe⁴² aus irgend welchem Stoff hat mit der Pelzmütze ihre Benennung gemeinsam. — Rednamen wie Schelme- oder Lüüse-Teckel sind natürlich auch hier nicht fremd.

Das im Winter über Haupt und Hals schlingbare Gäschnee (=šš-, cache-nez) wird in sommerlicher Kühle bei Frauen durch das dreizipflig gefaltete, sehr kleidsame Ohretüchli ersetzt. Dagegen ist die weibliche Kappe mit dem Bläß⁴³ als Mittel- und Hauptstück und den berühmten Nösshaarspißli⁴⁴ ein Gegenstand des Museums geworden, so lieblich auch heute noch ein Meneli⁴⁵ und Mädeli⁴⁶ sich in diesem bräutlichen Kopfsputz ausnehmen würden.

Gar nicht so sympathisch dagegen, wie diese Spitzenhauben, erscheint dem unbefangenen Beschauer der Sammlung des Herrn Geißbühler in Grünenmatt das von Gotthelf,⁴⁷ Widmer,⁴⁸ Ott⁴⁹ und neuerdings noch in der „Schweiz“⁵⁰ so unermüßlich gefeierte, in Wahrheit recht unpraktische und im hohen Sommer mit seinem Geruch fast unausstehliche Schwäbelhüeti oder Schaubhüetli⁵¹ (1751: „Schaubhut“): der mit Schwefel gefärbte und gesteierte weibliche Strohhut. Das Gefällige und Gute an ihm ist vollständig nachgeholt durch die von Fröhlich⁵²

³⁵ Obstb. 1903, 27. ³⁶ LR. 34. ³⁷ AB. 1, 429. ³⁸ SchM. 2, 293. ³⁹ AB. 1, 18. ⁴⁰ SchM. 1, 214. ⁴¹ BwM. 171. ⁴² Nschwander 153. ⁴³ AB. 1, 403. ⁴⁴ Widm. 85; AB. 1, 263; BwM. 160. ⁴⁵ AB. 1, 427. ⁴⁶ SchM. 2, 79. ⁴⁷ SchM. 2, 267. ⁴⁸ 85, 95, 179, 180. ⁴⁹ 1, 272. ⁵⁰ 1900, 513. ⁵¹ BSp. 155; UR. 19; Jacob 1, 138. ⁵² XXX.

so bewunderten Strohhüte, welche die große Mehrheit unserer Frauen und Töchter ohne übertriebenes Mitmachen aller Modelaunen noch heute trägt, bei passender Statur und Bewegungsart der Trägerin speziell durch die von Gotthelf als Schlampihuet,⁵³ Lampihuet⁵⁴ verurteilte Vergère, diese Nachahmung des der nordfranzösischen Schäferin Schirm und Schatten spendenden Huts. Das Herausforderndste der Modetorheit liegt übrigens bei jeglicher Hutform in der Art der Garnitur,⁵⁵ und der Emmenthaler sagt in bedeutungsvollem Doppelsinn von etwas, das „über's Bohnenlieb geht“: das geit no über d'Huet-schnuer!

Der sommerliche Strouhuet wechselte auch beim Mann schon zu der Zeit⁵⁶ mit dem „leichten Käppchen“, als der „aufgestellte Wullhuet“⁵⁷ und der „niedere breite Wätterhuet“⁵⁸ noch als Ausnahmskleidung neben der Kappe figurierten, der moderne Filzhut aber als vornehme Auszeichnung⁵⁹ galt. Under em Hüetli spile⁶⁰ (wie der Taschenspieler tut) heißt Intrigen anspinnen.

Als Ergänzung des Hüftgewandes (der bruch) konkurrierte die Hose mit dem Strumpf in Sache und Namen, bis die Hose als Oberschenkelbekleidung die bruch mit zu umfassen anfang und dafür vom Strumpf als dem Unterteil (frz. le bas) abgetrennt wurde. Der Strumpf trat nun in Konkurrenz mit Stiefel und Gamasche (Überstrumpf). Das erklärt Redensarten wie: d'Überstrümpf aalege — „sich auf die Socken machen“ — sich zu einem notwendigen Ausgang sputen;⁶¹ auch Späße, wie die bekannten von den „drei läderig Strümpf“⁶² oder den tannige Hose und hagebuechige Strümpfe.⁶³ Fast buchstäblich konnte man von solchen sprechen, als man Fersen- und Sohlenstücke mit



Der Wannelluch-Müller (88-jährig) mit Pelzkappe.

⁵³ Schm. 2, 297. ⁵⁴ Gelbst. 269; GG. 2, 162. ⁵⁵ Gelbst. 269. ⁵⁶ Trub 30, 104. ⁵⁷ Ger. Zw. (1789). ⁵⁸ Ball 24; UR. 207. ⁵⁹ Schm. 1, 38. ⁶⁰ UR. 377 und 3. ⁶¹ Schuldb. 186. ⁶² RB 03, 225 D 3, 167. ⁶³ Ebd.

dicke Tuchbelag übernähte, wo me d'Strümpf g'chappet u g'söhlet het. Damit es hiebei „tener Rumpf“ abseze, mußte das Zuschneiden dieser Belagstücke mit etwelcher Kunst geschehen, und vollends die glatt anliegende Umhüllung des Fersenteils mußte gezeigt und gelernt werden. Drum galt „Eim d'Chappe schroote“ auch als Bild für eine ernste Belehrung, scharfe Zurechtweisung, und eine recht erregte Drohung kleidete sich in den Zuruf: Dir wil' ide d'Chappe schroote, dir! Vgl. Eim abchappe, e Chappe gää; er het e Chappen uberchoo; en Abchappete.⁶⁴ Natürlich mißriet auch dieses Kunststück bisweilen; dann war d'Chappe läß: übel hergepaßt, verkehrt aufgesetzt. Es hatte gefehlt! Daher auch hier die Bilderrede: Jez ist d'Chappe läß! jezt ist's gefehlt; das Feuer ist im Dach. „Nimm di in acht, süst ist de d'Chappe läßi.“ Eim d'Chappe läß mache: Einen mutwillig herausfordern, necken.

Welche Wohltat dagegen ein in allen Teilen zügiger Strumpf („qui ait du mollet“), der weder prätig (steif wie ein Brett), noch auch gatterig g'liemet ist, und in welchem man sich wirklich wohl und behaglich, eben recht oder gut im Strumpf⁶⁵ fühlt. Nur so ist man auch fähig, „sich in andere Strümpfe“,⁶⁶ d. h. in die seelische Verfassung der mit ihnen identifizierten⁶⁷ Eigner „zu denken“.

An die Zeiten aber, wo die Strümpfe noch seltenere Kleidungsstücke waren, erinnert z. B. ein Mädi, das für den Sommer gar keine,⁶⁸ für den Winter aber vor und nach Neujahr je ein Paar besaß.⁶⁹ Allein noch heute legen auch habliche und zwar sogar ältere Erwachsene für den Sommer die Strümpfe fast ganz beiseite. Von Frauen und Mädchen zu Gotthelfs Zeit wurden sie wie die saubere Schürze zum Ausgehen angezogen.⁷⁰ Um so entschiedener gehörten schöne weiße Strümpfe zum Sonntags- und Festschmuck auch der Männer, als die Kniehosen sie vollständig bloßgelegt ließen. Da hatte denn auch das Strumpfband seine erhöhte Bedeutung, und vollends das silberne feierte goldene Tage. Das Strumpfband ging selbst in die Bildersprache über. Dä laa t si d'Angst o nid uber d'Strumpfbänder (oder „bändel“)⁷¹ uehe wachse, d. h.: der nimmt's gemütlich, übereilt sich nicht. Du muest d'Strümpf binde u gaa!⁷² = spute dich, eile („gürte deine Lenden!“).⁷³ Selbst der aufgegangene Hase bindt d'Strümpf⁷⁴ und entgeht dem Jäger. Das war auch die Zeit, wo Strickkünste wie das

⁶⁴ EbM. 298; AB. 2, 206; Widm. 101; SchM. 2, 388. ⁶⁵ UB. 47. 195; SchM. 26. ⁶⁶ UB. 272. ⁶⁷ Vgl. UB. 195; so auch Blaustrumpf und dgl. ⁶⁸ AB. 1, 372; vgl. Jtgst. 2, 198. ⁶⁹ AB. 2, 172. ⁷⁰ BSp. 433. ⁷¹ GG. 2, 158; SchM. 2, 96. ⁷² Schuldb. 178. ⁷³ Jer. 1, 17. ⁷⁴ Amtsr. 85. 111.

schön gefurchte Pörtli (kleine Bord) gleich nach dem hübschen Anfang (dem Nag'litfchte) das Lob der Meisterin verkündete. G'löcheret Strümpf⁷⁶ dagegen, in welchen umgeschlagene und abgestochene Maschen in zierlicher Anordnung Hohlmuster bildeten, schmückten die Frauenfüße. Ähnliche Hohlmuster, in dreieckigen Streifen über die Knöchelpartien sich hinziehend, gaben die am Frauenstrumpf noch geschätzten Mödeli (Zwickel, „Zwicke“).⁷⁶ Aber auch der Gegensatz blieb nicht aus: Strümpfe ohne Fersestücke („Ferseren“,⁷⁷ Fääršere, ahd. fersana), welche die Umschreibung des Glänzens: das glänzt wi ne Bättlerfääršere erzeugt haben; zerlumpfte Füßlinge (Fürfüeß),⁷⁸ deren Abgang nur durch Neuersatz (ein Fürfüeße⁷⁹ des Strumpfes) zu decken war usw. Doch auch hier konnte neben der tiefsten offenkundigen Armut der größte versteckte Reichtum unter schlüpfen. Wer gegen den muffigen „Dust“ (das Fürfüeße) einer derartigen Sparfasse nicht allzu empfindlich war, versorgte in ihr, gleich wie in alten Fürtuch- und Strohsäcken, seine Ersparnisse; wie denn auch noch in unserer Tagespresse⁸⁰ wiederholt die Kunde von neuen russischen Anleihen bei Frankreich mit dem Aufglossiert wurde: Marianne, tue der Strumpf auf!

Das Bild vom sommerlichen Barfußgänger, der jeweils vor Anziehen der Schuhe sich mit einer Reißzange die in den Fuß eingetretenen Fremdkörper herauszog,⁸¹ gilt noch für unsere Tage wenigstens so weit, daß Kinder und halbwüchsige Jungen zur Sommerzeit im Bereich von Haus und Heim mit größtem Vergnügen barfuß gehen. Im Winter aber ziehen sie, gleich den Erwachsenen, selbst für weitere und beschwerliche Gänge, wie für den Schul- und Räsereiweg durch Schnee und Kot, den billigen und doch warmen Holzschueh bei weitem vor. Für den „Holzschueh“ kann auch gleichbedeutend die Bezeichnung Holzbode gelten, worunter im engeren Sinne die der Ledersohle samt Absatz entsprechende Unterlage aus leichtem Weiden-, Linden- oder Tannenholz verstanden wird. Natürlich wird auch diese an der Unterseite gehörig mit großköpfigen (Roß-) Negle, sogar mit spitzig eingreifenden Müüschöpfen b'schlage. So gibt das Klappern (Troogle oder Trögle) solcher Holztröglinen in dem ringhörigen hölzernen Haus herum einen Ohrenschmaus ab, um dessen willen besonders Kranke, Nervenschwache und Studierende das Landleben bisweilen in eigenen Tönen segnen und preisen.

Das aus geringerem, oft nur altem Leder gefertigte Überg'schueh mit oder ohne Futter (Füeteri) geht natürlich nach nicht sehr

⁷⁶ AB. 1, 96. ⁷⁶ BSp. 317; Dursli 200. ⁷⁷ SchM. 1, 118. 292. ⁷⁸ UR. 80; an AB. 110 und ö. ⁷⁹ SchM. 2, 418 und ö. ⁸⁰ SB. ö. ⁸¹ B. Volksz. 1902, 5. März.

langem Tragen zugrunde, ohne einer Flickerei wert zu sein. Daher ein Voratz oder ein Versprechen, sich (moralisch) zu bessern, etwa mit dem Erasmus aufgenommen wird: Ja, du besserist di, wi n en alte^r Holzschueh!

Das Holzbödele,⁸² das Handwerk des Holzbödelers, ist demnach ein Gewerbe, das seinen Mann nährt. Ebenso das des Fintemacher, aus dessen Händen oder dessen Fabrik all das Schuhwerk hervorgeht, welches für leisen Gang im Hause herum dient: die Strausfinte oder Strauschueh aus dickem Strohgeflecht; die Tschügge, Tasse, Täsine (Einzahl: der Täsli) aus Filz, besonders geeignet, um unhörbar im Hause herum z'täsele (vgl. auch eim täsele = schön tun) oder z'düüßele; die Rosshaarfinte, von besonderer Solidität; die fast ebenso haltbaren, dazu hübsch farbig herzustellenden Andifinte aus Tuchrändern.

All dieses Gehzeug verfertigte ein junger Bursche als anstelliger, fleißiger Geselle. Hören wir in Kürze seine Geschichte! Derselbe hatte einen äußerst jähzornigen und eifersüchtigen Meister, und eines Tages galt es rasche Flucht. Unser junge Mann muß d'Finte klopfen (sich fortmachen, eigentlich: die Filzschuhe als zum Wandern undienlich ausklopfen und beiseite stellen). Aber dem noch Mittellosen fehlen gute Lederschuhe; bloß ein Paar uustrappeti Schlarpine sind sein eigen. Zum Glück ist der Schuhmacher (Schuehni) im Nachbardörfchen sein guter Kamerad; der schuehnet ihm gewiß, damit er selber raschen Lauf zu schuehne⁸³ (vgl. scheichle und zürch. „beindle“) imstande sei. Sofort nimmt in der Tat der Schuhmacher ihm 's Määs (das Maß), mißt ihm Schueh aa und spuetet sich. Denn der Verfolger kann dem Armen jede Stunde „auf den Fersen“ sein, hinter ihm drein wie einer, der veratorisch einem andern Schueh aa mißt: beständig seine Schuehnase am Absatz oder am Hinderstuck⁸⁴ der Schuhe des Vordermanns anschlägt. Der Kamerad aber, der eben auch nicht Söhl-läder a der Hüt het,⁸⁵ sondern, die Sachlage durchschauend, sein Bestes zu tun bereit ist, überblickt erschrocken den geringen Rest des ihm vom Lädermaa (Ledermann, Geschlecht) gelieferten Materials. Doch, es langt gerade noch, wenn er auch alles knapp aufbrauchen, a!!s verschle muß. Ein Tag also Versteck- und Wartezeit, und der Junge ist für immer davor sicher, vom brutalen Meister noch ferner verschölet⁸⁶ (als Wehrloser gleichsam wie Sohlleder „geklopft“) zu werden. Das extra starke Vorderleder wird ein erneuerndes Vorschuehne nicht so bald nötig werden lassen; und da angenähtes Überg'schueh

⁸² Dursli 225. ⁸³ MZB. 2 J. 282. ⁸⁴ UR. 266. ⁸⁵ EbM. 273. ⁸⁶ SB. Kal. 1905, 88.

immer noch besser hält als aufgenageltes (g'näglet Schueh), nimmt unser Arbeitsmann Träggarn und Bäch (Pech) zur Hand und fertig gewandt den Bäch- oder Spett-Tracht. So entsteht der immerhin etwas schwerfälligere Bächschueh, dessen Eigner aber dafür, daß er 's Bäch i de Schuehne het, eben kein Bäch mit de Schuehne het. Zudem fordert die Berufslehre auch vom schleunig erstellten Werk eine gewisse Eleganz. Der Schuster überstreicht also nach alter Manier die Ränder der Sohlen mit Saft von Teufelsabbiß (Tormentilla succisa), greift zum Fummelholz und fummlet (poliert) drauf los. Dem Burschen fährt's durch alle Glieder: Grad so het ne n albe der Meister g'fummlet! Und nun sind die Schuhe fertig; sie werden aa'probiert und sitzen trefflich! Obichon neu, änge si niib, ggöffle aber auch nicht, als zu groß geraten, um den Fuß. Mitteltst der Strausen oder Strippen (Läsche, -ssä-) können sie rasch angezogen werden, ohne daß man eines Schuehlöffels bedarf, einen solchen wohl gar im Nachbarhause sich leihen muß.⁸⁶ Flugß hat unser Junge d'Schueh bunde, gleichsam wie der jeden Augenblick zur Flucht bereite Hase (vgl. d'Strümpf); ein herzlicher Dank und Abschied, und der Flüchtling eilt fort: git Bäch („pächiert“,⁸⁷ „pächet“⁸⁸), was i d'Schueh maa. Nun mag sein Verfolger ihn verschimpfen, wie wen er i te Schueh i he meh guet wär:⁸⁹ er chan ihm i d'Schueh blase!⁹⁰ Warum frönte er dieser Leidenschaft! es g'scheht ihm i d'Schueh i he rächt,⁹¹ daß er einen guten Arbeiter auf diese Weise verloren; dem Flüchtigen aber tuet das Gefühl seiner Befreiung wohl! bis i d'Schueh⁹² a he. Er findet bald Anstellung; ein glückliches Arbeitsjahr, und der Unternehmungslustige eröffnet ein eigenes Geschäft. Er heiratet — aber o weh! nid e schöne Schueh vo!!, nei, beed Schueh vo!! het er ufegnoo! Er gerät in Schulden, er ist bald i böse, böse Schuehne! Er verliert den Kredit, verliert die Arbeitslust, verliert den Mut: 's Härz gheit ihm i d'Schueh (vgl. Hase) a he. Das liefert ihn den Gläubigern vollends in die Hände: sie bedrängen ihn, steigen ihm ins Haus, si trappen ihm uf de Schuehnen ume;⁹³ sie göö mit de Schuehnen uf ihm: bildlich⁹⁴ zunächst mittelst Betreibungen und schließlich, da sie nichts kriegen, buchstäblich.⁹⁵ Er ist ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert: er mueß si la under d'Schueh nää.⁹⁶ En iedere Schlarpi wott ieze der Schueh an ihm abpuße (abwütsche).⁹⁷ Auch seine bisherigen

⁸⁶ SchM. 1, 246; 2, 418. ⁸⁷ BME. 54; SB. Kalender 1905, 88. ⁸⁸ Ebb. ⁸⁹ BSp. 84 und ö. ⁹⁰ SchM. 1, 62, 88. ⁹¹ AB. 1, 387. ⁹² BSp. 41, 160. ⁹³ Rätthi 274. ⁹⁴ Müll. LR. 19. ⁹⁵ Joggeli 34. ⁹⁶ Müll. St. 17. ⁹⁷ Ebb. 35.

„Freunde“ lehren sich kalt von ihm ab, ja feindlich gegen ihn: si gää n (geben) ihm der Schueh. — Doch, selbst mit dem Mut ist noch nicht immer alles verloren. Ein alter Götti lebt noch, der Bruder jenes Meisters. Der hat im Stillen alles beobachtet und weiß genau, wo unsern Mann der Schueh trüdt.⁹⁸ Und er faßt einen großen Entschluß. Er salbet seiner Schueh⁹⁹: macht sich auf den Weg. Und sein Patentkind stiflet er uuf¹⁰⁰: spornt es an zu neuem Sich-ausrasten. Schau, sagt er, der erste Blick auf die schief getretenen Schlärpeli¹ deiner Braut sagte mir, daß sie eben selbst ein trauriges Schlärpeli² oder vielmehr ein ausgemachter Schlarp sei, der aber zugleich mit seiner eingebildeten Bildung sich anmaßen werde, dich tüchtig z'pandoffle.³ Ich sah auch voraus, daß sie mit dem Geld umgehen werde, wi wen es numen eso dür nes Stifelrohr ahe rägneti.⁴ Wen ere n alben ihri Molière-Schüehli eso g'chääret hei, weist, eso wißtelig, hest nid gwüßt, was das bidütet? „Nei“. He, wen Eim d'Schueh chääre, so si si no nüüt zahlt! Sie führen ständige Klage für ihren Verfertiger. „Aber, Götti, worum hest nie o numen es Wörteli dergliihe taa?“ Das hätt nüüt abtreit! Wen Eim nid es Biheli Hüt über d'Ohren ab'zoge wirt, wirt der Schlimmst nid gschid. Du bist erst als junge Maa us de Buebeschuehne use gschlosse,⁵ fürdaß de n iez als e riiffe di rächte Wasserstüfel aalegist,⁶ u schaffist, was zähen ander, wo nume Läschine sii. Fach (fang) fräsch aa: da si drüütüsig Fränkt! (Nach langem stummen Blick des Dankes): „Aber u de du, Götti?“ Häs nid Chummer für alt Schueh, Gott verlaat en alte Schwizer nüü! *

* * *

Handschuh heißt Hüntsche. So unpassend auch die feine Bäuerin „Hüntschli im Summer“⁷ findet, so gut weiß sie für den Winter die fein wollenen Handschuhe, für Schlittenfahrten den Schlupf⁸ (Ruff) und für Präsentationszwecke etwa den Halbhüntsche zu schätzen. Für harte Winterarbeit im Freien dagegen dient der Zwilchhüntsche, der bloß für den Daumen eine eigene Behausung (den Tüümli), für die übrigen Finger aber nur ein gemeinsames Unterkommen darbietet. Mit seinem soliden Futter dient er auch zum Angreifen von Dingen, die man mit bloßer Hand nicht berühren darf oder mag. Alle feinere

⁹⁸ Ztgst. 2, 66. Allgemein deutsche Redensart, aber auch von unserer Mundart lebhaft mitgebraucht. ⁹⁹ Gf. Gf. 1899, 81; Räf. 163. ¹⁰⁰ SchM. 2, 331; BSp. 141. ¹ Elisabethli 301. ² Servaz 8. ³ SchM. 1, 141. ⁴ Gelbst. 99. ⁵ An AB. 126. ⁶ Ztgst. 1, 164. ⁷ Spinne 20; Burri IX. XI. ⁸ Ztgst. 2, 194.

Lastempfindung ist dann aufgehoben. Drum von etwas „Handgreiflichem“ die Rede: das cha me mit eme Zwilchhantsche griiffe. Ein solcher Handschuh ist auch leicht zu wenden, was aber der Eigner selber besorgen will. Sonst tritt der Fall ein wie bei der Rappe: iez ist der Hantsche lăh, d. h.: jetzt ist's gefehlt!

Den Glacé⁹ und den hirschledernen Handschuh kennt die gewöhnliche Sprache etwa so, daß sie von Fleisch und dgl. zääch wi Hantscheläder, redet. (Ebenso von zäher „Geduld“).¹⁰ Wißfläderig drii aber luegt Einer, der mit verdrehten Augen ins Leere starrt.

Müte¹¹ (mitaines, Pulswärmer) und Mänschette (manchettes) verlängern nach Bedürfnis die Handschuhbekleidung über den bloßen Arm hin, indeß die Stöösli (Stößli)¹² die Gewandärmel gegen Abnutzung beim Schreiben schützen, die Stooß-Ermeli aber dem kleinen Kinde warm geben.

Futter (doublure) heißt Füeteri. Du gist ihm nid Füeteri¹³ (vgl.: redest ihm nid 's Wasser): bleibst in geistiger Ausstattung weit unter ihm. Verstärkender oder steifender Tuchbelag unter einzelne Gewandteile: die Bblëgi („Blegi“).¹⁴ Es Gloschli und dergl. bblege („blegen“).¹⁵

Ein schmales Band heißt (der) Bändel. Den Saum eines Gewandes mit solchem einfassen: das Gewand iibändige¹⁶ oder verbändige.¹⁷ Der Füürtehbändel¹⁸ = die Scheubeschnuer. Wi ne Scheubeschnuer soll beim Honigschleudern der edle Saft aus dem Ablaufrohr des Kessels rinnen. Der Schuehbändel = der Schuhriem. Wenⁿ Eim e Schuehbändel ufgeit, täicht öpper an Ein.¹⁹ Du löösist ihm nid d' Schuehriemen uf (gibt ihm nid Füeteri). Der „Bändel“ gelegentlich als Gängelband für Kinder gebraucht, erzeugte die Redensart Ein am Bändel („Gewunderbändel“)²⁰ füe hre²¹ oder haa,²² Ein verbändige²³: zum Besten halten, narren.

Zu einer Schleife geformtes Band: „Letschband“,²⁴ Lätſch. „Einen“ oder „den“ Lätſch macht an der Unterlippe der passionierte Pfeifenraucher (Tubaflätſch), aber auch die Schmollende, oder die verblüfft und damit anscheinend dumm Dastehende, die daher selber Lätſch heißt: bis (sei) doch nid e söttige Lätſch!

Andere Zierden an Gewand und Rappe, an Stod und Pfeife usw.: Troddeln, Zotteln,²⁵ Tſchottle, Tſchötteli.

⁹ MZ. A. d. S. I, 4. ¹⁰ Michel 240. ¹¹ GG. 2, 158. ¹² Ball 52, 59. ¹³ MZ. Anna 159, 253. ¹⁴ SchM. 2, 228; BSp. 16. ¹⁵ BSp. 155. ¹⁶ MZ. Anna 253. ¹⁷ MZ. 1, 475. ¹⁸ UR. 438; Ott 1, 170. ¹⁹ A. f. Bl. VII, 135. ²⁰ Ztgst. 2, 154. ²¹ Bibm. 24. ²² MZ. 1, 463. ²³ MZ. Anna 244. ²⁴ UR. 1822, 269. ²⁵ Vgl. Ztgst. 2, 11; SchM. 2, 75.

Zum An- und Übereinanderschließen früher allgemein an Hemd und Rock²⁶ usw.: der Hapt oder das Hästli aus Eisen oder Messing, zum Einhäkeln in das Ringli aus nämlichem Metall, oder in das aus Zwirn gewirkte Nidli. Ihre Anfertigung erforderte scharfe Augen; daher: luege, uufpasse wi ne Hästlimacher, und mit mechanischer Weiterführung des Bildes (vgl. „Stier“): uufbigähre, flueche und dgl. wi ne Hästlimacher („Hästlimönch“).²⁷ An Stelle dieser oft unbequemen und unkleidsamen Gebilde trat mehr und mehr der des Modewandels fähige Ehnopf, zunächst als platte oder konvexe Metallscheibe mit Annähehaft, dann als das durchlöchernte Horn- oder Zelluloid-Scheibchen, welches früher gut emmenthalisch²⁸ Form und Förmli hieß. Bekannt ist auch bei uns der (z. B. an der Hose noch einzig verbliebene) Rotchnopf (’s uf e Rotchnopf la aachoo),²⁹ und dächliin Ehnopf, Hosechnopf³⁰ als Gerngroß; bekannt auch das Orakelspiel an der Knopfreihe des Rocks mit Ja, Nein, Ja, Nein.³¹

Zunächst zum Schließen des Lederschuhes an den Fuß dienten die „Schuhchnallen“³² oder die „stählernen Ringgen“.³³ Solche Ringgeschueh („Ringgen schu“)³⁴ gehörten auch zu Hanslis Marktanzug.³⁵ Ein ähnlicher, in Sache und Namen³⁶ aus dem „Ring“ hervorgegangener Ringge dient auch zum Engerschnallen von Hosen und Weste, zum Zuschnallen von Gurt und Riemen und ging in bildlicher Rede³⁷ über auf allerlei Beschränkungen der Freiheit des Handelns. Ein der Ringge iitue, zieh, baas aazieh³⁸ wird ebenso oft gesagt wie: ihn „ringgle“ („ringle“),³⁹ reiggle. So reigglet auch (in neuer Übertragung) der Holzfuhrmann seine Baumstämme auf dem Wagen mittelst der Kette und des sie straff anziehenden Knüppels, der auch wieder der Reiggel genannt wird.

Gesetzt aber, selbst ein Hansli hätte seiner Zowägerin den „Ringgen“ anzuziehen unternommen: was hätte das Gelingen genützt, so lang Annebäbi in jedem seiner zwei Ehittelset „eine Maß Wein“ (oder e Maasgutter) und „eine fünfbazige Rüpfe“⁴⁰ (oder es zweupfündigs Brötli) unterbringen konnte, eingedenk des Wortes: Mi isch o gar te Möntsch, we me nüt im Sad het!⁴¹

Solches „Versorgen“ heißt insgemein: i Sad stoofe.⁴² Erschlicherer Profit wird i Sad g’macht, ehrlich erworbener vom

²⁶ Ger. Tw. (1793); Bilt. 34. 5; SchM. 1, 292; 2, 42; NB. 2, 348. ²⁷ Bistabethli 301. ²⁸ Vgl. BME. 54. ²⁹ Räf. 204. ³⁰ NB. 2 3. 249. ³¹ N. f. M. VII, 136. ³² Ger. Tw. (1793). ³³ Ebb. ³⁴ Ebb. (1790). ³⁵ NB. 1, 130. ³⁶ BBS. 7, 133. ³⁷ Räf. 104, 295 und ö. ³⁸ NB. 2 3. 190. ³⁹ Dursli 218 und ö. ⁴⁰ NB. 1, 126. ⁴¹ NB. Anna 206. ⁴² SchM. 1, 177.

Egoisten im Sack b'halte, während der Altruist Ausgaben für das allgemeine Wohl us sim Sack bestreitet. Es sei ein Unglück, daß die Heldentaten, welche sie im Sinne gehabt, nun im Sacke blieben, erklären die Langenthaler im „Rurt“.⁴³ D'Fuust im Sack mache heißt: gerechten Zorn tatlos in sich verarbeiten.

Taschengeld ist Sackgäht. Insbesondere wird unter Sack als Kleidertasche der Hose sack verstanden. Hier bergen sich Taschentuch, Geldbeutel, Messer und allerlei Kleinram, sowie hier auch der Unerzogene gewohnheitsmäßig d'Händ im Sack, d'Händ i de Hose het. Wer damit in dummer Prozigkeit etwas vorstellen will, hebt sich freilich sehr ab von dem Finaud, der bloß zwei Finger in der Westentasche stecken hat, wie vom überlegenen Beherrscher seines Geschäfts — wozu auch die Wissenschaft gehören kann — der behaglich seine Daumen unter die Achselöffnungen seiner Weste schiebt. Da auch die Westentasche links die Uhr, rechts unter Umständen so viele Napoliöndli (Zwanzigfranken-Stücke) birgt, daß einer mit dem Werkholz auf der Achsel gleich ein unterwegs ihm angetragenes Pferd bezahlen kann, so ist öppi chenne wi si's Schileetäschli auch entsprechend feiner und wertvoller als das bloße Austennen wi si Hose sack. Desgleichen reicht, wer sein Patent oder sonst etwas sauer Erworbenes nun als gesicherten Besitz im Sack het, noch nicht zur gesellschaftlichen Höhe dessen heran, der als Politiker seines Umkreises den und den Kandidaten im Schileetäschli oder im Ljiblitäschli het.

Entsprechend goliathmäßig klingt der Zuruf: Schwig, oder i stecke di i d'Chuttetäsche! In solchem Machtbereich bewegte sich auch die Überlegenheit eines Landvogts, der einen Amtschreiber „fast in die Ruttentäsche hätte stoßen können.“⁴⁴ Der Erfolg solcher Demonstration wäre ehemals noch durch die respektablen Seitenklappen garantiert worden, die als „Deckel“ (Tschel) sich über die umfänglichen Taschen hinbreiteten.

So kann auch die Buese, wie die Busementasche des Rocks (Chuttebuese) und allenfalls der Weste (Schileebuese) in abkürzender Sprechart sich benennt, zur Not ein ganzes Archiv von absolut oder relativ wertvollen Schriften bergen. Bedächtig zieht, wer zu einem öffentlichen Vortrag das Wort erhalten, eine artige Aufstapelung von Zahlen und Daten aus so sicherem Gewahrjam hervor; seiner Sache ebenso sicher, langt von dort ein Erbbetter⁴⁵ sis Plääterli, Säuplääterli (Schweinsblase) hervor, um in klingender Münze eine hohe Summe zu zahlen. Verräterisch aber guckte einem prozigen Konfir-

⁴³ Rurt 58. ⁴⁴ SchM. 1, 87. ⁴⁵ Erbb. 7; GG. 2, 47.

manden der Beißer seiner Emanzipationspfeife aus der Busentasche hervor, bis der Nachfolger Gotthelfs in seiner wirksam seinen Art zu ihm halblaut sagte: Tue die e chlii bäs hindere.

Das Feierkleid.¹

„Mir Läbtig hätt i nid glaubt, daß d'Chleider sövli mache“.^{1a} Du bist ganz es angers, un i bi froh, daß du furt chunnst; nebe dir schien niemer nüt meh!² So die flotte Wirtstochter zu dem von ihr mit der ganzen Liebe einer Freundin als Hochzeiterin ausgestatteten Meyeli. Dieses aber fühlt sich vor dieser „andern Person“ in ihm so klein, „daß es sich gerne verborgen hätte in des Stübchens finstersten Winkel“.³ Solche Bescheidenheit ist ein lieblicher Gegensatz z. B. zu „dem“ 1764 vom Lauperswyler Pfarrer beklagten „Bracht, worüber die beschneyten Häupter Seuffzer ausstoßen“.⁴ Gotthelfs Polemik galt dagegen dem eitlen Pariserle⁵ und dem Mißverhältnis zwischen Stand und Aufwand: dem „Brächtlen, während die Mutter barfuß läuft“.⁶ Die „wie eine mittelmäßige Zumpfere (Magd) angezogene reiche Bauerntochter“ hatte seinen Beifall nicht⁷: „Eine reiche Bauerntochter soll viele Kleider haben, und schöne!“⁸ Das ist viel gesagt angesichts der Kostspieligkeit der echt bäuerlichen unterbernerischen Tracht, des Büür'sch dahar choo gegenüber der städtischen — stettlige“ — Bracht. Denn „so ein wohl ausgestattetes seiden- und silberbehangenes Bernermeitschi gilt seine paar hundert Franken“⁹ — genauer: etwa dreihundert.

Allein eben diese Kostspieligkeit der einmaligen Beschaffung bietet die beste Garantie nicht nur gegen das befürchtete Aussterben der Tracht, sondern auch gegen die Herabminderung ihres ästhetischen Eindrucks und Werts durch das Hinunterziehen in die alltägliche Hantierung oder das Unterwerfen unter die Launen der Mode. Drum wird gerade die häuslichste Tochter, die in voller Bernertracht sich fühlt wie David in Sauls Rüstung, sich für den Sonntag im Fall der Not eher die silberige Häst ab ihrer einzige Chittelbrust abtrönne, als sich zu jener halb städtischen Mischtracht herunterlassen, die ihr ein verächtliches öppi's Dräcks esoo! den Lippen entreißt.

Denn auch im Gewande hält der richtige Emmenthaler Sündig

¹ Vgl. S. 160 f. hievor; auch SB. Kalender 1905, 90. ^{1a} Vgl. Ztgst. 1, 40. ² AB. 1, 467. ³ Ebb. 468. ⁴ Pfr.-Ber. 101. ⁵ Kongreß 163; vgl. Burri IX. ⁶ SchM. 1, 92; 2, 228. ⁷ GG. 2, 78. ⁸ Ztgst. 2, 173. ⁹ Schweiz 1900, 510.



Verhalt von H. Winger.

u Wächtig scharf auseinander. Nur eine „Dorngrütbäuerin machte alle Kleider zu Werktagkleidern, während an Anneli (oder einem Erdbearimareili auch trotz der strengsten Arbeit) „alle Kleider zu Sonntagskleidern wurden“.¹⁰ Buchstäblich wäre freilich dies so wenig wie das Austrage sonntäglicher Gewänder am Werktag¹¹ durchwegs dankbar. Das beweist schon ein Blick auf die seidene (sidiigi) Schürze,¹² mit

welcher eine flotte Bauernfrau oder -Tochter im Sundig (g'sundiget) dahar chunnt, während ehem selbst gesponnenes Zeug 's no ta a het;¹³ auf den (im Gegensatz zum städtischen Rock) oben und unten gleich weiten Sundig = Chittel aus schwarzem Gáschmir (Kaschmir) oder Merino (früher: Oberländertuch);¹⁴ auf das winterliche Tschööpli oder Chüttli mit engen Ärmeln, ebenfalls aus Seide¹⁵, wenn nicht aus schwarzem oder farbigem Wolltuch; oder endlich auf den Sommeranzug aus Chittelbrust, witem Hemmli und Gölser. Die Chittelbrust ist ein nieder-ähnliches Brustkleid aus glattem oder geblütemtamt oder Lástäng (lastin), bei welchem aber

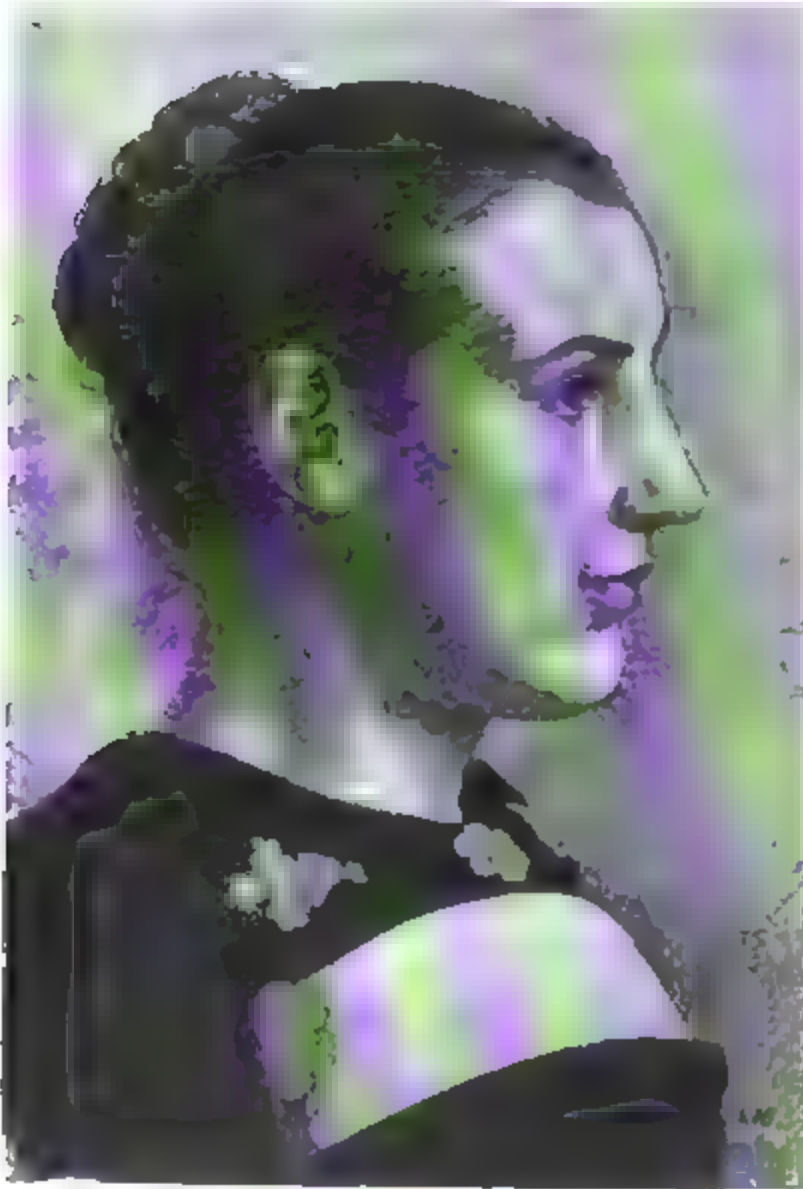


der Hinterteil den ganzen Rücken bedeckt und mittelst zweier über die Achseln geschlungener Träger an der Brustseite befestigt wird. Hinten hängt der Lapper oder das Fäçli (Flügelchen) über den Kittel hinunter — neben den Ärmeln so ziemlich der einzige Teil der bäuerlichen Tracht, welche der Mode unterliegen darf. Das hat zur Folge, daß

¹⁰ GG. 2, 59. ¹¹ Selbst. 90. ¹² Gröhl. XXXI; Müll. 22. 26; BSp. 154. ¹³ Bül. 35. 3. ¹⁴ Gbb. ¹⁵ USP. 278.

man eine oberflächliche und dabei puffsüchtige Weibsperson mit dem Urteil charakterisiert: si weiß vo nüt z'brichte weder vom Chabisblätz u vom Chittelläpper.

Zur vollen Präsentation gehören die in zwei dicht geschlossenen konvergenten Reihen die Brustseite zierenden, vom Saum sich stattdich abhebenden silberige Häst.¹⁶



15-jähriges Mädchen im Tschöpli.

Eine bescheiden werktägliche Chittelbrust unter dem Jaggli ersetzt bei ältern Frauen bis heute das Gooorsch! („Gorische“,¹⁷ den „Korsettblätz“,¹⁸ le corsage), wie noch früher (z. B. 1789) eine „Brustkarte von türkischem Pappir“ mit einem über sie gelegten „gedruckten Pappir“¹⁹ es tat. (Den heiligen Krieg gegen das Korsett haben nunmehr die Frauen selbst mittelst des Reformkleides eröffnet).

Mit den Chittelhäste wetteifern in blinkendem Effekt die 2–8fach unter den Armen durch freischwebenden silbernen Gölserchötteli, unterstützt durch das silberne oder wohl auch goldene Uhrechötteli mit Behängen (Plämpel u. dgl.) und die mehr oder weniger

kunstreiche Brosche (=ßß-, broche). An den Seiten blinken zwei silberne Gölserblätzli aus Filigranarbeit, meist Blumen nachahmend. Personen bescheidenern Standes ersetzen s. B. die silbernen mit eisernen Gölserchötteline, oder diese gar mit Schnüren aus kleinen Glasforallen: Ehrääßeli oder Ehrääßli. (Verkleinerung aus Ehrääße, dies entlehnt aus lat. corolla, dem Namen für die Meerforallen). Zierliche

¹⁶ Eggim. 81/82; Elisabethli 297; UR. 266. ¹⁷ Elisabethli 296. ¹⁸ UR. 1, 126; Lit 1, 170. ¹⁹ Ger. Zw.

Korallenstickereien schmücken bisweilen auch das um den Hals gelegte Göllet („Göllert“, ²⁰ „Göllet“, ²¹ aus lat. collare, wie fz. collier aus lat. collarium).

Wie der samtene Chittelbrust das sonntägliche Schilee, so entspricht dem Samtgöllet das seidene Halstuch, das die Männer ebenfalls nur zur Feiertracht sich umbinden — oder umbinden lassen; wie denn jener Chorrichter, der deswegen auch Ammann zu werden hoffte, ²² unter den Männern dreier Gemeinden als Einziger die Kunst des Knüpfens mit dem Holzgrad ufe stehenden Lätzsch ²³ an sich selber zustande brachte. Wie jedoch ehemals bei Mädchen das Schnüpfli, so tritt beim heutigen Mann die Cravatte (cravatte), ja der einfache Lätzsch (noeud)

mit ungemeiner Zeit-, Müh- und Kostenersparnis als Ersatz für Göllet bezw. Halstuch ein.

Unerbittlich dagegen behauptet Platz und Würde das Hemd: in der weiblichen Tracht das weite Hemli, ²⁴ so geheißen von dem nach hinten gefalteten und im übergeschlagenen Teil steif gestärkten (hert g'sterktⁿ) und geplätteten Ärmel. Den Gegensatz hierzu bildet das spitze Hemli: Frauenhemd mit engen und kurzen Ärmeln, mit welchen sich bequem in das Obergewand (Tschööpli, Chüttli usw.) schlüpfen läßt. Auch über der Brust trugen Frauen ehemals das Hemd in soeben beschriebener Appretur. ²⁵ Bequemer ist aber allerdings der Schmuck-Ersatz durch das eng geriefte (g'güßferiert) oder auch gefältelte Vor-



Halstuch statt Göllet.

²⁰ Ust. 280; Ust. 260, 476.; Beitr. 445. ²¹ Ger. Tw. (1788). ²² BmB. B. 161. ²³ B. 1, 18. ²⁴ Bgl. Gröblich XXXI. ²⁵ Ust. 303.

hemdchen (Mänteli). In blendender Weiße schaut dasselbe durch den Hals- und Brustausschnitt des Tschööpli oder der Chittelbrust, wie das sonntägliche Männerhemd durch den Ausschnitt der Weste und des winterlichen Rods.

An solcher Feinheit und Weiße strebten dem Hemd zur Zeit der Kniehosen die für den Sonntag bereit gehaltenen Strümpfe nach.²⁶ Wie als Folie dienten zu ihrer Abhebung die starken dicken Männer-
schuhe, die man mit warmem Fett tiefschwarz zu färben (sa!be) so wenig unterließ wie heute das Wischen.

Das „niedliche Strohhütchen“²⁷ der Mädchen, der im Sommer wie zu milderer Winterszeit gleich tragbare schwarze Strohhut der Frauen, fast ebensowenig den Launen der Mode unterworfen wie der sommerliche Strohhut der Männer, vollenden die gewöhnliche Sonntags- und Ausgehtracht. Für besondere Anlässe unterliegt dieselbe etwa folgenden Variationen.

Für Leid und Leichengeleit (z' Lijch gaa) ersetzen Schnüre aus schwarz gefärbten Glasstrahlen die Gölcherhötteli, mattschwarze Wollstoffe (Merino, Kaschmir) den Samt des Gölcher. Dafür erhielt letzteres ehemals einen Schmuck in der breiten Plünde („Blonde“,²⁸ „Blunde“²⁹) oder dem schmälern Plündeli: diesem aus Spitzen bestehenden aufstehenden Schirm (einer Krause, wie sie auch den Hut zierte). — Bild: Er ist nid i alli Spißli gstoche³⁰ d. h. nicht raffiniert, gegenteils etwas einfältig. — Dito mit Franse! d. h. dein Schimpf geht auf dich selber zurück. (Nimm di selber bi'r Nase!)

Der schwarzen Leid-Scheube und dem schwarzen Kittel entsprach ehemals bei Männern der ärmellose schwarze Mantel.³¹

Derselbe war freilich nicht bloß Trauermantel, sondern eine Auszeichnung der Vorgesetzten. Ehedem trugen diese ihn bei jedem Besuche des Gottesdienstes und, zu Gotthelfs Zeiten noch, wenn sie zum Abendmahl giengen.³² Heute vertritt seine Stelle ein schwarzer Rod, etwa d' Hochzitshutte. — Überhaupt entspricht der Anzug für z' Nachtmahl sachgemäß dem Trauerkleid.

Für beide ernste Feiern ist, gleich wie für den Götli-Anzug am Tauffest und für die Patenwerbung³³ des Chindbettimaa der schwarze Woll- oder Filzhut „de rigueur“,³⁴ — wie sehr dann hier auch im übrigen das flott Daaarcho nicht nur erlaubt, sondern in gewissem Maße geboten erscheint. „Wie werden sie luegen in Giti-

²⁶ Schm. 1, 139; AB. 1, 155 f. ²⁷ Trub 30, 104. ²⁸ AB. 1, 467; Weibel (1885) 74. ²⁹ MAB. Anna 208. ³⁰ Schm. 1, 262; GG. 1, 13; Kongreß 143. ³¹ BSp. 51; Bw.B. 159—164. ³² Bw.B. 159. ³³ AB. 254. ³⁴ Selbst. 3.

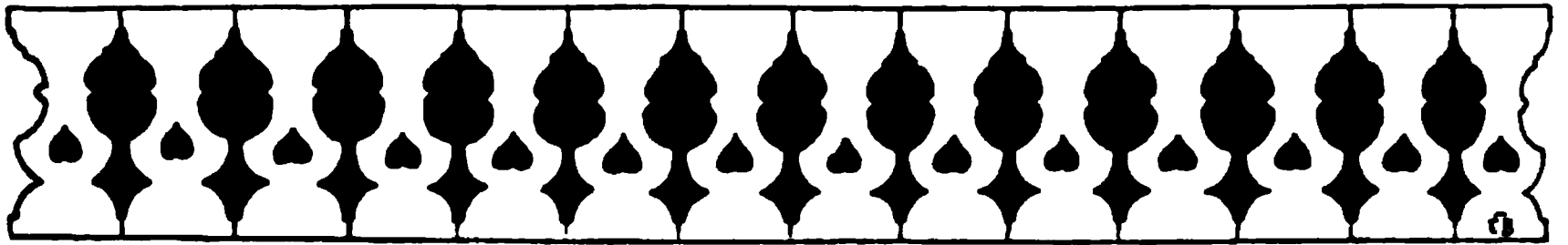
wyl, wenn der fremde Götti daher kommt in seiner neuen Nübeli-bchleidig!“³⁵ Den Gegensatz des gutbäuerlich Soliden aber zu dem blendenden Putz einer andern Gotte³⁶ vertritt jene Mutter im Rat an ihre Tochter: „Ziehe die schweren, aber altväterischen Gölleteteli an; das steht dir gut und fällt nicht in die Augen“.³⁷

Die herrlichen Gotthelf-Bilder der Zurüstung eines Meheli,³⁸ eines Mädeli,³⁹ eines Büseli⁴⁰ zur Hochzeit dürfen hier bloß erwähnt werden; so auch ihre kindlich reine Freude am Brautgewand und ihr berechtigt edler Stolz auf das Brautkränzchen.⁴¹ Besonders genannt seien bloß die Hochzeitstrümpf, die nachher nie mehr angezogen, sondern als Andenken aufbewahrt werden sollen. Daher (am sommerlichen Werktag) ohne Strümpfe gehen spaßweise etwa heißt: i de Hochzeitstrümpfe gaa. In schöner Weise dienten sie noch einer Großmutter Rätli als Sparkasse.⁴²

Solcher und anderer Beschränkungen entledigt, zeigen die jungen Leute am Määrli und sonderlich a der Lüdere-Ghilbi sich in der ganzen Fülle und Stattlichkeit ihrer Ausrüstung.

³⁵ SchM. 2, 142. ³⁶ Berner 2 l. 5. ³⁷ Btgst. 2, 179. ³⁸ AB. 1, 467. ³⁹ SchM. 2, 67, 96. ⁴⁰ Barthli 61. ⁴¹ SchM. 2, 67. ⁴² Rätli 229.





Laubenornament.

Sauber.

Rein und Unrein.

§ Einem Lande ähnlich ist der Emmenthaler Es wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die sich auf Häuser, Geräte, Vieh, Kleider, kurz auf alles erstreckt; selbst die Bettelweiber betteln nur in frischgewaschenen Hemden!¹ So der nämliche Gottbelf, der auch für das Gegenteil ein scharfes Auge hat: „Der Landmann mistet fleißig, wäscht den Schweinen den ganzen Leib, den Pferden Schwänze und Füße. Und der gleiche Landmann läßt seine Kinder in nassen Betten liegen . . . So gibt es ganze Geschlechter, welche ihr Lebtag ungewaschen scheinen, Leib und Seele schmutzig, sie mögen sich kleiden, so kostbar sie wollen“.²

Dieser Geistesart gemäß besitzt die Mundart für Sauber und Unsauber eine Menge treffender und kräftiger Ausdrücke. „Schmutz“ zwar kennt überhaupt der Alemanne nicht im schriftdeutschen, und schmutzig höchstens im moralischen Sinne, wenn er spricht vom „schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohltat“.³ Dagegen kennen wir gschmüßlig; „schmüßlig an Hemd und Händen“;⁴ verschmüßlet, „eine verschmüßelte Karrensalbe-Gret“,⁵ gschmüßligi Chjirši (mit eigenem Saft verschmierte Kirschen); der Brief sei gschmüßlet.⁶

¹ Arm. 160. ² UB. 228. ³ Basf. 77. ⁴ Besuch 149. ⁵ Amtsr. 116. ⁶ Ball 16.

Ist „Schmutz“ (im schriftdeutschen wie im alemannischen Sinn) eigentlich das von einer Flüssigkeit nach oben Abgestoßene⁷ (vgl. den Abschaum), so der Dreck⁸ das als Niederschlag zu Boden Sinkende (vgl. die Weinhefen). Das von entgleister Feinheit heute verpönte Wort wird auf dem Lande gerade dort, wo „dem Reinen alles rein ist“, noch so ziemlich in alter Unvoreingenommenheit gebraucht: Wäm e Dräck uf d' Nase g'hört, däm g'heit er nid uf d' Schueh. Dem Fürspräch (dem sich ungerufen als Vermittler in fremde Händel Mischenden) g'hört e Dräck uf d' Nase. Übertragen natürlich nur in erregter Rede: Eine⁹ z' Dräck verschlaa. Wart nume, i wil! der de der Dräck rühre! Eine Gefallene ist i Dräck g'heit, und im Dräck ist, wer „in der Tinte sitzt“. Dräck ist auch Nichtiges, Nichts. Das geit di e Dräck aa! — Dräck! heißt 1. das ist eine faule Ausrede! 2. weg mit solchen traurigen Gedanken, die mich zu übernehmen drohen!¹⁰ — Die Magd dräcket mit ihrem besten Zeug im Wüfsten herum.¹⁰ „U dir wott i mi nid verdräcke!“ („wer Pech angreift“ usw.) ist ein unsagbar verächtlicher Verzicht auf Rache. Aber selbst von dem so weisevoll behandelten Großvater¹¹ heißt es schön: Ja ja, der Alte hatte ein feines Gehör, und fein ist's ihm geblieben, weil er es sich nie verdrecken ließ. — In einer schwierigen und schmierigen Angelegenheit läßt auch Gotthelf¹² Einen der Stäcken am dräckigen Ort nää. Er het Dräck am Stäcke: es steckt Unsauberes in ihm; gleichwie ein anderer dräckig Finger hat, an denen unrecht Gut klebt. — Der Lumpesami im Dräckgäßli.¹³

Noch knapper als diese aufs äußerste beschränkte Blumenlese darf eine solche über das unverfänglich gebrauchte b'schijße (1. beschmutzen, 2. betrügen) und B'schijß (Betrug) ausfallen. „Die (zum Tanze gehenden) Jumpsre zahle (zielen, richten ihre Füße) stuf uf d' Stei (der Stadtgasse), daß si nit d' Schüehli b'schijße.“¹⁴ Ähnlich Gotthelf.¹⁵ — „Es wird enandere nid so übel b'schijße“¹⁶: Schatzung und wirklicher Wert werden sich ziemlich entsprechen. Der Kuhhandel ist e b'schijßne Handel¹⁷ (einer wobei Betrug geübt und erlitten wird). „Da ist B'schijß derhinder“!¹⁸ „U Hübschi ist so män'gigt B'schijß.“¹⁹

Vom „Spangli-schwerze“ weg wird der Schlosser Wiedmer²⁰ zu einem Herrn berufen und begibt sich, zum Schaden seiner Würdigung, stehenden Fußes hin in b'rämtem Bart. Eine größere Rolle spielt

⁷ Heyne DNB. ⁸ Kluge⁵. ⁹ NB. 1, 324. ¹⁰ Lisabethli 298. ¹¹ Sonnt. 120. ¹² SchM. 1, 128. ¹³ Riggi Zu 206. ¹⁴ JMRuhn NR. 1811, 242. ¹⁵ UR. 428. ¹⁶ Selbst. 166. ¹⁷ Michel 174. ¹⁸ Müll. SR. 8; vgl. Kaput 346. ¹⁹ Ruhn. ²⁰ 157.

auf diesem Gebiet die „b'rämte Röchin“.²¹ Unversehens kriegen berufen und unberufen an Topf und Tüpfli,²² an Kanne und Pfanne herumhantierende diese bisweilen heimtückischen Brämfi („Brämi“) ab. Denn „wer sich an alte Kessel reibt, der empfahet gerne Rahm.“²³ Sie gegen gibt es einstweilen kein Mittel außer Behandlung „von Fall zu Fall“. Gleichwie auch im Familienleben „Eines des andern Schwachheiten“ ertragen muß, und man „nur so zuweilen mit dem nassen Finger ganz leise und süßerli ein Brämi abmachen“ kann.²⁴ (Mehrzahl: „Brämeni“²⁵).

Ist ja doch weit verdrießlicher als so ein Fußfleck der Tintenkleck, der das Reinheft verunstaltet, wenn „d' Federe dolgget“²⁶ (tolgget), der die Hand, das Kleid befleckt. (Vgl. den Tolggenrod, welchen Zwingli in den Disputationstagen von 1528 nach Bern kommen ließ). Einen Tolgg gab es in Ulis²⁷ Rechnung, wenn er das halb und halb zur Frau außersehene Elisi schlärpeln sah. Vgl. dagegen den Puretollg im Munde städtischer Galans.²⁸

Hierher ferner: der Fläcke, der Fleck. Jez flädets! Es het g'flädet: gefehlt; „das Konzept ist verborben“.²⁹ Der Schlaargg, wozu schlaargge und schliirgge (einem Widelfind Brii iischliirgge); es Gschlaargg. Pflastere (mit breiartiger Masse unsauber hantieren). Pflaster heißt auch Pflaarg, d. i. 1. Kuhfladen, 2. unsauberes, faules Weibsbild auch das Pflaag, der Pflaartsch.

Ein unsauberer Fleck auf dem Gewand (im Grund ein von Pflanzenstäben herrührender) heißt Möse. Jez han i neu i Hosen aa, teis Mösli u teis Flädli draa. (Vgl. S. 443.)

Dänne ruumme bedeutet wegräumen; uufruumme: im Haus und um dasselbe Ordnung schaffen, besonders am Samstag. Ruumme ist insbesondere ein von Rand und Boden des Kochgeschirrs wegzuschaffender Belag ansetzender Speisereste. Daher (mit Objektswechsel): der Hase ruumme. „Der Bär hat dem Burgunner die pfannen g'rumet“ (verb zugelegt). — Die Uufruummi, Uufruummete aus der Viehtrippe. G'fräas, G'chättsch, G'hü!! in Holzraum und Dreschtenne. Es G'nist: ordnungsloses Durcheinander, wie scheinbar im Vogelnest,³⁰ veranlaßt durch „Nisten und Zwäglege“,³¹ wobei alles vernistet (verlegt) und verzaagget wird, das³ me niene nüüt cha finde.

²¹ SchM. 1, 214. ²² Vgl. Hebel's „Habermues“. ²³ Zitiert Bruinier 91. Wegen des Doppelsinns von „Rahm“ vgl. „Schm 3“. ²⁴ GG. 3, 19. ²⁵ Kongreß 151. ²⁶ SchM. 2, 321. ²⁷ UR. 267; vgl. auch Schuldb. 131. ²⁸ UR. 300. ²⁹ Vgl. Ztgst. 1, 129. ³⁰ MZB. Wf. 27; Besuch 167. ³¹ Räs. 74. 75.

Ghüder ist Rehricht („Stubenbözig“).³² „Die Milch im Ghäller z' vergbüdere“ sollen sich „bim Saderhageli“ die in der Wohnstube tanzenden kleinen Mädchen hüten.³³ Zu einem sonst recht lieben Jungen aber kann es gelegentlich heißen: „Sez ha der scho zwen Mal gseit: gang leg d' Schueh aa! was bist du für ne Ghüderi!“

Das will sagen: ein Mensch ohne zielbewußt stramme Willensrichtung und Tatkraft und daherigen innern Wert. Einen solchen schilt man auch: Er ist nume so ne Flüderi, und was er schafft, ist G'flüder (vgl. „G'flauder“: Flaum enthaltende oder auch vortäuschende Bettdecke, „wo me nid wüß, heig me neuis uf ihm oder heig me nüüt“).³⁴ Solches Gfluder ist nur zum Wegwerfen gut, — gleich dem Spülicht. Spülen aber (bernd. schwäihe = „schwenken“)³⁵ heißt mhd. vlaejen, und die vlät ist Sauberkeit, dann auch Zierlichkeit, Schönheit. Der in all diesem waltende Ordnungssinn aber ist erfahrungsgemäß verschwifert mit Unermüdblichkeit des Tuns, mit Behendigkeit, Raschheit, mit flinkem, fläätigem³⁶ Wesen. Daher Anwendungen wie: Sez gang, u das nume fläätig! Mi mißt und schniid't und nääjt so fläätig das me chaa.³⁷ „Bete flätig fort, daß du heute noch fertig wirst!“³⁸ „Krieg macht flätig, der Friede läßig.“³⁹

Das Gegenteil ist: der Uflaat, mhd. „der“, „die“ oder „das“ unvlät s. v. w. Unsauberes, Unsauberkeit. (Vgl.: „Gräber voller Todtenbeine und alles Unflats.“⁴⁰ „Ein andermal, hoffe sie, rühre er nicht in jeden Unflaat.“⁴⁰ „Es macht's nun ein jeder nach seinem Kopf. So ist man hinger em Haus im Emmenthal, vor dem Haus im Oberland, nebendran im Seeland, und zuletzt ringsum im Uflat.“⁴¹ „Den Uflatz⁴² wäscht dir der Rhein nicht ab.“ Persönlich gewendet: unflätiger, d. h. äußerlich und innerlich unsauberer, abstoßender, abscheulicher Mensch (mhd. auch: der Teufel). „En alter Uflat (als Ehemann) ist e wüesti Sach.“⁴³ „Abscheuliche Hund, du wüeste Bure-Uflat!“⁴⁴ Speziell s. v. w. Geizhals;⁴⁵ aber auch: der Feind im Krieg.⁴⁶ — Mehrzahl: Ufläät,⁴⁶ Uflaate.⁴⁷ — „En ufläätige Grüüsel.“⁴⁸

„Unsauber“ lautet usüfer. In unserer Mundart häufig in der Schwebelage zwischen Adverbiale und Prädikativ: „Er söll mache, das er furchunnt, süst wöl er ne usüfer da dänne gää!“⁴⁹ „Wenn sie nicht gutwillig gehe, so zeige er ihr den Weg, aber unsauber.“⁵⁰ In derselben

³² NB. 91 ³³ Gf. Gf. 1902, 293. ³⁴ Selbst. 297. ³⁵ Räf. 172. ³⁶ Ztgst. 1, 10; NB. Anna 200; Bf. 127. ³⁷ Anna 180. ³⁸ Alte Gesch. 265. ³⁹ GG. 2, 157. ⁴⁰ Luther, Matth. 23, 28. ⁴⁰ Thorb. 71. ⁴¹ UR. 224. ⁴² Band 38. ⁴³ GG. 2, 116; vgl. Wege 304. 329. ⁴⁴ So natürlich statt „Burenflats“ Schuldb. 56. ⁴⁵ Gf. Gf. 1902, 293; s. a. UR. 244; Räf. 453. ⁴⁶ SB. Kalender 1905, 88. ⁴⁶ Ztgst. 1, 78. ⁴⁷ Trebla GdE. ⁴⁸ NB. 1, 473. ⁴⁹ Bgl. NB. 1, 388. ⁵⁰ Schuldb. 388; vgl. Ztgst. 58.

Bedeutung das ironische *sufer*: „Dert hei sie blauri Blüemli gnoo; das wirt ne *sufer* uschoo!“⁵¹ Auch als Attribut: „Das ist mir e *suferi* Gschicht!“⁵² — Häufiger natürlich als wirkliches „sauber“: „U Mädi i der Ehrampe?“ „Ist mir nit *sufer* gnue!“⁵³ Es ist neu is nit *sufer*! (nicht geheuer; es spukt.)

Eine doppelte Stellung: als Attribut und als adverbialisiertes Prädikativ, nahm ursprünglich auch „säuberlich“ ein, spaltete sich aber mit der Zeit in *süßerlig* für jene, *süüferli* für diese Funktion. Man sagt zwar noch etwa: er ist *usüßerlig* (in Ekel erregender Weise); allein das allgemeinere „er hält sich nicht sauber“ heißt mundartlich: „er ist en *Usüßerlige*.“ „D' Meitli si *süßerlig* u g'ranschiert und g'wanet z'wärdhe.“⁵⁴

„Drinne haufierte die (über den unwillkommenen Besuch unwillige Bäuerin) etwas unsäuberlich.“⁵⁵ „Beten und Lesen sind (diesem und jenem) Kraßfüße, die man dem mächtigen Herren macht, damit er *süßerlich* mit Einem verfare.“⁵⁶ In jenem „unsanft“ und diesem „glimpflich“ haben wir das Ziel, in dem unübersehbaren „uneigelig“ und „eigelig“ den Weg, nach welchem hin und über welchen „säuberlich“ seine Bedeutung entwickelt. Was Unrat dem Auge, ist Lärm dem Ohr, und störend für beide ist unzeitige Hast. Wenn ein Bäbeli⁵⁷ den Ehemann bittet: Mach doch de *süüferli*, we d' hei chunnst! — welche Gedankenreihe, halb angeerbt (automatisch), halb bewußt (plastisch) liegt in diesem Wort! Dem an Ordnung Gewöhnten hat alles seinen Platz und seine Zeit; so auch unser Schlaf: Zu dem trag uns Sorge, geh und schließ im Haus leise, und damit du das könntest, langsam. Diese ganze Summe von Überlegung und Bedächtigkeit aufbieten, heißt auch „*süüferli* tue.“ (Ähnlich im Kartenspiel.) „Wenn Uli (in seiner schwierigen Stellung als Meisterknecht) nur im Anfang recht *süßerli* tue und (bei Meisterleuten und Unterknechten) suche Boden zu bekommen, so werde sich alles machen.“⁵⁸ So müsse man auch, ohne verständnislos störendes Eingreifen, „*süßerli* luege wie es komme.“⁵⁹ Ohne Lärm: „*süßerli* singe“,⁶⁰ erzelle⁶¹ u. dgl.

Diese für die Volksseelenkunde äußerst belangreiche Bedeutungsentfaltung, die eine weit einläßlichere Erörterung als unsere vom Raum gestattete Skizze verdiente, findet in der Verbalbildung *süßere* nicht statt. Dieselbe bedeutet einfach: äußern⁶² und innern⁶³ Unrat weg schaffen.

⁵¹ Rigilied; vgl. Ball 12. ⁵² AB. 1, 316. ⁵³ Ruhn 14. ⁵⁴ MAB. 2 J. 169; vgl. SchM. 1, 292; UR. 107. ⁵⁵ BSp. 164. ⁵⁶ SchM. 2, 386. ⁵⁷ Dursli 223. ⁵⁸ UR. 155. ⁵⁹ AB. 1, 274; vgl. Stgft. 1, 43. ⁶⁰ 1, 446. ⁶¹ Bsp. d. AB. 1813, 248. ⁶² GG. 3, 67. ⁶³ AB. 2, 175.

„Halblein süferet sich immer von selbst.“⁶⁴ — Eine spezifische Bedeutung entfaltet noch die Viehzucht in der bäuerlichen Sprache: das Muttertier süferet si, d. h. es stößt die placenta (d' Süferi oder die Rächti) aus. Gschliffenig wi ne Chuesüferi.

„Einstimmig usgeg'süferet“⁶⁵ haben kurzfristig herzlose Bursche den gutgearteten gewesenen Sträfling aus ihrer Spielgesellschaft. Und in derselben Gesinnung brave arme Leuten von Haus und Heim treibend, „hätt me d' Gmein grad einist echli usg'süferet.“⁶⁶ Es ist aber „wirklich eine strenge Sache, so abg'süferet zu sein von jemand, dem man das Vertrauen geschenkt.“⁶⁷ So süferet man freilich auch zudringliche Bursche,⁶⁸ ungestüme Schelterinnen⁶⁹ usw. ab. — Seltener ist „ufg'süferet“: „so ein ufgesetztes und ufg'süferets Meitschi.“⁷⁰

„Mach süferli, Hans, ume hübschli!“⁷¹ (fahr beim Grassmähen nicht so drein in dieser futterarmen Zeit.) „Mir fahre hübscheli gäge Bärn, gää d' Miible schlächter wede färn.“⁷² — Dieses der Mundart äußerst geläufige nume hübscheli! führt über „hübsch“ zurück auf „höfisch“ und die Bedeutung: gemessen, sachte. „Sachte“ hinwieder, als Adjektiv dem Oberdeutschen fremd, steht doch als Adverb hinter unserm sät (gelassen, ruhig, ohne Lärm) und sätli. „Satt und gleichlig“ zogen Uli's Pferde an.⁷³ „Der Alte machte satt das Läuferli zu.“⁷⁴ „Satt und sanft gingen die Preise wieder hinunter.“⁷⁵ Es geht gäng so sätli vorwärts. Auch die Form mit -f= (engl. soft) und n-Ein-schub („sanft“) ist in der Mundart ja nur als das Adverbiale samft (vgl. Rawft = Ranft u. dgl.) gebräuchlich in der Bedeutung: sehr wohl. „I ma das samft“ (nämlich tragen, essen u. dgl.); „er cha samft“ (nämlich dies oder das tun); „du chast samft eso rede“ (du hast gut reden, tu es beau dire . .)!

Eine ähnliche Wortgeschichte wie „süüferli“ bietet „doucement“, welches als wunderlich neue Adjektivbildung auch in unsere Mundart hineinreicht: „di Chue ist neue so duußemangigi!“ (läßt durch schlaffes, schlappes Verhalten auf Unwohlsein schließen).

Auf „sauber“ zurück nun führen uns drei als sehr charakteristisch hier nicht zu umgehende Ausdrücke: proper, eigelig und ordeli.

„Cathrinli war immer proper.“⁷⁶ Entsprechend dem französischen „propre“ reicht auch dies „proper“ in die Sphäre von „eigen“ und von „eigelig“ hinüber.

⁶⁴ SchM. 1, 139. ⁶⁵ Müll. St. 47. ⁶⁶ Müll. ZR. 18. ⁶⁷ Schuldb. 230; vgl. MZ. 23. 282. ⁶⁸ MZ. 1, 206. ⁶⁹ 1, 235. ⁷⁰ MZ. 2, 414. ⁷¹ Räf. 152; vgl. 289. ⁷² Rüberlied. ⁷³ UR. ⁷⁴ GG. 2, 107; vgl. Selbst. 103. ⁷⁵ Räf. 188. ⁷⁶ Feiri 118.

„Eigentlichkeit (ein unausdrückbar Wort: Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, alles drückt etwas davon aus, und doch nicht das Ganze).“⁷⁷ „Mit seiner gewohnten Eigentlichkeit schüttelte Uli das Futter durcheinander, den Staub davon.“⁷⁸ Wir brauchen dafür das Dingwort *Eigeli*, wie anderseits auch im gewöhnlichen Beiwort „eigen“ etwas von unserm eigelig liegen kann: „Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk; es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt.“⁷⁹ Auch es hat gerne *si Sach aparti*. „We du wüßtsch alles was geit, du wärisch nit halb so eigelig“ (deinem Manne ehelich treu).⁸⁰ „Mi weiß, wie eigelig dir gsi sit, u wie dir der erst Best guet gnue gsi ist!“⁸¹ Zur Entschuldigung wisse der Wirt „hundert Beispiele, daß die lustigsten Meitschi, die es mit Wein, Branntwein und Buben nicht eigelig genommen, die tollsten und bräbsten Hausfrauen geworden seien.“⁸² Anderer Meinung ist man in „Geld und Geist“:⁸³ „Die eigelige Meitschi sind gewöhnlich die besten“; und das Ideal einer Bauerntochter, „Anne Mareili sei so ein eigeliges, es schütt sich ab Sachen, wo üblich und brüchlich si.“⁸⁴ So befürchtet auch Uli⁸⁵: Breneli nimmt mich nicht, es ist gar ein eigeliges. Aber auch eine Braut wie Mädeli machte sich eigelig und zögerte lange, dem Bräutigam zum Glas Wein zu folgen.⁸⁶ Ebenso macht der Götli sich e chlii eigelig, bevor er zum Tauffest erscheint.⁸⁷ In anderer Weise: beim Angebot eines Nachtlagers macht der „Schulmeister“⁸⁸ sich zuerst etwas eigelig. „Eigeliger als unsere Frau Pfarreri“ machte sich die auf Besuch gekommene Tante, die um keinen Preis, trotz der Bitte des Gastgebers, am Platz der abwesenden Frau mit deren Geräten und Vorräten kühneln wollte.⁸⁹ Ebenfowenig ließe „eine eigelige Frau“ zum Mitfahren im ersten besten Wagen sich herbei.⁹⁰

Bei Tisch sich eigelig machen.⁹¹ „Eine eigelige Sau möchte nicht fressen“, was „diese Töchter kochen“⁹² — wenn und wofern sie an Ordnung gewöhnt ist. — Ordnung, dieser Oberbegriff, welchem sich auch „Saubere“ unter- und nachstellt, ist natürlich auch hier geläufig als *Ornig*:⁹³ *d' Chind, d' Stube, d' Wesi, d' Schiterbiige, der Misthuuse i der Ornig haa*. Er het si *Sach i der Ornig* bedeutet zweierlei: er hält seine Sache(n) in Ordnung, und: er bekommt, was ihm gebührt, in regelmäßiger Weise und regelrechtem Maße. (Diese Bedeutungs-diffe-

⁷⁷ UR. 168. ⁷⁸ Ebd. ⁷⁹ BSp 401. ⁸⁰ SchM. 2, 227. ⁸¹ BwM. 156; vgl. AB. 1, 245. ⁸² BwM. 142. ⁸³ 3, 66. ⁸⁴ 2, 64. ⁸⁵ UR. 366. ⁸⁶ SchM. 2, 82. ⁸⁷ Bern 2 I 5. ⁸⁸ 1, 384. ⁸⁹ UR. 21. ⁹⁰ Geldst. 256. ⁹¹ AB. 1, 56; Michel 198; Gf 63. ⁹² UR. 131. ⁹³ Der Ausfall des *d* fand früher auch in dem für uns nun erloschenen Verb „*or(d)nen*“ statt: „Der Ber dem Fußvoll g'ornet was“ (in der Laupenschlacht). Nebmann (1605) 517.

renz liegt freilich mehr im Doppelsinn von „haben“: halten und erhalten.) Die letztere, rein adverbiale Fügung „i der Ordnung“ herrscht vor: „Es muß dort furchtbar aussehen und niemand in der Ordnung (i der Ordnig) zusehen.“⁹⁴ Dafür häufig das Adverb: „Es ist ordli (ordeli) 'gange.“⁹⁵ Also f. v. w. „geziemend“, vgl.: „Es trurig's Stüchli will i zelle, ihr Meitleni, gää't ordlig acht!“⁹⁶ — Soviel wie „ziemlich“: „Mir gebe der allweg ordlig Stüür.“⁹⁷ En ordlig e riji (reiche) Frau kann Einer allfällig erwerben durch Ordelitue.⁹⁸ — Adjektiv: „Jakobli sei immer gar ein ordlige^r gsi,“⁹⁹ „ordlicher“¹⁰⁰ (ördeliger) als andere.

Reinigen.

Heißt Herstellen der Ordnung im allgemeinen Aufraume, so beziehen sich auf den Reinlichkeitsdienst im besondern die folgenden Ausdrücke:

„Ob dem Rjble n und Rjsten (zur Brautschau) war Michel¹ hungrig geworden.“ — Aufweichen und Wegreiben des Schmutzes heißt fäge. „Man pfleget auch auf das Wenigste des Jahres einmal das ganze Haus von außen und innen sauber zu fegen.“² „Eine haarsträubende Fägete“³ stellen wackere kleine Mädchen am Stubenboden an, unverständlich von der Mutter, die bei aller Bravheit eben keine uusg'fägti⁴ Person (vgl. uusg'schumet, „abgefemt“) ist. Nach dem eiligen Hin und Her der fegenden Arme heißt ein ruhelos sich bewegendes Kind es Fägnäst⁵ (vgl. es Pfjiri); ein fleißig („gwiirbig“), erfahren und intelligent sich umtuender Mann aber ist „e rächte Fäger“. Die im „Hurnuße“ bewanderten „alten Feger“⁶ machen dem Streit der unerfahrenen Jungen ein Ende.

Für „puße“ eröffnet sich uns ein fast unüberschaubarer Zitatenschatz. Wir erwähnen daraus bloß: „Haus und Stube“;⁷ Kleider, Schuhe;⁸ die militärische Ausrüstung, besonders auch die Knöpfe,⁹ aus Messing bestehend, wie die von der Magd so sorglich rein gefegte Türklinke, der Boden der Kaffeetanne usw. 's Chorn puße: die beim Dreschen zertrennten Dintelfasern von ungehöriger Beimischung befreien;¹⁰ ebenso Samen;¹¹ die Erdäpfel im Acker (von Unkraut);¹²

⁹⁴ BSp. 170. ⁹⁵ Bibm. 126. ⁹⁶ Ruhn 4. ⁹⁷ MB. BR. 45: vgl. Bf. 85. ⁹⁸ Bf. 408; vgl. Barthli 23. ⁹⁹ MB. 1, 351. ¹⁰⁰ SchM. 2, 23.

¹ 193. ² Ol. Q 10, 2, 41; UR. 415. ³ Schulbb. 187. ⁴ Riggi Ju 215. ⁵ MB. 2 J. 249. ⁶ UR. 65. 69. ⁷ BSp. 4. ⁸ SchM. 2, 52; Rätli 39 fs. ⁹ BSp. 259. ¹⁰ UR. 175. ¹¹ GG. 3, 13. ¹² Baff. 60.

d' Kunggle puße: im Sommer das Kunkelrübenfeld, und im Herbst die mit Erde beschwerten Wurzeln. Baum puße (im Astwerk und am Stamm),¹³ nach welcher nicht so leichten Arbeit bis vor kurzem der Baumwärter, sogar der Obstbaumzüchter Bäumpußer hieß. Das Vieh.¹⁴ In ganz spezifischem Sinn aber ist das Puße männlicher Haustiere bzw. Kastrieren. — Mit weggelassenem Objekt beim Kartenspiel: du pußist! (darfst einen Kreidestrich wegwischen); du pußist zwee (du hast Recht! gut geantwortet!) — „Sellig (eklige) Sache puße man sonst fort.“¹⁵ — „Pußet das Licht und freuet euch!“¹⁶ ruft der Pfarrer, der in düstere Stube und düstere Herzen eine Freudenkunde trägt.

Die bei Gotthelf unzähligen Pußer (Wischer, Vorwürfe) seien bloß berührt. — „Die Hände seien fast nicht zu erpußen.“¹⁷ Es ist noch Zeit, den Braunen für die Räsfuhr zwegzupußen.¹⁸

„Sie pußen hinten und vorn (an dem zu Fall gekommenen) ab.“¹⁹ Aus dieser Fügung erklärt sich die bei Gotthelf neben der geläufigen²⁰ ebenso häufige wie sonst ganz ungewöhnliche Dativ-Konstruktion: einem abpußen, d. h. ihm einen Wischer geben, einen „braven“,²¹ „tüchtigen“,²² „herzhaften“,²³ „bedenklichen“²⁴ Abpußer, „einen Abpußer vom Teufel“,²⁵ „eine vaterländische Abpußeten.“²⁶

Eine Wohnung vor Bezug „sufer u sepuße.“²⁷ „Göllerchötteli“, Uhren uuspüße. „Das Zit zu färben vnd vß zu bußen“ (1657). „Es gspässigs Wäse, Zit uuspüße“: das ist sonderbar! unbegreiflich! Ein 's Zit uuspüße: ihn rüffeln. Dä lumpig Zituspüßer!²⁸ Durch „ein Tranf“ der Lijb uuspüße oder Ein uuspüße (siehe „Gesund und Kranf“). „Lisi konnte sich nicht enthalten, in dem verwahrlosten Keller eine allgemeine Auspußeten (Uuspüßete) vorzunehmen.“²⁹ „Wie mit dem Haus, so mache es auch mit deinem Herzen. Puß es alle Abend aus von allem täglichen Unrat . . und absonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch sich schwer machen will.“³⁰

Sein Geld verpuße. I cha das nid verpuße (es wott mer nid ij): es widerstrebt meiner ganzen Geistesart, meiner Geschmacksrichtung, meinen einschlägigen Grundbegriffen.

Durch Beschmußen der Kleider, durch Trunkenheit u. dgl. sich (wüest) zuepuße: sich äußerlich besudeln und damit zugleich verächtlich machen. Im Gegensatz zu Mädchen, die „si uuspüßerle.“³¹ „Hansli

¹³ UR. 197; Obstb. 1902, 176. ¹⁴ Ztgst. 1, 7. ¹⁵ Barthli 64. ¹⁶ SchM. 2, 487. ¹⁷ Bgl. Räs. 77; Berner 247. ¹⁸ Räs. 246. ¹⁹ BSp. 212. ²⁰ z. B. Bsbinder 366. ²¹ Amtsr. 135. ²² BSp. 249. ²³ Schuldb. 306. ²⁴ Michel 227. ²⁵ UR. 156. ²⁶ AB. 1, 423. ²⁷ MBB. 2 J. 167. ²⁸ Widm. 127. ²⁹ Ztgst. 2, 51. ³⁰ Besuch 176; vgl. 165. ³¹ Gelbst. 339; Räs. 324; Geiri 117.

püßerle sich z'weg, es habe keine Gattig.“³² Ausgegossene Milch,³³ Schmutz u. dgl. vom Fußboden aufpucke. Am Brotlaib die unebenen Schnitte nahepucke.

Rehricht wegschaffen heißt wüſche, wischen. D' Stuben ist nid g'wüſcht.³⁴ I cha das (Übel, z. B. Rheumatismen) halt nid ewägg wüſche. Es wüſcht ne (oder: es puckt ne) öppe de ungsinnet (in plötzlichem Tod; gleichsam wie Kreidestriche auf der Spieltafel).³⁵

Neu Bässe wüſche guet, „aber währen (als neue) nicht lang.“³⁶ Angewandt auf rasch „verbrauchte“ Magistraten: „So, si das scho muß Bässe!“³⁷ Ihrerseits dienen aber gerade solche Stumpbässe zum Verjagen unerwünschten Besuchs.³⁸ Bekannt ist ihr Gebrauch zum Kartoffeln-Waschen (Härdöpfel-Stungge), zum Aufräumen des Schweinetrog.³⁹

Noch wirksamer in Barthlis Sinn arbeitet der Bässestii! — ähnlich dem Peitschenstiel — aber plumper. Daher auch Erklärungen wie: „Tanze tuen i nid mit dir, lieber mit eme Bässestii!“⁴⁰

Der Besenbinder von Richiswil.⁴¹ Der Bäsemma im Salon statt des Wahl-Expressen;⁴² 's Bäsemanndli;⁴³ der Bäsueb.⁴⁴

Das Bäseriis⁴⁵: besonders Weimide oder Birkenzweige, vgl. der Lotter Bäseriis, d. i. die Rute. Dagegen der Riisbässe: aus Reisstroh. Der Ehrriisbässe: aus Tannenreisig. Solche, sauber entrinnet, geben das Zisfuechtbäseli⁴⁶ zum Besprühen der zu plättenden Wäsche, aber auch zum Riible-Schwinge mit dem Bässe⁴⁷ als alter Sennerinnenkunst. — Aus Binsen: das Fürblattebäseli.

(Ertappst du den Eierdieb auf der Bühne,) „pad nume härzhast ne bim Chropf u tuen en ahebässe!“⁴⁸ Eine furt-, dänne-, ewägg-bässe.

Use Bürstemma ist mer grad i Weg g'lüffe.⁴⁹ Suusse (und daraus mechanisiert): flueche, wi ne Bürstebinder.

D' Mählbürste (ostschweiz. „der Wüſcher“). D' Franzosebürste,⁵⁰ erbürste. — Der Ofewüſch, Ofenwischer, zusammenraffbar zu einem Wüſch, Wisch. E schöne Wüſch (oder Schübel) Gält. Der Schuehwüſch, an welchem man d' Schueh abpuckt (eigentlich und figürlich). Di ganz i Sach an e Wuusch nää. Eineⁿ wuusche (prügeln). Sie war nicht ordentlich gekleidet, nume so aag'wuuschet.⁵¹

³² Bsbinder 356. ³³ Ztgst. 1, 28. ³⁴ Vgl. Geldst. 13. ³⁵ Vgl. Geldst. 115. ³⁶ Heiri 40. ³⁷ Räf. 43. ³⁸ Barthli 13. ³⁹ Ztgst. 2, 171. ⁴⁰ RZ. 02, 237; 03, 177. ⁴¹ Fröhlich XVIII ff.; Bsbinder 371 (schön!) ⁴² Böhneler 192. ⁴³ Bsbinder 365. ⁴⁴ Ebd. 346. ⁴⁵ Ebd. 345. ⁴⁶ AB. 2, 177. ⁴⁷ Gluk. ⁴⁸ Gf. Gf. J. 1900, 190. ⁴⁹ MZ. Mg. 268. ⁵⁰ Gf. 62. ⁵¹ MZ. Wf. 26.

Waschen.

Waschen lautet wäsche (=šš=); daher bei Gotthelf auch „Wäscherlohn“,¹ wie umgekehrt „schöne weiße Waschen“,² aus „Wäschen“³ „hergestellt“. Vor der Vermischung aber mit wäsche = waschen, nhd. Wäsche und Wäscherin weicht die Mundart in =ö= aus: Wösch, Wöschere, Wöschermiib (=šš=) neben Wöschmiib (=š).

Was wird nicht alles gewaschen! Vor allem im Emmenthal das Haus „alle Jahre mit der Feuersprize“,⁴ oder nun eher mit der (zugleich im Garten dienlichen) Hausprize. Denn „es wollen die Berner reine Häuser, . . . sich selbst zum Wahrzeichen, daß rein auch die Herzen seien.“⁵ Jeden Morgen aber sogleich nach dem Aufstehen, am Sonntag vor Anziehen des Festkleides, begibt sich männiglich zum Brunnen, bewaffnet mit dem Wäschtüchli. Zum Händetrocknen tagsüber hängt da und dort (vor dem Hause, an der Küchen- und Stubentüre) an der Rolle mit ewigem Umgang das Handtuch⁶ oder Wüschtech (Wisch Tuch). Die gute alte Zwähle (Handzwähle)⁷ ist im Aussterben begriffen; noch das Handzwäheli⁸ ersetzt etwa in Namen und Begriff die Serviette. Der Wäschlump (=š=) dagegen⁹ gehört heute in die Küche zum Ab-¹⁰ oder Dännewäsche (Auswaschen). Es schneit Wäschlump: mächtige Flocken. Er ist nume so ne Wäschlump (energie- und haltloser Mensch). Andere Bilder: „en ungwäschnigi Zunge“¹¹ u. dgl.

Im Besondern aber gilt das Wort Wösch, Wäsche dem Bettzeug und dem waschbaren Gewand. Alljährlich zwei- bis dreimal, im Frühling (Sommer) und Herbst, in nicht bäuerlichen Familien häufiger, tritt an die Hausfrau die große Prüfung ihrer Geistesverfassung heran. „A der Wösch git's hässigs Wiiber volch“, sagt der Volksmund, und im Gotthelf heißt's¹²: „Das Weib soll sich nicht kreuzigen (bekreuzen), wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weiber gesichter, wie der Mann lusch machen möchte und sich doch nicht klein genug machen kann.“ Bisweilen ist allerdings Grund des Unwillens genug da: Wenn ganze Partien wieder ab dem Seil in die Lauge wandern müssen, weil die Weiber statt sauber zu waschen „nume g'chröttet hei“. Wenn das Waschhaus die ironische Aufschrift „Taubstummenanstalt“ verdient;¹³

¹ SchM. (1838. 1848) 2, 43. ² SchM. 2, 77 Sp^b. ³ Sp^b; vgl. Beitr. 249. ⁴ GG. 1, 4. ⁵ Synb. 232. ⁶ AB. 2, 17. ⁷ SchM. 1, 245; AB. 1, 339. ⁸ Gf. Gf. 1902, 245. ⁹ UP. 18; MB. 2 J. 254. ¹⁰ Michel 273. ¹¹ MB. BA. 68. ¹² Arm. 120. Vgl. SB. Kalender 1905, 83. ¹³ Vgl. Räf. 276: „Stadtwäscherinnen haben Mäuler, welche den Rheinfluss zum Schweigen bringen würden.“

dieser und diese ebenfalls i d' Wösch g'noo wird und einen neuen „Schlämperlig“¹⁴ abkriegt. Denn „Wäscherin zu sein ist das Privilegium bestandener wohlerfahrener Weiber, die über jeden Menschen Bescheid wissen.“¹⁵ Vergessen wir indes ob all diesen Banalitäten nicht die so überaus achtungswerten und des Schweigens kundigen Kolleginnen von Chamisso's „alter Waschfrau“, wie Marie Walden in ihren besten Lebensbildern deren eine gezeichnet hat.¹⁶

Also: Mir müesse wider d' Wösch z'wäg mache! Das erste ist: Sortieren des mächtigen Haufens in drei kleinere: 's Wußige, 's Blaue (so heißt alles gefärbte Linnen und Baumwollzeug), 's Weiße. Ersteres darf in der Regel bloß mit heißem Seifenwasser, das Seiffalaa genannt, behandelt werden. Das zweite erfährt, wenn stark beschmutzt, zuerst einen schwächern Überguß von Natronlauge; bloß das Weißzeug wird einer gründlichen Durchtränkung mit Kali- oder Natronlauge unterworfen, und dieses Wuuche¹⁷ (bäuchen) geschieht wie folgt.

Unter dem behufs Holzersparnis eingemauerten Buch-Chessi in der Wöschchuchi (Waschküche) — kleinere Haushalte behelfen sich mit dem Dampfwaschhafen auf dem Herd — wird gefeuert. Hierzu dienen (als Wöschholz, =s=) grob zerkleinerte Wurzelstöcke. Neben dem Chessi steht die gewaltige Wöschbütti. Unter sorgfältiger Ausnützung ihres immensen Platzes wird darin die schmutzige Wäsche verteilt: jig'leit („eingelegt“); nicht ohne daß man sie zuvor im Brunnentrog durch Zitrüde einem ersten Bad unterworfen und sodann mit Teigseiffe (Kaliseife, Schmierseife) oder mit gewöhnlicher Natron-Seife durchseift (jig'leiffet) hat. Nun breitet sich über den Rand der Wöschbütti das große, grobe Äschetuech. („Es war ihm, als ob ihm jemand ein Äschentuch vom Kopfe genommen“: so gingen dem jahrelang Verblendeten die Augen auf.¹⁸) Die auf die Wäsche hinunter sich einbuchtende Mitte des Äschentuchs wurde bis vor kurzem allgemein mit sauberer gesiebter Holz- asche, am liebsten von Buchenholz, gefüllt. Dasselbe geschieht nunmehr auch mit den üblichen Wasch-Essenzen (Phénix u. dgl.). Wer den Trick versteht, unterläßt auch nicht, eine Handvoll Kochsalz beizufügen (wegen des schonend bleichenden Chlors).

Unterdes ist das Wasser im Chessi lauwarm geworden, und wird mittelst des Wöschgönn (Schöpfeimer) über das Äschentuch gegossen. Dem lauen Bade folgt ein wärmeres, sodann ein siedendes. Die jetzt volle Bütti wird mittelst des unten befindlichen Auslaufs, der von oben durch den rohrartig eingesaßten Stämpfel (Stöpsel) sich regulieren läßt,

¹⁴ SchM. 2, 120 Sp. ¹⁵ Ebd. 2, 52; Rkf. 276. ¹⁶ MW. Bf. 131—5. ¹⁷ SchM. 2, 112. ¹⁸ BwM. 167.

in das Chessi entleert. Die Lauge kommt in neues Sieden und wird wieder über die Wäsche gegossen. Dieses Aufschöpfe wiederholt sich, wenn's recht zugehen soll, bis 27 Mal und dauert, wenn man in der Morgenfrühe beginnt, bis gegen Abend; die ganze Nacht durch aber, wenn die Buechere¹⁹ (Bäucherin) selbst zuvor mit der Behandlung des „Blauen“, dem Vorwäsche, sich abgegeben hat.

Nun kann das Morgengrauen des großen Tages erwartet werden. Um 5 Uhr rücken die bestellten Wäscherinnen an: zwei bis drei, wo erwachsene Bauerntöchter sich selbst mit in Reih und Glied stellen; vier bis fünf in besonders großen Haushalten. Das Aschentuch wird abgehoben und der ausgelaugten, immer noch als Dünger verwendbaren²⁰ Asche (der Äscherich genannt) entledigt. Die Bäucherin, oder wer an ihre Stelle tritt, langt mit einem Scheit oder mit dem hölzerne Chesseli Stück um Stück aus der Bütti und verbringt es in einen der bereitstehenden Wöschzüber. Eins nach dem andern nehmen die Wäscherinnen zur Hand, jede begibt sich an ihr Wöschbrätt,²¹ und brättsch! brättsch! schallt es, vom einstweiligen Fleiß bloß noch der Hände zeugend, weit in die Runde. Das Zeug wird umgekehrt, am andern Zipfel ergriffen, und tättsch! tättsch! tönt es noch energischer, entschiedener, dafür etwas kürzer. Jetzt wird das Stück auf dem Brett ausgebreitet und g'visibiert, d. h. nach besonders hartnäckigen Flecken spähend untersucht. Nach der Seife oben im eingelassenen Zipfel des Bretts langt die Rechte und bringt einen Schaum zustande, der einem kaiserlich königlichen Bart-Nat Ehre machen würde. Die Seife wird nicht vergeudet, aber auch nicht gespart. Das Emmenthal und überhaupt die Schweiz darf sich die Ehre nicht antasten lassen, an diesem bekannten Kulturmaßstab des Seifenverbrauchs mit jährlich 3 Rilo per Kopf (Gesamtausgabe der Schweiz: 4 Millionen Franken) beteiligt zu sein. Noch weniger braucht man im Emmenthal das Wasser zu sparen. Das beweist auch die stumme Antwort, die auf den Redruf Trochewöschere! zu erfolgen pflegt.

Jetzt wird das Zeug zusammengeklaut, ausgepreßt, noch einmal 'brättschet, in der nebenan stehenden Mäschtere g'schwäderet (auf und ab und hin und her geschwungen), und kommt wieder in einen der mächtigen Zuber, um in heißem Wasser der anhaftenden Lauge und Seife entledigt zu werden. Diese Manipulation heißt Dürzieh (Durchziehen). Nachdem das Zeug auf einem Wöschbährli den Großteil seines Wassers in Strömchen abgegeben hat (verseilt het), gelangt es zum Wässere in den mit einem sauberen Tuch ausgeschlagenen Brunnentrog.

¹⁹ MB. 2 J. 171. ²⁰ Bfr.-Ber. 1764, 194. ²¹ MB. Bf. 41.

Jetzt übt sich die Wäscherin in einem raffiniert ausgedachten Kapitel angewandter Optik. Das Bäuchen hat der Wäsche ein unansehnliches Grau erteilt, welches nur durch anhaltend intensive Besonnung sich durch schönes Weiß verdrängen ließe. Damit kann die Wäscherin nicht rechnen. Sie taucht daher diejenigen Partien der Wäsche, welche — wie Krägen, Ärmel, Brusteinsätze — von ihrer Kunst Zeugnis geben sollen, in eine Lösung von Waschblau: die Bleejji. Solches Bleejje verwandelt das häßliche Grau in den täuschenden Lichteffect eines strahlenden Weiß.

Mittlerweile hat der an diesem großen Frauentag natürlich daheim gebliebene und hüt gar grüßeli g'fölgig (folgsame) Ehemann, oder wer ihn vertritt, 's Wöschsee! (das Waschseil) uufg'macht. Denn nun gilt es d' Wösch z'tröchne, wil d' Sunne schiint, was übertragen auch heißt: seinen Vorteil wahrnehmen.²² Ebenso bedeutet bildlich es See! voll!: eine stattliche Reihe, schöne Anzahl.²³

An einem Höörnblü also (einem der 4 vorspringenden Enden) wird der Haspel ergriffen, der das Seil kreuzweis aufgewunden trägt. Man windet — liiret — das Anfangsstück des Seils um die unterste Vergabelung (Grüppele) eines starken Baumes, fährt mit dem Seil von einem der in den Boden getriebenen kleinen Pfähle — Wöschstäde — zum andern, liiret einist (einmal) um, und befestigt das Endstück, wo und wie man kann. Eingedrehte Stangen erhöhen die Spannung des Seils, und im Notfall tragen es noch je zu zwei und zwei verbundene und gegeneinander verstellte Pfähle (Stögle) oder elastische Stangen (Sprüke). Mit Vorliebe dem nächsten Fahr- oder Fußweg entlang, meist in doppelter, bisweilen aber, damit die Wäsche „desto größer scheine“,²⁴ in einfacher Reihe, breitet sich nun in ein bis zweitägiger Temporär-Ausstellung vor scharf kritisierendem Auge und Mund aus, was nachher wieder für 4—6 Monate sich in Risten und Kasten verbergen muß. Der Barometerstand des Humors der so stark beschäftigten Hausfrau zeigt sich in den Antworten, die sie auf Redfragen wie „Heit der das z'erst gwäsche oder z'erst g'häicht (aufgehängt)?“ bereit hält. Dem Glämmerlisack entnehmen ihre flinken Hände eine der buckenen Waschlappen (Glämmerli) nach der andern, um die Wäsche durch Glämmerleⁿ gegen den Wind zu sichern.

Noch am Seil hängend, werden während des Trocknens die zuvor gebläuten Wäsche-Partien g'steert, d. h. gesteift. Die Steerti („Stärke“) wird heute fix und fertig vom Krämer bezogen (Amlung samt Borax). Das hiezu dienende Reismehl wurde ehemals von der Hausfrau eigenhändig ersetzt durch Kartoffelmehl, das sie aus g'rapsete Härböpfle

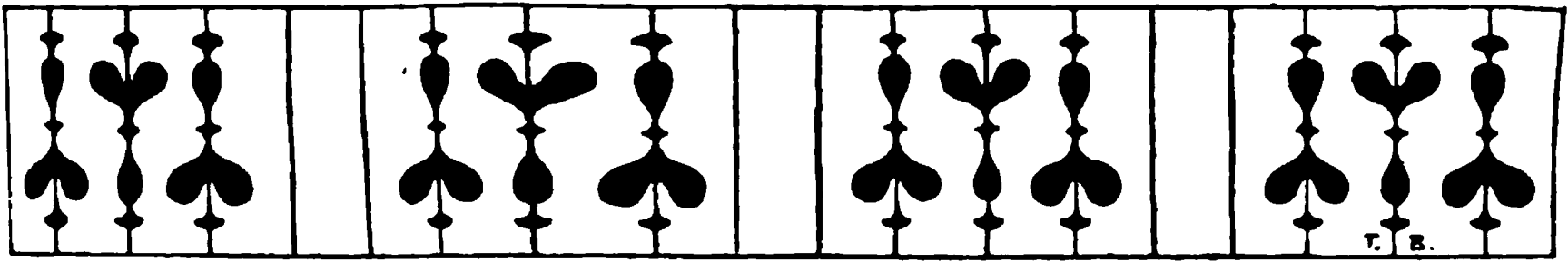
²² MS. Anna 210. ²³ Btgst. 58^a. ²⁴ SchM. 2, 77.

auschlemmte. Das war allerdings ein „Ämmermäh!“ von etwas zweifelhafter Weiße, und „mit so Lüselsdred von Erdöpfeln“ wollte ein Elisi „sich seine Mänteli nicht verderben lassen.“²⁵ Sauberer war der aus Dintelmehl ausgezogene Stärkestoff: chärnigs Ämmermäh!,²⁶ zumal der aus Sommerdinkel (Summerhorn), dessen Name Emmer (ahd. amar neben amal) eben unserm Ämmermäh! neben „Amelemäh!“ den Namen übermittelte.

Nun kommt die Büglerin, Glettere, uf d' Stöör oder nimmt kleinere Partien in Hausarbeit. Es schön g'glettet's Hemmli entspricht allerdings in keiner Weise mehr den heutigen Gesundheitsregeln, ist jedoch für ein Auge, das nach blendender Weiße dürstet, nach wie vor „allwäg das Brävste, was man anhaben kann.“²⁷ Und „wenn man im Sommer so einen behalstuchten, eingeknüpften Menschen sieht, so denke man nur zuversichtlich: oha, dem hapert's am Hemde!“²⁸ Welch ein Stolz daher, mit welchem auch eine Kämpferin um's farge tägliche Brod wie Mädeli²⁹ am Sonntag Morgen seinem „Schulmeister“ zuruft: Sää, Mannbli, da heisch es sufers Hemmli, un^d (zwar) es glettet's! — indes es selber, zum Kirchgang sich rüstend, aus seinem schwach besetzten, aber sauber gehaltenen Tröögli es glettet's Mänteli hervorlangt; ein flächfenes Vorhemdchen also, wie es ihm von seinen Mädchenjahren her als Schmuck und Zier übrig geblieben. Denn das Plätten konnte es hier selber besorgen, indes die baumwollenen Vorhemdchen zum Guferiere (franz. gaufrer = modeln, speziell: in schmale Rinnen legen, eigentlich: nach Art von „Waffeln“, gaufres, gaufrettes anordnen) aus dem Hause wandern müssen. Hinwieder wird Schürzen aus dunkelgefärbtem Linnen (blauzettigeⁿ und g'strichleteⁿ) mittelst eines Rolbens aus Buchsholz oder Glas ein eigenartiger Schimmer (mhd. das „glander“) erteilt; sie werden schimmernd („glander“) gemacht, „'glanderiert“. (Gottlieb dachte bei dem Wort an „galant“ und schrieb „galanteriert“³⁰ oder „galanderiert“.³¹)

²⁵ UR. 292. ²⁶ Geldst. 233; auch UR. 292 durfte „Rärnigs“ statt „Rörnigs“ zu lesen sein. ²⁷ Rätli 82; vgl. GG. 2, 154. ²⁸ SchM. 2, 43. ²⁹ Ebb. 2, 51. ³⁰ SchM. 2, 96. ³¹ Geldst. 248; BwM. 116.





Laubenornament.

Gesund und Krank.

Übel.

Das Berg- und Talgelände Lüzelflühs darf fast ausnahmslos zu den gesündesten Gegenden der Welt gerechnet werden. Keine stagnierenden Gewässer, keine Sümpfe verderben die reine, zu Zeiten geradezu monnige Luft unserer Hügelregion mit ihren sechsmonatlichen Wintern, aber überaus vegetationskräftigen Sommern. Die berufsmäßige oder wenigstens als Nebenerwerb betriebene Bezwingung der harten, zähen Scholle erzeugt eine regsame und abgehärtete Bevölkerung, deren streng geregelte, solide und nüchterne Lebensweise in Verbindung steht mit durchgehends wohl geordneten, mindestens erträglichen ökonomischen Verhältnissen. Die weithin bekannte gute Besetzung des Emmenthaler Bauerntisches räumt dem Alkohol keine Rolle eines vermeintlichen Nahrungs-Ersatzes ein, und das ehemalige Wohnungselend in den Flußniederungen reicht — dank unserer Armeninspektion und Armenpflege — bloß noch spurweise in die Gegenwart herein.

So werden denn auch die Tage der „Schwarzen Spinne“ kaum je wiederkehren. Dennoch erfährt und beobachtet auch der Lüzelflüher, daß Krankheit leider so wenig wie Krieg aus der Welt zu schaffen ist, und seine Sprache stempelt die Häufigkeit der abnormen Leibesfunktionen damit ab, daß sie wohl das Wort „Krankheit“, nicht aber „Gesundheit“ stark mundartlich färbt. Der Erkrankte steht die „G'sundheit“

gegenüber, und erst das Beiwort g'sund (ahd. gisunt) hat in seiner mundartlichen Bedeutungs-differenzierung von g'sünd (gisunti) stärkere Beeinflussung erfahren. Der (durch die Schulsprache zusehends wieder verwischte) Unterschied ist nämlich der, daß „g'sünd“ sich auf den Leibes-zustand, „g'sund“ dagegen auf die ihn beeinflussenden Umstände und Mittel bezieht. G'sünd ist „heil“, g'sund aber „heilsam“ (bzw. „geheilsam“: g'h[il]sam)¹ oder zuträglich; dies auch in dem erweiterten Sinn, womit wir Einen zu einer unsanften Belehrung, einem mutwillig



Bohnenhüßlhane (geb. 1827).

oder leichtfertig sich zugezogenen Übel spöttisch beglückwünschen: Sä gäll, das ist der iez einist g'sund!

Mit „gesund“ verwandte Ausdrücke sind: Zunächst wohl, i. v. w. „sich wohl befindend“. Man sagt: er ist wohl, und im Vergleich mit einem schlechtern Befinden: er ist wöhl'er, oder: er ist baas. Von einem zu energischer und allseitiger Lebensentfaltung Aufgelegten heißt es: er ist upflig. Damit berührt sich unser chäch („led“, ursprünglich identisch mit lat. vivus, frz. vif und vivant) im Sinn von „robust“, stark und fest. Er ist nümme chächer wie albe: er ist gebrechlich geworden. Wie „led“, „frech“ und „tühn“ sich

im schriftdeutschen Sinne von „dreist“ zusammenfinden, so mundartlich in der Bedeutung: von Lebensfülle strotzend. Wie eine Leibesgestalt, ein Gesicht rotbräch,² rotbrächt, umgedeutet: rotfräch, fräch aussieht, so ist auch eine Wunde, ein Geschwür vor der Heilung chäen, fräch, chäch, oder chijdig. Letzteres (bereits verhandelte) Wort geht überhaupt auch hier in Lebensfülle voran. Ein Mensch, der wie eine Chide (wie ein saftstrotzender Pflanzentrieb, vgl. S. 118), voll Gesundheit und Leben dasteht, ist e chijdige' Milion, e chijdige' Sackermänt. So spricht man namentlich, wenn das Wollen eines solchen Individuums lange

¹ Vgl. modern frz. bien portant und sain. ² Das bekannte alle beraht, glänzend, hell; vgl. Bhs j. 329.

nicht im Verhältnis zu seinem Können steht. Endlich sagt man prägnant: er ist *z'wääg* im Sinn von *guet zwääg*, aber in der Beschränkung auf leibliches Befinden. Das Gegenteil ist: *bööß zwääg*, *übel zwääg*, aber in weit ausgedehnterer Bedeutung. *Ume z'wääg choo* heißt „genesen“ im heutigen Schriftdeutschen, aber nicht im alten mundartlichen Sinn dieses Wortes. *Ga-nisan*

(wozu *nas-jan* = nähren, „am Leben erhalten“ das Faktitiv bildet) hieß: am Leben bleiben, aus schwerer Gefahr mit dem Leben davon kommen; vgl. „eines Kindes genesen“ und „die Geniße“ (Entbindung), die gerichtliche Genißezeugin, das genißeliche Examen²⁴. Es sagen noch zur Stunde ältere Lützelstüher z. B. von einem Haustier, das unzumutbar gepflegt wird: es *cha bawääg nid gnäse*, d. h. es kann so nicht gedeihen, sich nicht wohl befinden. Einen vollen Ersatz dagegen für das alte *ganisan*



Buchrüttl-Peter (geb. 1826).

bietet unser *für choo* („fürkommen“²⁵). *Chunnich für?* lautet etwa die verb. joviale Begrüßung eines Genesenden, und die Erfahrung, daß keine noch so verderbliche Gewalt alles von ihr Erfasste zugrunde richten könne, kleidet sich in den Satz: Es ist ke Schlacht so groß, es *chunnt gäng öpper* (oder *öppis*) *für*.

Bäher als das vorhin erörterte „gesund“ haftet das gegenteilige

²⁴ NBS. G 19. ²⁵ Rebmann (1620). ²⁶ UR. 287.

ung'sünd sowohl im subjektiven Sinn⁴ („mit allerlei Schwächen und Gebrechen behaftet“), als im objektiven: unzutraglich, unbelömmlich.⁴

Verwandt mit „ung'sünd“ in ersterer Bedeutung ist „fehlbar“. Er ist fä!bare, sie ist fä!bäri, es ist „fä!barä“ heißt: es „fehlt“ ihm oder ihr etwas, das zur vollen Leistungsfähigkeit mitgehört; er (sie, es) ist häufig, und so auch jetzt wieder, unpäßlich.

Vorübergehend in Arbeits- und Genußfähigkeit gestört, unaufgelegt ist ung'rächt. Der Grund liegt hier in Verdauungsstörungen. Das Chind ist neue so ungrächtä; es ma⁸ nid o ässe (nicht auch, nicht wie es sollte, essen): es wird öppen uriffi Bire g'chätschet haa. Der Ausdruck gilt auch für Stalltiere.⁵ Vgl. oberländisches „unhirtig“.

Wer plötzlich von einem Unbehagen, einer unerklärlichen Übelkeit, einem Schwächeanfall, einem halben Schwinden der Sinne übernommen wird, sagt: es ist mer neue so wunderlig! Daneben bedeutet das Wort „launenhaft“; ein Doppelbegriff, der auch in Wunderligi⁶ („Wunderlichkeit“) steckt.

Noch stärker divergieren die in leid stehenden Abspaltungen des Urbegriffs „widerwärtig“, von welchem auch das abgestufte Verb „leiden“, liide (Widerwärtiges erdulden)⁷ und unser ebenso schwer übersehbare wie vortreffliches Emmenthalerwort si⁸ liide her stammt: mit großer Seele sich in die alltäglichen Beschwerden seines mühevollen Berufs oder seiner drangsalvollen Lebensumstände schicken. Dem dinglichen „leid“ („es ist mir leid!“ „leid=er!“) stellt die Mundart ein persönliches zur Seite. Vgl. „das Alter ist ihnen ein leider Gast“^{7a}. Die älteste Bedeutung zwar: von häßlichem Aussehen (entlehnt frz. laid) ist in ihr erloschen, hat aber der doppelten des körperlich Mitleid-Erregenden und des moralisch Erbärmlichen Platz gemacht. Er g'seht leid uus: er ist körperlich heruntergekommen; er het g'leidet: ist in seinem Gesundheitsstande zurückgegangen. Du bist doch e Leider: ein Furchtsamer (e Förchti-Hans), ein mutloser oder zaghafter Mensch^{7b}.

Diese vielumfassenden Ausdrücke führen uns auf den Hauptbegriff des vorliegenden Kapitels über, der heute gleicherweise durch schriftdeutsches „krank“^{7c} und „Krankheit“ wie durch mundartliches „chrank“ und Chrankit bezeichnet wird. Er ist e chranke, e chranke, e

⁴ NB. 1, 136. ⁵ Räs. 157; UR. 207. ⁶ Rätli 125. ⁷ Kluge⁶ 233. ^{7a} Rebmann (1620) 604. ^{7b} In diesen Zusammenhang gehört auch: Einem etwas erleide und: är oder das erleidet mir. Früher einfach: „leidet“. „Duß dich Häselein und wart der Zeit, biß daß dem Sund sein Wellen leit“. Rebmann (1620) 571. ^{7c} Vgl. Z. f. d. Rh. 28, 527.

kranknige¹ Mönch — was het er ächt für ne Chrankit? Das Wort mit seiner ursprünglich andern Bedeutung² ward früher in Schriftsprache und Mundart durch siech und Sүүch (Seuche) ersetzt. Genauer sagen wir: die Ausdrücke schleppen auch hier die Abbrücke alter Zustände nach. Der Begriff von „unheilbarem Siechtum“ ist ein anderer geworden; so

mancher Sүүch unter Menschen, Haustieren und Kulturpflanzen weiß man heute vorzubauen, und der trotz allem von ihr Ergriffene braucht nicht mehr ohne weiteres

„dahinzusiechen“; er ist zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses sowohl, wie allgemein menschlicher Teilnahme geworden. Wie anders die Zeit, aus welcher die städtische Sprache den Ruf an ekelhafte, verabscheute

Menschen, die ländliche die Beschimpfung eines Fluchbeladenen

herübergeerbt hat: du Siech! du S!iech! du S!besiech!

Die ebenfalls hieher gehörige Sucht aber hat sich in seelischer wie leiblicher Deutung auf besondere, eigens charakterisierte Übel oder deren Symptome spezialisiert. Ryburg³ nennt (1754) die Epilepsie „die Seuch, wovon die Menschen fallen, oder fallende Sucht“. Nach Rebmann aber⁴ verkünden „die Erdbiben Pestilenz und Sүүchten schwer“. „Leber-



Uhrmacher.

¹ Sich im Todeskampfe windend; vgl. Kluge⁵ 218. ² A 29. ³ 82 (1620).

süchtige Mädchen meinen, es fehle ihnen auf dem Herz.“⁹ Erkrankungen der großen Unterleibsdrüsen (Leber, Milz, Nieren) äußern sich auch in Leiden, die man für eigene Krankheiten hält, wie Gälbsucht und Wassersucht. Mit allgemeiner auffälligen Schwächezuständen sind verbunden die Rüppsucht („englische Krankheit“) von Kindern, die an Mangel knochenbildender Kalksalze leiden; die Bleichsucht (Chlorose) von Jungfrauen, deren mangelhafte Diät die Ausspeicherung eiweißreicher Blutstoffe für den künftigen Mutterberuf in empfindliche Leiden ausschlagen läßt; die Schwindsucht (Auszehrig, „Auszehrung“, vgl. das „Sich aufmerchlen“^{9a}) der mit Lungentuberkulose Behafteten. (Auffällig ist der Name „Schwindsucht“, welchen Galdimann 1827¹⁰ für Schwindelanfälle gebraucht.) „Die Wunden aber, welche der fleißige Landmann oft erhält in seinem schweren Kampfe mit Erde und Wasser, mit Wind und Wetter“¹¹ — „ein hart Leiden und ein noch härter Heilen“ — fassen sich zusammen unter der Bezeichnung Gliedersucht. Der akute Gelenk-Rheumatismus insbesondere heißt Gleichsucht. Reißende rheumatische Schmerzen aller Art nennen sich die oder etwa auch das Gsüchti. „Er sei krank und habe grausami Gsüchti.“¹² „I ha hüt aber miß Gsüchti. Ai! ai!“¹³ Im mhd. sagte man „die“ gesüchte für „Krankheit“ im allgemeinen; Zusammensetzungen dagegen wie z. B. hant- und vuoz-gesüchte (Chiragra, Podagra, „das Podengram“¹⁴, Podagran^{14a}) trugen sächliches Geschlecht. Die allgemeine Bedeutung ruhte auch auf dem Beiwort „süchtig“, und zwar so entschieden, daß „süchtig“ mittelst der Übergangsbedeutungen „schmerzhaft“, „empfindlich“, „in hohem Grade bemerkbar“, „auffällig“ sich bis zum mechanisch verstärkenden Adverb verflachen konnte: „süchtig gueti Milch“;¹⁵ „sie hätt süchtig Gald chönne verdiene“.¹⁶ Es wiederholt sich also hier die Wortgeschichte von „sehr“, welches wir ja in der alten Bedeutung „schmerzhaft empfindbar“, „dem Wundsein nahe“ noch „sehr“ gut kennen; vgl. auch „unversehrt.“

Einen Gegensatz zu solcher Begriffsverallgemeinerung bietet der Ausdruck Säärbe. So heißt im Grunde jede Krankheitserscheinung, die mit starker Kräfteabnahme riesigen Appetit verbindet, wie Rhachitis, Amyloid von Leber oder Darm, die (bei uns seltene) Diabetes u. dgl. Wir reden auch konsequent von hungerigem wie von durstigem Säärbe. Mehr der allgemeinen Bedeutung von mhd. serwen (dahin-

⁹ NB. 2, 173. ^{9a} Rebmann (1620) 603. ¹⁰ Eggim. 47. ¹¹ Sonnt. 197. ¹² BSp. 120. ¹³ NB. BR. 9. ¹⁴ NB. 14. ^{14a} Rebmann (1620) 612: „Als Bacchus Veneren lieb g'wann, gebär sie ihm das Podagran“. Ebendort (84) heißt der langsam rotierende Saturn „podengränisch“. ¹⁵ NB. Bf. 18. ¹⁶ Ebd. 89.

schwinden) nähert sich verſärbet („verſerbet“)¹⁷ als Bezeichnung eines dahinschwindenden oder wenigstens im Wachstum sehr zurückgebliebenen und völlig abgemagerten Kindes, eines Särbeli, das zum Jammer ſärbelig uſ'gſeht.

Ein im Niedergang begriffenes Synonym zu „Seuche“ ist der Bräſte. Noch redet man etwa vom Häröpfel-Bräſte (der durch Peronospora verursachten Kartoffelkrankheit), sonderlich von dem verhängnisvollen ersten von 1845;¹⁸ seltener vom Bräſten im Stall,¹⁹ der einen Pächter ruinieren kann;²⁰ kaum mehr von eines „Branntweinmädchens“ „eitelhaften Bresten“.²¹ Zäher erhält sich das Adjektiv: er ist bräſthaſter, mit einer kaum oder gar nie gründlich heilbaren Krankheit beſtaſtet.

Wer von solcher Krankheit jeweils vorübergehend oder zur Not hergestellt ist, trägt zeitlebens ein Näggi²² oder Naggis²³ davon, gleich als wäre er verhergt.²⁴ Noch empfindlicher als ein solches „Naggis“ ist die Leſi,²⁵ die an einem schwer Verletzten haſten bleibt.

Wer sich eine solche Verletzung zugezogen hat, het ſich gwirſchet, übel gwirſchet, verwirſchet (1661: gewirſet;²⁶ Gotthelf: „sich wirſen“)²⁷ und muß nur froh sein, daß es nid no wirſcher g'gangen iſt.²⁸ Unsere Mundart, die jedes rs zu rſ wandelt, verwirſcht jede Unterscheidung zwischen uⁿwirſch (aus mhd. unwirdisch ſ. v. w. einen unwert behandelnd), vgl. er wird uⁿwirſch (=ſſ), d. h. launenhaft gereizt, dem verdunkelten Komparativ²⁹ wirſch (mhd. wirs³⁰), und dem aufgefrischten wirſcher (mhd. wirser).

Jenes „ſich wirſche“ bezieht sich auf Verletzungen leichtester bis schwerster Art: Schnätte (Hautindrücke von Schlag oder Pressung); Möſe (Hautstellen, die infolge von Schlag, Stoß, Ausprallen blau unterlaufen sind, früher auch schwere Wunden: „durch seine Maſen ſind wir gſund“^{30a}; vgl. vermöſeti Gliſder³¹ wie vermöſeti Öpfel und dgl.);³² Schliſe (Einzahl: der Schliß: Schnittwunde), mit dem Ausſehen aufgeſprungener Hände (Chleck), unter Umständen auch von Froſtbeulen (die Gfrüürri).

Eingebrungene Holzsplitter: Sprijſe („Spreißel“, „Spisse“).³³

¹⁷ BwM. 97. ¹⁸ Rätſi 140 ff. ¹⁹ Rätſ. 103. ²⁰ UR. 359. ²¹ BwM. 176. ²² NB. 1, 43. ²³ Michel 158 und häufig; vgl. Zſch. f. hd. Ma. III 32. ²⁴ Rätſ. 319. ²⁵ NB. 1, 43. ²⁶ Bifang. ²⁷ NB. 1, 11. ²⁸ MB. 2 J. 233. ²⁹ Zu einem Positiv, den Jakob Grimm in agſ. vear ſindet (mhd. Wb. 3, 747), als Gegenſatz zu bat, woraus unſer Verb batte (nützen) entſpringt: es battet nüt. ³⁰ Parallel unſerem baas = beſſer; vgl. engl. worſe (ſchlechter) als Komparativ-Erſatz zu bad. ^{30a} Nebmann (1620) 564 nach Jeſ. 53, 5. ³¹ Dursli 278. Hs. ³² Vgl. „vnuermaßgete conſciens“ Laufb. 19 (1528). ³³ Stoll 188.

Infektionen: die Röötle (Kubeola), häufig in eins genommen mit den Masern (Morbilli), wogegen von beiden das wegen seiner Folgen für Ohr und Auge so gefürchtete Scharlachfieber (Scarlatina) richtig unterschieden wird. Gefürchtet ist, wie billig, der Rotlauf (Gesichtskroße).

Durch Schmaroger ist verursacht: die Rüde (Kräze), oft mit andersartiger Bißigi verwechselt. Statt rüdig waren früher schëbig und schäbig die entsprechenden Bezeichnungen.^{33a} Heute gilt die Form mit e für das Abschelfern der Haut; die Form mit ä steht übertragen für „armseelig“, „erbärmlich“.

Nicht einer so radikalen Kur wie die in die Haut eingebetteten Kräzmilben (vgl. das Rudestübli im Berner Arbeitshaus 1793)³⁴ können die einer großen Freizügigkeit sich erfreuenden Huslüt uf em Chopf oder di obere Bähetuusig³⁵ unterworfen werden. Das ist bei der erstaunlichen Vermehrungsfähigkeit dieser Parasiten (e Riß wirt i eim Tag Großmueter) in einer von ihnen heimgesuchten Familie bedenklich genug. Als Trost kann immerhin der Umstand gelten, daß sich der schlechtthin Luus genannten Kopflaus höchstens etwa noch die Kleiderlaus (Gwantluus) zugesellte, bevor unsere organisierten Verpflegungsstationen mit dem Übernächtlern-Unwesen aufräumen. Die richtige Emmenthaler Hausfrau führt auch gegen die gebliebene eine Art einen unermüdblichen Krieg mittelst einer sehr geeigneten Offensivwaffe: des enggezähnten Ramms, Luuser geheißen. Neben dem Truß versäumt sie aber auch den Schutz nicht: ihre Kinder hält sie mit scharfem Auge ferne von schulbank- oder spielgenössigen Luusbuebe, die kürzer ebenfalls Luuser genannt werden. Gerade solcher Reinheitsbesessenheit kann es nur zu vorteilhafter Hervorhebung dienen, wenn einmal so ein urchiger kleiner Bauernsohn auf den Einfall gerät, eine stattliche Zahl angesammelter Bißcher dieser Spezies in eigenem „Stall“ zu verwahren, sie bei anwandelnder Lust in Reih und Glied aufzustellen, ein besonders ansehnliches Exemplar mit schönem schwarzem Streif über den Rücken als Treichle-Chue voran, und so nach Herzensbedürfnis z'chüejjere.³⁶ Liegt übrigens der satirischen Selbstvertröstung unter Großen: besser e Luus im Ehrut weder gar e leß Fleisch etwa eine appetitlichere Vorstellung zugrunde? Gim d'Luus tööde, oder d'Riß ahemache: ihn „hernehmen“, ihm „den Standpunkt klar machen“.

^{33a} Doch sind schon nach Rebmann (1620) 332 von den Seuterbädgästen „einer rüdig, der ander blöb“. ³⁴ Ger. Tw. ³⁵ The upper-ten. ³⁶ Vgl. Spr. Sch.³ § 227; abgedruckt in der „Tierwelt“.

Als Ungeziefer (1791: „Unzeifer“)³⁷ oder umgedeutet: Ung'süfer pflegt man in einem Atem zu nennen: Lүүс u Flöh (man sagt die Floh und bildet das Verb flohne wie luuse) u Wäntele. Wäntele heißt auch das manzenartig plattgedrückte Busenfläschchen. Den Brand des (seither so ansehnlich erneuerten) Lүүсflüher Armenhauses von 1848 schiebt man etwa einem Injaßen unter, der beim Anblick des hell lodernbern Feuers gerufen habe: We das nid guet für d'Wäntelen ist, was Lүүсs ist de guet! Die zum Sprichwort erhobene Rede bedeutet: wenn diese im Verhältnis zum Zwecke überreich aufgewendeten Mittel nichts helfen, dann usw.

Den Fremdkörpern, Schmarozern und Anstедungen reihen sich die Vergiftungen an, die bei dem Geheimnisvollen ihres Wesens immer noch Gegenstand einer besonders mangelhaften Kunde sind. Kröten und Igel, bei Rebmann (1620) auch die Wiesel, müssen als vergiftigi^{37a} Tier gelten, indes Tuberkeln und andere Miasmen bei weitem nicht in ihrer Gefährlichkeit erkannt sind.

Infektionskrankheiten wie die Pocken, Plaatere, welche übrigens bei der hier herum nicht starken Impfgegnerschaft selten sind, hinterlassen lebenslängliche Spuren, eben die Blatter-Marken. Es plaaterigс oder plaatere'tüpfletс Gesicht heißt im Spaß (ohne Spott) auch es 'bäsemurfetс.

Mit tuberkulösem Knochenschwund (Beifraas) hängen neben Marken auch Exsudate zusammen, welche die allgemeine Bezeichnung Ausschlag (1793: „Ausgсhlächt“)³⁸ führen. Der Ausdruck ist ebenso vag wie etwa nassi und trocheni Flächte;³⁹ er bezeichnet übrigens Erscheinungen, die noch heute als dem Wohlbefinden förderlich gelten, als eine Art Rneippсher „Ausleitungen“, besonders bei nur zu stark genährten (trübene) Kindern. „Gesunde Kinder seien alle wohl flüssig, und das gebe die chächste („kechsten“) robustesten Leute, wo in der Jugend viel ausgebrochen (uuss'broche) seien.“⁴⁰ Die Kruste (die Ruuf, Mehrzahl: Rүүф), welche die Ausscheidungsstelle deckt, wird daher seitens älterer Pflegerinnen etwa „behandelt“ wie die ausgeschiedenen Hautschuppen (Tschüepe) der Säuglinge; d. h. sie werden nicht behandelt: mi söll nüüt dranne mache.

Als verunzierend reihen sich an: die Warzen (Wäärze); die Muttermäler („Amäler“, das „Anmahl“⁴¹ oder „An-Maal“);⁴² die Hühneraugen, als Ägersten-Auge („Elster-Augen“) bezeichnet.

³⁷ Ger. Zw. ^{37a} „Vergiftig“: Rebmann 84; „vergift“: ebb. 84 und Vorrede. ³⁸ Ebb. ³⁹ Stoll 184. ⁴⁰ AB. 1, 16. ⁴¹ AB. 1, 356. ⁴² Beitr. 613.

Nicht so leicht findet man sich ab mit kleinen Entstellungen wie Laubfläcke („Märzenflecken“, Ephelides) und Lächerfläcke (Lentiginos),⁴³ so unwirksam und teilweise ekelhaft auch (bei der Unbekanntheit des Wasserstoffsuperoxydes) die dagegen angewandten Mittel sind. „Ein fatal Gügerlein (Gügerli, vgl. der Güger, Eiterpustel), das hält Manche von gottseligen Betrachtungen ab.“⁴⁴ Dies geschieht natürlich erst recht, wenn die gesamte umgebende Haut g'grübelet u'püggellet ist, wie etwa bei Nesselfieber, also bedeckt mit Püggeli oder Bitherussen (Bitrachten“,⁴⁵ ahd. zitharoh, umgedeutet: Bitterhaus). Ebenso lästig, wie die Namen Uürseli (Ursula) und Grütli (Margarita) hübsch klingen, ist das Gerstenkorn am Auge, weil in ihm gleich wie im Abszeß (der Eiß oder auch Efel genannt) und in der Eiterbeule (der Ehnuppe geheißen) Eiter wächst. Die Entfernung des Letztern wird als Wohltat oder Plage empfunden, je nach der Gründlichkeit, womit man bei der Prozedur dem Bildungsherde: dem Eharne (Kern) oder dem Eheiste (Reim) zu Leibe geht. Ein der Eiß uuss-laa ist daher eine ebenso doppeldeutige Übertragung wie: Ein id'Rurnää.

Das Geschwür überhaupt heißt, wenn es mit hochgradiger Schmerzhaftigkeit verbunden ist, das Gschwäär. Es entspricht dies auch der Grundbedeutung: ahd. dör swëro ist allgemein so viel wie Krankheit und Schmerz, swâr, swâri, swârlîh ist schmerzhaft, schmerzlich, drückend und schließlich unser schwär, schwer.

„Wann sich die Schad am allermeisten zwischen die Gläich setzt, also das sich das Euter dahin versamlet“,⁴⁶ so haben wir es mit dem Wurm zu tun, welcher auch das⁴⁷ oder der Ung'nannt betitelt wird. Spezieller heißt ein Abszeß um die Nagelwurzel herum der böß Finger,⁴⁸ der oder das Umlauf. Die ehemalige Scheu vor dem Aufschneiden eines solchen Geschwürs kennzeichnet der Satz: „Nur nicht in einen Umlauf geschnitten, ehe er reif ist! Das gibt verfluchte Schmerzen und einen neuen Umlauf.“⁴⁹ (Blinder Eifer schadet nur.) Ein Ekzem in der Gabelung zweier Finger (i der Grîppelle), genauer in der Interdigitalfalte, nennt sich das Grîppeli.

Fuu'fleisch ist der urchige Name stark wuchernder Granulationen; i ma⁸ nid Fuu'fleisch trääge! die barsche Abweisung eines lässig Bequemen, der sich an meinen Leib lehnt oder auf denselben stützt.

Der Muskelschwund heißt die Schwiinigi. Der Arm schwiinet („schwindet“) ihm, het ihm gschwîinet. („Schweinen“ bedeutet in

⁴³ Stoll 186. ⁴⁴ SchM. 2, 117 Sp^b. ⁴⁵ NB. 33. ⁴⁶ NB. 33. ⁴⁷ Räf. 135; Selbst. 145. ⁴⁸ Stoll 186. ⁴⁹ Btgst. 2, 162.

älterer Sprache überhaupt schwinden; „der Man [Mond] schweint und wächst“^{49a}; die „Schweinung“ ist das Schwinden^{49b}).

Er het e Höger, e Büggeli-Rügg (Ryphosis); er ist uusg'stoße, uusg'stoßner, uusg'stoßniger. Der Klumpfuß heißt Stollfuß.

Zufällig erworbene Beulen (Büüle) sind nach herrschender Ansicht sogleich mittelst einer kalten Messerklinge, eines Glasbodens und dgl. plattzudrücken. Sie eröffnen eine ganze Reihe verschiedenartigster Geschwülste, deren Erscheinungsform auch auf ethisches Gebiet übertragen wird. Nach nid der Schwu!!nig! d. h. tue nicht so groß!

Eine schmerzhafteste Sehnencheiden-Entzündung am überanstrengten Handgelenk nach anhaltendem Säen, Dreschen, Dängeln, Trommeln und dgl. heißt der Naarbe. Das Wort macht den Eindruck einer Neubildung aus „die Narbe“ (cicatrice), hervorgerufen durch Gleichartigkeit des heftigen Narbentrampfs.⁵⁰

Die Bläschwinte oder Fläschwinte ist eine akute, die Truesse eine chronische Lymphdrüsen-Entzündung; das Ohremüggeli (der Mumps, zürcherisch „Mumpf“) heißt eine Anschwellung der Ohrspeicheldrüsen. Eine ebensolche der Schilddrüse kann entweder nach außen zum gewöhnlichen Chropf sich ausdehnen, oder sie kann, die Atemwege bedrohend, als Steichropf innert sich wachse. Weniger Kunst als die schwierige operative, erfordert die seelische Entlastung, die da heißt: der Chropf lääre, i. v. w. sein Herz erleichtern; einmal so recht vo der Läbere wägg rede, de Lüte d'Sach säge.⁵¹ Use mit (heraus mit dem, was du zu sagen hast), süst git's e Chropf!

Zum Verdauungstrakt übergehend, erwähnen wir zunächst die im Menschenleib schmarotzenden Würm, unter deren zahlreichen Gattungen und Arten jedoch höchstens der Bandwurm näher benannt wird. „Er het einen Bandwurm, oder der Bandwurm“ bedeutet, der schlecht verhüllenden Entschuldigung entkleidet: er ist ein gewaltiger Esser. Auch auffallende Abmagerung wird etwa oberflächlich Würmern zugeschrieben. „Der Dokter seit, das Chind heig e mangelhafti Ernährung; mi het dem albez glaub Würm gseit.“⁵² Ein d'Würm us der Nase zieh heißt: ihn ausholen, ausfragen. (Eine Kunst, in welcher Vater und Sohn Bixius Meister waren.)

Seine bekannte Rolle spielt das Wasser im spezifisch medizinischen Sinn: der Harn, auch etwa der Zübel geheißen. Ebenso die Stuhlentleerung, deren abnorme Häufigkeit der Düürlauf (Durchfall) oder

^{49a} Rebmann 108. ^{49b} Ebd. 111. ⁵⁰ „Wie brennt meine alte Wunde!“ ⁵¹ Räf. 180. ⁵² MZ. SdS. 262^a.

bei gleichzeitigem Blutabgang der rot Scháde (Darmentzündung) genannt wird. (Ruhr, Dysenterie.)

Gefährliche Unterleibs-Erkrankungen dieser Art setzten ehedem auch unsere Gegend stark in Tribut. Noch erhalten ist der Eisenreif um den runden Tisch im Bären zu Sumiswald, an welchem 1434 die vom „schwarzen“ oder „großen Tod“ Verschonten Platz fanden,⁵³ während in Rüderswyl bloß zwei Personen übrig blieben. In Trachselwald aber herrschten laut Aufzeichnung von Pfarrer Riß:⁵⁴ Im März 1765 „faule hitzige Fieber, Schnuppen, Geschwulsten, allerhand Arten der Blutflüsse.“ Sehr gefährlich, wenn nicht durch Schwitzen getilgt, war im Januar 1763 „ein Fleckenfieber, da der ganze Leib mit Flecken von allerhand Farben bedeckt wurde.“ Im April 1763 ließen „starke und gefährliche Bauchgrimmen“ für den Sommer „rote Ruhr“ befürchten, die denn auch eintraf, und die noch im September „Mann dasiger Enden gespürte“. Ebenso herrschte den ganzen Winter „der Rotlauf“ (Erysipelas), sowie Halsweh „mit Geschwürden“. In Trub starben 1750 von Mitte September bis Ende November 41 Personen an der Ruhr, 1761 viele „an dem Stich und hitzigen Fieber.“⁵⁵ Vgl. was Chsat in Luzern von der roten Ruhr zu Anfang des 16. Jahrhunderts erzählt.⁵⁶

Das war die gute alte Zeit der Hünen und Reden.

Einem bis zum Ersticken vom Zorn übernommenen ist d'Gallen uberg'schosse. Ärger und Aufregung erzeugen das Galliefieber, welches seinerseits wieder in ein „Nervenfieber“ übergehen kann. Dieß Wort Märvesfieber für Abdominaltyphus ist, wie der Ausdruck Schlimmfieber, der Volkssprache geblieben. „Was der Eine ein Schleichfieber nennt, dem sagt ein anderer Schleimfieber; wissen sie mit etwas nichts zu machen, so sagen sie ihm Grippe“⁵⁷ ('s Grippefieber). Dem Fußfieber ist ähnlich: ein in der Stadt umher-schleichendes, sehr lange währendes und entkräftendes Fieber.⁵⁸ „Faulfieber“ bedeutet bildlich (sarkastisch) Faulheit. Er het 's Fußfieber; mi mues ihm däch es Platerpflaster (Spanisch-Fliegen-Pflaster) auflege, für das er öppis z'grüßse heig.

I fieberle: ich werde von leisen Fieberschauern durchrieselt. Mit Subjektwechsel: „Viel Jahre kränkelte ich an diesem Stolz, und noch jetzt fieberlet er in mir.“⁵⁹

„Hitzige Scháden“, „das wilde Feuer“.⁶⁰

„'s Hárzwasser chunnt mer“ bei Magenstörungen mit oder ohne Brechreiz und mit starker Speichelabsonderung.⁶¹

⁵³ Näheres erzählt G. A. Türlér 170; vgl. Spinne 107. ⁵⁴ Df. fol. 22—25. ⁵⁵ Schweiger 79. ⁵⁶ Stoll 178. ⁵⁷ Fr. Pfr. 54. ⁵⁸ Heiri 110. ⁵⁹ SchM. 1, 109. ⁶⁰ NB. 30, 31. ⁶¹ Stoll 176.

Muufüli⁶² bezeichnet auch bei uns ein ganzes Konglomerat von Mundhöhlenübeln des Kindes (Aphthen usw.). Reichen wir gleich hier das Zahndweh an, dessen Hauptursache natürlich auch bei uns die Zahnfäulnis (Caries) ist. Während der natürliche Zahnwechsel uns höchstens zu Neckereien mit Zandlücke baabi reizt, führte der bisweilen rasende Zahnschmerz Erwachsener zu Erzählungen wie die folgende: Ein von einer Tanne Gestürzter wimmerte am Wege. Ein Zwerglein kam vorüber, erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem Grund und rief dann: Zää soo, nume 's Bei 'broche! Ich ha gmeint, du heigist öppe Zahndweh. — Das als Dhretüechli über (wie sonst unter) dem Haupt geknüpft Kastruch gilt als indicium graviditatis.⁶³

Krankheiten der Luftwege:⁶⁴ Halsbrüüni (Diphtherie) und Grupp (Croup: sowohl die diphtheritische Bräune wie die akute Laryngitis der Kinder). Der Góggelüschsche (=Hueste oder Reuchhusten, la coqueluche). „Ich hatte meinen Buben seit dem Neujahr hier am blauen Husten krank. Jetzt (9. März 1845) ist er am Vorübergehen.“⁶⁵ Erwähnt ist bereits die Auszehrung. „Wenn der Raminfeger nicht brav laufe, so bekomme er die vertrocknete Auszehrung.“⁶⁶

Eruuche Hals ist verbunden mit Heiserkeit, Chiiistigi, Chiiisterigi; „heiser“ ist chiiistig, chiiisterig.

Der Schnupfen (Coriza) heißt der Rüümme, gröber: der Pfnüßel. Ich habe Schnupfen: i bi fleßsig, ichnüderig; i ha 's Schnüderfieber.

D'Nase blüetet ihm. Hurti steckt ihm es (chalt's) Mäßer oder e Schlüssel i Äden ahe! So, iez gang zom Brunne u schnüpf (oder: zieh) gäng an eim Wasser i d'Nasen uehe!

Statt des veralteten Grippefieber oder der Grippe ist natürlich nun auch bei uns die zum Bettliegen nötige Fülänzia, d'Fülänze, 's Fülänzefieber, d'Influänze eingezogen, hat sogar im Pferdestall sich ihr Revier abgesteckt.

Blutlaufsorgane. Der Schlag — Gott behüet is (uns) davor! — het ne'trofse. Mit ganz seltener Unterscheidung zwischen „Herz-“ und „Hirnschlag“ befaßt man unter Schlag(fluß) sowohl alle lähmenden innerlichen Blutergüsse, wie auch den fast plötzlichen Stillstand des Gaswechsels.

Hämorrhoiden: Gulbadere. — Chrampf-Adere bringen, wenn sie plagen, die uus'brochne", offene", böse" Bei", deren Fließen man nicht g'stelle dürfe.

⁶² Ebb. ⁶³ AB. 1, 93 f.; zu Stoll 168. ⁶⁴ Stoll 173/4. ⁶⁵ An JM. 127. ⁶⁶ Schuldb. 287.

„Das Symptom an Stelle der Krankheitsursache“⁶⁷ setzt man besonders bei den verschiedenen Arten Chöpfweh der Erwachsenen, bei den Sichtern — Giechtine („Giechteni“⁶⁸) — der Kleinen. Dieser durch unsinnige Ernährungsweise (Einzwingen von geschmälztem Brei und dgl.⁶⁹) herausbeschworne Quälgeist der Säuglingswelt ist ein ebenbürtiger Bruder des Alkoholteufels.

Giecht und giechtig hat aber in unserer Sprache noch eine weit umfassendere Bedeutung. „Man nimmt Kinderkrankheiten wie Croup und dgl. auf dem Lande etwa wie sog. Giechti.“⁷⁰ Ein andermal ist „'s Giecht“ ein nervöses Zucken in den Gliedern.⁷¹ „Giechtig“ ist speziell, was bei einer Verletzung zu Infektion der betroffenen Hautstelle führt: z. B. das Ritzen eines rostigen Nagels, der Biß unsauberer Zähne. Vgl. Vertröstungen wie: Wen“ einist der Sprützen usen ist, so ist de 's Giecht o furt. Giechtig ist sodann eine für derartige Verletzungen besonders empfindliche Person. Es ieder's Ehräbäli (jede kleine Kratzwunde) eiteret ihm: er ist drum gäre Giechtige. Giechtig ist ebenso der für jedes kleinste Unrecht Überempfindliche, der Übelnehmerische, der Bornmütige.⁷² Das „Giecht in der Wechselrede.“⁷³

Der Häreschuß (Lumbago). Der Ädechräärer oder Ädegstäbi (steifer Hals, Torticollis). Die fliegend i Glieder sucht.

Der Chrampf. „Da stand Annebäbi mit offenem Munde, als ob es den Rißelkrampf (Chißelchrampf) bekäme.“⁷⁴

„Wie n es Absinth, dert es Absinth, nah di nah der Bitter.“⁷⁵ Burschikos nachgesprochen: der Dätterich. Für die hier herum recht wenigen und darum viel besprochenen Fälle alkoholischer Erkrankungen, welche mit dem gelegentlichen Tipß, Tipßli, Stüßer (Spiz, Rausch) beginnen und entweder mit dem trunkenen Gländ⁷⁶ oder mit manieartigen Stööre Familien heimsuchen, sind glücklicherweise heute auch bei uns Trinkerasyale wie die Rüechtere bei Bern nicht mehr so schwer erreichbar. So führen auch ernste Seelenstörungen paranöischer und maniakalischer Art in die Irrenanstalt: mi mues däich mit ihm i d'Walbau oder nun auch: ga Münfige. Er ist riß für d'Walbau heißt: er ist verrückt. Für Melancholie besteht auch hier herum ein gewisser Zug nach Männedorf. Seltener denkt man für die Epilepsie ('s fa!let Weh) an die Anstalt in Tschugg.

Gehirn-Entzündung (d. h. Entzündung einer der drei Hirnhäute) heißt bei Gotthelf „Hirnbrand“,⁷⁷ „Hirnebrand“.⁷⁸

⁶⁷ Stoll 181. ⁶⁸ SchM. 2, 170; Hs.: „Sichter“. ⁶⁹ Gf. Stf. 1901, 2. ⁷⁰ AB. 2, 178. ⁷¹ Wgh ä. AN. 1813, 245. ⁷² Schwand. Alp. 71, 77, ⁷³ Geldet. 11; Amtsr. 140. ⁷⁴ AB. 1, 183. ⁷⁵ Spieß 98. ⁷⁶ Stoll 184. ⁷⁷ Strafe 194. ⁷⁸ Rätli 300.

Der eigentlichen Volkssprache sind indes alle die lehtaufgeführten Bezeichnungen bloß angeschult. Sie führt hier ganz andere Kategorien ins Feld, freilich auch diese mit Begriffswandlungen. So bezeichnet taub nicht mehr „toll“ und „rasend“, ⁷⁹ wie noch in dem traditionellen taube Hund, oder „verrückt“ wie in dem Gotthelfschen Satz: „Jetzt seien halbtlaube Leute da oben, welche nicht ganz ins Narrenhaus gehörten.“ ⁸⁰ „Der M. ist gäng e so halb taub“ bedeutet jetzt: er macht zu jeder Zeit eine saure, verdrossene Miene. Taus aber ist uns so viel wie „zornig“, allerdings mit dem Nebenbegriff des dem Emmenthaier eigenen verhaltenen, stillen, auch nachhaltigen Zorns, der für gütliche Vorstellungen einstweilen (im schriftdeutschen Sinne) „taub“ bleibt und dafür um so schwerer, bis zu Störungen führend, auf der Seele lastet. So ist die Verbindung mit dem Ausgangspunkt des Wortbegriffs (der Augenwelt entfremdet, empfindungslos) doch nicht ganz gerissen: „I bi mängsma! vor Täubi sövel verstöberete gsi.“ ⁸¹ Dieses verstöberet ist so viel wie „verstört“ im Sinne rasch vorübergehender Geistesverwirrung. Etwas stärker sind die Ausdrücke: Er ist gar nümme bi n ihm sälber, oder: si ne sälber. Er tuet wie nid gschid. Er ist us em Hüsi use. Ein länger andauerndes „von Sinnen sein“ wird bezeichnet mit: er hinderfinnet si, oder: es chunnt ihm läß i Chopf. ⁸² Ist der Zustand chronisch geworden, so ist der Patient nach einem als verlegend grob, ja roh und als Schimpf empfundenen Ausdruck verrückt (also mit ganz anderem Gefühlswert als das psychiatrische „verrückt“). Schonender sagt man: verhüürschet (ss), und noch zarter: veriiret, welches „verirrt“ auch vom Irrereden bei Fieberphantasien gilt. So war der in Fiebern liegende Uli ⁸³ „tagelang verirret, wie man zu sagen pflegt.“ „Annebäbi“ ⁸⁴ meinte, Jakobli sei verirrt (rede irre), und vielen Leuten kommt das Verirren vor wie ein Vorbote des Todes. Wenn einer andeuten will, wie nahe er dem Tode gewesen, so sagt er: „ich bin schon verirrt gewesen.“

Mit einem unwilligen, unwirschen sturm, die Stüürmi (Zustand des „sturm“-Seins), stüürme, das Ostüürm, der Stüürmi und die Stüürme, der Sturm (Stammrückbildung) verurteilen wir dagegen unzählige Male die Äußerungen rasch verfliegender und nicht belangreicher Geistesverwirrung oder -Abwesenheit, die Unüberlegtheit oder Beschränktheit eines Urteils; kurz: alle die „psychopathischen Minderwertigkeiten“, deren ungeheures Reich von Koch ⁸⁵ aufge-

⁷⁹ Bph j. M. 1819, 151. ⁸⁰ Jacob 2, 241. ⁸¹ Müll. ZR. 30. ⁸² AB. 2, 194. ⁸³ UB. 364. ⁸⁴ AB. 1, 270; vgl. auch 2, 231. ⁸⁵ Das Nervenleben. Ravensburg, 1895.

bedeckt, ja recht eigentlich „entdeckt“ worden ist. Anknüpfend an „stören“ (im Kreis herum rühren, vgl. oberhasl. „der Brii störrer“, und den emmenthalischen Beeri- oder Chirschi-Sturm), verstehen wir doppelt gut einen Satz wie: *I bi ganz sturm g'sii, es ist alls z'ringet um g'gange mit mer.*⁸⁶ „Man zog heim mit blutigen, schläg- und weinsturmen Köpfen.“⁸⁷ So die *sturmi Chaß*,⁸⁸ der *sturm Storch*,⁸⁹ die *sturmi Gans*.⁹⁰ Bist öppe sturm a der Läbere⁹¹ (da du mich falsch verstehst und meinen Auftrag falsch ausrichtest)? „Ob er ein Narr sei oder sonst sturm?“⁹² „Das Weib wurde sturm“ (verrückt).⁹³ „Einen sturm schwagen.“⁹⁴ Schlafsturm: schlaftrunken. Er ist g'stürmt: angetrunken. — Unserer Mundart ungewohnt ist die Aufforderung: „Chum, mir wei im Huus ume stürme un erläse, was (von der Steigerung her) öppe no da isch!“⁹⁵ Um so bekannter klingt uns des ume stürme (zweck- und ziellos umherfahren). Wo stürmst du ume, Stüdi?⁹⁶ Besonders geläufig ist stürme im Sinn von ordnungslosem Gerede. „Grosmüeti, hör jetzt auf zu stürmen; fang einmal an“, ordentlich zu erzählen!⁹⁷

„Mag das Gred und G'stürm [der Leute] nicht mehr hören!“ erklärt das Erdbeeri-Mareili.⁹⁸ — „Sturm“ von Branntwein, erkannte Liseli erst zu spät, daß es seine Kinder im brennenden Hause „vergessen in seiner Stürmi“. ⁹⁹ „Aber wie ich leider sehen muß, bleibst du immer der gleiche Stürmi.“¹⁰⁰ „Auf die Stürme, das Mädi, könne man sich nie verlassen.“¹ „Sellig, wie da gestern einer im Dorf herumgelaufen wie ne Sturm.“² „So ein halbverrückter Sturm.“³ „Chunnt dä alt Sturm o no [auf späten Abendbesuch]?“⁴ „Für n es Glas Schnaps brichteti ja dä Sturm, der Moon sig i ne Bratispfanne gheit.“⁵ Abä, Sturm bin i! (Was schwage ich da! Was stelle ich Verkehrtes an!)

Es wird ihm trümmelig (schwindlig). „Ganz bleichs ü trümm-ligs han i [erschrockenes Mädchen] zo'r Tür uus welle.“⁶ — „I cha guet chlättete, trümmle tuet's mer nit.“⁷ „D'Rüter trage Strüß wie Bäse; 's pott, es mues ne d'runger trümmle!“⁸

[Das unter Wagen und Pferde geratene] „Anneli ist alls z'weg, umen es bißeli g'schmuecht isch's ihm worde“⁹ (es ist in Ohnmacht gefallen). So kann es einem g'schmuecht werden: bei Blutverlust;¹⁰

⁸⁶ SchM. 1, 108; vgl. das uns im Kopf herum gehende „Mühlrad“. ⁸⁷ Ebd. 86. ⁸⁸ Ott 1, 48. ⁸⁹ Spinne 21. ⁹⁰ SchM. 2, 134. ⁹¹ NB. 1, 133. ⁹² Barthli 52. ⁹³ Schuldb. 1, 257. ⁹⁴ SchM. 1, 290. ⁹⁵ Geldst. 283. ⁹⁶ NB. 1, 215. ⁹⁷ Rülhi 93 Ps. ⁹⁸ Ebd. 253. ⁹⁹ BwM. 192. ¹⁰⁰ NB. 18. ¹ NB. 1, 270. ² Ebd. 1, 438. ³ Ebd. 2, 833. ⁴ Bern. 2 l. ⁵ NB. 2 J. 287. ⁶ NB. 2 J. 216. ⁷ NB. Bk. 60. ⁸ Wyß ä. NB. 1813, 245. ⁹ Rül. 267. ¹⁰ NB. 68.

aus Hunger;¹¹ von Ekel erregendem Geruch;¹² auf holperigem Wagen;¹³ wenn der Freier die Geldsäcke der Umworbenen sieht;¹⁴ „wenn man in viele Häuser hineinsehen könnte bis z'hinderst“;¹⁵ wenn man einem „ein Kapitel“ liest.¹⁶ Nach Jahresfrist ist „dem [Geld-] Säckli g'schmuecht worde“.¹⁷ — „Das Lehren wurde unerkannt getrieben, daß es mir zuweilen fast g'schmuechtete.“¹⁸ Es g'schmuechtet mer.

Muecht heißt: bis zu gänzlicher Erschöpfung ermattet. Jakobli lehrte im Wirtshaus ein, „ganz mucht und öde an Leib und Seele“.¹⁹ „War's ihm doch, als sollte er Stück um Stück auseinanderfallen vor Müechti!“²⁰ (1846: „Mattigkeit“.)

Er wird ohnmächtig: die Sinne „schwinden“ ihm, es schwiinet ihm (vgl. Muskelchwund). „Es saht ihm (dem an jäher Felswand von Schwindel Befallenen) asa schwiine, bis ihm der Schrecke d's Herz abdrückt.“²¹ Es thuet ihm g'schwinde (g'schwinge). „Da isch es dem Händler g'schwunde.“²²

Eine andere Begriffsreihe eröffnet müderig: unaufgelegt, apathisch. „Seht werdet ihr ob harter Arbeit und vielem Wassertrinken etwas mudrig und kühig (chühig) sein“. Vgl. „ein seltsamer Rauz“.²³ „Der Alt ist [oder: het] muderig des ume g'chuppet.“²⁴ (Chüppe ist schmolten und grollen.) „Warum doch die Hühner so mudrig seien?“ dachte Büseli.²⁵ Er ist nid eigentlich chrank, aber er müderet eso des ume. Drollig klingt die Aufforderung, sich ruhig zu verhalten: Still! müdere, d' Geis ist chrank! („Still!“ ist Vertreter des Imperativs: „hör auf!“)

Zu diesem großen nosologischen Kapitel ein kleiner ätiologischer Anhang: Dem schwedisch-norwegischen „Elfenhauch“ entspricht bei uns das in e böse Luft choo als Erklärung infektiöser Geschwülste ohne Wunde. „Wenn jemand unversehens der Kopf aufschwillt zu einem unförmlichen Klope, so heißt es, man sei in einen bösen Luft gekommen.“²⁶ Neugierige Weiber, welche um Mitternacht durch eine Lücke der Buchenfuhre des Teufels nach Wärbegen zusehen, „wehte ein giftiger Wind an; das Gesicht schwell auf, wochenlang konnte man weder Nase noch Augen sehen, noch den Mund finden“.²⁷ Ein nicht weniger „böser Luft“ trennt Eheleute,²⁸ scheidet Meisterleute und Dienstboten;²⁹ „und wenn jemand dir ein kleines Ärgernis ausbläst, daß es dir Kopf und Herz

¹¹ MBB. BR. 4. ¹² Räs. 431. ¹³ Rätli 210 S. ¹⁴ Überraschung 341. ¹⁵ Zitgt. 1, 194. ¹⁶ SchM. 1, 137. ¹⁷ Dursli 260. ¹⁸ SchM. 1, 154. ¹⁹ MB. 1, 242; vgl. Dursli 293. ²⁰ Dursli 286. ²¹ Ruhn 7. ²² Ott 1, 56. ²³ An MB. 42. ²⁴ Müll. LR. 66. ²⁵ Barthli 30. ²⁶ GG. 3, 41. ²⁷ Spinne 49. ²⁸ UB. 233. ²⁹ Zitgt. 2, 172.

zersprengen will, dann bedenke, o Mensch: das ist der wahre böse Luft!“³⁰
 „Mit wunderliebllichem Mieneli“ dagegen setzt Meyeli seinem Jakobli auseinander: „Es ist mer gsii, as we me m'r's aamurf [daß ich dich lieb haben müsse], oder as wen i in e böse Luft cho wär, oder i öppi's trappet wär.“³¹

Als Folie zu solch innig sinniger Deutung diene der Rationalismus jenes Vieharztes in Eggerdingen (Affoltern), der auf eines Mannleins Klage, si Geis sig ihm i ne Luft choo, „rauzig“ fragte: isch si scho höch obe?!

Mittel.

Die „materia medica“¹ eröffnen wir billig mit dem Hinweis auf zählebige alte Leute, die wie ein Sahli-Rees das für neu geltende Problem einer Medizin ohne Medizin glänzend an sich erprobt haben. Sie bestätigen freilich als Ausnahme nur die Regel, daß die Leute doch eben noch heute wie zu Annebäbis Zeiten für jede Krankheit absolut Mittel haa wei, wenn möglich ganzi Guttere voll, und wenn es auch nur mit Syrup gefärbtes Wasser wäre. „Mittel giben i da feini“: eine solche Erklärung des Arztes trägt ihm noch bei weitem nicht das verdiente Zutrauen in seine Kunst und seine Uneigennützigkeit ein.

Die „Naturheilkunde“ hat es daher nicht in erster Linie ihrer Unwissenschaftlichkeit zuzuschreiben, und anderseits dankt es die neulich auch in Lüzelsflüh versuchsweise als wandernder Broterwerb aufgetauchte Hypnotisierung nicht ihrem laienhaften Mißbrauch, daß beide allgemeinem Mißtrauen begegnen. Vielmehr erwecken sie gerne den Eindruck unzulänglicher Auffrischung der uralten Volksmedizin, deren magischer Charakter tief in der allgemeinen Menschennatur gegründet liegt. Und die kam nicht nur ohne Mittel nicht aus, sondern das Mittel war im eigentlichsten Sinn eben das, was das Wort besagt: ein Medium, ein Mittel Ding, Mittelglied, Vermittlungsorgan zwischen dem armen leidenden Menschen und der reichen übermenschlichen Kraft, die zur Hülfeleistung veranlaßt werden soll. Auf welche Weise? Die eindringlichste, weil augenfälligste und den motorischen Apparat am sichersten in Bewegung setzende Beeinflussung einer andern Person ist erfahrungsgemäß das Vormachen der von uns gewünschten Handlung. Können die Geberden noch durch Worte unterstützt und kommentiert werden: um so besser; machen diese

³⁰ GG. 3, 41. ³¹ AB. 1, 381.

¹ Stoll 193—6.

gar jene überflüssig: um so einfacher. Drum die symbolischen Handlungen, welche in ihrer Kompliziertheit an irgend ein augenfälliges Einzelmoment anknüpfen, dessen Wahl dem an logisches Denken Gewöhnten allerdings oft seltsam genug erscheinen muß. Drum die Beschwörungen und Besegnungen, welche in Ersetzung jenes demonstrativen Moments gerne die Form einer Erzählung annehmen. („Jesus Christus ging über die Heid“ usw.).²

Drum bis in die Gegenwart hinein beachtete Räte wie folgende: Um das fallende Weh verschwinden zu machen, lege ohne Vorwissen der Hinterlassenen in den Sarg eines Toten (T o o t n i g e) ein ungewaschenes Hemd des Epileptischen. Die höhere Macht, unter deren Schutz der Tote ruht, wird den im Kranken wütenden „unsaubern Geist“³ anlocken und zunichte machen. Gewänder werden auch sonst mit Vorliebe als Träger des im Menschen wohnenden Geistes, gleichsam als des Menschen „äußere Seele“⁴ gedacht. So hat denn auch eine Jowägerin, als ihre Sohnsfrau den Erstgeborenen zur Welt bringen soll, nichts Dringenderes und zugleich Feierlicheres zu tun, als die Mutter in des Vaters militärische Rüstung (M u n d u r) einzumwickeln, damit das Kind mannhaft werde.⁵ Noch wirksamer sind freilich dem eigenen Leib eines Toten entnommene Reliquien. So hilft z. B. gegen Zahnweh ein in der Tasche getragener Zahn, der auf dem Kirchhof aus dem Schädel (aus der H a u p t e = S c h ä d e l e) eines Toten gezogen worden ist.⁶ In nicht weniger konkretem Zusammenhang stehen tausend Dinge, die wir nur noch unter dem logischen Gesichtspunkt des Symbols zusammenbringen können. Ihr neugeborenes Großkind u n d e r ^be n Tisch legend, denkt eine Jowägerin es im Leben u n d e r d ü r e z'g a a zu lehren, es demütig zu machen.⁷ In die Einwicklung des Taufknaben aber gehört „ein Scheibchen Brot und ein dito Käse“,⁸ damit er später nie Mangel leide. In den ersten Rindsbrei gehört eine Prise Rübensamen,⁹ damit der dem Säugling sein schnelles Wachstum „einverleibe“, „in Fleisch und Blut übergehen“ lasse. Tüchtiges Singen bei dieser Kocherei wie während des Tauffestes bildet auch des Kindes Stimme aus.¹⁰ — Wie sollte nicht erst eine so augenfällige Erscheinung wie die Farbe helfen! Rote W i j git Bluet, und das Umwickeln eines kleinen Fingers mit rotem Faden stillt Blutungen sowohl, wie zu ungelegener Zeit eintretende menses. Eine Frau trug gegen „Rotlauf“ ein („rotes“) Zweirappenstück an einem Schnürchen um den Hals.¹¹ — Rot ist rot — wie sollte drum nicht auch andere

² Vgl. mit unserer bloß andeutenden Skizze die feine Ausführung Singers im A. f. Bl. 1, 202—9. ³ Vgl. Marc. 5, 1 ff., 9, 14 ff. ⁴ External soul, vgl. Singer a. a. O. ⁵ AB. 2, 132 162. ⁶ A. f. Bl. 7, 137, 76. ⁷ AB. 2, 168. ⁸ Ebd. 164. ⁹ Gf. Gf. 169. ¹⁰ Weiteres siehe unter „Taufe“. ¹¹ A. f. Bl. 7, 138, 89.

Namens-Gleichheit in gleicher Weise helfen? So band eine ganz gescheite Frau bei Biel einen Regenwurm um den vom „Wurm“ befallenen Finger. Andere legen einen Krebs auf die an Krebs leidende Körperstelle,¹² und im ganzen lieben Schweizerland heilt man gelegentlich einen Weinbruch mittelst Umwicklung eines Tischbeins.¹³ — Wirklich wie der Name ist die Zahl. So vieler Warzen am Finger sich einer zu entledigen wünscht, so manchen Knoten knüpft er in eine Schnur und läßt diese fallen. Wer sie aufhebt, erbt die Warzen.

Um dagegen ein Gerstentorn aus dem Auge zu vertreiben, muß man es durch ein Astloch drehen.

Bisweilen liegt der mystischen Vorschrift eine feine Berechnung zugrunde. Daß wegen seiner Natürlichkeit nur zu gering angeschlagene Mittel der stark gebückten Körperhaltung gegen Milzi-Schnitte (Site-Stäche) und gegen das Schluchzen ('s Glüxi) erhält imponierende Gewichtigkeit durch die Einkleidung: Lüpfe es Steindli aus dem Bode, speu drü Mal drunder u tue 's Steindli wieder dar.¹⁴

Dagegen sind ebenso undurchsichtig wie nichtig Räte wie diese: Trag Odermännigen (Agrimonia) am Hals gegen den „brennenden Sood“,¹⁵ „weiß Violkraut“ in der Hand gegen blutende Wunden. Gegen Zahnschmerzen soll man eine schwarze Schnägg i's Muu' nää.¹⁶ Auf ein „böses“ Bein werden Kröten gebunden, und insbesondere gegen Rheumatismen ist es geraten, eine läbige Ehrott i mene Sedli auf der Brust z'träage.¹⁷ Das Aufbinden eines solchen Entsezen erregenden Tieres über den Vorderhals aber drängt bei Blutstürzen das Blut nach dem Herzen zurück. (Ein Körnchen Wahrheit liegt in der Erfahrung, daß man durch einen recht kräftigen Ärger, der den Blutstrom in heftige Wallung bringt, sich Rheumatismen aus dem Leibe schafft.)

Wie in der Divination, so spielt auch in der Magie die linke Leibesseite ihre Rolle. So soll man bei Zahnschmerzen am Morgen z'erst der lingg Strumpf anlegen.¹⁸

Auch christliche Festtage wie der Charfreitag spielen hier herein. So liefern Palmstöcke, am Karfreitag vor Sonnenaufgang in den drei höchsten Namen geschnitten, das Sprißeholz, welches, in Spänchen über eingedrungene Splitter gebunden, diese herauszieht.¹⁹ Zu nämlicher Zeit soll man, um Zahnschmerzen zu vertreiben, von laufendem Wasser

¹² Ebd. ¹³ Ebd. Beitr. 606. ¹⁴ Vgl. A. f. W. 7, 70, 137. ¹⁵ M. 9. ¹⁶ A. f. W. 7, 137, 77. ¹⁷ Ebd. 85. ¹⁸ Ebd. 74. ¹⁹ Vgl. Kohnenbach: Volkstümliches aus dem Kanton Bern (Zürich, 1876).

trinken.²⁰ Dagegen genügen drei aufeinander folgende gewöhnliche Freitage (ursprünglich ja ebenfalls Karfreitage), um durch ein Fußbad Hühneraugen zu vertreiben.²¹ So soll man auch Kindern das Zahnweh damit nehmen, daß man ihnen jeden Freitag die Nägel schneidet.

Ein Achselbruch infolge Sturzes wurde als bloße Ausrenkung („Achse=Näichi“) genommen und mit Einreibung von Salz und Schmalz behandelt unter dem Spruch: Als Jesus Christus ging über die Heid, fiel er um auf einen Stein und enträichte sich die Hand; und mit Salz und Schmalz wusch er sie im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.²²

Ungefähr diesen Zuschnitt²³ haben schließlich alle die Sprüche bekommen, deren murmelndes Hersagen (mümele) die vormachende Geberde erst begleitete, dann ersetzte, um selbst wieder durch ein drittes Moment unterstützt und schließlich außer Kurs gesetzt zu werden: das Zaubermittel. Letzteres sollte überhaupt höhere Gewalten beeinflussen: bedrohliche, wie z. B. tobende Ströme beschwichtigen, Hilfe verheißende gewinnen.²⁴ Kam dies Mittel zugleich der Natur einer abzuwehrenden Krankheit entgegen, dann um so besser; und im angeführten Beispiel zeigen Salz und Schmalz bei aller Verkehrtheit ihrer Anwendung ein Nebeneinander mystischer und medizinischer Mittel. Je entschiedener nun diese jene in den Hintergrund drängten, um schließlich vor der Heilkraft der Natur selber zurückzutreten, mit desto mehr Aussicht auf Erfolg konnte der naturwissenschaftlich gebildete Arzt den Kranken i d'Rur nää. Freilich haftet dieser „ärztlichen Besorgung“ oder „Bemühung“²⁵ noch vieles vom alten Zauberer, Schamanen usw. an. Er tuet Kuren uustriibe heißt: er ist ein Spaßmacher, ein „Fasikus“.²⁶ Der aufgesetzte Ernst dagegen, der dem Beschwörer vor Augen der Zuschauer ziemte, reflektiert sich im Gefühlston der Redensart „ein i d'Rur nää“, welche auch besagt: einen moralisch hernehmen, ihn b'schuele oder, wie der Seeländer sagt: „bilbe“. Diese Bedeutung wird noch verstärkt durch die Ableitung kuranze. „Du mußt der Mann sein, welcher (das herrschsüchtig intrigante) Eisi kuranzen kann!“²⁷

Auch auf dem wirklichen Heilmittel selbst, dessen Zurüstung doch der Patient in der Apoteegg („Apideegg“, „Appendect“)²⁸ mit eigenen Augen verfolgen kann, ruht bis heute die suggestive Macht („der

²⁰ A. f. Bl. 7, 137, 75. ²¹ Ebd. 94. ²² SB. Kal. 1903, 96. ²³ Vgl. die Merseburger Zaubersprüche. ²⁴ So ist griech. phármakon, woher frz. pharmacie, im Grund nur so viel wie Zaubermittel. ²⁵ Lat. cura ist sorgsame Bemühung um jemand oder etwas. ²⁶ Vgl. die römischen Auguren, deren keiner dem andern in seinem Aufzug begegnen konnte, ohne zu lachen. ²⁷ Räf. 403. ²⁸ RB. 50.

Glaube“) als Hauptfaktor der Wirksamkeit. Die Leute, denen der Natur, „welchen“ man walten lassen solle, als ein geheimnisvoll unbekanntes Wesen vorkommt, „e Mönch oder süst neuer“,²⁹ brauchen nicht alle Annebäbi zu heißen. Es ist drum keineswegs verwunderlich, wenn noch heute zuweilen ein aus der „Zaubertrankbude“ geholter Stoff für alle Fälle, alle Individuen und alle Zeiten gut sein soll. Ja, dä Züüg, dä tuet guet! So dä m wei mer Sorg haa u nid z'vii! der vo nää! Aber aufgebraucht muß „er“ sein, aus demselben Grund. „Es chönn de öppen eis oder d's andere vo ihne drab treiche, wenn's ihm öppe fähli“. ³⁰ So hat denn auch für Jakobli's Boden eine hülfsbereite Nachbarin no öppis süürig vo ihrem Elixier, u chönn't's wöhlse! gää.³¹ Und in einem Streitsfall entscheidet Hansli: Nimm du den Varietrant! Wen" es ieze nüüt nützt, so isch es guet für n es anders Ma!³²

Neben den Medizinalpflanzen³³ sind heute die animalischen Heilstoffe in den Hintergrund getreten. Doch spielt immer noch des Patienten eigener Urin eine bisweilen verhängnisvolle Rolle, unterstützt durch die „Dred-Apothek“ der alten Zeit, welche z. B. gegen Mundfäule, Rheumatismen u. dgl. Rußfladen verabreichte und einen Knecht ermunigte, gegen letzteres Übel Roßmisttee zu trinken.

An die „Mora“,³⁴ den brennbaren kleinen Regel, der aus dem Leibesinnern rheumatische Schmerzen ufezieht, erinnert der Läbeswecker, den für die nämlichen Gebrechen hie und da eine Hebamme afezt. Die Prozedur besteht immerhin aus dem weit verständigeren Schröpfen mit nachheriger Einreibung von Kroton-Öl. Auch angesichts eines Faulen, wo nid süürer's ma³⁵, sagt man: mi mues ihm däich der Läbeswecker afeze!

„Christeli, ich habe dir heute Trant angerichtet, du gehst nicht aufs Feld!“³⁶ So die sorgliche Mutter zum allzeit kränkenden Sohn. In der Tat ist das Trawch, das Träichli die Hauptform häuslicher Medizin, der sich auch der Landarzt anbequemen muß, wen" er öppis wott chönne.³⁶ Der Spott: es tröchnet u zieht düür, verschlägt hier nichts. Erst, wenn einer für sich selbst oder „mit“ einem Stalltier afe lang ohne sichtbaren Erfolg „träicheret“ het, gilt die Krankheit als hoffnungslos.

All diese Trawch oder Träicher („Tränker“³⁷ neben „Tränke“)³⁸ sind Absüde von Heilpflanzen. An sie reihen sich unter der Bezeichnung Wasser (Mehrzahl allenfalls: „Wässer“) Auslaugungen und Destillate;

²⁹ AB. 1, 79. ³⁰ AB. 1, 292. ³¹ ObG. AB. 18. ³² AB. 1, 125. ³³ Volksw. 2, 408—12. ³⁴ Beitr. 121 zu SchM. 2, 453. ³⁵ GG. 1, 51. ³⁶ AB. 1, 43. ³⁷ SwM. 170. ³⁸ Rurt 97.

letztere mehrfach ohne vorausgegangene Gärung, so daß sie auch dem Vieh zuträglich sein können. So sind in erster Linie das Münze-
wasser (aus Gartenminze) und das Ehörblüchrutwasser (aus
Myrrhe, *Myrrhis odorata*), wie auch das Kamillewasser und Reßle-
wasser, wie das aus Baldrian (*Valeriana officinalis*) bereitete Tann-
margwasser für allerlei Unterleibsbeschwerden gut; die Lunge wird
gekräftigt durch Ehrenpreis- (Ehrebrüß-) Wasser und von Schwind-
sucht befreit durch Aronechrutwasser (von *Arum maculatum*). Bei
spezifischen Beschwerden ist geschätzt das gulbig Mueterwasser
(vom Tausendguldenkraut), und wenn nicht „mit Hofmannstropfe“
löffelweise³⁹ vermischt, oder gar durch rasch betäubendes Karmeliter-
wasser ersetzt, hat es ähnlichen Wert wie etwa Sänzene (Enzian-
Wasser) oder Rädolter-Wasser.

Massenweise wird ab Kamille, Lindebluest u. dgl. „trauche“, d. h.
der siedende Wasseraufguß über eine Reihe heilsamer Pflanzen wird als
T'hee getrunken, und es gibt namentlich ältere Leute, für welche g ä n g
ö p p e n e H a s e v o l l i m D f e g g u g g e l i z ' w ä g s t e i t. Seine teil-
weise sehr berechnete Souveränität behauptet bis zur Stunde der
Kamille't'hee. Nur soll er für alles mögliche gut sein, während man
dem Lindebluest (man sagt das Bluest), dem Wu!!blüemli
(Königsterze), dem Mejjeroon oder Mejjeraa (Majoran), der
Wärmüete (Wermut) begrenztere Gebiete der Wirksamkeit zuteilt.
Auch Fowler- (Hollunder-) und Fische- (Eibisch-)T'hee sind für ganz
bestimmte Übel gut. Den Preis eines Universalmittels dagegen trug
zu Gotthelfs Zeit der Melisse⁴⁰t'hee davon.

Nur in verzweifelten Fällen machte ihm das (Magen-)Elixir
den Rang streitig. „Es ziehe stüß durch“, behauptete Hansli,⁴⁰ während
ein aufgenötigter Schluck dem armen Meyeli bekam, „als fahre man
ihm mit einem Garbentnebel im Leibe herum“. Beides begreift, wer
ein Rezept gelesen hat wie dies: „2 Maß guten Brantenwin (Brante-
wi! = „Brönt's“ oder Schnaps), 6 Lob Laubersalz (Glaubers-
salz), 3 Lob Tausendgulden-salz, 4 Lob Läberen Aloes, 3 Lob feine
Rebarberen (Rébarbere oder Rübarbere), 3 Lob Starnli Aloes“.
— Ähnlicher Wertschätzung erfreut sich der Mäge-Trääs, welcher
mittels allerlei Süßigkeiten auch für Kinder mundgerecht gemacht wird,
die an Magenschwäche oder an Übeln der Mundhöhle leiden. 1754 riet
Abraham Ryburg⁴¹: „Wem Enzianwurzel zu bitter ist, der kann sie
mit sandiertem Zucker, Zimt usw. versehen, und einen Magen-Träset
drauß machen“.

³⁹ BwM. 147. ⁴⁰ AB. 1, 113. ⁴¹ Theologia naturalis A 16.

Ein schreckliches Mittel für Säuglinge, die man bei Konvulsionen beruhigen wollte, war (oder ist etwa noch?) der opiumhaltige Theriak, mit dessen Vertrieb sich seinerzeit sogar eigene Theriak-Hausierer abgaben. Aus Sumiswald wird sein Gebrauch i. J. 1796 bezeugt,⁴² und Hebammen sollen ihn selbst gegen einfache Schlaflosigkeit löffelweise verordnet haben⁴³ — mit dem gründlichen Erfolg eines ewigen Schlafes. Der Name „Theriak“ (eigentlich: aus Teilen giftiger Schlangen bereitetes Gegengift gegen giftigen Tierbiß) wurde in „Tregal“⁴⁴ und weiter zu Dreial, Dreialx entstellt: „Da hilft le Dreialx nüüt (nid emal e Bierachß)!“ Da hilft alles nichts: kein Gegenmittel, keine Widerrede u. dgl.⁴⁵ — Nicht weniger verhängnisvoll wirkt das so unschuldig scheinende, aus Mohnsamen bereite Schlafwasser. — Rheumatismen und Zahnschmerzen wurden seinerzeit durch Millionen-Jäger mittelst Expeller (englisch pain-expeller = „Schmerz-Austreiber“) ausgebeutet; Augßburger-Läbeⁿs-Eßⁿz, Franz- oder Salz-Branntewii, Arémor (Cremor Tartari) waren oder sind ähnliche Industrie-Produkte.

Die Wirkungsweise all dieser und ähnlicher Mittel wird schematisierend eingeteilt in Hiß'ge oder Wärme, und Chelte. „Solche Einteilung in heiße und kalte Arzneimittel entstammt der Schulmedizin älterer Zeit und ist durch dieselbe, z. B. in romanischen Ländern, zur allgemein verbreiteten volksmedizinischen Anschauung geworden“.⁴⁶ Besonders hißiger Art sind Mejjeron-, Fowler- und Wärmüete-Tee; desgleichen natürlich die konzentrierten Alkoholika; doch so, daß z. B. Rirschgeist (Chirßiwasser) in dem (eher nach Kühlung verlangenden) Nachmittag hißget, im Vormittag dagegen cheltet. Zu allen Zeiten cheltig sind begreiflich Bier und Most (d. h. Obstwein).

Über beide Kategorien aber stülpt sich sozusagen eine dritte von eminenter Wichtigkeit: das Uußpuße. Der begründende Gedankengang ist folgender: Das Haus, in welchem der Leib wohnt, bedarf Jahr für Jahr einer gründlichen Reinigung nach innen und außen und von der Firß bis zur Haustürschwelle. Wie dann erst das Haus, in welchem die Seele wohnt! Der Leib also mit seinem so viel Molesten bringenden und dabei so schwer erreichbaren, dunklen Innern! Diesen Leib sollte man von Zeit zu Zeit wie einen Handschuh umkehren können, um den im Innersten ihre geheimen Werke treibenden Robolden und Unholden mit einer richtigen Razzia beizukommen. Einstweilen nun begnügt man sich mit dem Erreichbaren, und kein Heldentum käme der Todesverach-

⁴² St. D2B. 5^a. ⁴³ Ztgst. 2, 172. ⁴⁴ Ebb. ⁴⁵ Vgl. die Entstellung „drei Joggis“ im aargauischen Badenerbezirk. Ztsch. f. hd. Ma. III. 89. ⁴⁶ Stoll.

tung gleich, womit einer im Frühling die ersteⁿ Schüßlig (Sprossen) von Sträuchern und Bäumen des Waldes, sonderlich von Weisstannen bricht und ein solches Chrijs-Trawch nach Maßgabe eines anständigen Milchtopfes sich einverleibt. Diese kostbare Gelegenheit lassen sich namentlich mit Ausschielegenⁿ Behastete nicht entgehen; es sei denn, daß Mangel an Zeit sie zwingt, sich aus der Apotheke ein halbpfündiges Paket Blutsreinigung zu verschaffen. Unfällige Versäumnis oder im Jahresverlauf eintretende Krankheit legt den Gebrauch einer Laxierig oder Burgierig nahe. Vor allem ist so ne rächti Burgáß (Burganz) e fürnähmi Sach, u we me so rächt z' Bode „purgiert het, so het es 's denⁿ e Rung“.⁴⁷ So auch strömen aus Züsels Augen Wasserbäche aus Gram darüber, daß für den nunmehr toten Barthli nicht wenigstens noch eine Laxierig geholt worden ist.⁴⁸ Solch verspäteter Reue vorzubauen, zwingen Mißßliß Pflegeeltern ihr Aschenbrödel, von jeder Laxierig oder Burgáß den Rest oder einen zweiten Aufguß zu trinken.⁴⁹ Seltener findet man, daß „vielleicht dann noch müsse g' christiert sein“,⁵⁰ in welchem Falle die Hebamme oder Schröpferin mit der Christiersprücke anrückt.

Von den unzähligen Pillen-Sorten erwähnen wir bloß die Site-Pölli,⁵¹ auf dem Bauerngut „die Seite“ bei Doggelbrunnen (Müderswil) fabriziert.

Kurz können wir uns auch über die verschiedenen Pulver fassen, wie das obligate Wurmbulver, das von Oberländer Hausiererinnen feilgetragene Fänzene-(Enzian-)Bulver u. dgl. — Es Büli-verli: ein in der Apotheke gefertigtes Pulver-Paketchen.

Von anerkannt medizinischem Wert sind namentlich zu Zeiten, wo Städter sich an unreifen und verdorbenen Import-Früchten und Gemüse Typhus, Blinddarm- und Venen-Entzündung u. dgl. in den Leib hineinessen, unsere herrlichen einheimischen Früchte. Vor allem die Kirschen (Chjirsí, Einzahl: das Chjirsí), welche die Ärzte angeblich ungern gedeihen sehen. Sodann die verschiedenen Wald-Beeren (Beeri, Einzahl: das Beeri): Erd-, Heidel-, Him-, Brombeeren (Arbbeeri, Heiti, Hinti oder Himpí, Brammerbeeri; dies eine verdunkelte Tautologie: „Bram-Beer-Beeri“, wie sie am Bram-Beer-Dorn(=Strauch) oder Brammertorn wachsen). So auch die Hollunder- (Howler-) und die Wacholder-Beeren (Näckolter-Beeri). Wer jeden Tag drei der letztern äße, dessen Augen würden nicht bloß selbst

⁴⁷ AB. 1, 273. ⁴⁸ Barthli 65. ⁴⁹ BSp. 219. ⁵⁰ GG. 3, 151. ⁵¹ In „Pille“ wird durch vorausgehenden Labial das i zu ü gerundet, und durch den offenen l-Laut ü zu ö erhöht; vgl. schaffhausisch „Artollerie“ und dgl.

aussehen wie Rädolter=Beeri, sondern sie würden so scharf, daß sie bei hellem Tage die Sterne am Himmel sähen.

„Zum äußerlichen Gebrauch“ dienen zunächst die verschiedenen Kompressen: Auf- oder Überschleeg, sowie zum Aufweichen von Geschwüren die Kataplasmen (cataplasmes), Chaarte- oder Gaarteplame aus Milch und Brot, aus Leinsamen samt frischem Schweinefett (Schwisseißi, bezeichnenderweise fz. sain-doux genannt).

Von den Salben, welche die kleine (und nicht auf Gewinn berechnete) Haus-Industrie bereitet, führen wir bloß an: die Holz- oder Züguet-⁵² selbe, von einer aus dem „Holz“ nach dem „Zuguet“ (beides in Trachselwald) übergesiedelten Familie bereitet aus Wachs, Baumöl, Silberglätte, Menning (roti Mine) und Lörtsch (Harz aus der Rinde der Lärche, pinus larix). Die ebenso geschätzte Tal-Selbe kommt vom Tal-Haneß im Talgräbe. Sodann wird natürlich auch Mänⁿedorf-Selbe verhaufert. In Form von kleinen Zügeli oder größeren Pflaster werden die Stoffe auf die bekannte Weise appliziert. Ein Kind, das in ähnlicher Weise mit ähnlichen Dingen hantiert, het e rächti Selben aagrichtet! ist e rächte^r Selbeheer („Schmierfink“). — Bloße Einreibungen von Schweinefett mit Zwiebeln, das Aufbinden von Speck u. dgl. erzeuhen die Salbe in vielen Fällen.

Mit dem bisweilen sogar innerlich (!) angewandten Ländler-Balsam (aus dem Entlebuch) konkurrieren etwa der (Ober-) Diesbach- und (mehr im Oberaargau) der Harwange-Balsam; sodann natürlich der Wunder-Balsam und der durch seinen fremden Namen anreizende Pagliano.⁵³

Den Schluß bilde das Bad im Sinn von warmem Heilbad in der Wanne. Diese nach dem Gebrauch eines Gastes ausschöpfen ist eine Arbeit, mit welcher gerne die demütigende Stellung eines Aschenbrödel, eines Prügeljungen, eines Sündenbocks verglichen wird (a!ls u. usbäde). Während einzelne Bäder der fernern Umgebung sich zu verdientem gutem Ruf emporgeschwungen haben, sind eine ganze Anzahl anderer längst eingegangen (ergange),⁵⁴ wie z. B. das einstige Brugg- oder Baderhüßli an der Emme, das nachmals einer Säermühle und nun einer mechanischen Schreinerei Platz gemacht hat. Der Bader war zugleich Schröpfer, und diesen Namen trägt noch heute ein Gütchen auf dem Ramisberg. Denn zum Baden in der Wanne gehörte ehemals das nun neuerdings zur Anerkennung gelangte Schröpfe (schröpfen). Das durch die Schröpfhörndli (Schröpfköpfe) bewirkte heftige Her-

⁵² Zuguet ist ein zum besessenen Hof hinzu erworbenes, später dann auch selbständiges Gut. ⁵³ Wie deutsch gesprochen. ⁵⁴ So bloß in dieser Parzialform.

ausaugen verdorbener Blutklümpchen durch die etwas schmerzenden kleinen Schnittwunden vergleicht sich gerne mit pekuniärer Ausbeutung. In diesem Sinne versteht sich: einen schröpfen, ihn einer Schröpfete unterwerfen. „Lisette setzte munter ihre Schrepshörner an ihres Mannes Geldsäckel.“⁵⁵

In noch höherem Ansehen als die Schröpferei stand ehemals der Aberlaß: das *Bluet u se laa*, welche in der Regel unsinnige Prozedur noch heute mancher Kopf sich nur schwer ausreden läßt. Zu was allem sollte sie ehemals gut sein! Sogar gegen Schwäche-Anfälle⁵⁶ mit Zittern der Glieder⁵⁷ und gegen das fallende Weh. Und zwar hier an drei Freitagen hintereinander.⁵⁸ An diese fixe Zeitangabe reihen sich andere, welche die Schulmedizin der aufgeklärten Revolutionszeit in ein förmliches System gefaßt und in populären Schriften wie dem Berner „Hinkenden Boten“ für 1791, im Solothurner Kalender für 1792 dargelegt hat. Indirekte Indizien sind: das Erscheinen der Elstern,⁵⁹ namentlich der ersten,⁶⁰ u. dgl. — Ist einmal der hohe Tag gekommen: welche gespannte Erwartung des Augenblicks, wo die Fliete (der Schnäpper) einsetzt und der Blutstrahl hoch aufspringt!⁶¹ Wie belohnte aber auch schließlich den kurzen Heldenmut die Erfüllung der lange gehegten Aussicht auf den Schoppen roten Weines, der das verlorne rote Blut mit Zins und Zinseszinsen ersetzen sollte! auf die Satisfaktion für den kleinen Schnitt in's eigne Fleisch durch den ausgiebigen Schnitt in's Fleisch eines Tieropfers! Ein solcher Tag war den obligaten Aberlaßbäßen immer wert.⁶²

Nothelfer.

Dem einstigen Bader und Schröpfer, sowie seiner Kollegin, der Schröpfere¹ stellte sich ehemals zur Seite der Schärer, in älterer Form: der Schär (wie „Ded“, „Bed“, „Fürsprech“). Einen „scher“ führt 1377 die Berner Stadtrechnung auf,² und recht alten Datums ist auch das Schärhüsli oben am Schärhüslistutz zu Grünenmatt, jetzt eine kleine Schmiede. Solche Bartscherer, welche zugleich das Geschäft des Zahnarztes (d' Zänd uuszieh) und des Chirurgen in der ehemaligen Vertung dieser Ausdrücke besorgten,

⁵⁵ Rätli 64. ⁵⁶ GG. 2, 24. ⁵⁷ Ebd. 1, 41. ⁵⁸ SchM. 2, 48 Sp. ⁵⁹ AB. 2, 258. ⁶⁰ Ebd. 107. ⁶¹ Wie beim Papua-Neger, wenn der Pfeil seines Arztes ihm den unfehlbar treffenden Glassplitter in den stramm gehaltenen Arm sendet. ⁶² SchM. 1, 31.

¹ Schulbb. 251. ² ed. Wetti 64*.

müssen gleich dem Schröpfer und Bader zunächst in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt haben. Allein in einer Zeit, wo Erfahrung und praktisches Geschick noch alles galten und die Kenntniß der Menschen die Kenntniß des Menschen noch bei weitem überwog, arbeiteten sich einzelne dieser Schär und Schärer zu so viel Ansehen und Credit empor, daß ihr Titel im Volksmund lange Zeit auch dem des „Doktor“ die Wage hielt. Gerade ein so berühmter und namentlich in der Pharmazeutik so bewandeter Arzt wie der Langnauer Michael Schüpbach (1703—82)³ hieß nie anders als der Schärer-Micheli, und bei Kuhn heißt es: Gegen solche Krankheiten wie Liebesgram „bischüüßt alles nütt, was der Schärer git, te Rustig u te Büüg“. So sind es denn auch zwei „Schärer“, welche 1789 der Landvogt von Trachselwald als Experten für zwei Mordfälle beruft.⁴ Allein die Unterschriften gleichzeitiger Kollegen zeigen in interessanter Weise, wie gerade damals der volkstümliche Titel mit vornehmeren kämpfte. Nur ein gerichtlicher Experte von 1793 (Johannes Lang) benennt sich noch „schärer“; ein anderer, schon von 1786, der doch mit seinem gerichtsarztlichen „Visum Rübärt“ (visum repertum) nicht gerade auf sehr viele absolvierte Semester deutet, will bloß noch „chirurgus et medicus“ betitelt sein. Auch die Züge ihrer Handschrift weisen sie allzumal auf ungefähr dieselbe nicht allzu stark abgerutschte Schulbank. Desgleichen bei einem Christian Rüpfer im Trubschachen, der sich 1792 als Arzt erklärt, wie auch 1789 zwei Gutwiler sich als „Arz“ unterschreiben.

Wir ersehen daraus, wie es vornehm klingende Titel sind, gegen welche der „Schärer“ zu wenig vorstellte. „Arzt“ (ahd. arzât aus gr.-lat. arch-iatêr) bedeutete ursprünglich soviel wie heutiges „Oberarzt“ und der Sache nach etwa, was für Landleute der Herr Professor aus der Stadt. Volkstümlich ward die Bezeichnung „Arzt“ niemals. Es mußte eine andere Bezeichnung sein, welche den „Schärer“ auf das Geltungsgebiet des Balbierer, des Barbier einengte und ihn nötigte, als „Coiffeur“ seinen Beruf nach anderer — kosmetischer — Seite hin zu heben. Es war denkwürdigerweise eins der reinsten römischen Fremdwörter, welches als eins der deutschesten Wörter in der Mundart sich einbürgerte und mächtig fortwucherte. Während docere (lehren) als „dozieren“ sich auf eine ganz bestimmte Begriffs-Nüance einschränkte und der Titel „Dozent“ ihm hierin folgte, brachte die kirchliche Scholastik den doctor als „Lehrer“ aller Fakultäten zugleich⁵ mit dem Volksleben auf derjenigen Seite in unmittelbare Berührung, die noch heute

³ SchM. 2, 125; Kuhn AN. 1822, 83; Peiri 115; Fröblich XIV. ⁴ Ger. Zw.

⁵ Vgl. den Doktor Faust zu Anfang des Goethe'schen Dramas.

den richtigen Tokter zum wahren Familienrat, zum Hausfreund und zum intimsten Vertrauten der Einzelperson macht. Des Leibes tausendfache Not, die der Kämpfer ums Dasein nicht wie die Not der eigenen Seele für sich allein zu verarbeiten in der Lage ist, und die nicht wie philosophische und staatswissenschaftliche Probleme Gegenstand öffentlicher Diskussion sein kann, hat den Mediziner zum „Doctor“ par excellence, zum Tokter erhoben. Begreiflich nimmt besonders in einer landwirtschaftlichen Gegend auch der Veterinär, der Behtokter, wenigstens in der Anrede „Her Tokter“ an solcher Auszeichnung teil, und die neuliche Erhebung der Tierarzneischule zu einer Fakultät der Hochschule kann diesem Sprachgebrauch nur Vorschub leisten. Dagegen bedarf die Bezeichnung eines „Dr.“ einer andern Fakultät als „Tokter“ einer speziellen Kenntniss oder Belehrung, damit die Meinung, es handle sich um einen Arzt, vermieden werde. So wenn Gotthelf den Dr. jur. Karl Schnell in Burgdorf (1786—1844) den „Doktor Kari“,⁶ ja aus erregter politischer Gegnerschaft heraus den Tökti⁷ nennt. Tökti („Dötkterli“,⁸ „Dokterli“⁹) heisst in heruntergesetzender Vertraulichkeit eben auch mitunter der Arzt, zumal in Kreisen, die ebenso von „Tokterliß mache“,¹⁰ von „dokterlichem Übermut“¹¹ u. dgl. zu reden wissen.

Während ferner aus Mangel an einem eigenen Wort „Doktorin“ auch die weibliche Promovierte sich in den Titel „Doktor“ teilen muß, heisst die Toktere längst die Frau des Land-Arztes, die in weise bemessener Freundlichkeit und mit vollendeter pharmazeutischer Schulung des Mannes Gehülfin in der Apotheke ist.¹² — So wird sie in bestem Sinn des Wortes e halbe Tokter, während diese Bezeichnung als schillerndes¹³ Kompliment sonst einem Laien gilt, der einige medizinische Kenntnisse besitzt und ohne petuniäre Absicht anwendet. Gerade ein solcher wird in ernstesten Fällen als der erste gleich jener geschickten und selbstlosen Krankenwärterin¹⁴ erklären: Lues, uf's Toktere verstanden i mi nüt! und wird im Fall eigener Krankheit mit dem berufenen Arzte tokttere, d. h. hier: sich von einem solchen ärztlich behandeln lassen.¹⁵ Und müßte er sein gesamtes Guthaben vertokttere, müßte er alles uustokttere: Ärzte und Mittel und Geld — wenn nur schließlich einer ihn wieder z'wägtokteret! Würde jedoch der Mann seines Vertrauens ratlos an ihm ume tokttere, den Rest seiner Gesundheit vertokttere, ihn wohl gar z'Tod tokttere, dann hätte er

⁶ Beitr. 115. ⁷ SchM. 2, 310. ⁸ MZ. 2 J. 265. ⁹ AB. 1, 218. ¹⁰ AB. 2 270. ¹¹ Ebd. ¹² Vgl. dazu MZ. 2 J. 160; AB. 2, 412 ff. ¹³ MZ. 23. 56. ¹⁴ GG. 3, 151. ¹⁵ AB. 1, 235.

wohl für immer aus'totteret. — So auch kann man die Seele und das Gemüt, kann man Schule¹⁶ und öffentliche Verhältnisse, kann man irgend einen beschädigten Gegenstand tottere oder auch vertottere.

Wer als Laie oder Dilettant andere oder sich ärztlich behandelt, tötlet — vertötlet wohl auch Gesundheit und Geld und bürgerliche Ehre. Damit betreten wir die schwankende und im Doppelsinn Schwindel erzeugende Brücke hinüber zum Wundertoter, zum Zungen- und Wassergschauer, zum Wasserschmöder (in diesem anrühigen Sinn), zum Wassertoter. Was ein solcher „hinter Murten“ in der Trunkenheit austramte,¹⁷ führte Prof. Fueter¹⁸ in wissenschaftlichem Ernste aus: daß das Wassergschaue (das oberflächliche Anschauen des Harns durch das „Gütterli“ hindurch) höchstens einmal unter tausend Fällen eine bestimmte Krankheit erkennen lasse.

Als 1764 die bernischen Landesväter an sämtliche Pfarrer jenes uns schon öfters begegnete volkswirtschaftliche Fragen-schema richteten, ließen die emmenthalischen Geistlichen u. a. auch schwere Klagen über Kurpfuscher und schlechte Hebammen in ihre Antworten einfließen und riefen dringend nach Hebung des ärztlichen Standes. Drastisch schildert zumal der Pfarrer Lienhart in Guttwil die allgemeine Landesnot in medizinischen Dingen:

„Daß ein Waasenmeister und Schinder nichts kann als schinden und im Mutterleibe das Recht zum Schinden bekömmt, das kann ich begreifen. Aber daß ein Jeder ohne Probestücke und Examen, wenn er einem Pferde den Haken stechen, einem gesunden Zahne die Krone absprengen, und Wind-Pulver sieben kann, ein Arzt und Chirurgus ist und wird, das will mir nicht in meinen Kopf. Was sind die mehristen Land-Ärzte? Unerfahrne, ungelehrte Leute! Was tun Sie? Lügen aus dem Urin. Sie haben mehr böse Winde zu ihren Befehlen und im Wasserglase, als bald auf dem Weltmeere blasen. Diese Ärzte sehen im Glase nichts tödliches. Der fromme Sohn eilt mit diesem Troste nach der kranken Mutter. Aber, hilff Himmel. Wie erschrickt er, da die Nachbarinnen das gute Weib schon in den Toten-Leinwand einwickeln! Ist der Schaden äußerlich, so ist man in ein Windspühl gekommen, oder in einen Nachtschatten getreten. Indessen ist das nämliche Trank für alle Krankheiten gut. 1764 ist hier herum das Magenfieber Trumpf und Moden geworden. Lasse man doch keinen praticieren, er sei denn zuvor von der chirurgischen (und) medizinischen Fakultet geprüft worden!“¹⁹

¹⁶ SchM. 2, 374. 397. ¹⁷ SchM. 1, 125. ¹⁸ Beitr. 586. ¹⁹ Pfr.-Ber. 165/6.

Als solche Quacksalber begegnen uns²⁰ mit Namen: Der „Bircher-
Ueli“;²¹ Lüzürlipeeter oder -peeterli, der „Bettelmusikant und
Quacksalber“;²² der Seppli (Joseph Hoß);²³ der Lyßdokter;²⁴ der
Gunte-Dökti;²⁵ der „Löchli-Dokter“²⁶ (Jakob Bedt im Löchli
hinter Wasen, „der Doktor im Emmenthal“); vgl. die „Wasemer-
Dökti“ Zürcher Ueli Großvater, Vater und Sohn. Dem letzteren
aber mit seinen an Michael Schüpbach gemahnenden Zügen und seiner
eben so geschickten wie gutherzigen Hülfe „für Mensch und Vieh“ durfte
selbst ein so nüchterner Darsteller wie Pfarrer Romang in den „Berni-
schen Biographien“²⁷ einen Denkstein setzen.

Wie ist doch schon zu Gotthelfs Zeit die Sachlage eine andere!
Auch er weiß zwar von einem brutal egoistischen Engelmacher zu er-
zählen.²⁸ Allein mit wahren Hochschwung setzt er diesem einen die Bil-
der entgegen vom abgeheßten,²⁹ vom praktisch verständnisvollen und
mutigen,³⁰ vom jugendlich dogmatisierenden aber edelsinnigen,³¹ von dem
in heldenhafter Pflichterfüllung sich den frühen Tod holenden und in
weiten Kreisen tief betrauernten³² Menschenfreund.

Damit steigt auch das Zutrauen des Publikums, bei dem es in
jedem Ernstfall heißt: da mues e rächte Dokter zuehe! und: da
lauft me nid en iederen Augeplid zu menen andere!

Im umgekehrten Verhältnis daher, wie bei uns die Krankheitsfälle
abnehmen, wächst die Zahl der vollbeschäftigten Ärzte. Sah sich noch
ein Gotthelf an den Arzt in Oberburg^{32a} gewiesen, so hat das weit aus-
gedehnte Lüzelflüß heute die Wahl zwischen dem Arzte des Orts und
wenigstens sieben seiner Kollegen in den Nachbargemeinden. Damit
stellt sich das Verhältnis zwischen Einwohner- und Ärzte-Zahl weit
günstiger als 1902 im Kanton Bern (2019 : 1) und selbst 1900 in der
Schweiz (1605 : 1).

Nehmen wir dazu die soeben noch vergrößerte Bezirkskrankenanstalt
in Sumiswald am Platz der einstigen Notfallstube, wo eine Ver-
walterin den Kranken verdorbene Speisen zuzuweisen pflegte: das ist
guet für i d' Notfall ufi. — Welcher Unterschied erst gegen das
ehemalige Siechenhaus der Landschaft Emmenthal in Guttwil!

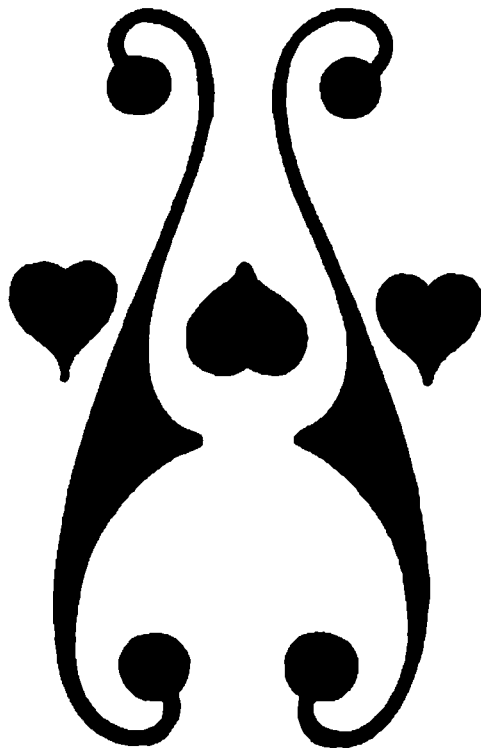
Sähe der Verfasser der zweibändigen Annebäbiade zu alle dem
noch unsere Samariter ihr Krankenmobiliar äufnen, in Notfällen
die rasche erste Hülfe bringen und schleunig den Arzt zur Stelle rufen; sähe

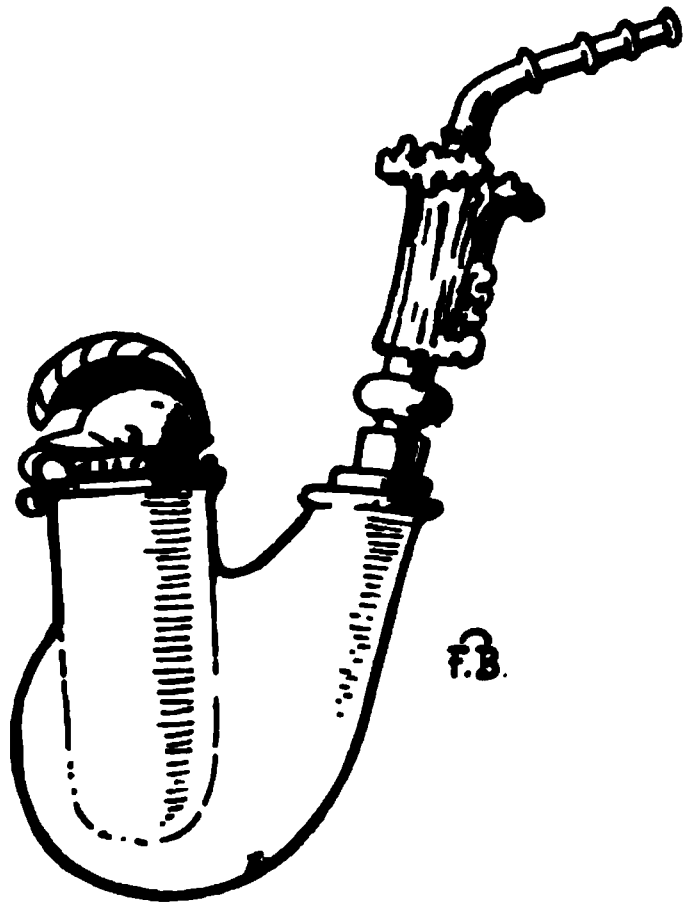
²⁰ Vgl. auch Beitr. 566. 575 f. ²¹ Gf. Gf. 1901, 13. ²² UB. 297 ff.; 362 f.
²³ BSp. 235; Beitr. 15. ²⁴ MZ. 2 J. 84, 86. ²⁵ Beitr. 576. ²⁶ UB. 1, 74. ²⁷ I,
612—618. ²⁸ BSp. 229 f. ²⁹ Feiri 111 f. ³⁰ UB. 367—371. ³¹ UB. 2, 272 bis
287. ³² Ebd. 491 f. ^{32a} Dr. Maret; vgl. Bern. Biographien V, 164 ff.

er die Geschäftigkeit, womit soeben unser Samariterverein Grünenmatt auf den Winter 1904/05 einen achtwöchigen Kurs für häusliche Krankenpflege im dortigen Schulhaus unter der Leitung des Herrn Dr. W. Müller in Sumiswald²² vorbereitet; sähe er auch die gelegentlichen geselligen Veranstaltungen dieser an Leib und Seele gesunden jungen Krankenpfleger und -pflegerinnen: sicherlich würde er auf medizinischem Gebiet einem viel zitierten Sprüchlein die gegenteilige Wendung geben: *difficile est satiram scribere*.

²² *EvG.* 1904, 82.

Sachliche Zuverlässigkeit und mannigfache Bereicherung dieses schwierigen Kapitels verdanken wir neben Herrn Prof. Dr. Stoll in Zürich unsern verehrten Büchelflüher Ärzten, Herrn Dr. Bindt.





Chammepfiffe.

Rauchen.

Möge man sie sonst, die Tabakstinker, wenn man sie nicht zuweilen an etwas hinschicken könnte, das man nicht selbst anrühren mag!"¹ So redet eine stramme Stockbäuerin, der ihre tägliche Erfahrung noch mehr derartige Komplimente an die Männerwelt in den Mund legte. Bei aller Massigkeit derselben aber kommt uns ihre Urheberin doch unvergleichlich anmutiger vor als ihre Kolleginnen vor zweihundert Jahren, die vom obrigkeitlichen Verbot des Tabaktrinkens ebenfalls ausdrücklich mitbetroffen wurden.² Man vergegenwärtige sich einen Augenblick das liebenswürdige Bild einer Hausfrau am Herde, die gleich einer heutigen schwarzhändigen Italienerin da Roma mit der Stummelpfeife im Mund des Kochtopfs waltet! An den „Bägen“ vom Pfund Tabak oder von einer „Pshffen“, der 1673 in Lühelflüh als Einfuhrzoll erhoben wurde,³ leistete also auch das zarte Geschlecht seinen Teil. Heute ist's wohl die elegante Boudoir-Welt und der weniger „eigelige“ Teil der studierenden Weiblichkeit, aber keine einzige Frauensperson vom

¹ UB. 104; vgl. Band 23; MBB. 2 J. 281. ² Sterchi im „Hausfreund“ 1876; im „Bernertheim“ 1904. ³ Zolltaffel.

Land, die an dem erstaunlichen Tabakverbrauch der Schweiz von 2,1 Kilo per Kopf und Jahr mithaftet.

Daß einer Frau höchstens einmal rasender Zahnschmerz die Pfeife des Mannes für ein paar Züge in den Mund zwingen kann, ist weniger erwähnenswert, als daß auch sie von einer Diplomatie weiß, die man in gutem Bilde mit *furtb'räute*⁴ bezeichnet. Der Zmfer *b'räuft* vor gefährlicher Hantierung im Stod die Bienen mit Rauchapparat oder Pfeife; und so „*b'räuft*“ man Personen aus einer Gesellschaft weg, die die Heimlichkeit einer Verhandlung gefährden oder die Ungeniertheit eines „Unter uns“ stören könnten. Hinausärgeru und Hinausfeln sind von hier aus vermittelnde Übergangsstufen zu der alle Worte sich ersparenden Strategie eines Barthli.

Der schleudert kurzerhand einem unwillkommenen Gaste Schnupf (Schnupstaba!) ins Gesicht.⁵ Damit wird allerdings jegliche Sorte, auch die schwächste, starke⁶ Schnupf. So nennen wir im Bilde starke Zumutungen an unsere Gläubigkeit, Gutmütigkeit, Objektivität,⁶ Belehrbarkeit. „Mein diesjähriger Kalender enthält wieder starken Schnupf“, schrieb Gotthelf 1843 an Reithard,⁷ der allerdings auch fand, Gotthelf gebe den Gewalthabern „Schneeberger“ zu schnupfen, während sie an „Blümlitaba!“ gewöhnt seien.⁸ — *Schnebärger* ist Schnupstaba! aus Roßkastanien und Maiblume (*Convallaria majalis*), *Blüemmeler* wird aus Gänseblümchen (*Gensjegismeli*, *Bellis perennis*) bereitet.

Die spielende Leichtigkeit, womit das Einziehen (*schnupfe*) solcher Ingredienzien in die Nase sich vollzieht, erzeugt eine Menge von Vergleichen. Dinge, die dem Ungeübten schwer oder unmöglich scheinen, gehen beim Bewanderten *wi Schnupf*, *wi g'schnupfet*. Zu einem Werke dagegen, das uns schwer vorkommt und daher zuwider ist, peitschen wir uns mit dem Ausruf auf: *da wirt nid g'schnupfet! rasch daran!*⁹

Kostet also das Schnupfen wenig Anstrengung, so doch eine geraume Zeit,⁹ und es erklärt sich daraus all die Gemütlichkeit höherer und niedrigerer Art, mit welcher die Schnupfdose (*Schnupfdrucke*) gehandhabt wird. „Ein wüßt alt Fraueli“, das in Huttwil sein Wesen treibende *Schnupf-* oder *Bock-Sedeli*,¹⁰ übte mit der Dose Wahrsagerei, ein anderes¹¹ Männerfang. Um so verständlicher noch wird der Abscheu echter Bauersleute — gleich dem der Kindesnatur — vor solch

⁴ Ztgst. 2, 38. ⁵ Barthli 26. ⁶ Ztgst. 58^a; Räf. 32. 288; Schuldb. 406. ⁷ An ZM. 116. ⁸ Ebd. 145. ⁹ Eine Wette ward damit gewonnen, daß eine kleine Gesellschaft eine Flasche Wein aus dem Keller holen, entkorken und einschenken ließ und trank, bevor ein beobachteter Maurer der bereits hervorgezogenen Dose eine Prise entnommen und versorgt hatte. ^{9a} *Es Schnupfetli* = wenig. ¹⁰ AB, 1, 293; Beitr. 612. ¹¹ BSp. 111.

künstlichem Nasenreiz. Verstärkend tritt hinzu die Tischgemeinschaft (vgl. S. 516 ff.), welche dadurch verefelt wird.

Noch mehr ist letzteres der Fall bei dem — allerdings noch selteneren — Tabakauen (Schigg). Der „Schnappstosel“ etwa¹² führt den obligaten Schigg im Munde, und Erd- und Steinarbeiter haben, nach der grotesken Hyperbel eines Arbeitgebers, alli Städd-Jse g'chrümmet, für d' Schiggen im Muu' z'chehre.

Um so verbreiteter ist auch bei uns das Rauchen (Raufe), das Räble (vgl. Rauch=Nebl), das⁸ es Wu!che git; das Tubadde und Tubäde, nicht ohne das übliche Geleit unangenehmer bis böser Folgen. Zu den leichtesten derselben gehört es vertubadets Muu', d. h. ein gestörter Geschmackssinn. Jez isch's uustubadet: die Mittel, die Kräfte und der Wille zu einem Unternehmen sind erschöpft; es ist nicht mehr zu helfen.

Der Raucher-Passion frönen insgeheim und halb geheim, durch Verbote nur zu deren Übertretung gereizt, bereits zehnjährige Jungen. Und da zu regulärem „Stoff“ die Mittel nicht langen, müssen allerlei Surrogate her: ausgemusterte Parisol-Stängeli von Schilf; dürre Stengel der Waldrebe (Clematis vitalba), soviel wie Selestengel (=ie), in der Knabensprache Räucherli, Räuerli genannt; auch getrocknete Schosse von Spalierreben: Trübelchnëbeli sind gut genug. Alles unter den unausbleiblichen Zwerchfell-Reaktionen, die sich in Umschreibungen hüllen wie: büüre, gärbe, chörble, obenab gää, sich ergää, umeischütte, rétuur (retour) schlüde, en gros speue, Uelin rüesse, de Ehrääjie chötte, Bröcheli lache, en Naspraach a d' Stude haa, Note singe wo dreien e Chübel voll gää usw. usw. — Am meisten richtet zur Abwehr solcher jugendlichen Torheit aus, wer ans Ehrgefühl appelliert: Mi tarf raufe, we me 's Gält für rächte Túbad verdient het.

Samt der klirrenden Kette an selbstverdienter Uhr darf alsdann am Sonntag auch eher das aus elegantem Etui hervorgelangte Siggare-Röhrli aus Meerschuum mit Bernsteinspiße Parade machen helfen. Oder mit dem gewählten Anzug mag das silberbeschlagene Häsebeiⁿ sich in Einklang setzen. An die Stelle des veralteten deutschen Stumpeⁿ tritt das hoch moderne Buu (le bout) gleichviel welcher Sorte, wenn es nur nicht die als Ratteschwänz verschrieenen Vovey longs, oder Stinknegel („Stinkadores“) irgend welcher obskuren Herkunft sind. Die Tüttschi (deutsche Zigarre) aber setzt, als Wahrzeichen altbäuerlicher Behäbigkeit, dem ländlichen Rauchsport die Krone der Würdigkeit auf.

¹² N'schwander 153.

Dagegen nähert sich das zweubazig Holzröhrchen bereits der „Seugge“ oder „Zeugge“,¹³ „Zeuggere“ der „Berner Stadtjungen“,¹⁴ sowie der Surruggelipffiffe,¹⁵ aus welcher der Tubatsurruggli, der Pfiffschätcher sein schwer stillbares Bedürfnis befriedigt. Der hölzernen Pfeife aber mit mächtigem napfartigem Kopf entlockt ein anderer Inhaber gigantische Wolken: er pafft, er napfet. Sein Ehrzerpffiffli dagegen (kreuzeriges Pfeifchen) langt der Genügsame aus halbem Versteck hervor und stopft es, um hurti es Pfiffli dürez'zieh.

Mit dem Wert des Behälters steht begreiflich die Qualität der Füllung im Einklang. Es ist etwa Murte-Chabis: im Broge-Gebiet neben dem Kobl (Chabis) gepflanzter wohlfeiler Tabak. Oder Ranafter, welcher Name merkwürdigerweise sehr billige Sorten irgend welcher Art bezeichnet. „Ranafter“ ist in Wahrheit gerade die feinste Art des Rauchtabaks, die in Körbchen (spanisch canastro) spebiert wird. Allein an der häufigen Frage: was raukst du da für ne Ranafter? wurde allmählig die Ironie als solche vergessen, das Heruntersetzende derselben aber auf das Wort übertragen. In Wirklichkeit billig ist der aus geschnittenen Blattrippen bestehende Störzeler.

Immerhin hält auch solche Sorten der kleine Mann des haushälterischen Aufbewahrens im Keller wert. Die Feuchtigkeit des letztern bewirkt, daß der Tabak nid so düre brönn't wi Haberstrau. Ein Abscheu sind dagegen allgemein die verfälschten Rössmürder, Roßtööder (s. u. „Roß“).

Die Billigkeit solcher Rauchstoffe bereicherte die Sprache mit Synonymen für das Wertlose, Richtige. „Re Pfiffe Tubad gäb i drum.“¹⁶ „Solche Knechte bekomme er genug bloß für den Tubak.“¹⁷ Bis Anno Tubad muß Einer warten, der ad calendas græcas, auf den Nimmerlistag, auf den triißigste Horner, oder auf den Trachsel-Märit¹⁸ sich vertröstet sieht. Solche Zumutungen an die Geduld und andere Tugenden mögen Einem wohl als stanche, stränge, grobe Tubad vorkommen. Wer es kann, vertubadet sie.¹⁹ Und eben das damit so leicht herstellbare seelische Gleichgewicht macht das Tubade zum Möntsche-Rächt,²⁰ für das sich gegebenen Falls bereits ein junger Sohn sogar dem sonst gebühlich respektierten Vater gegenüber wehrt. Ein solcher wollte seinem „Tronfolger“ jährlich hundert Franken

¹³ Aus „die Seugge“. ¹⁴ BME. 53. ¹⁵ Gf. St. 1902, 277. ¹⁶ Ruhn 2. ¹⁷ N'schwander Alp. 71, 74. ¹⁸ Trachselwald ist ein bernischer Amtssitz, das benachbarte, beträchtlich größere Sumiswald dagegen Markort. ¹⁹ Michel 219. ²⁰ Müll. Sp. 54.

am Pachtzins nachlassen, wenn er vom Rauchen lasse. Der aber antwortete mit Nein.

Wosern nur nicht der Vertreiber leidenschaftlicher Erregtheit einer neuen Leidenschaft ruft, die sich schon äußerlich an dem bekannten Tubbälätsch der Unterlippe abträgt, mag solch ein Befriediger eines „längst gefühlten Bedürfnisses“ in der That recht manche „Lücke ausfüllen“. „Da, Gerichtssäß, ist Tabak! so was (wie der Lebenslauf eines Erdbeeri-Mareili) muß mit Verstand angehört und erzählt werden.“²¹ So redet, wie sehr begreiflich, ein Pfarrer. Ein anderer steckte nach jeder Zusammentkunft mit Kollegen eine ausgesucht gute Zigarre zu sich: die ist für mi Frau. Das hieß: Ich erzähle ihr in gemütlichem Plauderstündchen vom heute Erlebten. Und einen braven Bauersmann, der aus Sparjamkeit die Pfeife für immer weggelegt hatte, hat seine Frau nach wenig Tagen, er soll je doch der tuußig Gott's Wille ume fürre nää, sie halte es bei seiner Reizbarkeit unmöglich aus. Seinem Sohn aber brachte aus dem nämlichen Grunde dessen kluge Frau ein Bündchen bester Zigarren als Geschenk heim, und der Mann war brav genug, sie gleich in Brand zu setzen — ungleich einem andern,



Grabe-Robl (geb. 1860).

²¹ EbM. 258.

der sie weglegte: die si de für am Sundig! und am Stintnagel weiter lutschte.

Die durch Rauchen erworbene philosophische Gelassenheit, welche auf dem Gesicht eines tagtäglich von früh bis spät der schwersten Arbeit und Selbstentsagung obliegenden Existenzkämpfers zu lesen steht (Abb. S. 473), versöhnt mit mancher Schädigung, die das „Chrüt“ *Nicotiana Tabacum* volkswirtschaftlich und sanitär unzweifelhaft anrichtet. Was in aller Welt auch läme der Geduld nahe, womit Einer auf seinem Wege zum Sonntagschoppen eine halbstunde lang unermüdet Feuer schlug und, als endlich der erste Funke auf den Zunder flog, in herzlicher Zufriedenheit äußerte: es brönnt ja schoo!

Ein tiefes himmelblaues Meer von Seelenfrieden, der auch den Todfeind dem Todfeind zwar keineswegs die Hand, auch nicht zum Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser, wohl aber im Notfall Wasser und — Feuer reichen läßt. Wasser dem Verschmachtenden und Feuer Einem, dem die Pfeife ausgegangen! Ist nicht die hervorgezogene Pfeife ein stillschweigend verabredetes Erkennungszeichen der Bruderschaft? oder, wenn nicht der amerikanischen Friedenspfeife gleichzustellen, doch eine Parlamentär-Flagge für Waffenstillstand? Auf Lützelsflüher Boden erwuchs folgendes „Se non è vero“: „Herme, chum ahe!“ ruft ein Bauer zweimal dem beim Kirschendiebstahl ertappten Tawner Hermann zu. Der klettert, eingeschüchtert durch das drohende „Oder söl i zue der uehe cho?“, endlich den Baum hinunter, und der Bauer prügelt ihn windelweich. Dann zieht er die Pfeife hervor: „So, Herme, iez wei mer eis iimache!“ und dem Widerpart bietet er den wohlgefüllten Tabakbeutel. Beide stopfen ein, der Bauer reicht dem Tagelöhner Feuer, und ohne ein Wort zu wechseln, wählt jeder am nahen Borde sich seinen Sitz. Nachdem die Pfeifen ausgeklopft, sagt trocken der Bauer: „So, Herme, iez wei mer no einist d'ruber!“ Herme freut sich sehr auf eine neue Ladung; aber o weh! die war anders gemeint: der Bauer klopft ihn noch einmal „vaterländisch“ durch.

Wo der andere Teil nicht Gegenrecht zu halten in der Lage ist, kann die Pfeife wenigstens als willkommener Vorwand gesuchter Annäherung dienen. „Alle Augenblicke hatte Christen in der Küche seine Pfeife anzuzünden“, um seiner wieder ausgesöhnten Gattin nahe zu sein.²² Mit einem andern Anneli hat ein Felix einen gewichtigen Zwiespalt ins Meine zu bringen und „zündet“ in der Küche „wohl lange die Pfeife an.“²³ Zum Wiederholungskurse aber reißt ein betagter Lehrer ab, „und wie er unter'm Dachtrauf an seine Taschen greifend die Tabak-

²² GG. 1, 121. ²³ Räs. 323.

pfeife zu vermissen glaubte . . . und wieder hineinging, und sein Weibchen noch einmal sah, und seine Tabakpfeife in der Tasche fand . . .!“²⁴

Im „Krieg“ aber kann die Pfeife zum alles abwehrenden Schilde werden. Jener von einer Erbhäne „wie vom Himmel herab“ ange-donnerte alte Testamentsvollstrecker „het jiz churze Pfiiffli i's Muu gnoo, het's zwüsche de Hände la plampe, het gmüetlich us em Schileetäschli 's Füürzüüg use zoge, het es Bizeli Schwumm ab'broche, het langsam am muße Stei Füür gschlage u ne no es bar Mal müesse trääjje, gäb's het welle brönne; u bi däm Allem seit er: i g'chenne di nüt, u förchte di nüt. Du wettist mit Schiin e Heer sii, aber“ usw.²⁵

Zu schwerer Verantwortung geht, das Herz übervoll von Gram, der Schulmeister²⁶ seinen schweren Gang zum Pfarrhaus. Da, „o liebe teure Zeit! als ich mein Rastuch suchte, fand ich meine . . . Pfeife noch ganz geladen, fand ein klein Stück Schwamm in der Tasche, Kiesel am Boden, und konnte tubaſen.“

Wie er zum Anhören, sammelt unter „Tubaſen“²⁷ der Pfarrer sich zum Halten der Strafpredigt. In gemütlichem „Hod“ dagegen, einer Art „Tabakskollegium“, beraten nach Feierabend Bauern vor dem Hause wichtige öffentliche Angelegenheiten.²⁸ In der „Behfreude“²⁹ klopft Einer die Pfeife aus, macht ein ernsthaft Gesicht dazu und sagt: „Etwas sollte doch geschehen . . . er hülfte eine Käſerei bauen“.

In andern Fällen darf das Kraut grad eben auf dem Höhepunkt der Erregung als Stimulator nicht fehlen. Ob Verhandlungen, welche für die Zukunft des Stammhalters mit schlimmer Wendung drohten, „seufzte Anneli, und Christen tubaſete ſtarf.“³⁰ „Langsam“ dagegen, schwermütig steigt zuweilen ein Tabakwölkchen aus der fast erlöschenden Pfeife eines über eigene zarte Angelegenheiten Sinnenden.³¹

Hinter dichten Wolken oder zarten Nebelschleiern also wälzen oder weben sich inhaltsreiche Gedanken. Andere Male dagegen verbirgt sich Denksaulheit, unergründliche Trägheit hinter dem verhüllenden Umhang. „Auf der faulen Haut liegt Einer, tubaſet und trinkt Feuerwaſſer.“³² Ein „Kirchmeyer“ aber, sogar zum Aufstehen und Schlafengehen zu träg, „tubaſete bis Mitternacht hinter dem Tiſch oder auf dem Ofen ganz alleine“,³³ und er scheint mit ſolchem Gebahren nicht ohne Geſellſchaft zu ſein.

Wie ganz anders deutet ſich das Verdauerli eines „Götti“ am Tauffeſt,³⁴ eines zu ſtrenger Arbeit ſich Sammelnden nach dem Mittag-

²⁴ SchM. 2, 418. ²⁵ Erbb. 65. ²⁶ 1, 312. ²⁷ Ebb. 313. ²⁸ BSp. 129. ²⁹ Käſ 8/9. ³⁰ GG. 2, 67. ³¹ Joggeli 23. ³² Arm. 119; vgl. Dursli 263. ³³ SchM. 2, 353; vgl. 1, 161 Hs^a. ³⁴ Spinne 22.

mahl! Wie das Pfeifchen des Bauernknechts auf einsamem Gehöft am Feierabend, am Sonntag nachmittag! Ins Wirtshaus kann oder mag er nicht, was täte er ohne Pfeife! Was sollte er nur schon mit seinen Händen anfangen! Er kann also sis Vermögeli dür fes ängers Röhrlü düre zieh. Und wie viel lieber sieht der Meister den Burschen bescheiden und treu in der Umgebung des Hauses, als etwa in Gesellschaft von „Frebligern“, denen zu widersprechen keinem geraten werden darf, „wenn sie zufällig eine Tabakspfeife im Maul haben“, ³⁵ und sie bo!zgrad use hei ³⁶ wie ein naseweiser Dreikäsehoch. ³⁷

Denn oft genug gefällt Einem nicht sowohl „das Tubaten selbst“, als vielmehr „die Pfeife und die Postur, die man mit ihr macht.“ ³⁸ Hier auch ist's, wo ein „Händle und Brächtle mit Tubackspfeifen, (mit Silber)“ ³⁹ beschlagen und unbeschlagen, Einem mitunter recht viel Geld aus dem Sack nimmt. ⁴⁰

Denn was irgend ein der Beachtung würdiger Tubändler ist, hält sich doch seine sieben bis acht Pfeifen, hübsch in Reih und Glied an der Wand aufgehängt. Zur alltäglichen Hantierung langt noch heute der Vermögenslose nach dem Chrüzerpfiffli; das tuet's noo, u macht eim nid (mit Aufheben) Chrükweh, wenn es einmal dem Mund entfällt. Ähnlich das kurze Stuckerli. Gilt es aber Staat zu machen, „de mus de die Burschläänige (mit Porzellankopf) füre“ oder d' Meerschumpfiiffe (vgl. zart wie Meerschäum) ⁴¹; oder der A-raucher: die Pfeife mit ebenfalls weißem Kopf, welche erst nach Anrauchen die darauf angebrachte Zeichnung hervortreten läßt. Zu schweigen erst noch von der Hammepfiiffe (s. Abb. S. 469), welche einen Hahnenkamm über die Unterseite des Wasserfacks hin zu sehen gibt, als Ersatz des häufigern Hirschkopf, Eierkopf usw. Den Deckel kann auch ein Silberbeschlag mit feiner Filigran-Arbeit zieren; ja er kann vollständig aus massivem Silber bestehen, so daß die ganze Pfeife 20 bis 30 Franken an Wert repräsentiert. Bäuerlicher sehen die auf dem Kopf eingebrannten Bilder aus: die Helvetia, der Wilhelm Tell, ein Wappen, oder der Jeger (-ie-), 's Roß, d' Hirsche, auch der Raucher selbst, oder statt seiner eine Mädchenfigur.

Wo nicht, wie meist bei der Hölzige (der harthölzernen Pfeife), Kopf und Seuserack eins sind, ist letzterer ebenfalls „purschläänig“, oder aus Horn; immer aber so gebaut, daß er mittelst des am Tabakbeutel befestigten Güssel (zu güssele, stochern) leicht und gründlich gereinigt werden kann. Solches Entfernen der durchnäßten Tabakasche

³⁵ UR. 264. ³⁶ AB. 1, 293. ³⁷ Rätli 173 S. ³⁸ SchM. 1, 248. ³⁹ AB. 1 157; Michel 130. ⁴⁰ SchM. 1, 248. ⁴¹ AB. 1, 338.

ist natürlich eine ebenso unangenehme wie unumgängliche Beigabe zum Rauchvergnügen. Das mag auch der Grund sein, warum ein nur auf magerem Boden wachsendes unborteilhaftes Pflänzchen wie das Mäuse-
öhrchen (Myosotis) den verächtlichen Namen Pfiifferuummerli bekommen hat. Im Wasserad steckt's Pfiifferöhrli oder =rohr, kürzer oder (für die Sundigpfiiffe) länger, immer aber — behufs sparsamern und angenehmern Brennens — mit so enger Höhlung, daß rede wi dür n es Pfiifferöhrli⁴² als Bild für eine mädchenhaft hohe, dabei sanfte Stimme gelten kann. Wenn das eigentliche (Schilf-) Rohr durch Weichsel, wo so wohl! schmöck t u n e gueti Chust git, ersetzt sein darf, bildet das höرنene Rüssli das Verbindungsglied zwischen ihm und dem Bißer. Letzterer heißt, wenn er aus dem sehr harten äußersten Ende des Kuhhorns gefertigt ist, der Chärnspiß. Eine angedrehte Scheibe (Schibe) verhütet das Herausfallen der Pfeife aus zahnlosem Mund. Ein genügsamer Hansli Zowäger⁴³ hilft sich freilich noch einfacher mit einer Umwicklung aus dem Fadenkörbchen.

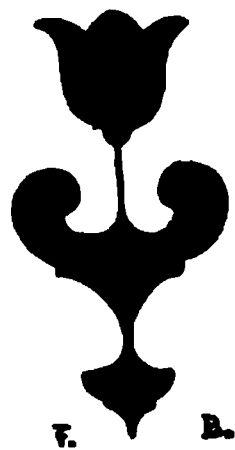
Mitteltst zweier Zwingli am Rohr befestigt, dient das in eine Quaste (Tschötteli) auslaufende Schnüerli oder aber neusilberne Chötteli sowohl zum Aufhängen des so sorglich zu hütenden Instruments, wie zur Befestigung des Pfeisentopfs am Rohr.

Und nun der Gebrauch! Eine Haupt- und Staats-Aktion ist natürlich vor allem das Arauke einer neuen Pfeife. Dabei erhält namentlich di Burschläänigi ein nochmals jederzeit sorgfältig gehütetes Rüssmeli. Das ist eine Schicht aus Asche und Tabakteilchen, welche durch mehrmals eingestreuten und eingebrannten Zucker größem (körnig und zugleich geschmeidig) gemacht wird.

Mit nicht weniger Sorgfalt vollzieht sich Mal für Mal das Zimache: das Stopfen der Pfeife. Man muß aus dem Gesicht eines echten Rauchers schon einmal die Seelenstimmung zu erschließen versucht haben, mit welcher er den Berger des kostbaren Stoffs aus seinem Versteck hervorlangt. Absolute Neutralität steht im Einklang mit dem an Schnüren zusammenziehbaren schöne wiße läderige Tubadseckel, dessen langer Titel zum Permutations-Spiel mit seinen Silben anreizt. Etwas Berechnendes liegt im Wesen jenes andern, der jetzt eben die mit roter Schnur umrandete Schweinsblase (Säuplaatere) aufdreht. Ein halb träumerisches, halb bewußtes Sinnen aber, von einem leisen Anflug milder Behmut spurweise durchmischt, zieht über das Antlitz dieses Dreißigjährigen, da er ein zweifarbiges Netz, bezent mit kleinsten Glas-
korallen (Chräälleline) besetzt, bedächtig aus der Tasche zieht.

⁴² GS. 8, 10 ⁴³ AB. 2, 52.

Jetzt wird der Säckel, die Blase, das Netz ausgebreitet und der Tabak, ohne daß ein Fota nebenaus gerät, sauber und gleichmäßig eingestopft. Nun eine weitere Bewährung spezifischer Rauchertugend: mit ein paar mächtigen Zügen, unter Einziehen der Wangen, wird die Füllung angeraucht. Denn zwar nicht wegen Zeit-, wohl aber wegen Material-Verlust soll der richtige Raucher nicht mehr als ein Streichholz einer Füllung opfern. Wer aber deren gar meh weder drüü brüucht, mues d's Padänt abgää: verdient als armer Nichtskönner aus der ehrjamen Zunft der Raucher ausgestoßen zu werden.





Neuhaus-Peter.

Milch, Anke, Chäs.

Wer begriffe nicht die Fülle gesunder und nerviger Kraft, die einem noch aus dem Antlitz eines fünfundachtzigjährigen gelähmten Greises entgegenstrahlt, nachdem er einmal an einem gut bauerlichen Mittagsmahl hat mithalten dürfen! Da fehlt sogar bei sonntäglich reichem Fleischkost der echteste aller Durstlöcher auch noch im Käjerei-Zeitalter nicht: die jedem einzelnen in seiner Tasse zugeteilte, oder nach alter Väter Sitte in großen Rachein über den Tisch hin aufgestellte Milch. Drum auch deren bemerkenswerter direkter Verbrauch

in Löffelmaß: 1,5 l per Kopf und Tag oder (1894) 65,33 % des Gesamtkonsums, gegen 0,7 l oder 42,9 % in der Schweiz. Und zwar ist es nun heute — im Zeitalter der Tuberkeln — meist frisch gesottene (ermessli), seltener kühl gestellte (chällerhalti) süße Vollmilch, welche aufgetischt wird. „Ranzig“ (rähelig) oder auch nur sauer (surr) zu werden, findet dieselbe keine Zeit.



Neuhuus-Peter.

Gleichwohl versteht sich der Bäuerinnenhaushalt auf Milch in allen Stadien des Rahmgehalts, in sämtlichen „Tonarten“ und in einer ganzen Farben-Skala.

Das Vornehmste, womit die extra gesäuberten Hände zu tun bekommen, ist natürlich die Rihle (Sahne, oberdeutsch: der Rahm, zürcherisch: der „Ribel“). Bei unverfälschtem Verlauf langsam an die Oberfläche steigend, zieht d' Rihle auf, het aufzöge,

und schwimmt wie ein feiner Pelz, zum abnääd einladend, an der Oberfläche. Damit kann sie als Bild für ebenso leicht wie unerschämt angeeignete Vorteile dienen. Da aber selbst die allerbeste Milch höchstens $\frac{1}{8}$ ihres Volumens Rahm ergibt,¹ begreift sich, daß ein von einsichtslosen Käuferinnen erwarteter niedriger Preis² nur mit

¹ Trub 29, 38. ² Land 52.

schlechter Qualität verbunden sein kann: „Mir fahre hübscheli gäge Bärn, gää d'Riible schlächter weder färn; 's ist nüüsti gar wohl z'gspüüre.“³ Um so präziser gestalteten sich im 18. Jahrhundert im Bernerland (auch in der Stadt) jene Riible-Ögaffee-Orgien,⁴ die zu der so schwer beklagten Butterverteuerung führten.⁵ Unter den Ratsschlägen, welche sich die



Reuhuus-Muetter.

Ökonomische Gesellschaft zur Abhülfe erbat, seien die eines biebern Trachselwälders von 1787 erwähnt: „Die gase neidlen wirt süß und gar hung bei Lühern und bauren gebraucht. Wan man die neidlen auf der milch sitzen laßen wurde mer als 2 Mahl 24 stund“, so könnte der Butternot abgeholfen werden.“ — Mit der Großtuerei verband sich die Rassi-

³ Rührlieb. ⁴ Geiser Sw. 61. ⁵ Ol. fol. 17. ⁶ Ebd. 17, 68.

niertheit des Rahmgebrauchs zur Schweinemast. — „Bährschaft“ bäuerlich nimmt sich dagegen aus die Bewirtung hoher⁷ und werter⁸ Gäste mit der „goldgelben Riidle, wie kaum ein König sie hat“.⁹ Und um so nobler macht sich solche Aufwart, wenn am Alltagstisch so gut wie der gehätischelte Großätti¹⁰ auch die Stör-Schneiderin¹¹ die von feinen Bauersleuten verschäppte Rahmbede über der gesottenen Milch (der Chüejer genannt) mit zum Kaffee abbekommt. Den vornehmsten Gebrauch macht freilich von früherer Riidle die feinsinnige Bäuerin,¹²



die das seltne Labfal in geeigneter Weise an arme Kranke wendet. Sie macht damit auch manche unsinnige Behandlung Leidender¹³ wett.

Eine Haupt- und recht eigentlich festliche Form für Himmelfahrts- und etwa auch Ostertag,¹⁴ für Schlacht- und Drescherfest alten Stils (Reßg und Fleglete), für Abendfise und extra veranstaltete Riidle ist die mit Zucker und allenfalls Zimmet überstreute Schlagfahne: g'schwungni oder g'stoßni Riidle. Hierzu sei angemerkt, daß auch in lustigster Gesellschaft eine (auf alte Spendopfer zurückführbare) Verschleuderung als empörender Frevel gebrandmarkt würde.

Etwas häufiger schon als dieser seltene und kostbare Stoff erscheint besonders da, wo zur Winterszeit nicht gekäs't wird, auf dem Tisch die

⁷ Amlstr. 77. ⁸ UA. 20; Spinne 70; MEB. 2 3. 120. ⁹ Bsf. 26. ¹⁰ BSp. 180. ¹¹ MEB. Anna 146. ¹² GG. 3, 146. ¹³ AB. 1, 44, 66. ¹⁴ Michel 144.



Gemalt von H. Ringer.

g'nijibleti oder roui („rohe“) Milch, d. h. ungekottene Milch samt deren ganzer Rahmschicht. Frische süße Vollmilch, in welcher die Fettkügelchen noch suspendiert schweben, ist gueti oder ganzi Milch; mit Sahne etwas angereichert, führt sie den verlockenden Titel: e chlii beßeri weder gueti.

Ganz gut ist aber auch noch die halbgueti Milch, zu welcher ganze und entrahmte z'sämeg'schüttet, oder von ersterer die Rahmpartien leicht weggeblasen worden; in letztem Fall spricht man auch von ab'blasener Milch. Von der gänzlich entrahmten, „abgenommenen“ (abg'noonne“) oder blaau“ Milch führt die Skala der Wertigkeit hinunter zur Butter- oder Antemilch.¹⁵ Ihre Schätzung als kühle Beigabe zu heißen Siedekartoffeln steigert sich noch damit, daß die Bäuerin gezwungen oder freiwillig auf das Herausstiegen aller Butterknöllchen aus dem Stoßfaß verzichtet und sich mit dem Spruche tröstet: es chunnt i der Antemilch ume. Dies geschieht auch bildlich in dem Sinne: was mir in einer Form entgeht, kommt mir in einer andern wieder ein. Der greise Berner Pfarrer Ammann verteidigte einen hoch ideal gestimmten Seminarlehrer gegen den Vorwurf, er bereite zu wenig konzentriert auf die Examen vor, mit dem Trost; es chunnt ech i der Antemilch ume. Die scheinbar verlorenen Stunden werden später in vertiefter Charakter- und Gemütsbildung ihre Frucht zeigen. Aber auch ein Borniger, der eine erlittene Unbill eben jetzt nicht rächen kann, droht: wart, es chunnt der i der Antemilch ume!

Im übrigen konkurriert mit der Buttermilch an Wert (und spezifisch medizinischer, drastischer Wirksamkeit) die Chäsmilch, welche jedoch bloß ausnahmsweise von irgend welchem Chäsmilch-Breeni für die andern Tischgenossen gut genug gefunden wird. Ist aus ihr auch noch der Riger ausgefällt, so bleibt als Rückstand die Schotte übrig. „Chääs und Riger, Milch und Schotte hei die Chüejjer gnue; und der Wein ist nicht verböte, wenn sie chöme derzue.“

Dies führt uns bereits von „Milch“ zu „Molken“, wie denn beide Ausdrücke im Ursprung und auch noch in der Mundart vielfach ineinander fließen.¹⁶ Wer auf eigene Rechnung Milchindustrie treibt, beginnt damit, daß er e Milch chauft, d. h. um einen vereinbarten Einheitspreis von einer Gesellschaft sich deren gesamte Milch-Produktion je eines Halbjahres liefern läßt. Von Monat zu Monat wird die gelieferte Milch

¹⁵ Er verträagt d'Auge wie n es Quehn, wen es Antemilch suuft. LZ. 1904, 186.

¹⁶ Man vergegenwärtige sich nur, daß die ganze Wortfamilie vom Verb „melken“, mälche, dem spezifizierten streiche(l)n = lat. mulgere ausgeht (vgl. frz. traire aus trahere, ziehen), so daß „Milch“ wie „Molken“ eigentlich „das Ermolkene“ bedeutet.

oder das Milchli zsäme'zeilt und zur Grundlage der halbjährlichen Abrechnung gemacht. (Vgl. „ein Mal Milches“, d. h. das Milchergebnis einer Melkzeit.)¹⁷ Nachdem nun die gelieferte Milch technisch (und kommerziell) verarbeitet worden, heißt das Erträgnis das Mu!che (bei Gotthelf: „das Mulch“). Ist täglich zweimal gefäs't worden, so spricht man von Doppel-Mulche, oder, da dies nur im Sommer geschieht, von Summer-Mulche.

Die feinste, aber auch seltenste Art der Molkerei ist die Butterbereitung. Denn es ist nid alles Anke, was d'Chue git (vgl.: „nicht alles Gold, was glänzt“). Aus dem gleichen Quantum Milch gibt es 2 kg Fettkäse oder 1 kg Butter.¹⁸ Drum ist auch etwaiges Ankebättle ein recht undankbares Geschäft, und schwiige wi nen Ankebättler¹⁹ ein Merkmal äußerster Bedrängnis und Mühsal.

Das Anke (die Butterbereitung) ist denn auch nur ein Nebengeschäft der Käsererei, in welches sich mit ihr das Haus teilt (in Lüzelflüß mit etwa 200 hl Milch jährlich). Natürlich ist der Käser mit seiner Erfahrung und seinen motorischen Apparaten hierin im Vorteil, und die Hausfrau muß oft genug in den Verzweiflungsruf ausbrechen: es wott hüt aber nid anke, es wott absolut nit Anke gää! D'Ankete²⁰ (d. i. sowohl der auf einmal verbutterte Rahm, als die Arbeit damit) ist aber einist verpfuscht! Kein Wunder auch! Das Stoss- oder Anke-Chübeli, mit dessen Gestalt auch dralle Arme und Beine verglichen werden, faßt ein zusammengespartes Quantum Sahne, dessen Butterreife bei der wenigen der Käsererei vorenthaltenen Milch nur schwer zu erreichen ist. Da können nun vielleicht über eine Stunde lang die Kniee das Gerät festhalten, können die Arme den durchlöcherten Kolben (der Stämpfel) in unermüdet gleichem Tempo auf und ab führen, bis endlich es Gimmeli Anke für den Haushalt da ist. Nur eine rasch und reich angesammelte Milchmasse vermag allen Ansprüchen an eine richtige Butterbereitung zu genügen. Diese Ansprüche werden allerdings von Sach- und Fachkenntnissen verschiedener Grade diktiert, sind auch ungleich schwer zu befriedigen. Das lockende Goldgelb läßt sich, wo es absolut zur Sache gehören soll, leicht durch ein feines Hanföl hineinbringen. Der so gebieterisch verlangte Grassanke dagegen kann höchstens in der Stadt²¹ das ganze Jahr hindurch bereitet werden. Das ist dann freilich sogar beim Meien-Anke möglich, der auf dem Lande bloß zur Zeit des ersten, vollsaftigen Grasswuchses, eben im Mai, herstellbar ist. En Ankebällen im Meie²² ist aber auch das sprechendste

¹⁷ Schangnau 1409; vgl. Wpf j. Nr. 1825, 330. ¹⁸ Öt. Q 29, 19, 1. ¹⁹ B3. 1904, 136. ²⁰ Arm. 178. ²¹ Land 51. ²² Michel 293.

Bild der Zartheit, Weichheit, Nachgiebigkeit, und die bildliche Rede: das geit wi dür den Anke! ist zunächst von ihr hergenommen. Die Bällle aber, oder im Hause das Bällleli, wird dadurch geformt, daß die durch Rneten der Flüssigkeit sauber entlebigte Butter einer immer neuen Mengung der Einzelpartien unterworfen wird. Beim Bällleli geschieht dies durch fortgesetzt aufwerfendes und auffangendes Wälzen auf dem Teller. Dies wird als Ankebälllele gerne mit Kindern auf ausgestreckten Armen nachgeahmt. Zu solchem Spiele reizen namentlich „lustige und liebe Kinder, klein wie Ankebällli, mit roten Backen und Augen wie Rothholderbeeren“.²³ Aber nicht bloß wohlgeformt, sondern auch peinlich sauber und appetitlich, nicht unausschauig, tanggelig und schlijrggig muß das delikate Gebilde aussehen. Denn an eren Ankebällle un an ere Schwigermueter g'leht men alls.

Die bis 10 kg schweren, halb eckigen und halb kugeligen Bällle, mit welchen gelegentlich der „Grind“ eines doppelzentnerigen Weibsbildes verglichen wird, nimmt der Anketräger in den Handel. Die Halbpfündli dagegen, zierlich gemodelt (g'mödelet), dienen im Hausverbrauch zu Butterbrot (die Ankeschnitte, der Ankebod).

Um der Butterbereitung willen ist in der Käseerei um vier Uhr Tagwacht (wie um elf Uhr Feierabend), selbst dort, wo die Zäntrifuge oder wenigstens der Wassermotor die Arbeit mächtig erleichtert hat. Da steht bereits der Ankechübel z'wäg: das mächtige altmodische Mühlstein- oder das neue tonnenartige Rollbutterfaß.²⁴ In dasselbe wird d'Ankete iip'haßt („eingepaßt“). Mit der flachen hölzernen Riidlechelle wird im Winter, wo man nicht fett kās't und daher die sämtliche Sahne in Riidlen-Anke verwandelt werden kann, der Rahm den Gepsen enthoben. Im Sommer dagegen liefert die Käseerei bloß Vorbruch-Anke aus dem jeweils am Tage zuvor abgeschöpften Vorbruch. Es ist dies das Butterfett, welches nach Entheben des Fettkäses durch Einrühren von „Sauer“ in die „Sirte“ (s. S. 490) und durch neues Nachwärmen zum Empormallen gebracht wird.

Ein gleichmäßiges Drehen während ungefähr einer Stunde bewirkt ein fortwährendes Stürzen und Erschüttern der in der Milchmasse schwebenden schwerflüssigen Fetttröpfchen. Gleichzeitiges Einhalten einer gewissen Temperatur „unterkühlt“ die Tröpfchen (setzt ihren natürlichen Erstarrungspunkt herunter). Dadurch werden sie zur Verdichtung und zum Aneinanderhaften veranlaßt. Ist schließlich die ausgeschiedene Flüssig-

²³ Dursli 252. ²⁴ Wüthrich.

keit durch das Zapfeloch entleert, so wird durch einige neue Umzüge der Anke zsäme'trööl't oder zsäme'plet'scht: die Masse klatscht zusammen, u de g'steit sie no chlii: Das Zusammenballen vervollständigt sich und ermöglicht das Ufzieh Hampfele (Handvoll) um Hampfele.

Aber Käse, und zwar ausschließlich Ämmetaler, ist das Hauptprodukt sämtlicher Käsereien, die ganz oder anteilsweise zu Lüzelflüh gehören. Derselben gibt es elf; und zwar gehören ihrer vier „Genossenschaften“ an, während die übrigen sieben Eigentum von „Gesellschaften“ sind, d. h. von Aktiengesellschaften, die nicht im Handelsregister eingetragen sind. Zu jenen zählen sich; Grünenmatt, Schmidshueb, Schaufelbühl, Talsäge; zu diesen: Lüzelflüh, Waldhaus, Rahnflüh, Benzenberg, Fuhrlimatten, Schwandenmatten, Bolziberg. 1885 kam auf etwa 300 Einwohner eine Käserei; im gesamten Emmenthal: auf 390, im bern. Mittelland auf 573, im Oberaargau auf 716, im Seeland auf 825.

Abgesehen von dem gegenwärtigen Milchverkauf in Schmidshueb, unterhalten sämtliche Korporationen auf ihre Rechnung einen Lohn-Chäser. Bei der Ständigkeit der bäuerlichen Bevölkerung begreift sich, daß die Mitgliedschaften auf den Höfen haften, also mit ihnen vererbt oder veräußert werden können. Neuangesiedelte Milchlieferanten, oder solche mit nur kleiner Produktion, welche solcher Käsererechte („Stammanteile“) entbehren, dürfen als Gastpurr ebenfalls ihre „iitreiti“ Milch liefern, müssen aber ein Saumgält, d. h. per Saum 50—100 Rappen (doch selten mehr als das Minimum) entrichten. Aber auch die Aktionäre haben für die über ihre Rechte hinaus gelieferte — über-treiti — Milch eine auf demselben Fuß berechnete Gebühr zu bezahlen.

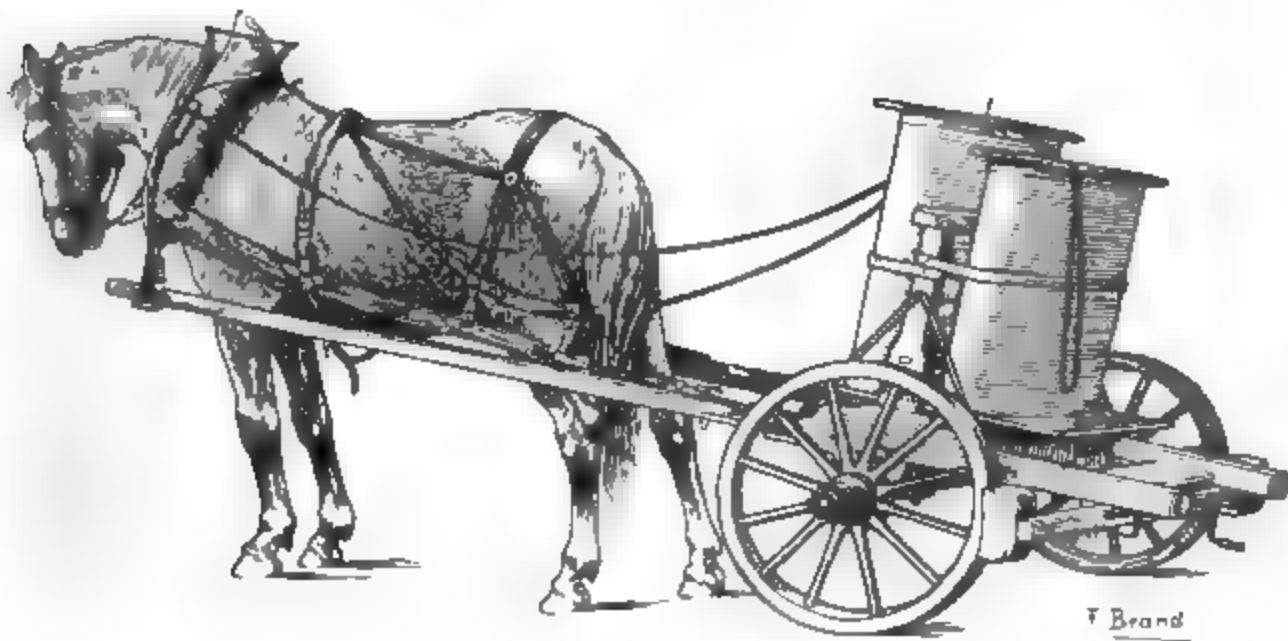
Und nun die Geschichte eines Milchtropfens von dem Augenblick an, wo er aus dem Stalle eines Emmenthaler Bauers wandert, bis zu dem, wo er neben Austern und Champagner auf dem Bruntisch eines Pariser oder Petersburger Gourmet paradiert!

Sein erstes Geleit ist dasjenige des Chäserreibueb, Hüttebueb, Chäshüttler, Hüttler, Chäserailer, des Milchbueb mit der Bränte,²⁵ im Winter aber wo möglich eines Knechts. Letzterer steht namentlich ein, wo die leichter gewordene Last das Milchwägel oder den Milchkarre (Abb. S. 487) entbehrlich macht. Ja zu unwarteter Stunde schlüüft einmal der Bauer mit selbsteigenen Schultern in die Schlängge (lederne Tragriemen mit Anhängehaften) des vielleicht plat'schvoll beladenen Milchgefäßes, um, unter der sich stauen-

²⁵ Widm. 84.

den kleinen Menge nur halb bemerkt, dem geheimnisvollen Tun des Käfers (ehemals: Senn)²⁶ und seiner Frau (der ehemaligen Senni, „Frau Sennin“)²⁷ oder seines Hüttechmächt in Ruhe zuzuschauen.

Der Milchträger schüttet oder läärt (gießt) den Inhalt seiner Bränte in den Wäggeschel, der an der Schnellwage hängt. Der Käfer wägt oder wägget,²⁸ und schreibt das Gewicht nach Kilo(grammen) auf der einer Schulwandtafel ähnlichen Lieferantentafel auf. Über Tag findet er dann etwa Zeit, die Zahlen in das große hauptbuchähnliche Milchbuech iz'schriibe. Der Hüttler besorgt da und dort zur Kontrolle ebendasselbe mittelst Bleistift in seinem Hüttebüechli.



Milchwägel.

Nun haben sich auch die Milchkäufer mit ihren gehentesten Blechgefäßen — Pintli — eingefunden: kleine und halbbrüchige Mädchen, deren Gewändchen auf allerlei Stand hindeuten, leise geneckt von einem drollen Bübchen, dessen Milchg'sicht den auf 15 Rappen heruntergesetzten Viterpreis ohne Ziffern zu lesen gibt. Jenes im Alter vereinsamte schütterere (länglich unterhaltene) Männchen findet die mühsam zusammengeklauten Rappen noch immer als hohe Zahlung, indes dieser behäbig zur Ruhe gesetzte Staatsdiener das Geld rasch hinstreckt und macht, das er us däm Büüg use chunnt, mit dem Häfeli der nahen Haushälterin zu. So wird in Ganz- und Halbliter-Bechern us-g'mässe; das am Boden des Wägeschels verbleibende Glünggli aber, sowie nach Bedienung der Käufer der Völlinhalt, wandert in das mächtige Chäscheßli.²⁹ (Das größte im Emmenthal faßte 1827 400 Maß,³⁰ heute faßt es 1500 Viter.)

²⁶ Räf. 77 und d. ²⁷ Räf. 286. ²⁸ Bgl. lige neben ligge und bgl. ²⁹ Räf. 196. ³⁰ Eggim. 42.

Ist — etwa um halb sieben Uhr — di halbi Milch da (die Hälfte der zu erwartenden Morgenmilch angelangt), so füüret eine Hülfsperson under' s Chessi. In den frühern Käsereien hing (wie noch auf der Alp) der Käsefessel an mächtigem drehbarem Balken, dem Turner, über dem Feuer oder seitwärts neben ihm. Heute feuert man im Füürwäge, einem auf Rollen gleitenden Eisenbehälter, u fahrt dermit under s Chessi, fahrt nachher mit dem Füür wider ewägg. Die auf $26-28^{\circ}\text{R}^{31}$ gesteigerte Wärme schmelzt das Rahmfett ($3\frac{1}{2}\%$ der Milch), so daß es samt dem (ungefähr ebenso stark vertretenen) Käsestoff cha verchäset wärde. — Es wott nid chäse: die Milchmasse will sich nicht zu Käse gestalten. Es git nüüt us dem Chääs: daraus wird nichts! Steh ab von deinem Vorhaben! Von einem Menschengewühl heißt es: däs het g'chäset! Einen verchäse: zermalmen, z. B. zwischen Tür und Angel, zwischen Tür und Pfosten.

Nun folgt ein Prozeß, der besondere Sorgfalt erheischt: z' dicke lège, z' dicke tue, der Chäslet iirüehre. Von dieser etwas weinsäuerlich riechenden Flüssigkeit werden aus einem glasierten Gefäß 2—3 l in 10 hl Milch eingerührt.³² Der Käser hatte Chahermäge, d. h. Labmagen von 2—3 Wochen alten Saugkälbern g'schnäpset (zerschnitten), etwa 150 g davon in 3 l Schotte von $20-30^{\circ}$ Wärme iig'leit und die Flüssigkeit nach 1—2 Tagen durch einen Filter g'richtet. Der Name Chäslet („Kaselt“),³³ seltener „Chaslech“, geht durch die Formen Kasleb,³⁴ „Käslupp“ (1371), „Käslub“, „Käslab“ eben auf das Lab zurück, in welchem bloß noch die Milchsäuregärung gewaltet hat, die jetzt dem Käse gleichsam eingimpft werden soll. Ehedem ward das Lab aus dem danach so geheißenen gelben Labkraut (Galium verum) gewonnen.³⁵

Nach etwa zwanzig Minuten, welche Frist der Käser nach drei Stunden schwerer Morgenarbeit zum Frühstück benutzt hat, ist d' Milch dick; iez mues me dranne schaffel! Der Käser greift zur Chääsharpfe, um während 15—30 Minuten d' Dickete z'verrühre (Abb. S. 489). Weitere 10—15 Minuten läßt er ihr Zeit, sich z'seze, d. h. zum Niederschlag des Käse- und Fettstoffes. Damit aber derselbe nicht vorzeitig sich zu einer Masse vereinige, wird er durch neues Umrühren (Vorchäse) während etwa dreißig Minuten mit der Harpfe oder nun mit dem Brächer (der früher, wie noch auf der Alp, ein einfaches Tanngroßli war) zu erbsengroßen Klümpchen zerteilt. Jetzt

³¹ Celsius ist in der Käsererei noch nicht durchgedrungen. ³² Vgl. die hübsche Stelle Räs. 87. ³³ Räs. 89. ³⁴ Ryburg (1754) II 18. ³⁵ Dt. D 29, 14, 7.



Răferei.

folgt (wie für allen Hartkäse) das Brennen (Brönne) oder Nachwärmen.⁸⁶ Durch neues Erhitzen nämlich, das für den Emmenthalerkäse auf 43—48° R. gesteigert wird, sowie durch wiederholtes Umrühren werden die Käseballen vor dem verfrühten gallertartigen (zigerigeⁿ) Aneinanderkleben bewahrt. Ferner wird die Sirte („Sirpe“),⁸⁷ d. h. die sich aus der Käsemasse abscheidende Flüssigkeit entfernt (drüs g'schaffet). Die Klümpchen werden durch Umrühren trocken und bröcklig gemacht; sie lassen sich zerreiben und erzeugen, zur Probe zwischen die Zähne genommen, einen leisen quietschenden Ton: si gizen e chlii. Das schließliche z' Bode rühre drängt sie nach der Mitte des etwas konvexen Kesselbodens hin, wo nun das Ufzieh vor sich gehen kann. Der Alpler besorgt dies größtenteils von Hand; zweckmäßiger⁸⁸ braucht er eine schöne biegsame Haselgerte, der moderne Tälkäser nun eine 2 cm breite und 2 m lange, schön elastische Stahlschiene als Chääs bögli. Um dasselbe wickelt er das groß Chäästuch, ein natürlich sehr starkes Gaze-Gewebe, indem er dieses an zwei Zipfeln erfaßt und in einmaligem Umgang das Chääsbögli driträät.

Letzteres nun an beiden Enden ergreifend, fährt der Käser damit scharf und sachte dem Rand und Boden des Kessels nach, um alle Käsemasse sauber ins Tuch zu bringen, indes eine Hülfsperson, die zwei andern Zipfel erfassend, in seiner Fühlung nachgibt: süüferli nähe laa t. Mittelft der Aufzugsvorrichtung über dem Kessel wird die Masse emporgehoben, damit sie sich stromweise der Flüssigkeit entledige (verseiti). Dann wird sie schleunig auf den Brässel oder die Trüdi verbracht und in den Järb („Käsjarpe“⁸⁹ 1702), den starken Ring aus Buchenholz, eingezwängt. Die Pressung geschieht anfänglich nur leise, damit der Käse sich nicht fast unlösbar in die Maschen des Umschlag-tuches hinein dränge: dür's Tüechli düre machsi. Am folgenden Morgen ist das erste Geschäft, den neuen Käse samt Järb umzkehre oder z' u berschlää, was selbst bei den üblichen zweizentnerigen Laiben des Commermulchens mit Eleganz, sozusagen spielend mit drei Fingere geschieht. Nach einigen Stunden wandert der Käse in den sorgfältig temperierten Chäschäller, um auf Chääsläde gebettet zu werden (vgl. den bei Landwirten beliebten Ruf: Chääs uf e Lade!). Hier unterliegen die Laibe der täglichen Arbeit des Chääsfaizers, der die zweizentnerigen Stücke mit bemerkenswerter Leichtigkeit handhabt. Je und je wird dabei den Laiben auch die charakteristische konvexe Formung des Randes neu erteilt mittelst Entkanten: Chääs-spähn abhaue.

⁸⁶ Schaffer 93. 99 Flückiger. ⁸⁷ Df. 29, 14, 19. ⁸⁸ M. 1825, 330. ⁸⁹ S. 1902, 277.

Die halb gereiften Käse wandern in den Chässpäher, die ganz gereiften in die Magazine des Großhändlers, des Chääsbeer; soweit nämlich, als derselbe sie nicht als g'fähtti Chäse, als Ausschußware (Uusschüß) zurückweist, uusschabet. Und wie leicht kann bei der heutigen Futterbaumethode trotz kundigster Behandlung ein Käse fehlen! Er kann randhohlig oder bläästig (gebläht) ausfallen. Als Glääsler kann er Sprünge im Innern bekommen, begleitet sogar von Rästere (Nestern), d. h. Stellen mit unvergohrenen Käsestoffkörnern und eingeschlossener Sirte, welche beide Fäulnis erzeugen. Oder als Rißer gerät er, statt erst in 3—4 Wochen, schon viel früher in Gärung; vielleicht bereits auf dem Pressel, in welchem Fall er Präßler gescholten wird. Das auffälligste Resultat solch unzeitiger Gärung ist die zersplitterte, unregelmäßige Lochung; die Rißer heißen deswegen auch Tuusiglöcher.

Als strenger Richter entscheidet daher am Chääs g'schauet⁴⁰ der Chääsbohrer, ob die richtige große und dafür seltenere Lochung nicht fehle. Drüü Löcher uf einen Böhrlig (Bohrzäpfchen): so lautet die strenge Regel. Zugleich chüstet die Zunge, ob der reine Rußkerngeschmack mit dem charakteristischen Aroma vorhanden sei.

Daß dann der Vormääget⁴¹ und der entscheidende Chääs wääget⁴² nicht zum ominösen Vorspiel einer trochene Chääsuehr werde, dafür sorgt der Käufer. Macht er seine Sache recht, so ist er ein „Käsfürst“,⁴³ „Käskönig“;⁴⁴ unzeitiges Sparen dagegen würde ihm Titel wie Chääsrawst eintragen. Die Verkäufer ihrerseits ehren den großen Tag, indem sie ihn zu einer richtigen Pferdeausstellung⁴⁵ in Form eines langen und flotten Chääs zung gestalten.

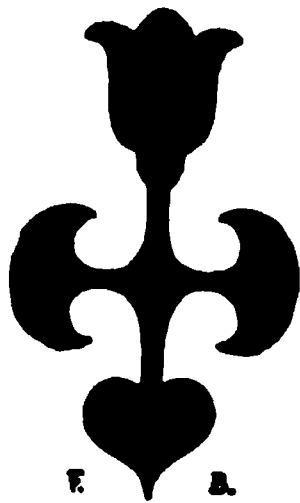
An der Abteeltig⁴⁶ endlich beziehen die Lieferanten ihr Hüttengält, das manchem seinen Pacht- oder Hypothekarzins ausmacht. Auch verteilen sie hier unter sich die verbliebenen fetten (feisse) Sommerläse, die halbfetten (halbfeisse) und mageren Winterläse. Letzterer, doch auch etwa halbfetter, wird in Scheibchen zerschnitten (g'schiblet) oder gröber zerstückelt (g'schnäblet) und in einen Sammler iig'macht. Gewählte Zugaben bestehen aus Rümmele (Chümi) und Salz, sogar oft mit Pfeffer; als Flüssigkeit wird Sahne oder noch besser Wein zugegossen. So schafft man sich eine treffliche Zuloft zu Siedekartoffeln. Die Käseschnitzel werden ähnlich als Chäässpähnziger zubereitet oder zu Chäässpääschäsi gepreßt.

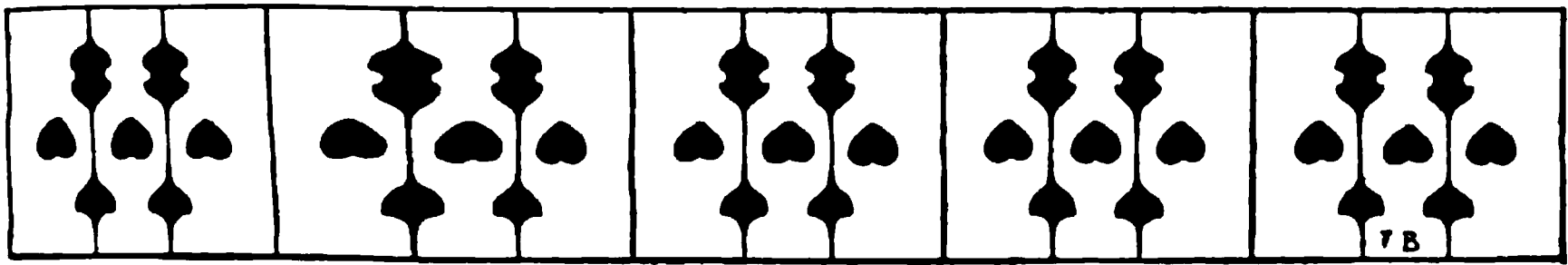
⁴⁰ Räs. 177—188. ⁴¹ Ebb. 231. ⁴² Ebb. 234. ⁴³ Ebb. 231. ⁴⁴ Ebb. 176. ⁴⁵ Ebb. 239 ff. ⁴⁶ Ebb. 284—304.

Namentlich aber der eigentliche (der süß) Ziger fehlte ehemals auf keiner bäuerlichen Tafel.⁴⁷ Es ist dies das Albumin, welches mittels „Sauer“ aus der Rasmilch ausgefällt wird. (Surr ist eine aus Schotte und Essig bereitete Flüssigkeit.) Der so stark eiweißhaltige, blutbildende und dabei ungemein billige Ziger, dem bei richtiger Bereitung auch keine Wörggigi (Schlingbeschwerden schaffende Wirkung) anhaftet, ist eine Nahrung, die nur der Unverstand aus dem Speisezettel gestrichen hat. Ehedem bereiteten Bäuerinnen ihn auch aus Buttermilch; Sumiswalder Äpler verpackten und verhandelten ihn in Baumrinde⁴⁸ (so z. B. 1787). Ehedem bildete er auch ein ständiges Gefälle der Klöster und Rittergüter. So entrichtete beispielsweise 1363 ein Pachtgut in Schangnau: „2 Mes Zigeren, 5 Räß, 7 Mes Anten.“ Wer ihn heute noch schätzt, genießt ihn entweder frisch aus der Räserei mit Fruchtstäben (Saft) und dgl., oder behandelt ihn als Schlijrggiziger mit Rümmele und Salz ähnlich wie den Chäässziger.

Das Lob der Milchspeisen klingt durch ungezählte Schriften vergangener Jahrhunderte. So tönt's uns aus dem „Eidgenossenlied“ entgegen: „Räß vnd ziger was ire spyß, sie zugenb her in helbes wyß, mit eim sedly uff dem rucken; frisch wasser was ynn ein edel trand ... vnn thatend dapffer ynher truden.“

⁴⁷ Trub 30, 103: Öf. 2 21; Volksw. 2, 444. ⁴⁸ Öf. fol. 17, 80.





Laubenornamente.

Unser täglich Brot.

Echlii anderß Brot z'ässe, schadti däm o nüt!"¹ Wem? Dem meisterlosen Dienstboten, dem verwöhnten Sohn des Hauses, dem Töchterchen, das es zu hoch im Kopfe bekommen hat. Sie mögen ein wenig hinausziehen unter fremde Menschen, die ihnen der Brotkorb höher häiche, d. h. sie bei Tisch und in alle Wege einschränken. Dort werden sie in saurer Arbeit und harter Entbehrung lernen, wo's Brot har chunnt. Wohl ihnen, wenn sie schließlich auch in einer bescheidenen Stellung „ein prächtiges Brot“² finden!

So reden wir in täglicher Bildersprache vom „täglichen Brot“ als dem Inbegriff aller Nahrung, ja des gesamten Lebensbedarfs. Und zwar haben wir dies vom Landmann gelernt. Der Beduine der Wüste, der Nomade in der Steppe, der Krieger im Zelte nennt das Fleisch sein „Brot“.³ Der Landmann aber ist ein Körneresser: so reden Zahlen. Der Franzose, der Broteffer par excellence, verzehrt im Jahre 259 Liter Brotsfrucht. Ihm folgen der Holländer (237), der Belgier (225). Den Mittelweg in der Besetzung des Tisches schlagen ein: die Schweiz (190), Österreich (184), Deutschland (180). In England (160) und den Vereinigten Staaten (146) überwiegt das Fleisch; des Italieners (139) Brot aber sind Polenta und Mattaroni.⁴

¹ BSp. 119. ² Heiri 8. ³ Aus „lacham“ (essen) leitet der Araber sein „lachmün“ = Fleisch, wie der Jude sein „lächem“ = Brot; frz. viande ist f. v. w. „Proviand“ (Vorrat), und selbst chair, lat. caro ist das „Vorgeschnittene“, wie unser „Mues“ (vgl. Mues u. Brot) das „Zugeteilte“. ⁴ Vgl. Volksw. 4, 396.

Der Körneresser ist zugleich ein Milchtrinker: die ergiebigsten Grassfrüchte assimiliert er sich unmittelbar, die andern samt den Halmen „dür d'Chue düre“. Wie gehören zumal in der Kindernahrung, in der Krankenspeise Milch u Brot zusammen! Eine Milchbröckche (die vom Brot abgebrochenen oder geschnittenen und in die warme Milch versenkten Stücke als Einheit gedacht) war vormalß eine gewöhnliche Winterspeise der ganzen Familie. Wie diese, wo's nach alter Sitte zugeht, gemeinsam aus großen RacheIn ausgelöffelt wird, so genießt das Kind aus seiner Tasse das (Milch-) Bröckeli. Die einsame schlichte Frau aber, die wohl gar ein hübsches Sümmdchen ersparter Bazen dem Patenkind zinstragend anlegt, lebt zwei- bis dreimal im Tage so wohl an Ggaffee u Brot, wie der vielleicht minder Habliche an seinen zweu Fleisch. Die Suppe hinwieder, in welche die Köchin nicht lärglich (Brot) iischnijdet, ist eine ebenso ungern entbehrte Einleitung jeglichen Mittagmahls, wie Räs und Brot un öppis Dünnß derzue unter Umständen trefflich eine ganze Mahlzeit ersetzen kann. Mit Chääs u Brot ist me g'fuehret; het me underlelt; het me sei e chlii si Sach g'haa; cha me's mache, we's sii mues. Ist nicht „Räs und Brot“, den Eidgenossen auf dem Laupenzug gereicht, im Ortsnamen verewigt? Deutet nicht die Zusammensetzung „Räsenbrot“^{4a} auf die Zusammengehörigkeit dieser Dinge? Drum auch ihre hohe mystisch-sinnbildliche Bedeutsamkeit. „Als man das Mädchen zur Taufe fäschete, band Annebäbi ein dünnes Scheibchen Brot und dito Räs ein und sagte: He nu so de, so wirst öppe so Gottel nie Mangel leiden, sondern gäng öppe gnue z'esse ha. Bi Bube ist das nit sövel nötig.“⁵

Zu welcher Speise auch sonst sollte Brot nicht gehören! Man denke nur an die bäuerliche Brotschnitte und Brotrööstli. Aber selbst bloßes troches Brot kann etwa dem Unverwöhnten genügen. Be si es Chind nümmen uber n es Bizi troches Brot freut, so het's g'fäht! Ebenso freilich, wenn die humoristische Wortvertauschung d'Stube voll Brot u les Chind ihre bitter reale Unterlage findet. Ein Pfund für Kopf und Tag: diese Norm wird also eben so oft nicht erreicht, wie sie anderwärts weit überschritten wird. Aus dem Oberaargau mit seinen mächtig wogenden Getreidefeldern wird erzählt,⁶ wie ehemals männiglich bei Verlassen des Tisches noch Hände und Taschen mit Brot füllte, für no öppis z'müürpfe z'haa. Im Oberhasli dagegen macht die Meisterin dem Handwerksgefallen⁷ „ein gar häßliches Gesicht“, weil er bei Tische nach dem Brote gelangt, statt wie die andern „als Brot magern Räs zu essen“. Auch in Emmen-

^{4a} Schwyz. Jb. 3, 504. ⁵ AB. 2, 164. ⁶ Cf. fol. ⁷ Jacob 2, 133.

thaler-Berggegenden wie Trub wurde früher das Brot fast durchweg durch Erdäpfel ersetzt;⁸ heute auch dort nicht mehr.

Zum Spott über die karge Natur selbst hieß bis unlängst ein schattiges, früher fast nur Moos erzeugendes, jetzt gut gepflegtes Lüzelflüher Berg-Gütchen „d'Brotheiteri“. (Das Brot sei dort so rar, wie in einer Lichtung die Waldbäume.)⁹ Aber selbst wo zur Genüge, ja im Überfluß Getreide gepflanzt wurde und wird, galt noch zu Gottheßs Zeiten das Brot beinahe als Luxus. Als Schnurre erzählt man von einem Bauer, er habe nie unterlassen, über den Tisch weg zu rufen: Seh, Ghnächte, näät Brot! habe aber den Laib unangeschnitten im Bereich seiner Hände behalten.¹⁰ Wenn dagegen jene Bäuerin bei Tische mahnte: „Schneider, näät Brot! mir nää leis, wemer Härdböpfel hei“,¹¹ oder wenn die Mutter angeblich ruft: Ghinder, weit der Brot? (So) sägit Nei! so weis i's! so liegt dem noch heute die Tatsache zugrunde, daß bei uns ein sonst ordentlich besetzter Tisch das Bedürfnis nach Brot kaum aufkommen läßt. Höchstens es Tscheli, es Bixeli, es Mümpfli obedruuf wird als zur Mahlzeit gehörig gefunden. Brotgeiz hätte übrigens heute um so weniger Sinn, je mehr der Handel und Verkehr die Getreidepreise gedrückt, aber auch bis in die letzte Hütte hinein eine mächtig gehobene Lebenshaltung getragen hat.

Wie gerade das Brot in diesem Punkte der richtige Kulturmesser ist, so ist die Art, mit ihm umzugehen, auch ein zuverlässiger ethischer Maßstab. Eben dort, wo in angestammter Herzlichkeit die Bäuerin „das kernichte Brot aus der Tischdrucke“ hervorzieht: „We d' hungri bist so nim^m afe“,¹² bis auch „etwas Warmes“ bereit ist — da wird auch der letzte Brosamen zu Rat und Ehren gezogen. Wenn man zu guten Leuten noch mehr Sorge tragen soll, als zum Brote,¹³ so ist damit letzterm eine hohe Stellung angewiesen; und an manchen jungen Menschen ist noch heute das Wort gerichtet:¹⁴ „Brot schänden (g'schände) und Arbeit verachten, das sind zwei Dinge, die sich schwer rächen früher oder später.“ Manch ein Auge beobachtet im Stillen, was eine Frau oder Tochter beim Räumen des Tisches mit den Broosme, den Bröösmele, Brotbroosme beginne. Und wer so einen breitrückigen, wohlunterlegten, behäbigen Bauer beim Brotabschneiden den Laib sorgsam über die Tasse halten oder während gemächlicher Zwiesprach von dem saubern Wirtstisch die fallen gelassenen Brosamen

⁸ Pfarrbericht von 1764; Christen 188. ⁹ Eine andere „Brotheiteri“ zu Sumiswald soll von Zimmerleuten so benannt worden sein, die mit der Belöstigung unzufrieden waren. ¹⁰ Vgl. Böhner 209. ¹¹ BSp. 150. ¹² Ebd. 130. ¹³ Uß. 175. ¹⁴ Jacob 2, 31.

mit dem nassen Finger austupfen sieht, muß wohl bekennen: Der weiß die Früchte seines Fleißes zu schätzen — wie der französische Weinbauer, der ob jedem verloderlichten Tropfen Wein sich empört.

Nur so erklärt sich auch, wie weit der Brosam („Brotamen“,¹⁵ mhd. die brosmē, die Krume) in den figürlichen Sprachgebrauch hineinreicht, parallel gehend mit „Bissen“ = Biß, Bißeli. An die Litotes es Bröösmeli Brot reiht sich: es Bröösmeli Salz; und so auch: es Bröösmeli Gält,¹⁶ und abstrakt: es Bröösmeli Verstand, Glauben,¹⁷ Geduld, Gutmeinen. Als künftige Sohnsfrau will ein Meheli niemanden auch nur es Bröösmeli Verdruß bereiten;¹⁸ es will, was man ihm auch zumute, les Bröösmeli derggäge haa,¹⁹ und nid es Bröösmeli chlage,²⁰ falls man es o numen es chlijs Bröösmeli lieb het.²¹

Von einem Felsen bröösmet unter dem Brecheisen Stüß um Stüß ab. Nume so ab'bröösmet wird eine Antwort erteilt, die dem Gefragten schwer fällt. Verbröösmet zahlt ein Geldknirder seine Schulden, und mühsam zsämebröösmē muß einer die Bruchstücke seiner Rede.²² Sollen die letztern zugleich Häkchen sein, die mit ihrem Charakter versteckter Anspielung einem „Heraus mit der Sprache!“ rufen, so sagt man: Er het da neue schier wellen afa bröösmē!

Unliebsam viele Brosamen erzeugt die kindische Unart, an der Brotkrume herumzulauben; die daher häufige Mahnung: „hör uf, am Brot chnüüble!“ wurde denn auch zur automatischen Formel, in welche etwa der allgemeine Zuruf: hör auf! laß ab! sich kleidet.

Gegenstand bäuerlicher Tischzucht wird das Brot im Fernern durch gebotene Rücksicht auf andere. Es fällt sehr unangenehm auf, wenn jemand den Laib an sich heranpreßt und wählerisch an der ihm zuzugendsten Stelle abhaut, statt zu veräbbne oder nahe z'puße, d. h. eine möglichst ebene Schnittfläche herstellen zu helfen. Einen tiefern mythischen Hintergrund aber hat es, daß man weder den Laib auf der obern Kruste ruhen lassen, noch etwa gar mit darin steckendem Messer ihn herum bieten soll. Für jenes ist jegliche Erklärung verschollen, dieses deutet man doppelt. Die einen rufen entsetzt aus, man steche damit in den Leib des Heilandes; die andern weisen das Brot samt Messer zurück: i bi te Här!

In anmutigerer, obwohl ebenfalls halbvergessener Weise reicht in übernatürliches Gebiet zurück und hinein jenes eigentümliche Berner

¹⁵ Schm. (1838) 1, 134. ¹⁶ AB. 1, 397. ¹⁷ Vgl. „ein Schlüßchen Glüd“ bei Spitteler. ¹⁸ AB. 1, 351. ¹⁹ AB. 2, 48. ²⁰ AB. 2, 26. ²¹ AB. 1, 53. ²² Schuldb. 216.

Bachwerk von feinstem weißem Mehl, Eiern und Butter, in Form eines eingebundenen Kindes, groß wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer.²⁴ Die Nachahmung oder auch nur rohe Andeutung der Menschengestalt (Bäbbi, Mannbli) wurde, gleich der weihnächtlichen Lammfigur (Lämmtschi) mehr und mehr dem Bäcker überlassen und in der häuslichen Kunstübung durch die Nachahmung der weiblichen Haarflechten ersetzt. In Reih und Glied marschieren während der Weihnachtswache, sonderlich aber am Sylvesterabend die Zöpfe auf dem bäuerlichen und auf dem Wirtstisch auf, hier in Begleit von Schweinschultern (Laffli) und dgl. zum Verlieren oder Gewinnen mittelst des „Rams“ (primitives Kartenspiel). „Es geit um ene Zöpfel“ ruft am Markt oder an Sommer-

sonntagen auf freiem Feld der „Zwirbeler“,²⁵ wenn sein schetterndes^{25a} Glücksrad zu höherem Einsatz als für bloße Lebtuchen auffordert.

Wie dürften wir aber insbesondere die Kindbettizöpfe unerwähnt lassen: als Gabe an die Mutter, wie als Zierde des Tauffest-



Weggetrau.

²⁴ SchM. (1848) 2, 151; Erbb. 16; Spinne 7. ²⁵ Müll. Hl. 9. ^{25a} Bgl. tschäbere. Gelebit, Märnbüsch.

tisches.²⁶ „Under der Scheube“,²⁷ und zwar „in es Ziechli“ (Rissenanzug) oder „in ein fein weißes Handtuch eingewickelt“,²⁸ wandert dieses vereinzelte Kunstprodukt vom Bäcker an seinen Bestimmungsort.

Mit den Züpfen konkurrieren im Emmenthal die Weihnacht- und Neujahr-Ringe und -Ringli, -Chueche und -Chuechli.²⁹ Alltagsgebäck dagegen sind die zehn- und fünfräppigen (früher auch „kreuzrigen“)³⁰ Buttersemmeln: die Weggli und (Bärn-) Bänderli. Nach den Beiden trägt sämtliches Gebäck außer dem Brot den Gesamtnamen Weggezüüg; über abgelegenes Gelände hin trägt die Weggefrau³¹ (Abb. S. 497) es feil in regelmäßiger Runde, um namentlich Kinder zu erfreuen. Die feiern mit Weggen ihre Versöhnungsmähler nach Span und Zwiespalt;³² und ein Weggen, mit einer heimat- und elternlosen Schicksalsgenossin geteilt, kettet über Kindheit und Jugend hinüber ein Anneli an seinen Nias.³³

In brutalem Gegensatz hiezu scheinen diese Gebäcke im 18. Jahrhundert (als Geleit der Rahmtaffee-Orgien) zu großartigen Schlemmereien gedient zu haben. Aus Sumiswald wurde 1787 die herrschende Buttermessung also erklärt: „Von denen Pfisteren wird viel Anten in Züpfen, Ring und Kuchen verwandelt“, die doch nur „für Lederbissen heimlich genossen werden“.³⁴ Ähnlich lautete es aus Huttwil,³⁵ und die Klage fügt sich an, es werde von „denen besten kein kleines Brot, daß heißt Müzen, daß ganze Jahr hindurch gebacken“. Und doch bildeten diese aus Mehl und Milch bereiteten „Muttschen“, „Müttschen“ (Muze, d. h. abgestumpfte³⁶ Weggen, eigentlich Reile³⁷) damals die einzige Art und Form des käuflichen Kleingebäcks.³⁸ Mit „Zehntlütten-Muttschen“ belohnte die Komturei Sumiswald die pünktliche Entrichtung schuldiger Abgaben,³⁹ und in Form von Spendmüttschen unterstützte man die Armen.⁴⁰ Heute, wo die Bäcker auch auf dem Land den Klein-Konsum aller Art befriedigen, und Gestalten wie der Brot-Christeli als rührende Illustrationen des Kampfes ums Dasein das Gebirge zu beleben kommen, hat sich das Bild beträchtlich verschoben. Das lang ovale, oben der Mitte entlang gefurchte, zwanzig- bis dreißigräppige Müttschi, sowie das etwas rundere zehn-räppige Müttschli, Milchbröötli oder Milchweggli nehmen nun

²⁶ Spinne 8, 19; AB. 2, 80; Ztgst. 2, 179. ²⁷ SchM. 1, 53. ²⁸ Spinne 8. ²⁹ Rätthi 244; Schulbb. 148; Dursli 289. ³⁰ Michel 132; Barthli 9. ³¹ Gf. S. 1899. ³² Burri VII. ³³ BSp. 192. ³⁴ Di. fol. 17, 80. ³⁵ Ebb. 39, 67. ³⁶ Winteler in BBS. 14, 464. ³⁷ Vgl. Scheidwege = Spaltteil. ³⁸ Vgl. Bfbinde 346. ³⁹ Gf. 1902, 9. ⁴⁰ Dursli 220; vgl. SchM. 1, 261.

eine Mittelstellung ein zwischen dem Gebäck mit Butter und Ei, und dem Weißbrot.

Denn auch dies letztere ist für den Bauernstand ein entschiedenes Luxusgebäck. Man erlaubt es sich als Sunndigsbrötli zur Suppe, zum Kaffee, zum Butterbrot für Kinder. Es ist ein Gegenstand der Weihnachtsbescherung,⁴¹ des „Krams“ bei der Heimkehr,⁴² der Bewirtung,⁴³ dient aber besonders als Speise für Gebrechliche⁴⁴ und Kranke.⁴⁵ Was tut der anscheinend stumpfsinnige, überall verschupfte kleine Peter, als er hört, sein Lehrer, die einzige Sonne seines Lebens, liege auf dem Todbett? Geht und wendet seinen ganzen Besitz an ein weißes Brötchen, daß bringt er dem Kranken und sagt: „Sä, da heisch es Brötli, aber stirb mer nit!“⁴⁶

Eine andere Schätzungsart als dort, wo dies alle Tage vom Bäcker frisch gelieferte, daher immer weiche Weißbrot der Inbegriff alles Glücks ist: das Himmelreich gleich „Zuhe und all Tag lind's Brot.“⁴⁷ Ein moderner Epikuräer meinte: Es isch mer nüüt lieber, weder e Tag alt's Brot, u früschen Ante, u so ne schöni Herbstunne.

Daß der an harte Arbeit und ihr entsprechende derbe Hausmannskost Gewöhnte anders denkt, spricht er etwa in der spassigen Entschuldigung ungewöhnlichen Festgebäck-Verbrauchs aus: Züpfe spart Brot. Nämlich Purebrot, wie alle Emmenthalerbauern und selbst besser gestellte Mietsleute es jahraus jahrein selber backen. Und zwar zählt dies zu den Ehrenämtern für den weiblichen Teil der Familie. „Gutes Brot zu backen, gehört zur Reputation einer Frau, und ist einer der chuzlichsten Punkte.“⁴⁸ Ja ehemals galt es, gleich dem Spinnen, als Ehrenamt vornehmer Damen. Das Brot, das die Töchter des Reichen kneteten, „war das kräftigste auf Erden“.⁴⁹

Da heißt's also, wenn der Brotvorrat — der letzte Bach — zur Reige geht: Es ist e Bächchete nahe; mi mues ume bachche.

Der Vorabend des großen Tages ist da. Schon steht auf einem Stuhl der Sack voll ruchs Mähl bereit: der Kerngehalt des für Brotmehl so außerordentlich geeigneten Dinkels, ohne die Kleien und das Semmelmehl, welches noch heute bisweilen in der Bauernmühle als Mahlohn zurückbleibt. Ein Zusatz von Roggenmehl, der das Brot länger feucht und frisch erhält, hat heute keinen Sinn mehr, wie noch zu Gotthelfs Zeit⁵⁰ und vollends 1764, wo ein Trachselwalder

⁴¹ Dursli 288. ⁴² BSp. 28. ⁴³ Ebd. 49. ⁴⁴ SchM. 2, 481; MZ. BR. 18. ⁴⁵ SchM. 1, 40; 1, 51; 2, 179; MZ. 23. 221. ⁴⁶ MZ. BR. 69. ⁴⁷ Arm. 35; Ztgst. 1, 181; Rathi 305; MZ. 1, 86. ⁴⁸ SchM. 1, 262. ⁴⁹ Servaz 6. ⁵⁰ SchM. 1, 261; Joggeli 37.

Rezept lautet: „ $\frac{2}{3}$ Dinkel und $\frac{1}{3}$ (in Dürrenroth: $\frac{1}{2}$ ^{50a}) Haber oder Roggen, Witi, Gersten“.⁵¹ Die Wite wird etwa mit dem Wortwit abgetan: „Vier Mäas Horn, eis Rogge un eis (aber nicht ein Mäß, sondern ein Körnchen) Witi.“

Von der letzten „Bachete“ her ist ein kleines Quantum Teig (ein bis zwei Pfund) als Hebel aufbewahrt worden. Seine Wirkungsweise muß man genau kennen, um nicht hebiuurs Brot zu bekommen. In heißem Wasser wird dieser Sauerteig aufgelöst. Unterdeß nimmt der auf dem Ofen angewärmte Badtrog, die Mulde (Muelte), das Mehl auf. In einer Ecke aber muß dasselbe einem Gunggeli (Höhlung) Platz machen, in welchem Hebel und etwas Mehl zu einem Brei, der Hebi,⁵² zusammengerührt werden. Der Grad, in welchem nun diese während der Nacht aufgeht und damit das Gären (habe, bei Gotthelf auch „haabe“⁵³ und „g’haabe“⁵⁴) des Teiges garantiert, hängt von tausend verborgenen kleinen Umständen ab.⁵⁵ Es gibt „Weiber, welchen es nicht haaben will“, wie Sennen, „welche die Milch nicht zusammenbringen“.⁵⁶ So wollte es absolut „dem Mädi nicht haben“, worüber sich der Doktor höchlich verwundert: „Mädi sei ja selbst eine lebendige Hebi.“⁵⁷ Allein auch das an Mädi’s Platz getretene Meheli muß sich einmal vor dem Doktor entschuldigen, daß das ihm aufgetischte Brot „nicht aufgegangen“. Da sei jedoch der Müller schuld,⁵⁸ und es wird so sein. Er hatte etwa verschliffenes Mäh! geliefert: die nicht genügend neu geschärften (g’hauene) Steine ließen untermahlene Partikelchen durch, welche sich denn auch damit verraten, daß der Teig de so glänzt. Allerlei kleine Vorlehen müssen dann nachhelfen, daß ’s rückt.

In der Morgenfrühe beginnt das Baden. Wer wenigstens im Sommer nicht um vier, ja während der „grooße Wärdche“ (Saat- und Erntezeit) um zwei bis drei Uhr sich erhebt, verdirbt sich den Tag und hat zum Schaden den Spott.⁵⁹

Zunächst wird aa’t eigget: das Mehl mit Wasser, Salz und Hebi durchmischt. Jez isch’ s aa’t eigget heißt auch: das Unternehmen ist in’s Werk gesetzt, und man kann den Fortgang abwarten.⁶⁰ Ebenso kann der Teig^{60a} alles der Gestaltung und Umformung Fähige bedeuten.⁶¹ D’Finger im Teigg haa, d’Armen i dä Teigg

^{50a} Psr.-Ber. 194. ⁵¹ Dt. 22 A1. ⁵² „Hebel“ und „Hebi“ sind verwechselt SchM. 2, 117. ⁵³ An AB. 81; Räf. 75, 89; SchM. 1, 261 Hs. ⁵⁴ Ebd. Hs. ⁵⁵ Die äußerst verwickelten Vorgänge, die sich hier abspielen, sind noch heute von der Chemie nicht alle aufgeklärt. ⁵⁶ Räf. 89. ⁵⁷ AB. 2, 376. ⁵⁸ Ebd. 2, 375. ⁵⁹ SchM. 1, 361. ⁶⁰ GG. 3, 40. ^{60a} Man denke an das verwandte „gedeihen“ und „gediegen“, besonders aber an lat. fingere = bilden, gestalten. ⁶¹ Vgl. Btgst. 2, 155.

stoße⁶² will sagen: sich ebenso energisch wie auch aufbringlich und rechthaberisch, wohl auch eigennützig in eine Angelegenheit mischen, sich einer Sache bemächtigen.

Im Backtrog aber, welch heiße Arbeit! Da wird, was beide Hände zu fassen vermögen, ergriffen, gehoben und geschlagen; das klatscht und gurgelt, das „brätschet“ und „tätset“, das „bißtet und päärschet! Wie man vom Bäcker sagt: wenn er nid päärschet (ää), so git's nid guets Brot“, so vom Bauernbrot: „es wirt nie chüstigs, we nid es bar Schweißtröpf dri chöme.“ Nicht weniger gilt es, jedes Teigklümpchen zu zerreiben, damit nicht ungebäckene Knöllchen (Chnölzeli, Chnülzeli) im Brot verbleiben. Weniger nötig wäre, meint der „Erbvetter“,⁶³ jeden geringfügigen Vorfall in der Nähe und Ferne so einläßlich mit dem Mundwerk zu behandeln. Um aber alle Partien des Teigs in gründliche Verarbeitung zu kriegen, wird auch m u e l t e g' ch r a g e t: mit dem M u e l t e c h r ä g e r, der kleinen eisernen Ziehhaue, wird auf dem Boden des Backtrogs Stelle um Stelle für erneute Arbeit frei gemacht. (Ehedem diente diese nicht gerade schöne Musik auch mit zur feindlichen „Begrüßung“ einer mißbeliebigen Hochzeit.)

Unterdessen ist im Backofen, der noch beinahe in jedem ältern Bauernhause als ungeschlachter Kiese „fast e halbi Stube“ in Beschlag nimmt, das Feuer verglommen. Der lange Besen aus Tannreisig hat die Asche entfernt, wohl auch der an eine Stange gefettete durchnäßte Ofenwüßsch die Backfläche vollends gesäubert. Nun erleuchtet den Ofenraum ein in dessen Vordergrund aus Kleinholz entfachtes V o o r - f ü ü r zu einem Vorspiel und dem Hauptakt. Die Bäuerin setzt nämlich eine Ehre darein, bereits zum Morgenimbiß, aller spätestens doch immer zum Mittagessen (z' Smis), Chuehe aufstischen zu können. Zu diesem Zwecke hat sie dem fertigen Teig einen kleinen Teil entnommen, ihn mit der hölzernen Handwalze, dem Chuehetröölli oder Trööholz aus'tröölt (ausgewalzt). Nun wird die richtige Ofenwärme abgewartet; denn mi mues der Chuehe bache, wil der Ofen warm ist: das Eisen schmieden usw. Zum iischieße des Gebäcks dient der Schüssel oder Schüssel (mißdeutend auch etwa „die Schüßle“). Ein tannenes Brett ist zu einer glatten Kreisfläche ausgearbeitet, die für einen Chueheschüssel größer, für einen Brotschüssel etwas kleiner ausfällt; der mit ihr ein Stück ausmachende lange Stiel dient als Handhabe. Nachgeahmt wird dies iischieße im Spiel mit Kindern: Müttschi bache, Müttschi bache! ihe schieße, ihe schieße!⁶⁴

⁶² Erbb. 79; Michel 301; an NB. 115; NB. Bf. 51; Segen 82 (l. Teig statt „Tag“). ⁶³ 49. ⁶⁴ NB. 02, 24; 03, 111.

Ein ebenso gewandtes wie energisches Abschütteln entlebigt den Schüssel des teigig aufliegenden Gebäcks. Daher heißt auch jemanden abschüsselse:⁶⁵ so gut es geht, ihn los werden, sich seines Dabeiseins auf gute Art entlebigen.

Nun wird die Hauptmasse des Teigs uus'brotet: zu Brotlaiben, bis sechs Kilo schwer, geformt. Versteht sich, daß dabei von dem so sauer erarbeiteten Teig möglichst wenig in der Mulde zurückbleibt. Daher auch bildlich uus'brote bedeutet: nichts verschweigen, mit nichts mehr hinter dem Berge halten. We's doch mues uus'brotet sii, so mues iez grad alles füre!

Im Ofenraum werden die sorgfältig verteilten Laibe mittels Führerzieh ausgewechselt, bis sie (nach zwei Stunden) zum Uezieh fertig sind. In der Mulde aufgestapelt, wandern sie samt dieser in den Speicher oder Keller. Doch nicht, bevor den Kleinen ihr besonderes Teil geworden ist, auf das sie längst mit Sehnsucht gewartet haben: 's Mueltechräzerli! Das sind die nachträglich aus allen Ecken der Mulde zusammengetrahten und zu einem Brötchen geballten Teigreste. Am unvollständigsten durchsäuert, bieten sie dem Geschmack der Großen nichts besonderes; allein als Umhüllung eines Apfels mit diesem verbacken, „si si gar chrödeli guet!“

Wer auf einladendes Aussehen hält, verleiht solches der Oberseite der Kruste durch ein während des Badens aufgelegtes Wirsingblatt. Auch ohne dies jedoch unterscheidet sich der ober Ramst (Brottrinde⁶⁶) vom untern, auf der Heizfläche aufliegenden, durch größern Wohlgeschmack. Er ist aber auch das Kriterium für den wohl oder übel getroffenen Grad des Ausbadens. Gutes frisches Brot chräschelt unter den Zähnen, ist chräschelig (knusperig), und gut geraten ist in diesem Fall auch der von der entweichenden Kohlen Säure seitlich ausgetriebene Müürggel (Knorren).⁶⁷ Nach dem Aussehen desselben heißt „Müürggel“ auch der Knorren am Tannast, und ebenso ein untraitabler, kloßiger, knorriger Mensch;⁶⁸ ist derselbe obendrein ein verstedter alter Sünder, nennt man ihn Sündemüürggel. Auch „Knorren“ selbst kommt vor als Chnüüre. Da der Wählerische und Unverschämte mit Vorliebe um solchen herum sich ein recht großes Stück herauschneidet (dabei wohl gar etwa eines eigenen großen Taschenmessers, des Purgruuser, sich bedient), heißt auch in allgemeinen ein mächtiges Brot-

⁶⁵ NB. 1, 153; GG. 3, 9; Rätli 375; Rät. 339. ⁶⁶ Vgl. „den dünnen Brot-rinden nachgehen“ = betteln: Barthli 15. ⁶⁷ Vgl. „der Murks“ (um Harberg) als Abschnitt des Brotlaibes, und „Murgg“. Schwz. Jb. 4, 403. ⁶⁸ Vgl. luzernisch „Mürks“ Knirps; ebb. und Grimm NB. 6. 2716.

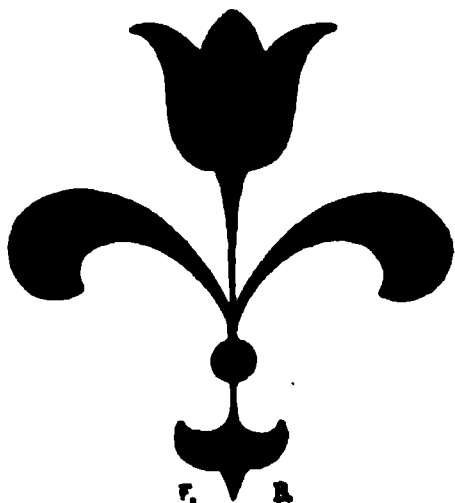
stüd „e Ehnüüre“, und den glücklichen Besitzer eines solchen pflegt man zu necken: Lue, du hefst di g'häue! Eh, wi du blüetist! Ober: iez adie! Adie, Hans! i gseh di nümme! (Auf Nimmerwiedersehn, denn du wirst dich zu Tode essen.)

Überhaupt findet die Kruste vor der Krume (dem Linder) den Vorzug: „Kraust kam mir süßer vor als Basler-Lederli“,⁶⁹ und selbst der Bahnlose setzt lieber, als daß er auf den Genuß verzichtete, sich dem Spott aus: „Du kaulst (chawlist) ja an einem Brotraust vom Neu bis zum Wädel (Vollmond).“⁷⁰

Den herrlichen Duft und Wohlgeschmack frischen Bauernbrots weiß man auch im Bauernhause selbst so wohl zu schätzen, daß man sich um jeinetwillen heute gern alle acht, spätestens alle vierzehn Tage der Mühe und Umständlichkeit einer neuen Bachete unterzieht. Wie war das anders noch zu Gotthelfs Zeit! Da bedeutete es schon viel, wenn man „auf's kürzeste alle drei Wochen“⁷¹ buk. Ja selbst „seuf Buchen“ altes Brot konnte noch „bsungerbar guet“⁷² schmecken, und wenn es im Sommer „grau“ (schimmelig) wurde, fand eine gewisse Geschmacksrichtung es „nur best chüstiger“.⁷³ So „liebte Schnitzfritz das Alte und das Brot am meisten, welches den längsten Bart hatte“.⁷⁴

Die Bäuerin im „Geltstag“⁷⁵ aber, die in einem Laib ein Mäuse-
nest mit sieben Jungen fand, het doch emel der Kraust du no
iigschnitte.

⁶⁹ BSp. 83. ⁷⁰ Ball 14. ⁷¹ BSp. 150. ⁷² Geldet. 224. ⁷³ AB. 1, 212. ⁷⁴ Bege 306. ⁷⁵ 223.



Das Essen.

Wann gegessen wird.

Dom Turme hallt's elf Uhr.¹ Weit wie die Schläge trägt die Luft zwei langgezogene Hornstöße. Es ist das z'Imis-Horn, das nach alter Bauernsitte, jetzt vielfach durch die Hausglocke ersetzt, entfernte Tischgenossen zum Mahle ruft. Dieses „Mahl“ oder die „Mahlzeit“ zerlegt, in ursprünglicher Wort- und Sach-Einheit mit altem „Maal“ und mit „Mal“,² den Arbeitstag sehr regelmäßig in sechs Abschnitte. Denn schon vor dem z'Morge muß die ganze Bauernfamilie selbst in gewöhnlichen Sommerzeiten ein gut zweistündiges Werk verrichten: das Grünfutter einbringen, den Stall besorgen, die Milch in die Käseerei spedieren; und die Bereitung des z'Morge (Morgenessen) selbst gibt doppelte Arbeit, wenn es zur Erntezeit ins Feld getragen werden muß.³ Denn da sind die Arbeiter, durch ein kleines Vormahl gestärkt, seit vier oder mehr Stunden am Werk. Sonst ist der Tag verborben. Für ein wichtiges oder zeitraubendes Werk mues me vor em z'Morgen uff, d. h. bei guter Zeit dran. Dafür gerät dann auch spielend leicht, was andern unerreichbar vorkommt: mi nimmt d'Prüüße vor em z'Morge, sagt man seit dem Neuenburgerhandel von 1857. — Gleich na'm z'Morge (na'm z'Morge tischschiniere⁴ — déjeuner — wie man in städtelnder Sprechweise sagt) beginnt neue Arbeit bis zum Neun-Uhr-Brot (zo'm z'Nüüni).⁵ Diese Zwischenmahlzeit, welche je nach Umständen das Frühstück um etwas vor- oder das Mittagsmahl um etwas zurückzieht, ist eine der letzten Etappen allgemeiner Hebung bäuerlicher Lebenshaltung. Albe (ehemals) het es im halbe Tag⁶

¹ BSp. 372; Barthli 29 40; AB. 1, 381; Rätli 283; SchM. 2, 34; MBB. 39. 30. ² Schuldb. 75. ³ AB. 1, 327. ⁴ MBB. 33. 83. ⁵ AB. 1, 192; BwM. 168. ⁶ SchM. 1, 132.

(d. h. im Laufe des Vor- und des Nachmittags) nüüt g'gää. Du het me du äfen aagfange, i de große Wärdcheⁿ öppis z'Nabeⁿ z'gää wäge de Lannere; aber wenⁿ es eso düsem (trübes, regnerisches) Wätter gsi iit, das⁸ me nüüt rächts het chönne mache, so het me nüüt überchoo. (Der Veterane Baugg.) Als welche freble Vergeudung⁷ hätte das vor Zeiten in einer Äpler-Gemeinde wie Schangnau erscheinen müssen, wo nach Pfarrer Ringiers Darstellung (1764)⁹ sogar drei Mahlzeiten im Tag als ein Zuviel gelten konnten! Letztere aus der Beschäftigungsart erklärliche alte Anschauung prägt sich ab in der Bezeichnung unseres Mittagessens als „Imbiß“. Z'Imis heißt im Seeland und anderwärts die Zwischenmahlzeit, bei uns aber das Mittagsmahl,⁹ wie denn auch der ländliche Zürcher letzteres mit „Imbig“, den Nachmittag mit „na'm Imbig“ oder wieder bloßem „Imbig“ bezeichnet. Das z'Imis heißt jedoch auch 's z'Mittäg,¹⁰ namentlich wo es von der alten Essenszeit um elf Uhr weg auf den wirklichen Mittag oder doch auf halb zwölf Uhr verlegt ist. — Auf die Zeit zwischen drei und vier Uhr fällt das z'Nabe¹¹ oder z'Bieri. Was dagegen der Städter unter z'Nabe¹² versteht, ist für uns das zwischen sechs und sieben Uhr aufgetragene z'Nacht.¹³

Der Städter sagt z'Nabe „trinke“; wir nennen jede Hauptmahlzeit „äffe“: z'Morge, z'Mittäg, z'Nacht äffe, dagegen: z'Rüüni oder z'Nabe (z'Bieri) nää.

Bezeichnend genug: denn namentlich die aufs Feld verbrachten oder mitgenommenen Zwischenmahlzeiten laden nicht zu langen Ruhepausen ein; besonders nicht, wenn der dampfende Kaffee am Platz des entschieden zurückgedrängten Branntweins und des nicht so sehr wie in der Ostschweiz beliebten Mostes zu entschlossenem Zulangen einladet: mir wei's nää, wi!'s (während es) warm ist!

Was gegessen wird.

Mit dem bekannten Rasch-Essen (früech uuf u spät nider, iß gschwind u spring wider) steht die ebenso bekannte Güte emmenthalischer Ernährungsweise in keinem Zusammenhang. Die beson-

⁷ Uß. 57. ⁸ Pfr.-Ber. 77. ⁹ Ger. Tw. (1789); Widm. 173; AN. 1813, 247; SchM. 1, 372; 2, 300; Gf. Gf. 1902, 245; vgl. das verschobene Verhältnis der „neunten Stunde“ zum engl. after-noon = Nachmittag. ¹⁰ Gf. Gf. 1901, 15; MW. 23. 111; Uß. 17. ¹¹ Burri V. XIII. ¹² MW. Bf. 131; SchM. 1, 214; BSp. 165. ¹³ BSp. 38; SchM. 1, 195; 2, 277; Gf. Gf. 1899, 82.

ders über das Gebirge hin noch immer in alter Weise geübte Gastfreundschaft ist die altertümliche Rehrseite des Sages: *E nüechtere* (d. h. hungriger) *Mönch het e les Gfeel*.

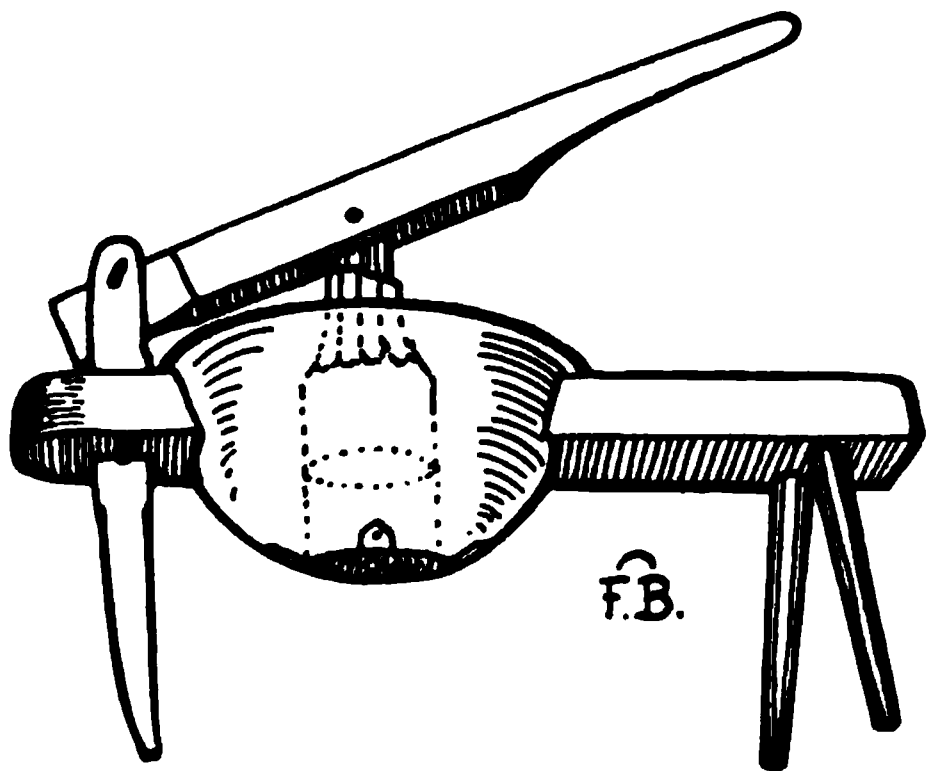
Drum das allmorgendliche „währschaste“ Frühstück aus *Ggaffee* (gutem Milchläffee), Brot und *Röösti*. Letzteres Wort ist die gewohnte kurze Form für *Härdöpfelröösti*, welche vollständige Bezeichnung nur gebraucht wird, wenn es sich um einen Gegensatz zu *Opfel*, *Bire*, *Eier-Röösti* handelt. *Röösti* „im engeren Sinn“ bedeutet: in ausgiebig viel Schmalz gebratene (*g'schmuggeti*, *g'schmüßgeti*, *schmugigi*) Scheibchen von gesottenen Kartoffeln. Rohe statt gesottene Erdäpfel in nämlicher Weise bereitet, geben (zumal im Oberaargau) die *roui Röösti*, gesotten gedörrte gaben früher, vor Aufschwung des Lebensmittelhandels, die *büüri Röösti*. Die Kartoffeln wurden hierzu mittelst eines eigenen Geräts, des *Härdöpfelstüehli* oder der *Härdöpfelmüli* (Abb. S. 507) zerkrümelt. Kleine Stücke (vgl. zürcherisch „Stückli“) statt Scheibchen verändern die Namen „*Röösti*“ und „*roui Röösti*“ zu *g'wärmti* und *roui Bißli*. Wer aber beobachtet hat und sich aus der Natur des Stärkemehls erklären kann, zu welchem Vorteil für den Wohlgeschmack die rohen Kartoffeln mit dem Messer unter leisem Krachen halb zerrissen statt zerschnitten werden, duldet ferner auf seinem Tische bloß noch *g'chlepfti Bißli*. — Aber auch das Gemenge zusammen gesottener, zerstampfter (*g'stungget*) und geschmälzter Äpfel und Erdäpfel mundet namentlich zur Abendzeit unter dem Titel *Minggis*,¹ *Chöusi*, *Stunggis*, *Tangel* vortrefflich. Natürlich tun dasselbe die schon eigens für sich gepflanzten Siedekartoffeln, welche *g'schwellt* und in der *Munduur* (*monture*, hier spaßhaft für *Kartoffelschale*) auf den Mittag- oder Abendtisch kommen. Frisch geerntet plätzen sie beim Sieden vor *Stärkesülle* (*springen uuf*); die alte *Härdöpfel* dagegen erhalten neuen Wohlgeschmack als *Salzhärdöpfel*: sie werden vor Einlegen ins Siedewasser bis in die Mitte geschlikt (*g'hickt*), damit das beigegebene Salz sie recht durchbringe. — Von den „sechzig“ Zubereitungsarten der Kartoffel sind bei weitem nicht alle üblich oder auch nur dem Namen nach bekannt. Erwähnung verdienen außer den gelegentlichen *Härdöpfel-Chuehe* und *-Brii* immerhin die hochgeschätzte *Härdöpfelsuppe* mit Käse und der vornehme *Härdöpfelstod*, zu welchem die gesottene große Stücke mit dem *Härdöpfelstämpfel* zerquetscht (*gstampfet*) und mit Milch aufgekocht werden.

¹ Bsch. f. hd. Ma. III 38. 40.

Eine auch vom Städter goßtierte sommerliche Besezung des Abendtisches bietet der Chirši- und sonderlich der Beer-Sturm. Mit braun geröstetem Mehl werden die roh zerquetschten Früchte energisch durchmengt und mit Sahne, Zucker und Zimmt (oft sogar noch mit Brotkrümchen) versehen.

In „alte Zeiten“ dagegen, wo Bleichsucht und Blutarmut, Nervenschwäche, Skrofulose noch keine Töchter und Frauen interessant machte, versehen uns der Haberbrii² oder, nach Hebelcher wie ostschweizerischer Sprache, das „Habermues“. Was aber viele noch seltsamer anmuten mag, ist die Gestaltung dieses Kraft- und Schönheitspenders zu einem Leckerbissen mittelst echten Bienenhonigs. Ein alter Spruch lautet:

Wär's het u 's vermas,
striicht 's Hun'g uf 'en
Haberbrii. Da indes zu keinen
Zeiten überall Milch und Honig
floß, lieferte auch die Haber-
suppe, lieferten Ärbs- und
Bohne-Mues einen geschätz-
ten Morgenimbiß. (Mues ist
bei uns Leguminosen-Suppe,
früher speziell auch aus den
frischen Acker- und den Feuer-
bohnen, Säu- und Meie-
Bohne). Weniger schon war
dies der Fall beim Mais (wir



Härdöpfel-Stüchli (Erdäpfel-Mühle).

sagen das Reis oder das Meerhorn), welchen der Emmenthaler nicht so trefflich wie z. B. der Oberhasler zu bereiten versteht. Ersetzt er daher diesem bei Reich und Arm unsere Rösti, so heißt dagegen im Unterland eine gewisse Strafanstalt der Reishübel oder Reischnühel, und einem Vorsteher der ehemaligen Knabenanstalt Trachselwald rief sein späterer Nachfolger als Hüßslehrer an einem schwülen Juni-Vormittage zu: Matti, der Meerhornbrii mäait nümme! Wie ganz anders schmeckt ein richtig bereiteter Reisbrei (Riisbrii), den die Köchin nicht angebrannt hat ('brännnet het)! Er kann sogar als vollwertiger Ersatz des Fleisches am sonntäglichen Mittagstisch gelten. Das Riis (der Reis) erwahrt überhaupt auch bei uns seine Souveränität als das in der Völkerkunde so belangreiche Nahrungsmittel.

Um so enttäuschter mag daher ein Gesicht ausgesehen haben, wenn es schon auf dem Morgentische so etwas wie Reisbrei schimmern sah,

² Thorberg 95; Spinne 77.

um beim ersten Löffel voll enttäuscht zu entdecken: ach, nume Rüebe! weiße Rüben, welche dagegen, g'höblet oder g'näglet (in lange schmale Parallelopipede zerschnitten), zu Siedefleisch oder Gemüsesuppe eine herrliche Eigenwürze liefern. Oder: aber einist Ehrütst!le! das sind Mangold-Rippen, gewiegt (g'gnippet) oder auch unzerteilt als Gemüse behandelt und, nach Bericht des Pfarrers Nis in Trachselwald, zuweilen bis drei Mal täglich aufgetragen. — Ehrutsuppe dagegen ist ein abendliches Labfal aus gewiegtem Spinat (Spinat) mit Eiern und andern Zutaten. — Das Sauertraut heißt Sürchäbis oder, wenn Wirsing iig'macht worden ist, Sürchööli. Heute eine nur schwer entbehrte Zutat zum Fleisch, gehörte Kohl überhaupt ehemals zu den Speisen, die³ durch Häufigkeit und Einförmigkeit veredelt wurden. Daher spöttische Klangspiele wie: Üse Chabis chäbesslet, chäbesslet eue^r n au?

Düppis Fleischigs gelangte früher höchstens am Sonntag auf den Mittagstisch; heute ist zwei- bis dreimalige Verabreichung in der Woche die Regel. Düür's Fleisch und magere^r Späc aus der Rauch-Einrichtung wechseln mit grünem (frischem) Fleisch aus dem Schlächterladen, düür Schnitz (Äpfelstücke) oder düür Bohne mit den vorn genannten Zutaten.

Je besser die täglichen Mahlzeiten ausfallen, mit desto mehr allgemeiner Zustimmung dürfen die alten häuslichen Festlichkeiten wie Fasnacht und Neujahrete, wie Heuete und Sichlete, Fleglete und Brächete sich auf ein etwas mannigfaltigeres Mittagsmahl beschränken. Bei aller Einschränkung aber wird der Hausfrau von ihrer Aufgabe einer Chüechlimueter auch nicht ein Jota erlassen. G'chüechlet mues's sii, u we's o grad nume Ggassfee derzue gääb. Drum wird auch eine steile Anhöhe über einem Bauernhaus, das jeweils bei der Heuernte zuletzt dran kommt, in Erwartung gewisser Dinge 's Chüechli-Port geheissen.

Sind überhaupt die Chüechli (schweizer-französisch: beignets) ein westschweizerisches Gebäck, welches nach dem „Gransenlied“ schon „der Burgunner zu Bern und Fryburg essen wöll“, so sind besonders die Emmenthalerfrauen in diesem Stück anerkannte Meisterinnen. Einige von ihnen aber verfügen noch über ganz besondere Geheimnisse,⁴ denen namentlich eine Wirtin da und dort an Sonn- und Markttagen ungemainen Zulauf verdankt. Es ist darum bezeichnend, daß Jungbursche zur Fastnachtzeit sich von den Mädchen ihrer Umgebung Chüechli erbitten,

³ Etwa wie boiled cabbage and potatoes der englischen Sudelfische. ⁴ Wir glauben sie zu kennen, plaudern sie aber natürlich nicht aus.

um aus deren Beschaffenheit sich ein Urteil über die Ehüechlere und deren gesamten Haushalt zu bilden.⁵ Bewirtung hoher und lieber Gäste mit Ehüechli (wie mit Nibble) gilt drum auch als Ehrenpunkt;⁶ und da man voraussetzt, mit solcher Aufwartung jederzeit wohl anzukommen, bedeutet 's eim g'chüechlet gää, 's eim chüechle: eine Angelegenheit einem möglichst annehmbar vorlegen, sie ihm „mundgerecht“ machen. Mit eim rede wie g'chüechlet:⁷ ihm schmeicheln. Zwei Leuten würden zueinander passen, wie g'chüechlet.⁸ Wer aber einer solchen Liebesmüh unwert scheint, cha's mir=aa ung'chüechlet frässe.⁹

Hat nun für solche Besuche die Hausfrauenarbeit nichts Besonderes an sich, so ist dagegen die Anstrengung für die erwähnten Anlässe eine enorme. Nicht umsonst ruft man einem Menschen mit vor Hitze glühendem¹⁰ Gesichte zu: du heßt Bade wi n e Ehüechlimueter! und wenn jemand ausruft: iez isch's uusg'chüechlet! so bedeutet das: nun geht's an ein ganz anderes mühevolleres und schwierigeres Werk.

Das ist dann aber auch ein ansehnlicher Turm, eine stattliche Biigete, die da auf blickblanter riesiger Platte auf dem Tische paradiert. Wie man einen „Baum“ gesägter Bretter mit zwischenein geschossenen Scheitern oder Chneble durchlüftet und damit auch höher aufbettet, so muß man, nach spassiger Übertragung, auch eine solche Ladung Ehüechli chneble.

Schutz vor Verderbnis, vor Alt- und Ranzigwerden ist allerdings keiner vonnöten. Eßer zwar wird es wenige geben, die den bekannten „Vers“ buchstäblich bewahrheiten: Wenⁿ üsi Mueter chüechlet u nume sibni macht, so issen i se z'Morge; was Tüüfels git's de z'Nacht! Allein man bedenke die Spenden, welche über die Schwelle weggehen, und welche Tagelöhnern,¹¹ Stör-Arbeitern usw. heimzutragen gegeben werden! Spenden, die wirklich (wie auch der Rahm) an einstige Erstlingsopfer anklingen. An solche erinnert auch die Sitte, 's erst Ehüechli dem Hund z'gää oder, wo kein solcher da ist, der Chaz — als Stellvertretern der uralten Hausgeister (vgl. „Heubühne“ unter „Dach und Fach“).

Als Zweck dieses Brauches gibt man noch heute sinnvoll an: das⁸ es im Anlehasenid so minderi. Dem wird allerdings bei solchem Anlasse nicht übel zugesetzt, namentlich wo man sich etwa noch diesen proßigen Gablichkeitsbeweis leistet, d'Ehüechli zwuuri (zweimal) z'bache.¹² Die Gebäcke müssen in der Ehüechelpfanne schwimmen.

⁵ Schm. 1, 263 Hs.; Beitr. 186. ⁶ Spasshaft SB. 1902, 39. ⁷ Schuldb. 8. ⁸ AB. 1, 87. ⁹ Vgl. UR. 19. ¹⁰ Bitt. Th. 6. ¹¹ UR. 234; BSp. 132. ¹² Michel 144. 163.

Es versteht sich daher, daß auch ungezählte Rassen weit in der Runde von solcher Festlichkeit ihr Teil abbekommen, und die Aufforderung: schmöck, wen" i chüechle übersezt sich: Merf's, Marx! was ich da sage, ist auf dich gemünzt. Damit es aber unter diesen Riechorganen nicht allzu viele unberufene gebe, wird auch hier Rat und Wandel geschaffen: ein ins Feuer geworfener alter Schuh verdeckt den Buttergeruch gründlich.

Und dann ist es wieder für eine geraume Zeit u. u. s. g'chüechlet auch für die Genießenden. Die Seltenheit eines solchen Beginns prägt sich ab in dem Sarkasmus, womit man auch die alltägliche, besonders die sehr einfache und kurze Kocherei mit „chüechle“ bezeichnet: so, i mues däich ga z' Mörge (oder z' Mittäg, oder z' Nacht) chüechle.

Ist man aber wieder einmal dran, dann entspricht der Menge auch die Vielgestaltigkeit der Kunstprodukte. Alles mögliche läßt sich verchüechle — sogar einmal gestohlene Schuhsohlen, die einem Störschuster unbemerkt entfielen und ihm in dieser appetitlichen Gestalt zum Heimtragen wieder zugestellt wurden.¹³ Lächerig, häntscheläderig wie diese können allerdings auch die Gebäcke aus bestem Stoff ausfallen, je nach Behandlungsart des gekneteten oder des angerührten Teigs.

Des letztern bedarf es für all die Beläge von Blättern und Früchten, die unter Namen bekannt sind wie Münze-, Büratsch-, Ehrüt- (d. h. Spinat, junge Bohnenblätter u. dgl.) Chüechli, sowie Bire- (besonders Channebire-)¹⁴ und Öpfel-Chüechli, zu deren Bereitung man etwa einladet: I hätt der da n es bar Öpfel, leg se de" aa (Kleide sie an).

Eine beim Feldarbeiter ausgiebigere, daher noch beliebtere Abschlagszahlung auf die Dinge hin, die da erst recht kommen sollen, sind die am Vorabend des großen Tages um vier Uhr auf's Feld verbrachten Chüechelschnitte" oder -schnittli: die in Teig oder auch bloßer Butter verbackenen Brotscheiben oder Brotschnitte". Solche in geschlagenes Ei getaucht, welches floszig anhängt, führen den Namen Föfelschnitte.

Aus angerührtem Teig, welcher mittelst des Strüübli-Trichter oder der Strüübli-Chelle spiralförmig in möglichst heißes Schmalz gegossen wird, bestehen auch die Strüübli; ebenso die Röse-Chüechli, zu deren Bereitung das eigens gemodelte Rösechüechli-Ise erst in siedende Butter; dann in den ziemlich dickflüssigen Teig getaucht wird. Mit einem Spöörli, etwas größer und stärker gezackt, als wie die Schneider es zum Durchdrücken der Muster brauchen, wird für Schlüüf-

¹³ Vgl. SchM. 1, 154. ¹⁴ Besuch 33.

Chüechli der Rand des handflächenlangen und halb so breit ausgeschnittenen Teigstücks umfahren, damit er nach dem Baden gezackt aussehe. Der Name aber stammt daher, daß das obere Ende durch eine Schließöffnung gegen die Mitte hin gezogen und wieder ausgebreitet wird. Ebenfalls handflächengroß, aber rautenförmig wird der Teig für Hasenöhrlchen ausgestochen.

Derselbe ist geknetet und ausgewalzt wie für Mätschschelen und Chneublätze, diese schwierigsten Kunstgebilde ihrer Art. Namentlich erstere sind Paradenstücke, an deren Bereitung sich eine Hausfrau selten mehr wagt. Das eine Ende eines anderthalb Meter langen Teigstücks wird um eine Fleischgabel gewunden und in siedende Butter getaucht; um die von Zeit zu Zeit sich drehende Gabel häuft allmählich die ganze Länge sich auf. Chneublätze dagegen werden auf dem mit weißem Tuche überdeckten Knie zu äußerster Dünne ausgezogen. Während des Badens macht die rasche Gärung, welche auch den Namen „Haschüechli“,¹⁵ verhabni Chüechli, Verhabni veranlaßt hat, sich durch welliges Zusammenschrumpfen bemerkbar. Damit steht das knuspernde Geräusch beim Essen in Verbindung: Chneublätze müsse chrätschelig uschöö.¹⁶ Ähnlich knuspern die Grümischeli: Teigtropfen, welche in der Butter erhärten.

Die Sprüschüechli, welche in dieser Art grümischelen, werden gelegentlich¹⁷ als „Spritzkuchen“ mit „Strüübli“ identifiziert. Belangericher ist das Ungeschick, „Chüechli“ mit „Kuchen“¹⁸ zu übersetzen, da die Verkleinerung des letztern Wortes absolut nur Chuechli lautet.

Des Kuchens ist unter „Brot“ gedacht worden, und es sei hier bloß nachgetragen, daß der Brotteig gelegentlich mittelst verschiedener Auflagen zu Döpfel-, Zwätschge-, Ante-Ruumme-Chueche (aus dem Niederschlag der geschmolzenen Butter) usw. gestaltet werden kann. Der Genießende hat allen Grund, sich auch solche Produkte schmecken zu lassen — bis an den Rand, welcher bezeichnenderweise der Chummer genannt wird. Man könnte versucht sein, gemäß der Urbedeutung von „Kummer“¹⁹ an hier sich ansammelnde gröbere Niederschläge der Teigmasse zu denken, wenn nicht nach lebendig gebliebener Deutung die schließliche Bearbeitung dieser Rinde den Zähnen im heutigen Sinne Chummer miech.

Einfachere Mittel und beschränkte Zeit gestatten höchstens dann und wann einen Pfannkuchen: Eiertätsch; besonders als Stärkung

¹⁵ Mss. Anna 205; Spinne 7. ¹⁶ Bischeb. 7. ¹⁷ Jacob 1, 102. ¹⁸ Ebd.; vgl. Schm. 1, 48 und 5. ¹⁹ Vgl. frz. décombres, encombrer und bgl.

zu längerer Reise,²⁰ im „Annebäbi“²¹ auch als Einzugsmahl für Brautleute, sowie als Entgelt für kindliche Untermürfigkeit.²² Die Beliebtheit dieses Gebäcks zu Stadt und Land zeigt sich darin, daß sogar ein zimperliches „Häärpeli“ seine Kochkünste an einem „verstrupften Eiertättschchen“²³ (kürzer: Tättschli) erprobt, also eiertättschlet²⁴ oder überhaupt bröselet (zürcherisch: „tättschlet“).

Wird hiermit und etwa noch an seltenern Mehlspeisen wie Klößen (Chnöpfli) und Flute („Pflute“) das Nahrungs- und Genuß-Bedürfnis des angestrengt arbeitenden Landmanns weit zweckmäßiger als das des sitzenden Stubenarbeiters befriedigt, so sind — gleich erklärlicherweise — jenem die Süßigkeiten zuwider, die als Guezi, Läderli, Täfeli (Zucker-, Kueße- usw. Täfeli) oder die Dreizingge einer „Wirtin zu Binggimil“²⁵ die Nahrung z. B. von Fabrikarbeiterinnen verbessern müssen. Dagegen dürfen die altbäuerlichen Taatere,²⁶ Daaterech-Chuehe (kleine Kuchen aus Blätterteig) auf dem Festtisch einigermaßen die städtische Pastede oder Pastede (namentlich in deren übertragenem Sinn: di ganzi Pastede! e schöni Pastete!) ersetzen. Nur daß jene eher mit dem Endstück, diese eher mit dem Anfangsglied einer altrömischen Mahlzeit ab ovo ad mala sich vergleichen ließen.

Den Rang der Pastete nimmt im bäuerlichen Festmahl das Voräße (etwa = fricassé) von Schafffleisch oder Hirn ein, an welchem der Safran (Safferet) ebensowenig fehlen darf wie an der vorausgehenden Fleischsuppe. Die darauf folgenden Biigete Fleisch: Kinderig, der Säubrägel, das Braatis (der Rindsbraten), die Götelette, die suuri Mode (Sauerbraten von Rindschenkel), die Rüppeli (Schweinsrippen), Löffli (Schweinschultern), Hamme (Schinken), Hammeschnittli samt zubienendem Gemüse (G'chööch) geben ein Mahl ab, „wie es Fürsten selten haben, und keine Bauern auf der Welt als die Berner“.²⁷ Bescheiden also sieht vergleichsweise aus, was Pfr. Nis 1772 aus Trachselwald²⁸ berichtet: „In den sog. großen Werken und zu festlichen, auch sonntäglichen Zeiten ist die herrlichste Speise Ruchli, Reis- oder Hirsbrey (Hirsbrii), geräuchert Rindfleisch, auch Schweinefleisch, davon sie einen Überfluß aufstellen und an festlichen Zeiten abwechseln.“

²⁰ NB. 1, 195. ²¹ 2, 18. ²² 1, 84. ²³ Joggeli 80. ²⁴ UR. 124; Geldst. 26. ²⁵ Erbv. 8, 85; als Spott auf welsche Amtstracht; SchM. 1, 149 f. 177. ²⁶ GG. 3, 70; Spinne 85; Michel 197; Geldst. 193. ²⁷ Spinne 7. ²⁸ St. Q2 A.



Bauernfamilie am Mittagstisch.

Wie gegessen wird.

Müest's nää, wi mer's hei,¹ meint lächelnd zu uns der Bauer, dessen freundliche Einladung zu einem sonntäglichen z'Zmīs wir mit dem obligaten „He nu, so wil i so uverschant sii“ angenommen haben. Seine Entschuldigung ist namentlich heute so gegenstandslos wie der gewohnte Ruf des Horns, da die männlichen Tischgenossen alle in Gruppen um das Haus versammelt sind. Gleichwohl tuet no niemer e Wawch (Wank): Keiner will als der Flinkste gelten, wenn's zu Tische geht. Da ertönt die etwas rääch und dennoch melodische Stimme der Bäuerin unter der Haustür: La gseh, wott aber niemer zuehe! Es chaltet ja alles! — He nu, so wei mer's däich zue n is zwänge! meint mit humoristischem Anflug einer, dessen Gestalt und Gehaben den langjährigen Meisterknecht erraten läßt. Nun ein gemächliches Räumen und Einstecken der Pfeifen, ein Räuspern da und dort, endlich ein allgemeines Aufstehen. Die ersten Schritte aber gelten — auch am Sonntag — dem Brunnen. In beinahe solennem Marsche sodann beschreitet einer hinter dem andern die Pleßi vor der Stubestür oder im ältern Hause die Küche, um vor den Augen der Hausherrin die Hände am aufgehängten Wüschtech (Wischtuch) abzutrocknen.

Der Tisch ist besetzt. Zwei Rinder und der Güeterbueb verrichten die Gebete. Jetzt senken sich gleichmäßig die Löffel in die gemeinsame Schüssel.² Das gewohnte rasche Speise-Tempo darf heute etwas gemäßigt werden; gleichwohl wird auch jetzt das Sprechen vermieden, und namentlich unter Rindern duldet man keine Schnädergäsi bei Tisch. Des Lobes und Tadel der Speisen enthält man sich völlig; kaum daß der Meister, wenn auch einmal das Sauertraut noch so lästerlich angebrannt wäre, den Sarkasmus fliegen lassen würde: Wäge mine bruuchit der ech de witer's eke Müej z'gää, der Surchabis z'brännte.³ (Vgl. die Kritik eines Städters: We der vo däm da 's Rezäpt verlüürit, suechit's nümme!)

Man hört also vorläufig nichts als das leise Klirren des Tischgeräts. Denn noch strenger als Sprechen ist das Schlürjen (Süürfle) der Flüssigkeiten und das Schmazen (Tätsche, Tätschle) beim Rauen verpönt. — Überhaupt hat eben diese anscheinend unappetitliche Schüssel-Gemeinschaft, die allerdings mehr und mehr der städtischen Sitte weicht,

¹ Vgl. venir au hazard du pot. ² Gf. Gf. 1902, 245. ³ Räs. 432.

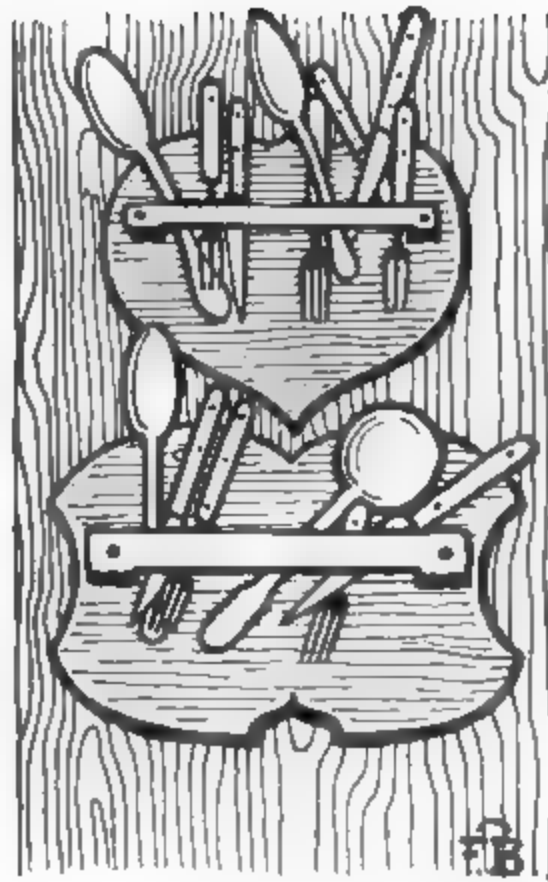
eine bauerliche Tischzucht geschaffen, die manch einer fashionablen Table d'hôte zum Muster der Disziplin dienen könnte.

Man sehe dieses Anfsichhalten bei aller Ungezwungenheit der Bewegung! Das Vorbeugen des Oberleibes über den Tisch herein ist so anstößig, daß ihe lüge auch als Bild für Unverschämtheit jeglicher Art gilt. Wer mit hastigem Essen (schwaarble, ihe schwarble) eine ungezügelte Begierde verrät, also schwittig⁴ tuet („schwitisiert“⁵ sich am „Schwiten“ als „Schwitie“⁶ gebärdet), stellt auch seiner Meisterschaft und Umgebung ein schlechtes Zeugnis aus: mi gön n ihm's nid. Denn we men a men Ort am Tisch hocket, wo me g'seht, daß 's ei'm reut, so mas me viil meh. Man vermeidet also schon aus Politik jede Erinnerung an tierisches Gebaren, womit einer sich selbst fueteret oder fueret, für d' Fürsorg fueteret,⁷ „wi we's nümme guet wär“.⁸ Derartiges Benehmen erweckt bald einmal den Vorwurf: er ist e Frässhund, e Fräswolf; er ist chrank am Fräßbank; er geit e menen iedere ääfige Mödli⁹ naa, er schlädet alli Täller uus, ist e Täller-schläder u. dgl.

Ebenso unbeliebt ist freilich jedes Geziert- und Zimperlich-Tun beim Essen, sonderlich die Sorge, gäb me das un äis erliide (vertragen) möög, gäb's eim guet oder nid guet tüej. Wer überhaupt zu Tische sitzt und nicht im Offeneggeli oder im Bett, nimmt vo allem. „Üsi Ghind ässen alls“ ist eins der Hauptzeugnisse richtiger Erziehung. Wer einzelnes auffällig bevorzugt, ist schnäder- oder schmäderfrääfig, e Schmäderfraas, huldigt der Schmäderfrääfigi (was bildlich auch von anderweitigem wählerischem Gebaren, z. B. gegenüber Freiern¹⁰ gilt). „Jenem Tawner, der sich allein an Speck und Fleisch hielt, rief der Meister endlich vor Zorn halblaut zu: Üeli, Üeli, Chrut vo! Chrut vo!“¹¹ Wer aber bei Mitteln ist, setzt sich durch solch meisterloses¹² Verhalten dem Verdacht aus, er (oder sie¹³) stille den Hunger heimlich noch anderwärts; es warte ihrer irgendwo etwas Meisterloses¹⁴ (Lederes), oder sie gehen naschend auf verbotenen Wegen: sie brösele etwas für sich; sie schnause, sie schnausen alls uus, sind schnausig,¹⁵ Schnausine; sie schlärme oder schlürme dürewägg (durchwegs) desume, sind Schlärmine oder Schlürmine, schlärmig (vgl. auch: „schlärmige Witwer“¹⁶).

⁴ BSp. 314. ⁵ Btgst. 1, 157. ⁶ Ebb. 157 159. ⁷ Ball 35. ⁸ Amts. 77. ⁹ GG. 3, 92. ¹⁰ Überraschung 340. ¹¹ BSp. 151. ¹² AB. 2, 66. ¹³ Michel 184. ¹⁴ GG. 1, 52. ¹⁵ Gf. GF. 1901, 26 mit dem Druckfehler „schmausig“; das Wort gehört zu „Schnauze“. ¹⁶ Gelbat. 344.

Zur Brot- und Schüssel-Gemeinschaft gehört ferner und besonders, daß man an den Speisen selbst jede unappetitliche Spur der Berührung peinlich vermeide. In die Suppen- und Milch-Schüssel langt jeder mit seinem Löffel so, daß er denselben an dem ihm zugekehrten Revier in die Tiefe taucht und sich streng vor irgend welchem Firschen auf Brotscheibchen, Käsestückchen, geröstete Mehlschößchen, Rahmböden auf fremden Jagdgründen in acht nimmt. Die Milchsuppe von Kappel würde sich nicht mit der Gemütlichkeit von 1529 wiederholen. Trägt sodann die Meisterin di große Platte auf, g'huyffet voll Rübli oder Bohne oder Häröpfelbipli samt magerm Speck, der in kleine Würfel (oder Rööli) zerschnitten (g'schnäpset) die ganze steile Gebirgsfläche anlockend übersäet: dann ist die individuelle Disziplin des Essens auf die peinlichste Probe gesetzt. Doch jeder und jedes übersteht sie mannhaft: in strenger Wahrung des Rein und Dein wird am zugehörigen Ort ein Grübchen hineingegessen und die unterirdische Minenarbeit mit bergmännischer Schweigsamkeit fortgesetzt, bis ein Rööli nach dem andern seinen Stand verliert, ähetvolet und unter wohlverdientem, doch still gedachtem „Glück auf“ den richtigen Fahrtschacht findet. — Auch für Siedefleisch und Braten ist bei alter Tischsitte kein Speisemeister vorgesehen, der zierliche „Trancheleni“¹⁷ (tranchos) vorschneide und chic herumlange. Der Meister schneidet sich vom aufgetragenen Stück seine Portion herunter und legt den Rest dem Nachbarn auf den Teller: gib's witerä!¹⁸ Anstoß erregt bloß, wenn bei diesem „Weitergeben“ das Fleischstück mit dem Daumen¹⁹ statt mit dem Messer von der Gabel gestoßen wird. Der Teller des Essenden dagegen wird, ob schon er ohne Wechsel selbst für eine größere Zahl von Gerichten dient, als ebenso appetitlich bleibend betrachtet wie die Auftrags- und Kochgeräte. Denn zu den Jahrzehnte lang wiederholten Schnurren gehört es, daß einmal eine den Tischgästen geraten habe: si sölli



Löffelrügge.

¹⁷ SchM. 1, 367 f. ¹⁸ Spinne 87; Michel 197 f. ¹⁹ GG. 8, 47.

(auf der Gemüseplatte) *de e chlii i mitt's ufe nää, si heig grad ieze de Säue b'bracht.*

Dafür wird aber auch der Teller jeweils sauber abgeessen: *mi isst uus.* Gleichwie (entsprechend französischer Manier) Gläser und Flaschen leer werden müssen: *mi treicht uus.* (Wie denn auch einer seinen hinten abgewetzten Hut damit rechtfertigte: *das chöm vom Uusstreiche.*) *Nume nid g'herehündelet!* würde es zu einem heißen, der sich nicht zu solchem „reinem Tisch“ verstehen wollte, sondern etwa auch in die Familie Wirtshausmanieren verpflanzen möchte, die besagen sollen, man sei zu voller Genüge bedient worden. (Der „Komplimentfisch“.²⁰) Daß auch die Kaffeetasse leer sei und keiner Nachfüllung harre („*i ha gnue*“), bezeugt der Bauer damit, daß er sie mit einer kurzen, energischen Bewegung umgekehrt ins Blättli stürzt.²¹ Wie mit nämlicher Sauberkeit auch das Brot behandelt wird, ist bereits erörtert.

Seine eigene Behandlung findet der Löffel. Seine Wichtigkeit bekundet schon der Sprachgebrauch (vgl. S. 329). Hat der Löffel bei Tisch seine Dienste getan, so wird er (gleich wie schon zu Antritt des Dienstes) am Tischlache oder Tischtuch (*Tischteuch*) *abg'wüsch*t, und wie der ander Wärgzüüg, nämlich die Gähle und das Tischmesser ('s *Schnitzkerli* oder verächtlich: der *Hegel*²²), in die Riigle²³ oder Löffelriigle²⁴ (Abb. S. 515) verbracht. Es ist dies eine kleine hölzerne oder eiserne Querleiste an der Wand über dem Haupt des Eigners. Hier hat jedes (wenigstens männliche) Familienglied sein eigenes *G'schüß*, wie man auch etwa sagt, und was en eigelige^r, g'eerggelige^r oder g'eerggelete^r (eßlig tuender) *Chnächt* ist, wird sich nie dazu verstehen, mit anderm als dem eigenen Wärgzüüg zu essen.

²⁰ Brüder 211. ²¹ BSp. 20; Spinne 9. ²² Btgst. 2, 117. ²³ Vgl. BME. 54.
²⁴ Gf. Gf. 1902, 245.



Familienleben.

Der Familienkreis.

E ganzi Tischschete¹ (eine ganze Schar um den Tisch Sitzender) ist's, die unser Auge überfliegt. Der Meister oben am Tisch,² neben dem wir noch ein Weilchen beim Kaffee und selbstgebranntem Chirsch sitzen bleiben, nachdem das Volk zur Verbringung seines schönen Länge Namittag sich verlaufen hat, macht uns mit den abwesenden Tischgenossen zur Not bekannt. Dä arm Schlüfi under (unten) am Tisch ist bii n is vertischgästet vo der Gmein.³ Dä rächts neben ihm, dä jung Bürstel, ist süst fүүr ihn sälber gsii⁴ (für sich selber Haushalt geführt) u het män'gist o bii n is im große Täwwe (im großen Taglohn, ohne Vertöstigung) g'wärdet; du het er du funde, er mach's besser, wenn er bii n is z'Choß gang⁵ oder z'Tisch, wi men o seit. I nime süst söttig Tischgänger⁶ nid gärn; mi ist g'schiniert (géné) mit ne; weder (indes) das da ist nid en ungattlige Bürstel, und er chunnt is no män'gist kumod.

Und der neben ihm Sitzende, fragen wir, ist das nicht ungesähr ein Fünfziger? Er schaut so eigenartig träumerisch drein, als wäre er in einer andern Welt daheim. „Ahaa, der Wäber-Bänzli! Er ist bii n is uf der Stöör, u mir heiße ne, wi n es der Bruuch ist, am Sundig cho z'Imis ässe. Er wißt is. 's ist halt e Wittlig, wo o no gärn Eini nähm, u nit dra täicht, das⁷, we me 's erst Mal es guets Loos 'zoge het, me's de es zweut's Mal wüest chönnt verböössere.“⁷

Wer ist denn die Bierzigerin unten auf dem Vorstuhl? — Bevor

¹ Verschieden von derjenigen im Bild „Bauernfamilie am Mittagstisch“. ² Michel 155. ³ Schweizer (1764). ⁴ SchM. 1, 90; Ger. Tw. (1786). ⁵ SchM. 1, 186; BSp. 159. ⁶ BwM. 135. ⁷ Wittwer: BSp. 122; Schuldb. 18; Geldst. 11, 342 344; Heiri 30 73; Michel 241; Ztgst. 1, 22.

der Bauer antworten kann, tritt die Herrin des Hauses mit neugefüllter Kanne dazwischen: „Das lööt mer nume rüejig, das ist es bravs Witfraue (Wippfraue)! We's ihm da scho chlii z'schäärbis (schief) g'gangen ist u d' Lüt ieze drüber lache, das⁹ ihm dä die Witlig im Guggernäst si¹⁰ hindertsi drüs g'macht het, so isch ihm das numen e gueti Lehr gsii, wi me 's eso en ere Witfrau macht.⁹ Item, es ist emel mit Ehre dervo choo u tawnet iez bii n is u macht si Sach redli u rächt. Wosch no nes Chacheli, Drätti? U dir, Her^r . . . wie nume neue? Mi Siin (Sinn, Gedächtnis) het eso g'schwachet sit mi'r Chrankit.“ — Mein Name ist Johannes Meyer. „Aha, Meyer Haneß, wi me hie sieg. O näät no eis! Es si gar chliinni Naselöchtchi, es geit chuum e rächte Spruch drii.“ —

Der Bauer lacht: „Grad eso het albe 's Hagßbach-Trini g'seit, we mer öppe zue n ihm ähe sii. Wüßt der, es ist no üsi Bāse gsii vo mi'r Frau nahe,⁹ frili wit usse.“¹⁰ „He jaa“, präzisiert die Frau, „mi'r Schwester Schwäher's Bruders Meitli.“¹¹ „Si ist vo witem's¹² o no ne Bāse vo mir gsii, neue da vo Drättis Brueders Meitlinen ei'm har.“

Der Titel „Bāse“, oder wie man in der Stadt sagt: „Tante“, scheint also ein sehr weitläufiger Begriff zu sein. — „He frili; weder dē underscheidet me dee, we me's gnauer säge wiil, grad eso, wi mer's ieze g'macht hei. Ober mi seit öppe, das me wüß, wām's aageit, dām junge Meitli 's „Bāseli“ Etwa „Nießli“,¹³ wie in der Stadt (petite nièce)? „Cha sii, i gchenne die Nāme niid.“ Oder wie man auch in Basel und anderwärts sagt: die „Bääsi“?¹⁴ „Weiß 's o niid! Mir sägen eifach 's Bāseli, oder d' Bāse,¹⁵ oder d' Bāse Götte.“¹⁶ „U wenⁿ Eini“ . . . Bäuerin: „oder Eine^r“ . . . 's Muu' nie cha still! haa un es gäng uf u zue geit wi e mene Wasserstälz (der Bachstälze) der Stül, so seit men, es sig e Chlapperbāse¹⁷ oder e Dorfbase.¹⁸ U we's uufg'strüßeti Wiibervölcher mit Chlappermüülere vo wit har si, wo me nid weiß, was mit nen ist, u we si Ein an e wurmäßige Öpfel mahne, wo uf ei'r Site no chlii öppi's Rot's d'rannen ist, so seit me, das sig graaubäfiger Büüg.¹⁹ U wenⁿ öppe näben uf i mene Bēbli Eine^r der Andereⁿ vo witem's entggäge geit u gar grüßeli vor de Lüte macht:

⁹ Witwen („Wittweiber“): MZ. 181. 94; Stgfl. 2, 120; Ott 1, 26; Schulbb. 304; Selbst. 129 344; BSp. 64; SchM. 1, 286 und d. ⁹ Bgl. Rdj. 352: „vo dir (deiner Verwandtenseite) her“. ¹⁰ MZ. 2, 262: „wit usse“. ¹¹ MZ. 1, 89; vgl. SchM. 1, 112; Beitr. 95; MZ. 23. 82. ¹² LR. 144. ¹³ MZ. Annb 251. ¹⁴ MZ. 2, 262; Schulbb. 57; Überraschung 340; Fr. Bfr. 54. ¹⁵ „Bāse“: RM. 1811, 155. ¹⁶ Besuch 170. ¹⁷ Burri VI. ¹⁸ SchM. 1, 136. ¹⁹ Schulbb. 364; Ball 50 68. ²⁰ GG. 2, 78.

eh So' grüß di, Bāse, wi geit's oo, u was machst de gäng?²⁰ da seit men öppe: mhm, e schöni Bāse das! öppe vo Abraham's Rite har!

Aha, das ist so, wie man nach Gottheß²¹ einander „bettet und baaset“, sie ihn für den Bettermaa²² oder Better Gōtti²³ (oder „der Gotte Better“²⁴) oder den „Röwö“²⁵ (noueu) ausgibt?

„Ben“ es nid der „Unggle“ (oncle) ist“ — repliziert die Bäuerin — „wi üse Ruedi z'Wärn dem Better im Stöckli āne aasaat säge“ (ihn zu nennen anfängt).

Der Bauer: „Ja ja, üse Stöckli-Better! We dä einist nümme da ist, de geit's üsem Chlünsten o übel! Wi dä dām Buebli nahetrappet, uf ihn Achtig git, ne him Händli nimmt u des ume fñehrt, ihm G'schichteli b'richtet u gäng öppen e Wiren oder süst öppis für ihn parat het!“²⁶ Bäuerin: „Er mahnet mi ganz an üse G r ö s ä t t i, wo's mit üsem Ruedi grad breziis eso g'ha hett. Wi cha o säge: dä ist ihm z'hinderist im Hätz inne gsii.“²⁷ Ben er der Grosatt vo witem het ghört — er het ne²⁸ uf der Stell a de Schritten aa g'kennt —, so het er grüest: Grosätti chunnt!²⁹ Grosätti Chrodömmeli!³⁰ U we de der

Grosatt i sim graue Haar mit sim Pfiffli dahar cho ist,³¹ de het er nume g'wartet, bis er der Stäcke het abg'stell't g'haa un abg'hodet ist. De ist er ihm uf d' Schoos uehe g'chlāberet, u het ne n um e Hals g'noo un ihm Ääli g'macht: „ä'ä!“ het das gäng an eim tönt. U de het er ne de so him Chjñi gnoo, het ihm der Chopf uuf g'haa, het ihn



Vater (pensionierter Lehrer) und verwitwete Tochter.

²⁰ GG. 2, 78. ²¹ GG. 2, 100; Schulbb. 285. ²² Erbb. 8; Rälbi 417; UR. 148. ²³ Burri IX; Splinne II. ²⁴ UR. (1813), 246. ²⁵ UR. 2, 247. ²⁶ Vgl. GG. 3, 68. ²⁷ An UR. 114. ²⁸ Sonnt. 119. ²⁹ BSp. 129. ³⁰ Ruha 1.

eso undereggüggelet u lang, lang i d' Auge g'luegt u g'feit: Großätti höhn (böse)? Un i ha wohl! g'merkt, wi albe der Großatt z'erst eso vor ihm anne g'finnet u g'stuyenet het, wi de alben e Bitterigi un e Tschüder dütür ihn gfahren ist bis z'ufferist i d' Finger use, wi



Lehrer.

n er e Augeplid mi de Hände über enandere 'bisse het u ganz wild u böös dri g'luegt (d' Lüt hein ihm's drum gar schlächt g'macht). De ist de 's Buebeli choo u het gfragt: Großätti höhn? De ist de bäm d's Augewasser choo; er het abg'wüschet, daß 's niemmer het sölle g'feh, u het g'lächlet und g'feit: Nei nei, Großätti lieb.³¹ Un iez no heißt es

³¹ Vgl. Druide 188; Schuldb. 295 301 318.

gäng und gäng bim Ruedi: der Grosätti het albe gseit
 der Grosätti wurd ieze säge wen ieze das der Gros-
 ätti g'fääch!"²² Der Bauer: „Aber üüs ist er o lieb gsi. Emel be
 dir gár! Du hest nid chönnen uufhören, ihm z'chüberle und Bissi



Lehrerin.

Bäsi u Lijri Lääri u Fäberläsis z'mache; du hest ne ganz
 verbippääpelet. I täichen albe draa, wenⁿ üserö Heu bim müde-
 rige Wätter so lang nid doore wiil u mer's al! Augeplid müesse ga
 schüttle u alli chlinne Bättschgeli mit de Händbe verschriisse. Wi seit
 bäm nid vergäbe, mi täej 's Heu grössatte."

²² Sonnt. 138.

Aber auch das Grösmüeti kann sehr, sehr lieb sein;³³ sei's daß „die muntere dicke Frau auf der Bank sitzt, die schönen runden Arme, die am Handgelenk in einer tiefen Falte endigen, übereinander geschlagen;³⁴ sei's daß sie, schütter und gebrechlich, an die Sonne geführt wird und ihr mit aller Sorgfalt ein Kissen über die Bank gebreitet werden muß.³⁵ Nicht umsonst hat Gotthelf dem „Sonntag des Großvaters“ „Räthi die Großmutter“ an die Seite gestellt! Der Bauer: „Un i gchenne meh weder eis Wiibsbild, wo i sine beste Jahren es Riibisse, e Flachsräffle, e Holzöpfel gsi ist; das het als e Grösmueter no 'zahmet³⁶ un ist no grüüfeli gärn es liebs Grösmüeterli³⁷ gsi.“

„Mues es sii, Her' Meyer?“ — Ja, ich habe hohe Zeit, wenn ich um 12. 48 in Ramsei fort will. Besten Dank, Adieu!

Im Himmel ist es Brot. Di ersti Steufmueter, wo dert here chunnt, tarf's aahaue; aber es ist no ganz. Solch böses Omen, dessen Zeichnung hier auf die Spitze getrieben ist, wird von Gotthelf³⁸ in seiner Psychologie erklärt. Es geht hieraus auch hervor, warum Steufatt, -Bruder, -schwester, warum Halbgeschwisterti, warum Zonanderi-Chind und andere nicht blutsverwandte Verhältnisse der Sprache gleichgültiger sind.

Den alten Begriffsumfang von „Knabe“ zeigen noch amtliche Bezeichnungen wie: N. N., „ein Knab von 19 Jahren“,³⁹ und die Äplersprache in den Versen: „Ich u d' Chnaabe müssen äbe“ (ab der Alp);⁴⁰ „un uf der Wält si kener Lüt wi üser Chüejjernaabe.“ — Dem entspricht unser Bueb. Der ursprünglich losende Sinn⁴¹ des uralten Lautwortes,⁴² aus welchem in regelrechtem Lautwandel^{41a} mhd. buobe entstanden ist, muß durch neue Verkleinerungsformen ausgedrückt werden. Unsere Sprache betont in der Gegenüberstellung von Bueb und Meitli hauptsächlich das Geschlecht, weniger schon das jugendliche Alter. Man sagt: er het e Bueb uberchoo, es ist e Bueb z'taufse. Mini Buebe nannte Bixius die halbwüchsigen Jöglinge der von ihm gegründeten Armenanstalt Trachselwald.⁴³ Aber es heißt auch: „Die lustige Buebe si nümme hie; si si uf de Bärge u hüte d' Chüe.“⁴⁴ So lang daß 's Bueben u Meitli git, so lang vergeit die Wält no nit. Buebe stellen sich nach der Konfirmation zum Huldigungseid.⁴⁵ Etwa zwanzig Jahre alt war 1788 der „Seppli-Bueb“ Ulrich Glücker.⁴⁶ Buebe,

³³ Geiri 102; Räthi 13 70 f. ³⁴ BSp. 129. ³⁵ Joggeli 37. ³⁶ AB. 2, 112 f. ³⁷ Böggelein 137. ³⁸ Arm. 118. ³⁹ Ger. Tw. (1792). ⁴⁰ BSp. i. ⁴¹ Kluge⁵ 56 f. ^{41a} ebd. ⁴² Vgl. engl. baby, frz. bébé = Wickelkind; das Bääbi = die Puppe. ⁴³ Ammann JB. 8. ⁴⁴ Vgl. Segen 72. ⁴⁵ SchM. 1, 85. ⁴⁶ Ger. Tw.

d. h. junge Bauern, handeln um Vieh.⁴⁷ „So n e Schnüürfli vo Bueb“⁴⁸ wirbt um ein Mädchen — mit wenig Mühe, wenn dieses buebiger Art, zum buebele aufgelegt ist, und auch er selbst noch buebelet: sich als noch völlig unreifer, halt- und charakterloser Junge geberdet. — Der Würm-Bueb hieß um 1860 ein armer Idiot, dem alles ohne Unterschied als Nahrung gut gewesen sein soll. Dagegen ist die üble Bedeutung („Spiz-bueb“)⁴⁹ erst durch Luther zu uns gekommen. („Bettler und Buben.“)

An einem ergötzlichen Mißverständnis illustriert Gotthelf die Fortentwicklung des Begriffs „Bueb“ nach der einen Seite hin: zu der Bedeutung „Sohn“. Us äsem Bueb git's doch no öppis, meint der Knecht zum Meister. Der wundert sich ob solcher Prophezeiung über seinem Enkel, der noch ein Säugling ist. Da klärt ihn Sami auf: „Äse Bueb meinen i, Äse Jakobli,“ also den einzigen Sohn des Meisters, der auch unter den Augen des Knechts aus dem wenig versprechenden Jungen zum echt bauerlichen Mann und Vater emporgewachsen ist.⁵⁰ In solchem Sinne (Sohn, aus welchem was Rechtes geworden ist oder werden soll) redet auch der alte Bißi vom jungen: „Der Bube wird, wenn er so fortfährt, ein ganzer Kerli, körperlich und geistig.“⁵¹ „Mein Bube ist



Vierzehnjähriger Knabe.

⁴⁷ Schweiz 1900, 510. ⁴⁸ NB. 1, 162. ⁴⁹ NB. 176; Geiser An. ⁵⁰ NB. 2, 153.

⁵¹ An NB. 71.

nie um eine Ausrede verlegen.“⁵² „Der Buebe wird ein grober Schweizer und hat Lücken wie ein Schweizer.“⁵³ In selbem Sinn auch redet er zu Knaben und zu Schweizer-Schützen von des Tellen Bueb,⁵⁴ dem Tellbueb.⁵⁵ Ein Bauer sagt zum andern: „Es ist Gottes Wille, daß mein Bueb und dein Meitschi zusammenkommen,“⁵⁶ und selbst ein armes Schuldbäuerlein⁵⁷ will sein Gütchen auf den Bueb übergehen sehen. In der Schule dagegen durfte der nämliche Peter Käser, der „nume's Wäbers Bueb“⁵⁸ war, trotz seiner Fähigkeiten nicht ob d's Statthalter's⁵⁹ und d's Weibel's Bueb⁶⁰ sitzen.

An solche Hätzchäfer nun wendet unsere Mundart so fein abgestufte Zärtlichkeits-Verkleinerungen wie folgende: Der Buebel, der mit robustem und energischem Wesen das bei Zeiten sich krümmende Häfchen vorstellt.⁶⁰ Das Buebli, das trotz seiner Rindlichkeit bereits des Raums und der Zügel bedarf.⁶¹ Wie es denn auch zu einem stämmigen Angreifer heißt: „Buebli, laß dich nicht gelüsten! Ich bin der Hagelhaus im Blißloch.“⁶² Das Buebeli⁶³ dagegen macht den Übergang zu den umlautlosen Formen, welche (wie z. B. auch in „Stubeli“) die feinsten Abtönungen gestatten. Wir verstehen demgemäß unter Buebli das bereits größere, aber in seinem Buebli-Glück⁶⁴ noch naiv gebliebene Kind.⁶⁵ Das Buebeli, das wir uns fast „nur mit Chruuselhäare“ denken können, läßt sich noch mit liebevollem Zureden leiten: „täich, Buebeli!“⁶⁶ Das Buebi sodann steht als Rod-bueb und als Erste-Hose-Bueb zwischen den letzten Windeln und den ersten Beinkleidern. Man vergegenwärtige sich den zärtlichen Klang eines „Buebi, miß Buebi“,⁶⁷ der im umgekehrten Verhältnis zu dem sonst erloschenen Gefühlswert dieser Endung steht.

Wie andersartig tönt uns aus der alten Zeit des „Bauernspiegels“ entgegen: der Bueb; der Johaneßli, der Christeli u der Bueb;⁶⁸ der Bueb cha's mache!⁶⁹ Bueb, gang reich hurtig das und das!⁷⁰ Bueb, hät!⁷¹ Der Bueb het das g'macht, der Bueb ist d' Schuld. Wennume so ne Tonner's Bueb um enandere wär, das men öppere chönnt d' Schuld gää! Nume so wi ne Bueb daharchoo!⁷² Der Bueb söll nid stercher si weder mi Bueb,⁷³

⁵² Ebb. 81. ⁵³ An JR. 109. ⁵⁴ Tell 7, 177. ⁵⁵ Schweizer 324; vgl. ebb. 319. ⁵⁶ GG. 2, 106. ⁵⁷ SchM. 1, 36. ⁵⁸ Ebb. 66. ⁵⁹ Ebb. 67. ⁶⁰ Ebb. 65. ⁶¹ MZB. 23. 219 239 244; SchM. 1, 386, 2, 157. ⁶² Rätli 17 S. ⁶³ UR. 468. ⁶⁴ MZB. 2, 217. ⁶⁵ Ott 1, 5. ⁶⁶ Müll. Hf. 59; Sonnt. 185; Rätli 122 S. ⁶⁷ Rätli 17 S.; 108 f. S. (Beiträge 675); 122 f. ⁶⁸ Rätli 25. 14. 18. 93 S. 193; UR. 177; MZB. 2, 231; Jtgst. 2, 16 42; Besuch 158. ⁶⁹ BSp. 73. ⁷⁰ Ebb. 77. ⁷¹ UR. 177. ⁷² Alte Gesch. 265. ⁷³ GG. 2, 109. ⁷⁴ BSp. 78.

söll nid welle gschidter sii.⁷⁴ Chum Bueb u nimm oo! nachdem die Familienglieder ihr Teil erhalten.⁷⁵ Das ißt nid di Ätti, du bist nume der Bueb!⁷⁶

Aber eben seit dem „Bauernspiegel“ ist das Schickjal dieser Güeterbuebe (von den Gemeindebehörden meist auf Bauernhöfe verdingten Knaben) ein so ganz anderes geworden, daß etwaige herzlose Behandlung als skandalöse Ausnahme aufs schärfste gebrandmarkt wird. Der Sprängbueb („gleichsam Telegraphie ohne Draht“),⁷⁷ der Chäserei- oder der Milchbueb mit der Bränte;⁷⁸ der Acherbueb⁷⁹ (der beim Pflügen oder „z'Acherfahre“ das Zugvieh führen und antreiben, z'Acher triibe muß); der Tawnerbueb⁸⁰ (Sohn des Tagelöhners und halbwegs selbst Tagelöhner); der Schaf- oder Geißbueb; der Küsse feilbietende „Kußbueb“:⁸¹ sie alle können bei Fähigkeit und gutem Willen es heute zu Hohem bringen.⁸² Keiner braucht mehr aus dem Güeterbueb ein Gassenbube⁸³ zu werden, keiner sich später wegen vorlauten Wesens Schnüderbueb⁸⁴ (wo no mues lehre d' Nase schnüße) schelten zu lassen; weniger noch ein Hüdel-,⁸⁵ Lumpen-,⁸⁶ Hund-,⁸⁷ Säubueb,⁸⁸ Tüüfelsbueb,^{88a} oder wegen lieberlicher Geschäftsführung ein Chääs-,⁸⁹ ein Bauele-Bueb.⁹⁰

Trotz Wustmann fahren wir in der „Sprachdummheit“ fort, dem Titel „Tochter“ (alt emmenthalisch, z. B. 1742, und noch konolfingisch „Tächter“)⁹¹ die Ausdehnung des franz. „fille“ zu geben. Gerade so auch setzt sich bei uns mhd. magot sogar in seiner dreifachen Bedeutung fort: zunächst s. v. w. Tochter = lat. filia. „Sein Töchterli, ein Mägdli von 11 Jahren“ (1789).⁹² So besonders in den verdunkelten Deminutivformen Meitli, im Wallis „Meitji“, und mit Vergrößerung dieses =j=: Meitschi,⁹³ Mehrzahl gleichlautend, oder älter: Meitleni,⁹⁴ Meitschgni.⁹⁵ Meitli und Meitschi stufen sich nunmehr im Gefühlswerte derart ab, daß der bewußte Deminutivsinn bloß noch auf letzterer Form ruht: es rächts Meitschi⁹⁶ (une fille comme il faut); es schöns Meitschi; das anmutige und sich sauber haltende Ärdbeerimeitschi.⁹⁷

Anders schon klingt: i bin es arms Meitli;⁹⁸ das Anstaltsmeitli;⁹⁹ das „Schlafmeitli“¹⁰⁰ (die Schlafgängerin). Kein Wunder, daß das Stubenmeitschi (die Kellnerin) und das Chindemeitschi höchstens die Grenze zwischen Herrschaftsfamilienglied und Dienerin

⁷⁴ Ebb. 85. ⁷⁵ Ebb. 130. ⁷⁶ Ebb. 74. ⁷⁷ Gf. Gf. 1902. 244. ⁷⁸ Widm. 84. ⁷⁹ GG. 2, 136. ⁸⁰ SchM. 2, 310. ⁸¹ Tribolet 28. ⁸² Ztgst. 2, 74. ⁸³ BSp. 96—107. ⁸⁴ Ebb. 27, 419. ⁸⁵ UR. 416. ⁸⁶ Alte Gesch. 276. ⁸⁷ Räf. 217. ⁸⁸ Amtsr. 99. ^{88a} BSp. 416. ⁸⁹ Räf. 183. ⁹⁰ UR. 394. ⁹¹ Widm. 85 179; Müll. UR. 70; Zischeb. ⁹² Ger. Zw. ⁹³ GG. 2, 50; Ott 1, 44. ⁹⁴ MZB. ZBj. 40, 112. ⁹⁵ SchM. 2, 48. ⁹⁶ Ebb. 2, 64; vgl. 258. ⁹⁷ Ebb. 274. ⁹⁸ Gf. 49. ⁹⁹ MZB. ZBj. 102. ¹⁰⁰ MZB. Anna 287.

streifen, das Stübemeitli dagegen und das Ehindemeitli entscheiden in die dienende Klasse hinunterrücken. In städtischer Sprache bedeutet „Meitli“ ohne weiteres Magd, selbst die verheiratete und zu Jahren gekommene, so daß unser Meiteli (kleines Mädchen) sich wie ein ganz anderes Wort davon abhebt.

„Ein Meitschi, Tochter vom Hause bin ich, und Elisabethli heiße ich!“¹ Wie selbstbewußt und stolz klingt diese Belehrung, die die Bauern- tochter dem städtischen Leutnant angebeihen läßt, der mit seinem „Ber-



Meitli.

zeiht, Jungfer Elisabeth“ sein wohlklingendstes Flauto dolce-Register gezogen zu haben wähnte. In der Tat hat Zumpfer Esther,² Zumpfer Sophie,³ Zumpfer von Elm⁴ und das allein- stehende Zumpfer⁵ bei uns denselben Klang wie bei Ostschweizern und Deutschen der Titel „Fräulein“; nur daß der Berner bei Anwendung seiner Auszeichnung weit zurückhaltender ist und sie durchaus gleichbedeutend mit Stadtzumpfer⁶ setzt. Dem entspricht auch der Tadel z. B. der Nidwaldner auf ein eitles, hoffärtiges Mädchen: „es ist es nichts Zumpferli!“⁷

Um ungezählte Stufen höher steht die Jungfrau, deren charakteristische Reinheit sich bedeutungsvoll auch in der Reinheit der Wortform abprägt. In diesem Sinn ist z. B. der Name unseres majestätischen Berner Alpen- Berges zu verstehen, der ebenso durch seine orographische Lage, wie durch den ätherisch feinen Schleier⁸ den „weißen und schwarzen Mönch“ (Mönch und Eiger) sich sozusagen „brei Schritt vom Leibe“ hält.

¹ Band 60. ² MZB. 23. 275. ³ MZB. 2, 441. ⁴ MZB. 23. 28. ⁵ MZB. 23. 222 und 6; SchM. 2, 414; Rußh. 1812, 116; 1819, 191; Bsp. j. 1811, 157. ⁶ Band 61. ⁷ Nidw. 88. ⁸ Vgl. Meichthal in Schillers Tell.

Um so bemerkenswerter ist die Verwendung der nur wenig vulgari-
sierten Form Zumpfrau im Sinn von bäuerlicher Dienstmagd oder
städtischem „Meitli“. Der Unterschied gegen die „Zumpfere“ oder das
„Fräulein“ ist selbst so feinen Städter-Ohren wie denjenigen Gotthelfs und
seiner Tochter entgangen,⁹ so daß beide ebenso häufig „Zumpfere“ wie
halb schriftdeutsch „Jungfer“ und „Jungfräuli“ schreiben. Die Vermischung
wird natürlich verdeckt durch die rein schriftdeutsche Form „Jungfrau“,¹⁰
welche wir z. B. auch 1825¹¹ und 1790¹² in der Bedeutung „Magd“
antreffen. Korrekt mundart-
lich sind dagegen Kompositen
wie *Stubejumpfere*¹³
(Kellnerin) und *Meister-
jumpfere*¹⁴ (erste Magd,
Obermagd, dignitär sehr ver-
schieden von der „Stütze der
Hausfrau“^{14a} oder „Gehül-
fin“),¹⁵ da hier die Vorsetzung
eines ersten Wortteils die
Kürzung des zweiten unbe-
dingt fordert.

Die Bedeutung „Magd“
aber, die sich gerade an die
älteste Wortform „Jungfrau“
gleicherweise wie an mhd.
„maget“ knüpft, spiegelt vor-
trefflich das alt patriarcha-
lische Familienverhältnis ab,
das auch in unsern gut bäuer-
lich gebliebenen Kreisen weiter
lebt. Wo Bauerntöchter neben
Tagelöhnerinnen am Wasch-
brett, und Millionärsjöhne



Langjähriger Melker.

neben Erbknechten an der Ackerfurche stehen; wo dieselben Finger am
Werktag die Fegbürste und den Kochlöffel handhaben und Sonntags am
Klavier „durch die Saiten meistern“: da darf getrost auch zur Mahlzeit die
erste und letzte Magd neben der Meisterfrau¹⁶ als der Herrin des
Hauses und ihren Töchtern auf dem Vorstuhl, darf der Tagelöhner und

⁹ Doch vgl. *WB.* 23. 272. ¹⁰ *Spinne* 9 uö. ¹¹ *WM.* 1825, 239. ¹² *Ger. Zw.*
MS. 85. ¹³ *WB.* 23. 214; *SchM.* 1, 155; *UR.* (1841) 19. ^{14a} *WB.* 23. 208 f.
¹⁵ *Ebb.* 199. ¹⁶ *Räthi* fu; *WB.* 23. 166; *Beitr.* 112; *Bsp.* 36.

Knecht neben dem Sohn des Hauses auf der Wandbank Platz nehmen. Wo ferner ein Bauer soweit schaut und so human denkt, daß er in der arbeitsarmen Winterzeit auch von einem Duzend Knechte keinen entläßt, und dafür auf desto größere Arbeitswilligkeit „i de große Wärlche“ rechnen darf: da ist es durchaus nichts Unerhörtes, „daß treue Dienstboten sogar wie ein Erbstück vom alten Meister auf den neuen Hofbesitzer übergehen“. So lebt auf einem Hofe in der Gemeinde Trachselwald ein Knecht, der schon drei aufeinander folgenden Generationen gedient hat. Diese Beispiele wären zu vermehren. Man vergegenwärtige sich an hievorstehenden Bildern das 70jährige Zusammenleben des Waldhausebauers Ulrich Haueter (S. 526) mit seinem Knecht Ulrich Lütthi (S. 527).¹⁷ Mit Vergnügen reihen wir diesen Bildern dasjenige des dreiundsechzigjährigen, noch in voller Manneskraft stehenden Meisterknechts „Mosers Hänneli“ (Abb. S. 529) an, der seit vierunddreißig Jahren der nämlichen Bauernfamilie dient. Die goldlautere Treue solcher allerdings auch gut und in hohen Ehren gehaltenen Dienstboten macht den alten Erfahrungssatz glänzend zu Schanden, bis nach zwei Dienstjahren sage ein Knecht: dem Meister si Sach, bis zu siebenjähriger Dienstzeit: ü si Sach, und schließlich: mi Sach. Die also gefaßte Formel will aber namentlich jungen und gutmütigen Meisterleuten, sowie Witwen die richtige Politik gegenüber allen Diensten (Dienstboten), sonderlich gegenüber dem Meisterknecht¹⁸ und der Meisterjumpsere einschärfen. Solche Politik enthält Maximen wie folgende: Häb nid meh Dienste, weder daß d' haa mueßt,¹⁹ und we's mit dine Lüten aleini mache chaast, gar fener. Dieser bäuerlichen Politik unterzieht sich, um weniger günstig gestellten Mitbauern nid böß's Spii! z'mache, auch Einer, dem seine Mittel erlauben und seine Weitständigkeit und Weitherzigkeit gebieten, über Winter sämtliche Knechte zu behalten. Er tut es, indem er beim „Umesfrage“ an Weihnachten ausdrücklich bemerkt: es wär mer lieber, es giengi zwee oder drei furt. Denn auch er kennt den Erfahrungssatz: Eine^r ma^s g'choo; zwee hei Muej; drei stöö enandere numen im Wäg. Für die Behandlung der Behaltenen aber gelten die Regeln: zah! se rächt!²⁰ Leg se rächt! (weis ihnen zuträgliche Schlafstätten an.)²¹ Mach, daß si am Fürabe un am Sundig o amene rächten Ort chöu sii!²² („Sami war im Stall daheim, Mädi in der Küche; in der Stube waren sie z'Visite.“²³) „Die Diensten sind keine Hunde; je vornehmer man

¹⁷ DB. 1903, 27 (das cliché gehört Herrn Redaktor Bärtschi). Vgl. auch SB. 1904, 8; Bitt. Th. 6. ¹⁸ Wege 315. ¹⁹ Vgl. BSp. 137. ²⁰ UR. 82. ²¹ UR. 82. ²² UR. 184. ²³ AB. 1, 410.

sich gegen sie betrügt, desto gemeiner werden sie.“²⁴ Bhäb se so lang de nume chawst,²⁵ u sorg no für ðe, we d' se furtichidst.²⁶ Gib ne nid es falsches Bügnis, aber o nid eis, wo ne 's Biterðho verhet („verhält“, unmöglich macht).²⁷ Rümner dich um ihr leibliches²⁸ und seelisches²⁹ Wohl. Dagegen hüte dich vor Vertraulichkeiten³⁰ und namentlich davor, sie in deine Familiengeheimnisse einzuweihen.³¹ — Mit solcher Weisheit zieht man noch heute „Diensten“³² heran, welche beherzigen, „wie unser Pfarrer uns das Dienen ausgelegt hat“³³ und damit das Verhältnis zu den Meisterleuten³⁴ richtig auffassen.

Die Abwesenheit scharfer Standesunterscheidung zeigt auch die Geschichte des Wortes „Knecht“. Wie wahrscheinlich „Degen“ und „dienen“,³⁵ wie „Knabe“ und „Knappe“, so gehören zusammen die alte und die neue Bedeutung von Ehnächt. Jene, die sich am schönsten in englisch „knight“ (Ritter) wieder spiegelt, klingt z. B. nach in Gotthelfs Glückwunsch: „Mich freut's, daß ein junger Knecht bei euch angestanden“³⁶ (ein Knabe euch geboren) ist“, und im Rüdwalbner Ehrentitel „es Ehnächtli“³⁷: ein wackerer Junge. Er ist scho sei e chliie Ehnächt! sagen auch wir ermunternd vor den Ohren eines dienstfertigen Kleinen, und selbst von der Bezeichnung eines Schulgehilfen als „Knecht“³⁸ ist es noch weit bis zum geringschätzigen „er ist nume der Ehnächt!“³⁹ „Der Ehnächt soll . . .“, „wo ist mi Ehnächt?“ usw.⁴⁰ Einmal aber in die besondere Klasse der Dienerschaft verwiesen, stellt sich ziemlich weit über den Hårdchnächt⁴¹ (Adlerknecht) und den Rosschnecht (Pferdewärter) der Reisterchnächt des Bauernhofes und der Staalchnächt des Gasthofes. Der Chaarer aber und erst recht der Mälcher denken natürlich gar nicht daran, in ihren Titeln mit de Ehnächte auf eine



Meisterknecht in 32-jährigem Dienst.

²⁴ UR. 82. ²⁵ MBB. 23. 277. ²⁶ Rätli fin. . ²⁷ UR. 165 ff. ²⁸ UR. 95. ²⁹ UR. 17. ³⁰ UR. 279—285. ³¹ BSp. 118. ³² Schon mhd. „der dienst“ — 1. Diener, 2. das Gefinde, wogegen man für nhd. „Dienst“ auch „das“ dienst sagen konnte. Mhd. BB. 1, 371. ³³ UR. 91 ff. ³⁴ UR. 5 ff. ³⁵ Kluge³ 72. ³⁶ An MB. 79. ³⁷ Rüd. 23. ³⁸ SchM. 1, 123. ³⁹ UR. 278. ⁴⁰ UR. 262. ⁴¹ UR. 285.

Linie gestellt zu werden, wenn sie auch mit ihnen die Schlafgelegenheit teilen und, wie sie, jeweils auf Weihnacht neu gebingt (u me g'frägt) oder stillschweigend entlassen werden (nid u me g'frägt, nämlich, ob sie ihr Dienstverhältnis neuerdings fortzusetzen Willens seien). — In unserem Wort „Infanterie“ für „Fußvolt“ konnte das it. infante (franz. enfant) bis zur Bezeichnung des „Fußknechts“ gegenüber dem Ritter gedeihen. Somit sehen wir selbst das Ehind, Mehrzahl: d' Ehind in diesen alles einschmelzenden Fluß der gesellschaftlichen Rangstufen einbezogen. Doch nicht in unserm Idiom. Ob das Zwei- oder Drei-Kinder-System für möglichst unzersplitterte Erfolge des Stammhalters Sorge, ob gegenteils der emmenthalische Durchschnitt von sechs Sprößlingen⁴² durch einen „überkindeten“⁴³ Vater bis auf die Zahl von 16 überschritten werde,⁴⁴ und ein Wirt in Schwanden sieben Söhne miteinander in den Militärdienst schicke: vom Eltiste bis zum spätgeborenen Rästpuß⁴⁵ sind sie emcl da, un ist e leiz z'vii! Es ist numen es Ehind,⁴⁶ allein es ist der Eltern Höchstes.

Üse (d. h. der Unsrige) heißt es mit gleichem Stolz dort vom Einen, hier vom zunächst außersehenen Berufs-Nachfolger. „Mir hei's Üsem scho lang g'seit, er söll mübe.“⁴⁷ Eine Verwendung des Possessivs, die auch sonst eine enge Zugehörigkeit ausdrückt: „Das ganze Dorf war stolz auf Hans; er ward allgemein nur „Üse“ genannt: mi mues 's Üsem säge; Üse wird das scho mache.“⁴⁸ Üsi: die Unsrigen, die Familienangehörigen.⁴⁹ Gegenseitig von Eheleuten: Mine^r, Dine^r, Mini, Dini. „Mine“ lächereti 's no, wen i sturb.“⁵⁰ „Mini daheim het wieder g'chääret.“⁵¹ Um einen Grad weniger vertraulich steht hiesür der Taufname („O Großvater, der Gläis ist ja so brav!“⁵² „Was i mache, ist Brenelin rächt!“⁵³ oder der Geschlechtsname („der Schmelz“).⁵⁴ Ähnlich in der Anrede („aber Daniel!“).⁵⁵

Eine andere Bezeichnungsart des Sohnes ist: der Jung. I ha d' Sach dem Junge ubergää; der Jung chaiez luege. Dem entspricht im Gefühlswert die Bezeichnung des Vaters als der Elter (woneben „die Elteri“ nicht existiert). Noch dagegen klingt in diesem Sinn die Alti, der Alt, sogar in unverschämter Anrede: „Alte^r, mach vón der, mach füre!“ (Geld her)!⁵⁶ Auch nicht gerade lieblich, jedoch arglos, klingen die gegenseitigen Anreden unter Eheleuten: „La g'seh, Alte^r, worum chunnst so spät!“⁵⁷ „Die Weiber fahren den Män-

⁴² Trub 34, 97. ⁴³ Michel 190. ⁴⁴ Berger 5. ⁴⁵ SchM. 1, 56. ⁴⁶ AB. 2, 178 193 195. ⁴⁷ GG. 3, 21. ⁴⁸ Ztgst. 1, 181. ⁴⁹ AB. 1, 318. ⁵⁰ SchM. 2, 296. ⁵¹ Durkli 249 Hs. ⁵² Sonnt. 108. ⁵³ MW. Wf. 70; vgl. Amtsr. 131; Müll. LR. 40 uö. ⁵⁴ MW. Wf. 27. ⁵⁵ Ebb. ⁵⁶ Ztgst. 2, 84. ⁵⁷ BSp. 108; vgl. 110; MW. BR. 19

nen mit den Ellbogen in die Seiten: auf, Alter, auf!"⁵⁹ So auch lehrt man etwa heim go fir⁶⁰ oder go sim Äite⁶¹,⁶² obichon der Ausdruck auch ganz neutral sein,⁶³ ja einen hochgeschätzten Gatten⁶⁴ bezeichnen kann. — Die gewöhnlichste Benennung sowohl des Vaters als des Ehemannes ist Drätti. O Drätti, chum lues doch hurti! Üse Drätti ist afe schitter (gebrechlich) u mas nümme rächt nähe. „Aber was sieg



Ds Niederhuus-Muetterli (geb. 1833).

(quo dirait) der Drätti?" Antwort: „Der Drätti sieg nüt.“⁶⁵ Zum Ehemann: „Seh, Drätti, hilf o iischäiche!“⁶⁶ In gelinder, nicht so böse gemeinter Schelte: O Drättel! (was schwägest du da! was stellst du Schiefes an!)

⁵⁹ Rät. 189. ⁶⁰ MFB. 282. 64. ⁶¹ Ebb. 41. ⁶² UR. 144. ⁶³ UR. 21. ⁶⁴ Bückeb. 18. ⁶⁵ Cf. Gf. 1902, 277.

Auch wo sicherlich dieses „Drätti“ mit angewachsenem Artikel⁶⁵ gemeint ist, glaubt man bisweilen der Ätti⁶⁶ (und kindisch: „mine d'r Ätti“⁶⁷) schreiben zu müssen. Allein das wirkliche Ätti mit beweglichem Artikel („wir wollen dich für ^{de} Ätti haa, seiest wunderbarlich oder nicht“;⁶⁸ „müest nid um ^{de} Ätti griine“;⁶⁹ oder dessen Ersatz („da oben ist ein anderer Ätti“⁷⁰; „ich fand keinen Ätti“)⁷¹ ist unserer Mundart nicht geläufig. Noch weniger das artikkelose „Ätti“, das aus dem Volativ⁷² auch in den Verfall⁷³ übergegangen ist. Immerhin weiß unser Sprachgefühl es mit Sicherheit als Deminutiv⁷⁴ aus dem bei uns ebenfalls seltenen „Ätt“⁷⁵ abzuleiten. (Vgl. oberhasl. „Dratt“.)

Stellt „Ätti“ sich doch unmittelbar zu Mueti, dem Korrelat zu „Drätti“, mit gleicher Vollwertigkeit dieses uralten Deminutiv-Suffixes -i! Drätti u Mueti sind ebenso gewöhnliche Bezeichnungen der Eltern selbst noch im Munde längst erwachsener Kinder, wie der Eheleute unter sich und vor der Welt. („U 's Mueti müest er o mitbringe!“)⁷⁶ Den ganzen Umfang mütterlichen Schaltens und Waltens umfassen: das Mueti am Rad;⁷⁷ das Mueti am Schlachtungstag, das von allen Ecken und Enden her angerufen wird: „Mueti, du sollst . . , Mueti, wori soll i das tue? . . , Mueti, i glaube . . , Mueti, gschwind e Mälchtere!“⁷⁸ das Mueti, welches „denkt“;⁷⁹ das gute Mueti, das nichts genießt, ohne den Kleinen ihr Teil werden zu lassen;⁸⁰ „ach, Mueti, wie si mini Füßli so halt!“⁸¹ das Mueti, dem das Großkind lebenslangen Dank verspricht;⁸² das Mueti, das der heimgekehrte Sohn nicht mehr findet;⁸³ Mueti's Tod.⁸⁴

Eingeschränkter, aber dafür noch gemühtiefer ist das umlautlose Mueti: „es brav's Mueti“;⁸⁵ „lieb's Mueti, weine nicht!“⁸⁶ „Mueti, hät doch für üse Vater!“⁸⁷ „das Mueti, dessen Augapfel Frik war . . ;“⁸⁸ „i ha's daheim dem Mueti g'seit.“⁸⁹ „Die sogenannten Mannleni und die Hausmueteri, die sich auf dem Markte gern lange säumen.“⁹⁰

Natürlich kommt neben der gestuften auch die verlängerte Roseform für „Mutter“ in Gebrauch; und zwar erscheint viel häufiger als Muetterli⁹⁰ („Mütterchen“) das tief gemüthvolle Mueterli. „Wenn ihm das Mueterli abgehen sollte, er wüßte nicht, wie es ferner machen.“⁹¹ „Wo findet sich ein rechtes Mueterli ohne Angst um den Ätti?“ „Denn

⁶⁵ Vgl. frz. le l-en-demain, le l-oisir, le l-ierre und dgl. ⁶⁶ SchM. 2, 47; Arm. 133; MB. 23. 86. ⁶⁷ Müll. 28. 53. ⁶⁸ Barthli 25. ⁶⁹ Rußn. ⁷⁰ SchM. 1, 47. ⁷¹ BSp. 288. ⁷² Bögelein 141; SchM. 1, 18 46; AB. 1, 35. ⁷³ Ott 1, 19. ⁷⁴ Statt nach schw. Id. 1, 585 aus Biegungsformen. ⁷⁵ AM. 1818, 247 gleich neben „Ätti“. ⁷⁶ Gf. Gf. 1899, 81. ⁷⁷ Dursli 245. ⁷⁸ Gf. Gf. 1902, 244. ⁷⁹ Ott 1, 29. ⁸⁰ SchM. 1, 31. ⁸¹ Ott 1, 19. ⁸² Rätli 56. ⁸³ BSp. 288. ⁸⁴ Schlachtf. 319 f. ⁸⁵ Selbst. 11. ⁸⁶ Rätli 26 58. ⁸⁷ Selbst. 232. ⁸⁸ Nschwander 11. ⁸⁹ SchM. 1, 157 58. ⁹⁰ UR. 119. ⁹¹ Ott 1, 19; Selbst. 308; AB. 1, 408. ⁹² GG. 1, 15.

was sollte das arme Mueterli auf Erden ohne den Ätti?“⁹² „Hoffmann der Tawner und sein Mueterli.“⁹³ „Das treue Mueterli hörte des Ättis Trappen vom fernsten Eden her.“⁹⁴ „Er wolle uustreiche u ga luege, was siß Mueterli mach; es wärd afe Längiziti haa.“⁹⁵ „Das gute Mueterli hatte die Kinder aufmerksam gemacht auf den Spaß, den Vater sich einmal verschlafen zu lassen.“⁹⁶ Mädelis eben erwachtes Kind „lächelte ihm ganz holdselig zu, als ob es sagen wollte: ja, Mueterli, du hest Recht, und du bist ein guetes Mueterli.“⁹⁷ Das seiner Mueter systematisch entzogene Kind stirbt in der „Pflegerin“ Armen. Aber „so lange seine Augen sehen konnten, sahen sie innig zur Mutter hin, als ob sie sagen wollten: O Mueterli, Mueterli, hilf mer; und seine Hand blieb in Mehelis Hand, als ob sie alleine warm wäre und lebendig.“⁹⁸

Dem Mueterli entspricht in der Form, aber lange nicht im Gefühlswert Bätterli,⁹⁹ das sich eher wie eine schattenhafte Nachbildung ausnimmt. Viel gemütreicher klingt die Grundform selbst: Bätter. Bätter u Mueter sind denn auch die Benennungsweisen, die bei der jüngern Generation mehr und mehr zur Mode werden, und zwar „Mueter“ auch gegenüber der Ehefrau,¹⁰⁰ unter Umständen selbst, wo es die Schwiegermutter angeht.¹ Der Grundform „Mueter“ wohnt, neben die von ihr abgeleiteten Roseformen gehalten, etwas Solennes, Hoheits- und Würdevolles inne. „Jetzt mußt du die Mutter sein!“² „Es muß noch ein artig Wesen sein bei euch, daß du so viel von der Mutter sagst! Sie ume (hier herum) sinnet man an die nicht, als wenn öppiß wüßt's z'machen ist, oder öpper a neuß d' Schuld sii soll.“³ Wie hoch steht die Winkelriedstat einer Frau und Mutter in der „Schwarzen Spinne“,⁴ wie hoheitsvoll klingt der mütterliche Abschied im „Bächter“!⁵ — Auf die Art ihrer Hingebung aber deutet die Redensart: e n a n d e r i Mueter het o n e s (liebs) Ehind; auf ihr oft einseitiges Walten das Sprüchlein: e flißigi Mueter het e füli Tochter. Die eifrige Sorglichkeit hinwieder spiegelt sich in Ehindemueter, Ehüechli-mueter, Säumueter u. dgl. — (Schraubenmutter = Muetere. Essigmutter = Muetere, „Mueter“.)⁶

Wie vornehmelnnd stechen hievon ab all die „Papas“ und „Mamas“,⁷ die man nicht bloß in städtischen Kreisen,⁸ sondern auch gelegentlich in sich hervortuenden Bauernhäusern zu hören bekommt! Die Benennungsart wird erklärlich durch die Herzlichkeit, womit im ländlichen Pfarrhauston das Papali und das Mamali unter sich und vor der Welt ver-

⁹² Geldst. 312. ⁹³ Nschwander 9. ⁹⁴ Geldst. 311. ⁹⁵ BSp. 374. ⁹⁶ SchM. 2, 474. ⁹⁷ Ebb. 155. ⁹⁸ AB. 2, 176. ⁹⁹ Ball 27. ¹⁰⁰ Geldst. 343. ¹ GG. 1, 19. ² Feiri 103. ³ GG. 3, 86. ⁴ 84. ⁵ UB. 293 ff. ⁶ SchM. 2, 234 58^a. ⁷ BSp. 178. ⁸ Bishob. 18.

lehren: „Aber, Papali, wie rebst du so!“⁹ „'s Papali het män'gigt g'seit...“¹⁰ „So ein Mamali kennt ihren Papali durch und durch.“¹¹ „Was der Pfarrer zu seufzen hatte, das verseufzte er nur vor seinem Mamali und vor Gott.“¹² „Das Pfarrfrauchen hütete das Mittagsschläfchen ihres (alternden) Papas.“¹³ Kinderruf durchs Dorf: „Mama, Mutter, die Erbbeerifrau ist wieder da!“¹⁴ — Mama Eva,¹⁵ Papa Moon.¹⁶

Wie weitreichend also ein bäuerlicher Familienkreis! Seinen numerischen Umfang zeigt uns ein erster Blick auf die Photographie eines Mittagstisches (s. Abb.), seine ethische Bedeutung allerdings bloß der erfahrene Tiefblick des Gesellschaftskundigen. Denn auch die Sprache redet wenig davon, wie viel Sinn für wirkliches und schönes Familienleben gerade im Emmenthal¹⁷ zu finden ist. Keine Redebloom kennzeichnet den Hausvater, der den Abend im Familienkreise zubringt und wenigstens noch vor dem Schlafengehen sich den Diensthofen zeigt, keine Redensart die Sorge und Angst um ein ungewöhnlich lang ausbleibendes Familienglied. (Vgl. Gotthelfs Gattin an ihren studierenden Sohn: Chum hei^m, we d' mitt, aber gäb d' i's Bett geist, chumm mer no cho guet Nacht säge!) Auch die allumfassende mütterliche Sorge, die sich bis auf den Güterbuben¹⁸ ausdehnen kann, hüllt sich in würdevolles Schweigen. Selbst von persönlichen Großtaten erzählt unsere Sprache nicht in der Art, wie etwa die französische Heldensage z. B. in „Ronceval“ (dem bis zu uns gedrunghenen Münzival!), soviel wie Klemme, verhängnisvolle Lage) den „Klein Roland“ verewigt hat. Höchstens einige karge und trockene Zahlen und Namen vorn in der Familienbibel können Nachgeborene mahnen, „an der Familiengeschichte aufzuwachsen, wie am Spalier der edle Fruchtbaum“,¹⁹ zugleich aber vor egoistisch verbohrtter „Familiensucht“²⁰ wie vor einem unsichtbar verheerenden Hauschwamm sich zu fürchten.

Wir haben in Vorstehendem den Familienkreis als identisch mit der täglichen bäuerlichen Tischgenossenschaft behandelt. Bei Gelegenheiten aber wie an Tauf- und andern Familienfesten erweitert sich der Kreis derart, daß zugleich an ihm die ganze Tragweite des Verwandtschaftsbegriffs zur Veranschaulichung gelangt. Verwandte hat begreiflich auch bei uns der arme Schlucker bei all seiner Bravheit nur wenige; wie viele zählt dagegen der gesellschaftlich Hochstehende! Bei genauem Nachrechnen sind Die und Die o noch lii z'säme verwandt, wenigstens (wie das spöttische Bild hierüber lautet) i de Zeejen usse. Si sind

⁹ AB. 2, 243. ¹⁰ AB. 1, 351. ¹¹ 2, 71 (herrlich!) ¹² 2, 234. ¹³ 1, 350. ¹⁴ EbB. 261. ¹⁵ BSp. 354. ¹⁶ Ebb. ¹⁷ Schweizer (1704). ¹⁸ GG. 3, 160. ¹⁹ GG. 3, 109; Btgst. 1, 119. ²⁰ GG. 2, 98.

z'säme z'andere Ehinde, sind g'schwisterti Dfehüßli (s. „Haus und Hof“), wenn sie scho chlii wit usse von Geschwistern stammen. Sonst hat für Art und Grad der Verwandtschaft unsere Mundart, außer der so elastischen Bezeichnung „Vetter“ und „Base“ keine Ausdrücke. Mit unserm Hoffsystem vertragen sich nicht einmal die inc-hov-un oder „-ifen“ (individuelle Gründungen), geschweige die -ing-un (March- oder Sippen-Niederlassungen²¹ der Ebene); das alte Wort „Mage“ aber für „Sippe“ (vgl. S. 371) besteht bloß noch in den auf „Magen“ übergedeuteten^{21a} Schelteformen: du Sfaumägel (Saul!) du Ehuemage! (Ruh!)

Gleichwohl ist unsere Sprache nicht um Auskunftsmittel verlegen, wenn es gelegentlich eine genaue Bezeichnung eigener oder fremder Verwandtschaft gilt. Einer zweibeinigen Genealogie wie dem geschwägigen Müßiggänger Haagpeter macht es wenig Mühe, festzustellen, daß irgend ein Dorfgenosse, z. B. „dem Wäber si'r Steuisschwester ihre Maa“²² „Syger Muedis Mueter's Halbschwester's Sohn siig“,²³ und Dorfbasen haben sich für einmal nichts Wichtigeres zu offenbaren, als „daß Ehlausli-Jöre-Joggis-Samis-Sami wieder zu Kreuzertrini's Tochter gehe.“²⁴

Mann und Frau, Bauer und Bäuerin.

„'s Amt Trachselwald het urchig's Holz, u Manne stierestarch u stolz.“ Dieser der Trachselwalder Wappentanne durch Wilhelm Spieß gewidmete Spruch in dem durch Münger erneuerten Berner Kornhauskeller kann füglich aus dem Geist jener großen Stelle bei Gotthelf heraus gedichtet sein: „Drei Dinge dürfen „Mannen“ nicht fehlen: ein weiser Rat, ein festes Wort und saubere Finger. Ohne andern Titel bilden solche „Mannen“ eine große unsichtbare Macht, sie sind die Felsen am Meeresstrand. Die Mannen machen einfach durch ihre Persönlichkeit den Dorfgeist, machen Zucht und Ordnung. Sie sind die Volksratsherren, zu welchen Witwen und Waisen, zu welchen alle Bedrängten und Ratlosen zu Rate gehen.“¹

Aus dieser Idee des Mannes heraus, welche in dem ganz eigenen Worte sich spiegelt: d'Manne hei gseit . . .,² ist vor allem der Vertrauensmann in öffentlichen und privaten Angelegenheiten gedacht. Zunächst also die Staatsmänner, denen Gotthelf satyrisch die „Staatsleute“³ und in Wahlangelegenheiten die „Panduren“⁴ entgegensetzt; die Manne⁵ als Gemeinssanne;⁶ Manne als offizielle Schuleramen-

²¹ Gfd. 42, 196. ^{21a} vgl. schwz. Zb. 4, 100. ²² MZ. 23. 134. ²³ Ebb. 190.

²⁴ BSp. 395.

¹ Rätli 278 f; vgl. Ztgst. 2, 160. ² Ebb. ³ Ztgst. 1, 94. ⁴ Böhneler 215. ⁵ BSp. 67. ⁶ Ztgst. 1, 14.

Besucher;⁷ die „Gerichtsmannen“;⁸ die Anschicksmänner (er het ihm Manne g'schickt,⁹ nämlich zur „Uusmachete“); die Manne als Rechtsbeistände.¹⁰ In solchem Sinne versteht sich die „mannliche Offenheit“,¹¹ das „mannliche“ Auftreten.¹² Ebenso ist der verb drollige Satz: „selbiger Doktor gab die Tränker mannhaft“¹³ — ganz aus dem Geiste des Dialekts heraus gedacht, wenn ihm auch nicht geläufig.

„Ummannen“¹⁴ aber (von umringenden Angreifern gesagt, vgl. „übermannen“) knüpft an die körperliche und intellektuelle Vollkraft an, die dem Maa auf der Höhe seines Lebens eigen ist. Tritt dazu die Idee moralischer und sozialer Vollkraft, welche wir in den „ganzen Mann“ hineinschauen, so spiegelt die Sprache dies ab, indem sie z. B. den „Staats-“, den „Schul-“, den „Kirchenmann“ als vollwichtigen Vertreter eines großen und weittragenden Wirkungskreises hinstellt.

Wie bald aber ermüdet dieselbe Sprache gleichsam auf solcher Höhe! Sie tut es im nämlichen Maße, wie sie den „Mann“ als Vertreter auch eines gewöhnlichen Erwerbszweiges zum „-me“ verflachen läßt.¹⁵

Daher auch mehrere hier einschlägige Bürgergeschlechtsnamen wie Wimme = Weinmann (Wulle-Wimme's); Ledermann; der Wirt Leonhard Glanzmann in Rahnflüh, als Bauernführer enthaupet 8. Juni 1653; heute: Glanzme; das Salzmehus.

Wenn dem „Landmann“ als Synonym ein „Bauersmann“ zur Seite gestellt wird, so zeigt dies, wie auf diesem Wege „Mann“ allmählich sogar als gedankenloses Analogon und schließlich als bloßes Wortfüßel sich anfügen kann: Bettermaa¹⁶ und dgl.

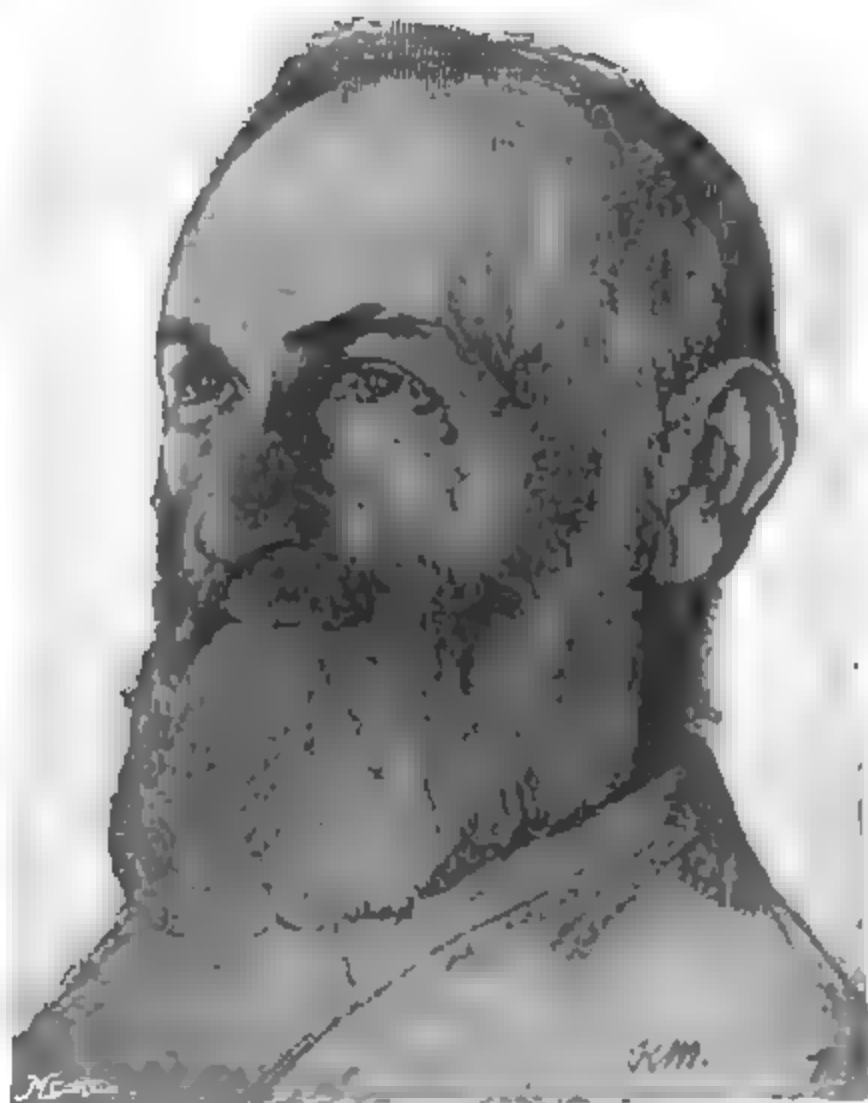
Wenn hinwieder eine Frau ihren Ehemann, der sich einmal unglücklich als Markteinkäufer aufgespielt hat, mit dem Spott überschüttet: du bist e ganze Määritmaa!¹⁷ so zeigt eine solche Gegenüberstellung gegen die Määritfrau (das Marktweib) den Weg, auf welchem „Maa“ zu der ganz spezifischen Bedeutung „Ehemann“ vordringen konnte. „Määritfrau“ ist eine aus gewohnten Verhältnissen natürlich erwachsene Bezeichnung; das ad hoc erfundene „Määritmaa“ dagegen stellt den unglücklichen Einkäufer in seiner ganzen komisch unpassenden Situation hin und stellt dagegen (als „Argument aus dem Gegensatz“) den Mann an seinen richtigen Ort: als Vertreter der Familie vor der Öffentlichkeit, als Träger ihres Namens, verantwortlich für ihren Wohlstand und ihre Achtung.¹⁸ Drum gibt es kaum einen edlern Stolz und

⁷ Schm. 2, 33. ⁸ Ebd. 2, 102 Hs. ⁹ Vgl. Räf. 229. ¹⁰ Geldst. 14. ¹¹ An W. 85. ¹² BSp. 199. ¹³ Heiri 40. ¹⁴ Ger. Tw. (1788). ¹⁵ Auf gleichem Wege also, wie „Man“ zum unbestimmt pronominalen me, mi (seit me, mi seit) und nach einleuchtendster Deutung frz. l'homme zu l'on, on verflacht ist. ¹⁶ UR. 144. ¹⁷ Nschwander 155. ¹⁸ Rurt 149.

ein gehobeneres Vibrieren der Stimme, als wenn eine rechte Frau vor der Welt sagt: mi Waa. — Allerdings, wenn ein Weib behauptet: „mi Waa wott's, mi Waa het's g'seit, mi Waa het bi-sohle...“, so kann man darauf zählen, daß unter hundertten wenigstens sechzig Mal die Frau dahinter steckt.“¹⁹ Dafür aber, „wenn ein Weib dem Mann im Hause des Tages schon hundertmal Löl sagt, so will sie doch außer dem Hause eitel auf ihn sein, und keiner soll ihm ins Licht stehen“.²⁰ Und gerade Frauen wie Mädli, die „nicht meinen, die Männe“ seien nur für sie da“,²¹ beweisen eben mit durch die Anwendung dieser ungewöhnteren, drum gehobenen und solennen Mehrzahlform,²² daß die Stellung ihres Mannes vor der Welt ihr einziger Stolz ist.

Der Gefühlswert dieser Zahlform „Männe“ liegt einigermaßen auch im Verb manne: einen Eheherrn heiraten und damit in eine Lebensstellung gelangen, die einer höher veranlagten Frauenseele in der Regel gemäß und beförmlich ist.

In merkwürdiger Weise dagegen hat sich die Bedeutung von „Weib“ gewandelt. Noch in David Friedrich Strauß' feiner Unterscheidung von „Weib, Frau, Gemahlin“ steht das erste durch hingebende und tätige Liebe und Treue weit voran. Und dem entspricht Gotthelfs Weib als des Mannes seelengroße Stütze bei Geisteschwäche²³ und Leibesübel,²⁴



Ein Grobkat.

¹⁹ SchM. 2, 182. ²⁰ Ebb. 1, 272. ²¹ Ebb. 2, 129 nach Hs. ²² die sich von der gewöhnlichen Form „Männer“ (1848) bedeutsam abhebt. ²³ Ztgst. 2, 4. ²⁴ UR. 363 f.

als der Familie allerorten unerseßlicher guter Hausgeist,²⁵ und damit als des Hauses Hohepriesterin²⁶ — nahekommend dem altgermanischen Begriff des Weibes, dem nach Tacitus „etwas unsagbar Geweihtes und Geheimes“ innewohnt.²⁷

Allein bei demselben Gotthelf fehlen auch die Weiber nicht, deren Worte,^{27a} deren Vorsicht²⁸ und deren Vertrauenswürdigkeit²⁹ auf sehr niedrigen Kurs zurücksinken können. Bezeichnenderweise redet er so von ihnen in der neuern herabsetzenden Mehrzahl Wiiber,³⁰ welche uns nicht nur einzig verblieben ist, sondern ihren Gefühlswert auch auf die Einzahl Wiib hinübergetragen hat.

Darum auch vermeidet die Mundart es, von der Ehefrau als „Wiib“ zu reden, wie dagegen noch der Oberländer es tut,³¹ und wie es noch aus unserm Zeitwort wiibe (eine Frau heiraten) durchsticht. Wir sagen für „Ehefrau“ kurzweg Frau,³² ohne daß dabei der ursprüngliche hohe Sinn dieses Titels (soviel wie „Herrin“)³³ noch lebendig bliebe. Wenn daher von einer Herr e n frau³⁴ die Rede ist, so steckt in dieser Bezeichnung einer vornehmen Dame (ob verheiratet oder nicht) nur etymologisch, nicht begrifflich eine Tautologie. Der Beweis liegt darin, daß wir mit ungefähr der nämlichen Schätzung, wie man früher von „Käs- und Kabisweibern“³⁵ oder von Schwummfrauli (Feilträgerin von Zunder) redete, heute auch die Weggefrau usw. benennen. Wie mit solchen Bezeichnungen persönliche Hochachtung verbunden sein kann, lehrt Gotthelfs Urdbeerifrau.³⁶ Im Worte „Frau“ liegt sie nicht; das lehrt schon die Mehrzahl Weggewiiber usw., entsprechend den „Zimmerleuten“ als Mehrzahl von „Zimmermann“ und dgl.

Wie hier, begleiten sich „Mann“ und „Frau“ streckenweise auch in ihren mannigfach abgestuften Verkleinerungsformen. Zunächst fehlt bei beiden die umgelautete Form. (Männli und Wiibli = Männchen und Weibchen, bei Rebmann (1605): „Mann und Fräwlin“³⁷ haben bloß zoologische Geltung.) Aber der gewöhnlichsten Verkleinerungsform Frauli entspricht Mandeli (mit ständigem Einschub d) bloß in spassiger Zusammenstellung (Mannndeli Frauli Hochzeit haa, alli Jahr es Schöppeli haa). Sonst ist nur Mannndeli mit satul-

²⁵ Schuldb. 335. ²⁶ Elisabethli 304. ²⁷ Sanctum aliquid et providum Germ. 8 (ed. Schwyzer). ^{27a} Btgst. 2, 4; Segen 80. ²⁸ SchM. 1, 34. ²⁹ AB. 2, 89. ³⁰ Die ältere lautete wie die Einzahl, wie für uns noch bei „Chind“. ³¹ indem ihm das Wiib, Wiibli und Frauli (in durchaus respektierlichem Sinne) ungefähr gleichviel gelten. ³² 1528 liturgisch: „mitgesellin“ (Taufb. 20); „gspons“ (ebb.), „gspons und gmahel“ (21). ³³ Ahd. frouwa stellt sich zu „Frohn“ („Ferr“) wie frz. dame, it. donna usw. aus lat. domina zu dominus. ³⁴ EbM. 256. ³⁵ Amtsr. 68. ³⁶ EbM. 257, 261. ³⁷ 123.

tativer Mehrzahl: Mannlieni („Mannleni“),³⁹ geläufig. In „Fraueli“ und „Mannbli“ liegt natürlich zunächst der neutrale Begriff körperlicher Kleinheit, der sich durch entsprechende Beifügungen noch verstärken läßt. Allein von unsern zahlreichen Belegen ist keiner, der nicht dieses „Klein“ durch den Nebenbegriff „schmächtig“, „gering“⁴⁰ abtönte und zu „arm“,⁴¹ „schüchtern“,⁴² furchtsam,⁴³ Mitleid erregend⁴⁴ weiterführte. Hier zweigen sich die Begriffe ab. Der eine Zweig führt über das wenig geachtete Schwummfraueli und bgl. zum verachteten Chübermannbli,⁴⁵ zum Bumpemannbli,⁴⁶ zum böse Tüüfelsfraueli. Kosend aber kann anderseits mis Mannbli ein uns ans Herz gewachsener freundlicher Gewährsmann heißen,⁴⁷ und 's Mannbli macht (in drastischer Übertragung des sich aufrichtenden Bären oder Bubeles),⁴⁸ wer sich zu einer anerkennenswerten Mannesstat aufrafft. Zwischen beiden Etappen bewegt sich das mit Vorbehalten⁴⁹ in seinen Vorzügen anerkannte⁵⁰ Fraueli als Ehefrau eines andern. So hatte der Besenbinder⁵¹ „gerade ein Fraueli, wie es für ihn paßte: ein demütiges, arbeitames, genügsames Fraueli“; und „ein freines Fraueli“ will Breneli dem Ueli sein, wenn dieser ein Mann ist, wie sich's gehört.⁵² Ganz besonders aber eignet „Fraueli“ der traulichen, losenden, neckenden, schäfernden Umgangsart des Ehemannes,⁵³ wie dieser auch wieder in lieblichster Weise bald ein Anerbieten,⁵⁴ bald einen Trost,⁵⁵ bald eine teilnahmevolle Erkundigung,⁵⁶ bald eine sanfte Mahnung⁵⁷ unter der Anrede Mannbli, liebs Mannbli zu hören bekommt.



Landwirt und Weinhändler.

³⁹ „Ein alt Männlein“ (Grbb. 24) bleibt vereinzelt. ⁴⁰ Ball 11; BSp. 378 uß.
⁴¹ SchM. 2, 306. ⁴² Mül. 38. 31; Arm. 214; Baff. 63. ⁴³ Beitr. 49. ⁴⁴ BSp. 378.
⁴⁵ UR. 207. ⁴⁶ Selbst. 321. ⁴⁷ UR. 335. ⁴⁸ BwM. 136. ⁴⁹ Bgl. faire le beau. ⁵⁰ RB. 23. 199. ⁵¹ Grbb. 225. ⁵² 361. ⁵³ UR. 421. ⁵⁴ RB. 2, 245; SchM. 2, 217 f.
⁵⁵ Grbb. 2, 51. ⁵⁶ Grbb. 151. ⁵⁷ Grbb. 322. ⁵⁸ Grbb. 128 418; RB. 1, 63.

Hieran schließen sich: e hübsche⁵⁷, gäbige⁵⁸ (im Umgang angenehmer) Mändel,⁵⁷ das liebenswürdige Mantſchi,⁵⁸ und das „Männchen“,⁵⁹ als kleiner Gerngroß. — Burschikos klingt das an den Stamm „man“ gehängte o, welches als italienische Endung (wie in den Hundennamen „Nero“ = der Schwarze, „Belo“, Bello = der Schöne) oder aber als Ruffsilbe aufgefaßt werden kann und in letztem Fall aus dem Vokativ in den Nominativ vordrang. „Losit, Mano, dir sit e Tonners Raar!“⁶⁰ „Auch noch als dürr und zäh gewordener Mano ist der Berner Rührer ein appetitlicher Kerli.“⁶¹ — Das ist e rächte⁵⁷ Mändel! Dä het sis Mäneli gstellt!

Im Worte „Mann“ liegt an sich nichts, was seine Beschränkung auf das männliche Geschlecht rechtfertigte. Wir sehen dies noch an dem verallgemeinernden Fürwort „man“ = me (enklitisch) und mi (proklitisch); ebenso an dem zählenden „n-ie-man-d“ = niemmer, aus „jemand“ (öpper). Es waren bekannte soziale Gründe, die erst an der substantivierten Adjektivbildung „Mensch“ auch das weibliche Geschlecht teilnehmen ließen. Allein auch hiefür sehen wir nun ausschließlich das männliche Geschlecht: der Möntſch. Das Mhd. jedoch setzte daneben gleichbedeutend „das“ mensche,⁶² und noch Gotthelfs Mädi rühmt sich selbst unbefangen als „es brav's“,⁶³ es g'setzt's Möntſch“,⁶⁴ wie auch ein „Wochenmöntſch“ im „Weltſchland“ dem hübschen Breneli auffallend ähnlich gewesen sei.⁶⁵ Diese allmähliche Beschränkung auf herrschaftslose Ausbülfs-Mädchen (vgl. „eine Masse von Menschen und Damen“)⁶⁶ war allerdings geeignet, den Begriff so zu färben, wie wir ihn jetzt nur noch als das „dumme“,⁶⁷ das „ſchamloſe“,⁶⁸ das „Betel-Mensch“ (1764)⁶⁹ kennen und durch die herabsetzende Pluralform Mönſcher⁷⁰ von der sonstigen schwachen Biegung abheben. — Dagegen hat möntſchele⁷¹ einen höhern Gefühlswert als schriftdeutsches „menschen“: Mit dem Gelde großtun, „menschelet nicht, das ist kalberochtig.“

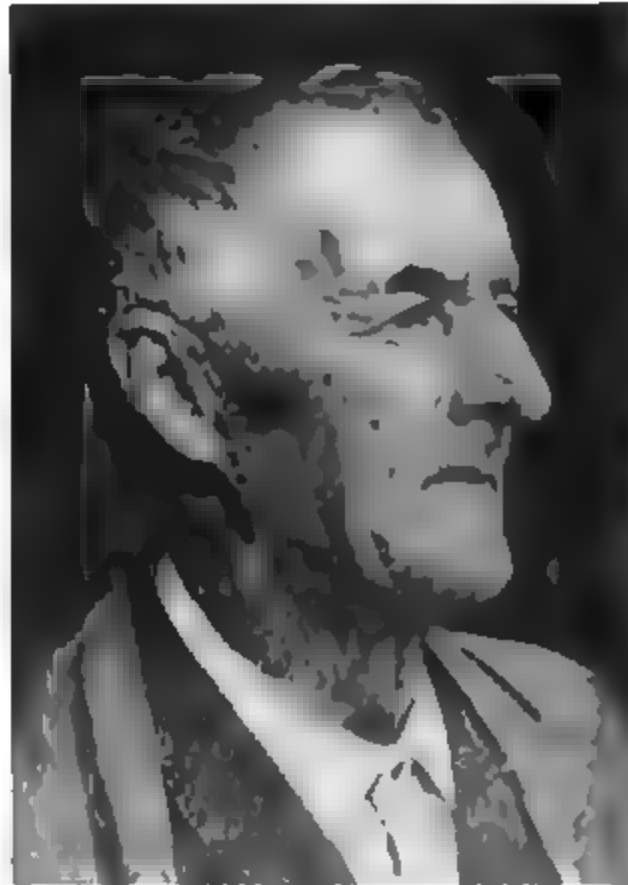
Mit dem absteigenden Begriffsgang von „Mann“ kreuzt sich der aufsteigende von „Kerl“. Der urgermanische Karla, Kerla war ebenfalls ein „Mann“, aber ein verschäfter, unterdrückter, geknechteter.⁷² Wie nun ein solcher gerne aus dem „Schall“ in alter Bedeutung (Knecht) ein solcher im neuen Sinne („Schallsknecht“) wird, so haben wir es noch heute mit einem „schlechten“,⁷³ „groben“,⁷⁴ „lustigen“,⁷⁵ einem Lumpen-

⁵⁷ Müll. SR. 37 57. ⁵⁸ Nschwander Alp. 71 73. ⁵⁹ SchM. 2, 431. ⁶⁰ Gf. SB. ⁶¹ Nschwander Alp. 71 73; vgl. MZB. Mg. 275. ⁶² Mhd. WB. 2, 49. ⁶³ AB. 1, 473. ⁶⁴ Ebd. 1, 96; vgl. Räf. 386. ⁶⁵ UR. 195; vgl. Christen 181. ⁶⁶ Arm. 209. ⁶⁷ AB. 1, 47. ⁶⁸ SchM. 2, 97; MZB. Anna 211. ⁶⁹ Bfr.-Ber. 164. ⁷⁰ Ztgst. 1, 79. ⁷¹ Christen 200. ⁷² Das finnische Lehnwort Karilas bedeutet „aller Mann“; altengl. tscheorl = Unfreier; vgl. Kluge⁵ 192. ⁷³ SchM. 2, 55. ⁷⁴ Barthli 38. ⁷⁵ Dursli 210.

Kärli⁷⁶ zu tun. Zu allem Horn über seine Streiche lacht der Kärli nur.⁷⁷ „Ist aber gutes Holz an ihm, so gibt er noch einen Kärli ab“:⁷⁸ e ganze⁷⁹, e brave⁸⁰, e guete⁸¹ Kärli, dazu „einen muntern, lustigen“,⁸² auch einen „hübschen und witzigen Kärli“,⁸³ überhaupt ein andere Kärli als die große Mehrzahl (der Käfel) der in der Welt herumlaufenden. „Es mues en andre Kärli sii“, der mein Blümchen brechen darf.⁸⁴ „Ja, Bubens, ihr gebt andere Kerlisse, als ich bin!“ ruft ein tüchtiger Vater seinen mit großen Opfern geschulten Söhnen zu.⁸⁵ — Bis zum mhd. Karl im Sinn von Geliebter, Bräutigam, Ehemann reicht dagegen unser Kärli nicht. Die Form spaltete sich vielmehr als Taufname ab: Karl = Kari, Karli (dies jezt Rosenname, früher aber gewohnte Kennform: „Kaiser Karls“ (V.) Halsgerichtsordnung);⁸⁶ Karli Moser,⁸⁷ Käreli,⁸⁸ Käreli, Karlüdi⁸⁹ = Karl Ludwig. Dazu Károline, Kärline, Karlini, Lina, Line, Lini, Lineli, d' Linele.

„Mein lieber Mann und Ehemann!“ redet Schillers Stauffacherin ihren Gemahl an und zeigt damit den Weg zum heute ausschließlichen Bewirter des Gasts im öffentlichen Gasthaus. Früher bedurfte es auch für den Landwirt nur dieses einfachen Wirt⁹⁰ = Verwalter, welcher Sinn wohl auch im Genitiv Wirtz (d. h. Sohn des Wirt) als einem in Büßelflüh aus Obwalden eingebürgerten Geschlecht stecken wird.

Der bei uns einzig geläufige Titel des Landwirts ist Baur. Und zwar behält das Wort in dieser Bedeutung, die sich von der des „rusticus“, des „paysan“ schon äußerlich durch die starke Einzahl-Biegung abhebt,⁹¹ noch ungeschwächt seinen vollen guten Klang. Anderwärts darf,



Ober-Emmenthaler.

⁷⁶ Barthli 24. ⁷⁷ Joggeli 28. ⁷⁸ UR. 94. ⁷⁹ An UB. 71 uö. ⁸⁰ SchM. 1, 378. ⁸¹ Beitr. 68. ⁸² An UB. 68. ⁸³ Dursli 210. ⁸⁴ Ruhn („Dan a men Ort“); verschlimmert: „Wurfch“. ⁸⁵ Berner 246. ⁸⁶ Ball 68. ⁸⁷ Ger. Lm. (1790). ⁸⁸ Burri II. ⁸⁹ Alte Gesch. 289. ⁹⁰ OL. fol. 15. ⁹¹ Im Widerspruch z. B. mit Frei-Schnorf¹⁴¹⁵ beklagen also auch wir konsequent in diesem Buch: der Bauer, des Bauers, dem Bauer, den Bauer, die Bauern.

nach einem Kalenderwitz, nur noch der Großvater „Buur“ heißen; der Vater ist „Wirtschaftsbefitzer“, der Herr Sohn ein „Ökonom“. So haben die Zeitläufte das Wort hier geabelt, dort in seinem alten Wert oder Unwert belassen. An mhd. būwon = 1. wohnen, bewohnen, 2. das Feld bestellen, 3. bauen, schloß sich sowohl der bür als der gebüre, später auch der gebür i. S. v. „Bauer“ im Gegensatze zu: der herre.⁹² So lautet auch noch bei uns die Reihenfolge im Orakel aus den Bucher-



Bannwart (67-jährig).

blumenblättern oberaus den Rodknöpfen über die eigene Zukunft: Heer,

Buur, Diener, Lowner, Bättler, Schelm.⁹³ Also doch zunächst dem „Herrn“, obwohl in weiter Distanz von ihm. Das

beweisen schon alte Scheltworte wie „gross gebüre“ (dicker Kerl), vilz-gebüre (Bauer, der Filz trägt) und unsere modernen Bure-

tötsch,⁹⁴ Bure-trüffel,⁹⁵ vgl. auch Bureflegel,⁹⁶ den Buregruuser. Dazu liefert die Bauernschaft selber Beiträge im bemitleidenden Geißepüürli oder Geißepuur,⁹⁷ oder in der bitterspöttischen Selbstverhöhnung Rügge-

wehpüürli,⁹⁸ womit ein schwer belasteter Schuldenbauer das Kreuz seines Berufes drastisch zeichnet. Wie sehr hebt sich auch das Püürli für sich allein und das „büür, zääch Buremannbli“,⁹⁹ das auf dem Markt Erdäpfel feil hält, vom flotten Buresuhn,¹⁰⁰ von der selbstbewußten Buretochter¹ ab!

⁹² Mhd. WB. 1, 290 f. ⁹³ Vgl. bür aao. ⁹⁴ Schm. 1, 292. ⁹⁵ GB. 3, 99. ⁹⁶ BwM. 123. ⁹⁷ Christen 173. ⁹⁸ Gf. St. 1902, 213. ⁹⁹ Schwander 151. ¹⁰⁰ Schm. 1, 220. ¹ Stgt. 1, 180; Besuch 160.

Dem gegenüber steht in der Bildung „Bauerfame“,² Buur-
fami (daß a noch nicht zu g reduziert wie z. B. in Rööchtjami =
Nachbarschaft) der Reim eines starken Solidaritätsgefühls, das in der
heutigen bäuerlichen Literatur so sorglich gepflegt wird.

Der Wertungsabstand, der die Bezeichnung des Bauers und des
Bauern auseinanderhält, macht sich auch geltend in der Unterscheidung
zwischen „bäuerlich“ und „bäurisch“ (vgl. „kindlich“ neben „kindisch“,
„weiblich“ neben „weibisch“). Die ältere Sprache freilich und unsere

Mundart kennen
den Unterschied
nicht. Dasselbe
mhd. „bäurisch“
u. „gebäurisch“³,
das beiderlei Sinn
enthält, steht in
unserm ganz spezi-
fischen püür'sch
(d. h. in bäuer-
liche Frauentracht
gekleidet), gegen-
über stettlig
(städtischgekleidet).
Dies kann aller-
dings auf zweier-
lei gehen: das
anspruchlose All-
tagsgewand im
Gegensatz zum
eleganten Städte-
rinnen-Anzug,⁴
und das gegen-
teils sehr kostbare



Rein-Ehrihl (geb. 1838).

Feierkleid, in welchem Frau wie Tochter nur bei seltener Gelegenheit
püür'sch dahar chunt. (Vgl. S. 416 unter „Gewand“.)

Zum Substantiv „Buur“ zurückkehrend, vergegenwärtigen wir uns
seine Vielseitigkeit in folgenden Gegenüberstellungen.

Buur und Noochpuur, Nochbuur,⁵ die Nochbüüri. Im Mhd.

² Vgl. BSp. 162 296; SchM. 1, 341; Rätli 165 Hs. ³ Mhd. WB. aao; wir
sehen an statt ia. ⁴ MdB. 23. 94. ⁵ „Der Nachbar“ (Rehmann 19), wie „der bawres
Man“ (ebd. Vorrede).

genügte hierfür schon stark flektiertes gebür, woneben man allerdings nachgebür und nachgebüre sagte, eine Doppelbiegung, die sich in unsern Genitiven „des Nachbars“ und „des Nachbarn“ reflektiert. Als wesentlichste Vorsilbe zu bür galt also dieses ge- im Sinne unseres „mit“, „zusammen“. Unsere Sprache hat es aufgegeben (denn eine Herleitung von „Buur“ neben „Buur“ aus affiniertem ge- lassen unsere lokalen



Der Gemeinde-Kassier.

Lautgehe nicht zu). Dafür verlegte sie den Nachdruck auf das „nahe“, sowie auf das volltönend erhaltene uu und üü. Die Kürzung Nooch-ber (vgl. zürcherisches „nöörchberle“, d. h. vertrauten Umgang pflegen) ist in andern Landesteilen heimischer, wie sie denn auch im Schriftdeutschen zu „Nachbar“ aufgestuft worden ist. Im Gegensatz dazu ist interessant zu beobachten, wie der konservative Zug der Emmenthaler-Mundart sich auch in den konsequenten Schreibungen „meine Nachbahren“,⁴

⁴ Ger. Zw. (1789).

„Nachbäurin“,⁷ „Nachbürin“,⁸ „Nachburi“,⁹ „nachbürliche Freundschaft“¹⁰ wiederpiegelt. — Den unaussprechlichen Wert der letztern weiß man in zweifachem Maße grade auf unsern zerstreuten Einzelhöfen zu schätzen, und auch wir kennen die unheimliche Trilogie: e böse Noochbuur, es böß's Tach un e bösi Frau. Wir persiflieren die gelegentliche Zweifelhaftigkeit nachbarlicher Freundschaft in dem „Hubelstroß“ bei erlittenem Hagelschlag: es het doch emel dem Noochbuur o g'haglet. Ein Gotthelf aber erlustigt sich in boshafter und gleichwohl anerkennender Weise am Beobachten eines „biden alten Weibes“, das bei schwerer Feldarbeit piistet u päärstet, „nur um der Nachbürin zu zeigen, es sei nit so ne süle Jung“,¹¹ und „schamrot wird bis weit an den Rücken hinunter, wenn eine Nachbürin schöneren Kabis und fettere Schweine hat.“¹²

Eine weitere Bezeichnung Buur oder allenfalls Stockpuur¹³ bedeutet den Lehensherrn, der sein Gut in Pacht gegeben, einem Lähemg anvertraut hat und vielleicht neben ihm im Bohnstod den Lebensabend zubringt.¹⁴ Buur oder Huspuur heißt ebenso der Vermieter eines Häuschens mit oder ohne Umschmung an den G'hüsmę und dessen Familie: b' Huslüt.¹⁵ (Siehe „Behausung“.) Auch der Lätner oder „Tag-wan-er“, welcher auf den „Gewinn“ seiner „Tag“-Löhne sich angewiesen sieht, nennt seinen Arbeitgeber, bei dem er vielfach zur Miete wohnt, der Buur. In solchem Doppelverhältnis stellt sich ein Tagelöhner bisweilen besser als ein Schuldenbäuerlein, und es



„Lidig“, geb. 1876 (vgl. S. 552).

⁷ Uu. 151 uö. ⁸ BSp. 188 uö. ⁹ SchM. 1, 109. ¹⁰ BmM. 165. ¹¹ BSp. 188. ¹² SchM. 1, 251 Sp. ¹³ BSp. 112. ¹⁴ Ebb; Uu. ¹⁵ Ebb. 93.

ist auch schon ein Glück gewesen, daß aus dem Tawner nicht ein Bauer wurde.¹⁶ Wie denn auch Gotthelfs Freund, der Großrat Flueachersepp, in seiner bescheidenen Stellung: „so gleichsam nur es chliis Büürli, nid vil meh weder e Tawner“,¹⁷ sich ganz behaglich fühlte.

Auch Bauernknecht und Bauernmagd nennen ihre Herrschaft der Buur und d' Büüri. Hier denn auch wie nirgends tritt die Ebenbürtigkeit beider zutage. Denn zo mene rächte Burehof ghört e rächti Büüri. Fehlt diese, „so haben Bauer und Hof den Glanz verloren.“¹⁸ „So eine rechte Bäuerin mit offenem Herzen und offener Hand, klarem Verstande, festem Willen und Übung in allen Dingen ist eine wahre Majestät“,¹⁹ „hat mehr zu bedeuten als ein Landvogt.“²⁰ Sie „ist die Sonnseite des Bauernlebens“, aber mehr noch: „die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen, die sichtbare Vorsehung in allen leiblichen Dingen.“²¹ Dies besonders, wenn, wie bei dem unvergleichlich schön gezeichneten Anneli in „Geld und Geist“, die Innerlichkeit und Tiefe der Gebirgsbewohner und der allem Seelenadel eigene kindliche Zug²² die praktische Tüchtigkeit und ausdauernde Tatkraft begleiten. Wenn anderseits das „feurige Gemüt, die energische Seele und der weite Blick“ einer Lisi im „Zeitgeist“ im richtigen Verhältnis einer Mitregentin²³ sich halten und vor Übergriffen in das Machtbereich des ebenfalls tüchtigen Gatten sich sorglich hüten. Wenn die schöne junge Braut Annemareili „mit einer Art Beklemmung“ die Größe der Aufgabe ermüßt, Bäuerin zu sein.²⁴ Wenn eine solche weiß, daß si daheimen am schönsten ist.²⁵ Wenn sie einerseits das ominöse „Was säge d' Lüt?“ nicht zur obersten Regel ihres Handelns macht,²⁶ anderseits nicht durch hochmütiges²⁷ und proziges²⁸ Gebaren, noch weniger durch Duldung von Klatschereien die Kritik herausfordert. Vorbild ist in diesen Dingen das „zur Bäuerin abgerundete“²⁹ Breneli.

Sinwieder haben wir zumal am Bodenbauer im „Uli“ und am Ankenbenz im „Zeitgeist“ „zwei treffliche Typen des tüchtigen, ehrenhaften, arbeitsamen, klugen und gesezten Bauers.“³⁰ Voll zäher Arbeitskraft und -Lust haben sie vor ihren Leuten nichts voraus, als daß sie buchstäblich und bildlich vormääjje, d' Last am schwereren Ort nää, am Morge die erste u z' Abe die letzte sii,³¹ wi d' Nase mit offeten Auge schlaaffe.³² Derbi müsse si a!!s aaz'cheere, a!!em e gueti Gattig z'gää.³³ Fern von Sentimentalität, sind sie

¹⁶ Vgl. Arm. 136. ¹⁷ An AB. 106; Ammann ZG., 5. ¹⁸ Amtsr. 63; Schulbb. 8. ¹⁹ Michel 189; vgl. UB. 223. ²⁰ Michel 210. ²¹ GG. 1, 51. ²² Vgl. Manuel 257. ²³ Ebd. 256. ²⁴ GG. 3, 15; vgl. 2, 59 f. ²⁵ Btgst. 1, 8. ²⁶ Räf. 439. ²⁷ Schulbb. 294. ²⁸ Erbb. 101. ²⁹ UB. 265. ³⁰ Manuel 254. ³¹ Btgst. 1, 4. ³² Sand 24; Räf. 407. Eine Wahrheit, die sich Tag um Tag vor unsern Augen bestätigt. ³³ Btgst. 2, 7.

dagegen von strengem Rechtsgefühl befeelt. Der richtig wott nüt Ung'rächts, aber er wott si Sach.³⁵ Da in Geschäftsangelegenheiten ein ebenso gewandter wie uner Rechner. Das ist er schon seiner Standesehre schuldig. Man mu Bauer gehört haben, wie scharf und findig er selbst in einem um stehenden Wald mit der Dicke eines Stammes in der und der Höhe über und unter der Rinde rechnet — im selben Augenblick, wo er fremde Gäste aufs freigebigste bewirtet. Und dies ohne Ansehen der Person. Mit scharfem und geschultem Auge untersucht Sime Sämeli's Sämeli alle Geldrollen, in welche der Ammann als säumiger Zahler ungangbare Münzen einzuschwärzen versucht hatte, und der Bauernsohn weiß genau, daß er nur durch schonungsloses Dringen auf strenges Einhalten aller Verbindlichkeiten selbst seiner Zukünftigen gegenüber Respekt erwirbt und Ehre einlegt.³⁶ Denn er ist ein selbstbewußter Mann, und gerade in seiner halblinige Ehutte tritt er auf als Einer, „der dem Boden wohl trauet.“³⁷



Aus Obergoldbach.

So ist's der Bauer, der den Hof gut oder schlecht macht.³⁸ Nicht bloß dadurch, daß er Großtuerei und schlappes Wesen meidet, sondern ebensosehr damit, daß er in seiner Wissenschaft sich gründlich auskennt. Denn die Zeiten sind vorbei, wo ein zu jedem andern Beruf Untauglicher doch öppe no n e Buur git; und zum pure („bauern“)³⁹ braucht's immerhin noch etwas mehr als Geld.

Drum ist es sowohl dem jahrhundertelangen harten und schweren Kampf mit der Scholle, als dem eben so lange angesammelten Wissensschatz

³⁵ Vor ungehöriger Idealisierung bewahren einen einzelne unanmutige Erfahrungen.

³⁶ Vgl. Bitt. Th. 36. ³⁷ Land 61 f. ³⁸ Schuldb. 3. ³⁹ Segen 81; Sintram 82; Schuldb. 38. ⁴⁰ UR. 276 318; Michel 297; SchM. 1, 389; Widm. 105.

und nicht zuletzt doch auch vielen glücklichen Fügungen zu danken, daß manchenorts im Emmenthal schwäbische Pure ebenso unumschränkt herrschen wie russische Große und ungarische Eble.⁴⁰ Wenn aber, nach geflügeltem Wort, gerade in Lügelfuß „die Barone des Emmenthals“



Der Polizeier.

zu suchen sind, während eine benachbarte Gemeinde, wo ebenfalls Millionäre hausen, 's Pure-Räst genannt wird, so sind das allerdings, auch nach dem eigenen Gefühl und Urteil der Betreffenden selbst, noch lange keine Ruhmestitel. Andere haben auch gearbeitet und entbehrt, und wie der

⁴⁰ Schwander 9.

Bauer nur „durch Verstand und Fleiß des Bodens natürlicher Herr geworden“, ⁴¹ wird er nur durch dieselben Tugenden es bleiben.

Auch nur solchen Eigenschaften widmete 1588 ein Peter Fry sein Bauernlied, dessen Anfang und Ende wir hier folgen lassen.

Der Edel Baw mann,
vnd ist zu singen im Späten thon.
Getruet zu Bernn, by Samuel
Apiario. 1588.

Gesang das will ich heben an,
zu lob vnd eere dem Bawmann,
ich mag nit undertwegen lan,
der edel Bawmann hat mir guts gethone.

Ich pryg den Bawmann überlut,
die uns den wyn vnd toren buwt,
den böllen rüben vnd das frut,
die Riche erbsen linsen muß vnd bonen.
Der Bawmann schön vspflanget alle fruchte,
auß äpfel birnen aller wält genüge,
er meret was der himel hat vumfangen,
die früter jung vnd darzu alt,
wiewol es stadt in Gottes gwalt,
der Bawmann land vnd lüt behalt,
wär nit der Baw,
die wält war bald zergangen

Den Bawmann ich daß loben wil,
sa pflegel gibt mir fröuden wil,
sch hört ja für all septen spil,
für luten harpfen orglen klaffenzymer ⁴² ⁴³ . . .



Bäuerin im sommerlichen Alltagsgewand.

Mutter- und Kinder-Deutsch.¹

So sprachschöpferisch das Kind dem oberflächlichen Urteil erscheint: den größten Teil seines eigenartigen Sprachbestandes schöpft es aus der Grammatik und dem Vexikon der Erwachsenen, die sich in ihrem Umgang mit den Kleinen mit mehr oder weniger Anpassungsgebe zu ihnen herunterlassen oder in gewissem Maße sich mit ihnen identifizieren. So bildet einen großen Teil unseres „Kinderdeutsch“ die Art, wie die Großen, vorab die Mutter, zu den Kleinen sprechen. Wir schütten hier eine ganze Anzahl solcher Ausdrücke² fast ohne Glossen nur so in Häufchen aus.

⁴¹ Rurt 150. ⁴² Clavicinium, clavicin = Klavier. ⁴³ Man (Mitte).

¹ Vgl. dazu Reumann, Professor der Psychologie in Zürich: „Die Sprache des Kindes“. Zürich, 1903. ² Vom Lehrerpaar Gfeller gesammelt.

Rosende Zwiegespräche mit dem girrenden, trähenden, auflachenden, strampelnden Wickelkind: Härzhäferli, Häärzi (Herzchen); Ängeli; Himelgüegeli (Marienkäferchen). Müüßli, Güggmüßeli. Pajjaßli. Schnuüßibueb, Schnüüßeler; Schnöderler, Schnöderli; Schnüürfeler; Chüümeler; Ggüggeler; Gügger (Simpel); Güggerüggüh (Hahn); Gwaagger. Lachbänzli, Lachigade. Chücheri (vgl. kichern). Günschernügeli (günschere = firren). Chüderi, (zu chüdere). Graasräägeli (kleine Graasmücke). Muurmeli. Branzi, Branzeli, Branzibueb, Ääti, Ääteli, Äätibueb, Äätibäse. — Gägeri (gägere: mit erhobenen Beinchen strampeln), Gagerieel (nach veralteten Namen wie Dani-el, Micha-el); Zäbiäl (Strampelmännchen); Burmseri; das Porziööndli (porze = purzeln). Himelleerchli (singend und emporstrebend). Flattierchäpli.

Bei kleinem Mißgeschick: Wiß arme Zuderstängeli, Zuderteili; Schäßibööni; Tschunggerli, Tschumerli; Runneli; Stümpeli; Truchli; Pußli; Trüdeli, chüüne Fraueli; Schinunggeli, Fandübeli; Chlungtscheli, Chlungeli (peloton); Hüentscheli, Tschälpeler, Träppeler; Hüscheli, arms Hüschli!

Dicke Ärmchen „zum Anbeißen“, dralle Beinchen und rundes Bäuchlein: Ehrügeli, Ehrügiböhni, Ehrügelimügeli, Ehrugimuüßi und -müßeli, Ehrügelimütsch und -mütschli; Bärel, Tanzbärel; teiggs Bireli; Antebälleli; Bümerli (Pommerhündchen); Mütschlitüürgg; Trädeli, Trädeli; Stbedid.

Körperlich zurückgeblieben: Kreatüürli, Spißmüßeli, Megerli, Megerlig, Megerlimüßli.

's Haaggemannndeli; der Chnüderi, Strumpstöderli, Chrüüschmüderli; der Drüü-Mäds-Chrüüsch-hööch.

Verschieden behaart: Megerli, Fuchßli, Brüündli, Schümeli, Rübeli, Rübi, Rübichöpfeli, Strübelimußli; Chüderli, Chüderbüßi, Chüderbälli, Chüdergägeli, Chüderibueb; Chüßli, Haaghuuri.

Malversuche auf Holz und Leinwand: Bettbüßeler, das Bifilatorium; Mistjoggeli, Dräßedli, Drädhüngeli; das Stinfgaageli, Güßeli; der Saubaarteli, der Strüüberich. — Sonstwie korrekturbedürftig: Der Seuserlätsch, der Schnüdernäsepinggeli.

Nach einer Kirschen- oder Beeren-Mahlzeit: Schmiernüggeli, Schmußgüggeli, Schmüßli, Schmoßli, Schmoßeli, Schmosi, Chöisi, Möisi, Chohlmöisi.

Am Brunnen, unter der Dachtraufe, in der Regenlache: Chößli und Chößle, Chößeli, Chößi, Chöözi, Chöözeli.

Zur Schlafenszeit: Der Müggeler, die chüinni Uruem; das Treißeli, der Treißeler. Brüelibueb, Brüelimeitli.

Mahlzeit: Büppisunger und -sungerli, Büppeler; Mämmeler, Milchläärbschli; Süürfeler. Ohne Appetit essend: Mäiseler, Müürpfeler, Mößfeler, Stoorzemöffeler; bei Heißhunger: es Wölseli, Fräswölseli; e Grüüsel.

Wählerisch: Der Schmäderfraas, es Schmäderfräaseli. Schlädmüüli, Schlädibäse, Läderbäse, Läderbueb, Läder, Läderli, Glädtäschli, Glüsti-bueb, Glustsack, Glustfedli.

Sonst verwöhnt: Finetteli, Finedeli; Zuckerbüppi, Zuckertitti, Zippe-ründli.

Bequem, nicht lebhaft: Der Dsehöck, Stube-, Mäst-, Schoos-, Mueter-, Vatter-Höck, Betthöckli. Der Loggi- oder Tuggemüüsler, frei's Schööffli.

Der Kletterer nach der Mutter Schoß: der Ehläderi, das Ehläderi-mannndli; der Stägeri, das Stägeri-Grittli; der Ehlään (Spechtmeise), das Eihöörndli.

Der Wildfang: Das Gßi, Gßeli, Gßiwilbeli, wilde Ummeli (Hum-mel), Suurummeli, Wäspi; der Heuggümper (Heuschrecke), das Haag-schlüüfferli (der Baunkönig); der Bimser, das Bimserli; der Höpperi, Höpperli, der Zwiirbel (Reisfel), das Zwiirbeli, der Hürribueb (Brumm-kreisel); der Hauderidau; der Röli; der Ggöiteri(bueb), Schußgatter(i), Schwälberi, Schwädli, Fßperi, Hüürschschli, Hüürscheli, der Ruedi (Wild-fang; auch von Mädchen gesagt; vgl. ruedelee).

Zornmütig: 's Häßchli, 's böös Wßderli, 's taub Müneli.

Blappermäulchen: Der Schnäderi, das Schnädergäzi, Blauberchrättli oder -täschli. Das Schnabelgrittli und der Wäschlisepli. Das Stüürmeli und Lampeli.

Vornüßig: Das Gärnäsi, das Propheetebeeri.

In den ersten Hosen steckend: Der Hßsi, Hßeler, Pßßeler, Hosipßsi. Das Hoseverschrißerli.

Im neuen Kleid: Das Bögi, Summervögel, Paradiisvögel, Chün'gi-vögi (Baunkönig), das Himelgüegi.

Eitel: Das Hoffertstli, Stölzelimeitschi, Stolzgrindeli.

Sonstige Unarten: Das Sürntßeli, die Ziberligränne; chliß Gift-löffeli; Zwängchöpfli oder -grindeli.

Nach angestellten kleinen Dummheiten: Läligrittli, Ehrattetämschi; tumms Baabeli oder Geveli; das d's hinderfüür-Baabeli; Ehrägebaabeli; chlinne Meß; Ghüderi(bueb), der Haaggepaichschli (Sebastian). Das Lüpfi, Generallüpfi. Die Stoorze, das Stöörzli; der Läfeli, Ehlööti, Ehäferßgägel; der Seiffechlööri, das Chüderluuri; das Tschüderlüdi; das Rarnaari; der Laudi, Lappi, Ehrütsuppelappi; der Trabiwätsch; der Gganggel, Gganggelürius; der Läliländer, Lappländer; tumme Lödi, Tschöli usw. usw.

Heirat.

Die Volkszählung von 1900 wies für Lüzelflüh auf: 641 Haushaltungen; 2212 ledige, 1061 verheiratete, 185 verwitwete, 6 geschiedene (ortsanwesende) Personen. Zur Vergleichung diene Eggwil i. J. 1827: 600 ledige, 800 verheiratete, 190 verwitwete, 20 geschiedene Personen; durchschnittlich jährlich 70 Geburten, 45 Sterbefälle, 20 Heiraten, 1 Scheidung.¹ Mit den für Eggwil so auffällig angegebenen 14 unehelichen Geburten aber streitet Pfarrer Schweizer in Trub² mit seiner Versicherung: „Es können Jahre hingehen, ohne daß auch nur ein einziges Mädchen des Orts vor dem Chorgericht zu erscheinen hätte“. Zu schwer lastete ja auch der Fluch gesellschaftlicher Verfehmung (vgl. Pestalozzi's „verschupft“) auf einem schuldlos uneheligen Kind,³ als daß nicht sein Schicksal auf Volkssitte und Volksgeist mächtig zurückgewirkt haben sollte.

Belehrend ist dagegen das Verhältnis der Ledigen zu den Verheirateten: in Lüzelflüh mit seinen großen arrondierten Höfen „heiraten oft Bauernsöhne nicht, damit der Hof beisammen, die Familie reich bleibe“.⁴ Es gibt einzelne Höfe, wo vielleicht seit 200 Jahren immer nur ein Sohn geheiratet hat. Die ledigen Brüder, die Vettern, als Respektspersonen behandelt, regieren aber auch meist in einem ihnen unbestritten überlassenen Lieblingsfach: Füttern, Melken, Fahren, Wässern usw.⁵ Solches Lüzdig sii (lüzdig, ledig, galt auch im Sinn von abgabefrei⁶ u. dgl.) zöge noch manch einer durch die Umstände ihm aufgenötigten Ehe vor,⁷ und voll Jugendlust trägt ein Götti als Zeichen seiner Ledigkeit einen stattlichen Meien auf dem Hut.⁸ Ähnlich fühlt und denkt mehr als eine zur Ehe nicht veranlagte Tochter. Dagegen gibt es geborne Hausfrauen, die in einem von Gotthelf⁹ ergreifend dargelegten innern Kampf ihr „Unverstanden“,¹⁰ ihr Übersehensein zu verwinden streben und sich doch noch zu etwas mehr als einer lebenslangen „Gotte“ oder „Base“¹¹ geschaffen fühlen. Von dem (in die Nähe Rallnachs verlegten) Girizzemoos¹² klingen darum auch andersartige Töne her,¹³ als aus dem Affenwald der Junggesellen.

Hier heißt's beim Einen: Es ist mer nid drum! i ma⁸ nid! „'s Wiibe ist no im wite Fäld“;¹⁴ „'s het no ke Zil mit Wiibe; i

¹ Eggwil. 87. ² Trub 30, 95. ³ UR. 281. ⁴ BSp. 54. ⁵ Räj. 244. ⁶ ZB. Signau 1436. ⁷ Müller UR. 37. ⁸ Spinne 13. ⁹ UB. 1, 340 f. ¹⁰ Bgl. Montgomerys „Mistaken“. ¹¹ Michel 187. ¹² Gfd. 38, 271; schwz. Jd. 4, 470. ¹³ BSp. 303. ¹⁴ Ott 1, 52.

will no ledig bliibe, 's isch lang no Bit derzu";¹⁵ „u so freut's mi alli Morge, das i no nid g'wiibet haa.“¹⁶ Ja, einem andern grüßet's davor,¹⁷ und in erschütternder Tragikomik schluchzt ein Jakobli, dem die Züberlitochter aufgezwungen werden will, heraus: i sö!! ga wiibe! und bricht in ein Weinen aus, als ob ihm das Herz brechen wollte.¹⁸ Ein dritter lagert nie „im stillen friedlichen Schatten der Ehe“,¹⁹ weil er in keiner die Erfüllung aller seiner Wünsche vereint findet: Diese wäre reich, aber sie will nicht „chnorze, Sorg ha zo n eren iedere Chabisstorze“; jene geht zu häufig zur Kirche, was um so mehr Hüte und Schürzen kostet²⁰ usw. Beim vierten bis zehnten trifft das oben Gesagte zu. So bewahrheitet sich denn allerdings der Spruch: 's ist Eine' scho n e ganze Maa, wen" är mit Freude wiibi chaa,²¹ ohne daß die alles beherrschende Frage, was er erwiibi²² und verwiibi,²³ seiner Wiibig²⁴ (Werbung) für das ganze Leben eine verhängnisvolle falsche Richtung gibt. Dem schönen Ausdruck Menelis:²⁵ Eini z' Ehre füehre, stellt Jbsen²⁶ nicht umsonst gegenüber: „sich eine Frau anschaffen“. Etwas gemildert lautet hiefür unser „Eini nää“,²⁷ welcher Sprech- und Denkweise allerdings auch oft genug der allen Ehrgefühls baare weibliche Standpunkt entgegenkommt: i bi de versorget! oder: U we doch Eine' chääm, u wen" er mi de nähm, das" i de Lüten us de Augline chääm!

Solcher seelischen Richtung eines Mädi gilt der Spott eines Sami:²⁸ Du heßt dir Läbe lang numen ei Chrantheit ghaa: 's Maa n e".

Eine weit verhängnisvollere Abirrung vom wahren Wesen der Ehe kommt aber immer noch häufig genug auf Rechnung der Eltern. Was Schlosser Wiedmers²⁹ fröhlicher, besorgter und leichtsinniger Hochzeiter jeweils sich selber als künftiges Geschick vorbereitet, das können Eltern ihren Kindern in zehnfachem Maßstab ausschlaggebend anrichten. Der gute bauerliche Familiengeist und die eigensinnige Verbohrtheit geraten hier bisweilen in einen verhängnisvollen Konflikt. „Wo ein Haus seit einer Reihe von Geschlechtern ein bestimmtes Gepräge hat und die Familie eine wohl hergebrachte Lebensweise, da ist das Heiraten ganz was anderes, als wenn Zwei auf der Straße (oder uf em Tanzbode) sich finden und im ersten wohlfeilen Stübchen sich ansehen.“³⁰ Drum die eingehendsten Verhandlungen über die Verheiratung eines Sohnes, einer Tochter im Schoß einer ganzen Familie. Aber wie heilig ist allen

¹⁵ Rußn NR. 1818, 148. ¹⁶ Rußn 9. ¹⁷ Joggeli 24. ¹⁸ NB. 1, 198. ¹⁹ GG. 2, 44. ²⁰ EJogg. 1902, 40. ²¹ Herbenr. 8, 9. ²² UR. 276 uö. ²³ GG. 3, 56. ²⁴ NB. 1, 244 371; Michel 257. ²⁵ NB. 1, 389. ²⁶ „Wenn wir Tote erwachen“ 53. ²⁷ Michel 258. ²⁸ NB. 1, 269; vgl. BW. 170. ²⁹ 173—6. ³⁰ GG. 2, 70.

auf Liebewyl in „Geld und Geist“ die zarte Angelegenheit — mit welch unsaubern Händen greift sie der Dorngrütbauer an, der aus dem Ber-
manne seiner Tochter³¹ und seines Geldes,³² aus dem Zimanne,³³
jener bei dem abscheulichen Kellerjoggi ein schmutziges Geldgeschäft zu
machen sucht! Mit Mühe auch nur entrinnt das edle Mädchen solchem
Zimeßge (Einschlachten in den Bedarf des Haushalts). Wie viel leichter
ist es einem Jakobli gemacht, dem komisch bornierten Eigensinn seiner
Mutter³⁴ Nase um Nase zu drehen und die Erwählte seines Herzens —
siß Meitschi,³⁵ si Schab,³⁶ siß Schäßeli,³⁷ Schäßeli³⁸ (vgl.
schäßele³⁹), si Liebsti, siß Liebeli (vgl. liebele)⁴⁰ — heimzu-
führen.

Das größte Glück einer Familie ist begreiflich dadurch gesichert, daß
der Scharfblick aller ihrer Glieder vereinigt sich dem oder der Außer-
sehenen zuwendet und letztere lieber auf ernste, obwohl nicht verletzende
Proben stellt,⁴¹ als ihr zu täsele und sie zu tättschle.⁴² Mit welch
richtigem Bauernstolze tönt es: „Sime Sämelis Sohn hat nicht nötig,
ein Meitschi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will!“⁴³
Derselbe Unabhängigkeitsstolz spricht aus dem humorvollen Satz: I wil!
Eini näh, wo si bez'g Rappe het; we si de im Jaal (allenfalls)
wil! tüble (schmollen), so chan i re's de ume gää. Ein anderer,
dem seine Frau ihr winziges Zugebrachtes beständig vorhielt (uf emen
iedere Löffel voll Suppe het z'ässe g'gää), pflegte, wenn er
dessen überdrüssig war, an die Kastentüre zu pochen: still, Wijber-
guet! —

Der Erzählung Ruhns⁴⁴ von einer Geldheirat, die ein Vater seinem
Sohn aufzuzwingen versuchte, gab Gotthelf die bekannte lustige Wen-
dung: „Wie Joggeli eine Frau sucht.“ Hieran reihte er: „Wie Christen
eine Frau gewinnt“, und „Michels Brautschau“. Alles geistvolle und
gehaltreiche Erneuerungen der G'schauete⁴⁵ oder G'schauine (Ein-
zahl: die G'schawi oder G'schau),⁴⁶ wie teils die Schwiegereltern
in spe,⁴⁷ teils die Freier selbst,⁴⁸ teils auch durch Familienverhältnisse
dazu veranlaßte Mädchen⁴⁹ sie zu veranstalten pflegen. Letztere sind klug
und findig genug, den für eine anständige Tochter⁵⁰ so sauren Schritt
durch eine G'schawi anderer Art, z. B. eine Pferdeschau⁵¹ oder einen
Marktbesuch⁵² zu maskieren. Weniger Anstände wegen des Anstandes

³¹ GG. 3, 22. ³² UR. 336. ³³ Besuch 145. ³⁴ AB. 1, 169 uö. ³⁵ SchM. 2, 91. ³⁶ AB. 1, 405 ff; vgl. Manuel 208. ³⁷ Spleß 27. ³⁸ Ott 1, 60; Böhneler 187. ³⁹ Müller UR. 59 uö. ⁴⁰ Räf. 440. ⁴¹ GG. 3, 19 11. ⁴² Ebb. ⁴³ Land 64. ⁴⁴ „Der Kohlenbrenner und der Müller“ AB. 1818, 146—178. ⁴⁵ AB. 1, 194. ⁴⁶ Ebb. 1, 152. ⁴⁷ Ebb; Christen 204; Michel 293. ⁴⁸ AB. 1, 194; Michel 192. ⁴⁹ GG. 3, 4 2, 152; Michel 227. ⁵⁰ Vgl. dagegen AB. 1, 322. ⁵¹ Michel 293. ⁵² GG. 2, 74.

bereitet solch ein Wiberſuechet⁵³ dem Burſchen: b'richten (plaudern) iſt no lang nid g'schawe,⁵⁴ und g'schawet iſt no nid g'hüratet. (Leſteres auch bildlich gewendet, z. B. wenn es ſich um eine Anſtellung, eine Beamtung handelt.) So wird denn männlicherſeits, bißweilen unter geſchickter Deckung,⁵⁵ eine ſolche G'schawi verabrebet: es B'ſte!!t's g'macht. Folgt die Tochter dann doch der Einladung nicht,⁵⁶ ſo gilt ein ſolch beredtes Schweigen als vollgenügende Orientierung. —

Es verſteht ſich, daß auch etwa noch das Brüttle⁵⁷ (ein unüberſetzbares, durch „kuppeln“ viel zu roh und irreführend wiedergegebenes Wort⁵⁸) durch Hausiererinnen und andere Zu- und Zwischenträgerinnen dafür ſorgt, daß ihre Zwen zſämechöme; vgl. e Hüratchorbe.⁵⁹ Allein richtigen Bauernſöhnen und -Töchtern iſt nichts verächtlicher als ſolche Schleichwege.

Keiner ſo ſehr wie der Stammhalter einer adelig-bäuerlichen Familie von altem gutem Ruf, und keiner ſo ſehr wie der künftige Herrſcher eines kleinen Königreichs, wie ſo ein unzerſtückelter und wohl arrondierter Bauernhof es iſt, hat es nötig, die künftige Bäuerin in alle Einzelheiten ihres Charakters hinein kennen zu lernen. Ein nichtsnußiges Weib⁶⁰ iſt ein Unglück jedem Hauſe, und überall, wo's i d' Ehuſch haglet, iſch es zähe Ma! böſer, weder we's is Ehorn haglet.⁶¹ Allein e gſchlagne Maa, wen" er nume nit ſuuf, kann in jeder andern Lebensſtellung immer noch Mann bleiben (vielleicht gar erſt einer werden), nachdem die Frau den Ruin des Hausweſens aus eigener Initiative mit Scheidung, ſcheidige oder Scheidung, ſcheide beſiegelt hat. Im Bauernweſen aber ſteht allzubiel auf dem Spiele, als daß auch ſelbſt der umgehängte Rüchſchurz des Mannes ihn auf die Länge über Waſſer erhielte.

Drum die dringende Nötigung jahrelanger genauer Perſonalkennntnis. Auf Spaziergängen aber ließe ſich dieſe nicht erwerben, auch wenn dazu die Zeit ſich fände. Jene ſuchten drum von jeher ihren Erſatz in den „Spinnſtuben“, „Stubeten“, „Spinnabenden“, dem „gaſſeln gehen“, dem „fenſterlen“⁶² der deutſchen Volkſitte, dem Riltgang der ſchweizeri-

⁵³ Michel 186. ⁵⁴ Ebb. 184. ⁵⁵ GG. 2, 75; Chriſten 202. ⁵⁶ GG. 2, 104. ⁵⁷ Biſchob. 2; Müller Hf. 38: LR. 48. ⁵⁸ An die „Schachzüge“ des Brettſpiels („Brett“ heißt auch Brütt) anknüpfend, kann man mit ſchw. Jd. 5, 914 definieren: etwas durch allerhand Umtriebe, auf feine Art in die Wege leiten; im Geheimen verabreden, einſädeln, anzetteln. Vgl. „Ir Biſchoff hat gebrittlot das“ (dieſen Krieg. Niklaus Schorr). ⁵⁹ Beſuch. ⁶⁰ Nach Art zB. von AB. 1, 230. ⁶¹ Vgl. Segen 81. ⁶² Andrees Braunſchweiger Volkſtunde 229. 294. 339. 345. 351; Glard Hugo Meyers deutſche Volkſtunde 154 ff; Hans Meyers „deutſches Volkstum“ 279 ff; Wyß j. 283 f.

sehen. Ursprüngliche Harmlosigkeit, die allerdings — wie jede andere — durch Unsauberkeit verdorben werden kann und unleugbar auch verdorben wird, liegt beiderseits in der Sache und im Wort. Im Wort: denn *Chilt* bedeutet an sich nichts anderes als Abend;⁶³ ahd. *chiltiwërch* ist Abendarbeit, und alemannisch *chilte* bedeutet: i de kurze Tage bim Liecht (bis spät in die Nacht hinein) die tägliche Berufsarbeit fortsetzen.⁶⁴ In der Zeit, wo man auf diese Weise afaat *chilte*, blüht die *Chiltblume*⁶⁵ (Herbstzeitlose). Auch der Mond *chiltet*, wenn er spät untergeht. Statt arbeitend, kann man freilich den langen Abend auch mit Plaudern verbringen, kann bei Alten⁶⁶ oder Jungen *z'Chilt* oder *z'Abenⁿsiß gaa*, mit ihnen einen *Chiltaabeⁿ* verbringen, einen „Rilt“, wie Gotthelf⁶⁷ abkürzend schreibt. Die schließlich in bekannter Weise auslaufende Bedeutung ist mit der der Spinnstuben gemein und hängt in jedem Einzelfall von Ehren- und Charakterfestigkeit, von Pflichtgefühl und Freiheitsbegriff beider Teile ab. Zunächst allerdings des weiblichen: wie eine seelenhohe Frau jederzeit eine sittliche Atmosphäre um sich verbreitet, in welcher dem richtigen Mann niedrige Gedanken jeglicher Sphäre um Erdenweite fern bleiben, so flößt das ehrenfesteste Mädchen ganz von selbst dem rechten Burschen Respekt vor Zucht und Sitte ein. Schon damit, daß es überhaupt auf dessen anhaltendes Töppele und noch einmal so langes Witten ihm endlich *uuf taa het*, beweist es seinen Respekt vor des Burschen Unbescholtenheit⁶⁸ und gründet auf dessen hieraus erschlossenen Charakter das Höchste, was ein Mädchen zu vergeben hat: Vertrauen. Täuscht er dieses dennoch und befleckt er Mädchenehre als höchstes Mädchengut, so straft ihn eine Behm,⁶⁹ gegen deren Nachhaltigkeit und Wucht eine ganze organisierte Justiz nichts bedeutet.

So auch sieht er sich ausgeschlossen aus dem bessern Teil der Jungburschenschaft, welche nach ihrem Brauch *z'runde*, d. h. auf nächtlichen Rundgängen sich gegenseitig in die Geheimnisse der außersehenen Haushaltungen einzuführen, den alten Kollektivtitel *Nachtbuebe* trägt. Das war namentlich früher von Bedeutung, als solche Jungmannschaft unter dem Herzogtum eines Magnatensohnes⁷⁰ bei Bevölkerung und untern Behörden⁷¹ sich in Respekt zu setzen mußte und, durch nichts als solchen Respekt gedeckt, selbst an mächtigen Geldprozen zum Schutz bedrängter kleiner Leute eine richtige Volksjustiz übte.⁷² Ferne auch von gemeinem

⁶³ In Island und Norwegen ist noch jetzt „das“ *kveld* die gewöhnliche Bezeichnung für „Abend“. ⁶⁴ Ger. Tw. (1789); Dursli 317. ⁶⁵ Ruhn (Abfahrt von der Alp). ⁶⁶ Ger. Tw. (1789). ⁶⁷ SchM. 1, 231 f. ⁶⁸ Christen 123. ⁶⁹ Vgl. Wpß I.; „Oberland“ gegen Ende. ⁷⁰ Räf. 460, ⁷¹ Rätli 179. ⁷² Ebd. 173 ff. 295; Beitr. 651; Räf. 244

rohem,⁷³ mit Feigheit⁷⁴ verbundenem nachbuebele,⁷⁵ unterwarfen sich richtige Ehltbuebe (wie sie mit anderm Namen heißen) auch einer gewissen selbstgeschaffenen Ordnung. Dahin gehört z. B. die Beschränkung der Abend- oder Nachtbesuche auf bestimmte Wochentage. Sie hat sich in einer Art Sentenz verfestigt, welche etwa lautet: am Määndig göö d' Säü, am Züstig d' Förschtine, am Mittwoch di Rüdige, am Fritig d' Hochziter, am Samstag di Rächte. — Wer solche Eigenpolizei aufrecht erhalten half, erfreute sich dafür auch eines mächtigen Schutzes bei einmal erworbenen Rechten. Ein auf irregulären Wegen Betroffener⁷⁶ wurde unsanft uusg'noo und etwa einer Behandlung unterworfen, die beim Brunnentrog erwähnt ist.

Weniger summarisch, dafür allerdings feiner und verständnisvoller ist die Regelung der Sitte durch die Meisterschaft des Hauses selbst. Resolute Bäuerinnen, denen in ihrem leisen Schlaf die Klappe über dem Stubenofen nach Gutfinden viel oder wenig zuträgt, üben scharfe Aufsicht über Töchter⁷⁷ und Mägde; eine Bethi⁷⁸ ist ihrer jungen Verwandten treu besorgte Wächterin, und Elsi die seltsame Magd braucht nur durchs Ofenloch ins Schlafzimmer der Meisterschaft hinunterzuschlüpfen; dahin folgt kein Bursche einem Mädchen nach.⁷⁹

Kein Wunder daher, daß noch heute wie ehemals selbst ergraute und in ihrem unantastbaren Charakter ehrwürdige Männer auch vor ihren reifern ehrenfesten Töchtern von ihren Riltgängen wie von der natürlichsten Sache der Welt reden; daß ein Arthur Bitter sie mit der nämlichen Unbefangenheit behandelt. Als aber gar ein so edler Volksmann wie der Rüderswiler- und nachmalige Burgdorfer-Pfarrer Gottlieb Jakob Ruhn mit seinem Höschen Eisi, la mi ihe! die albernen oder unflätigen, bestenfalls noch etwa „aristophanisch gepfefferten“⁸⁰ Nachtsprüche zu verdrängen unternahm, rechtfertigte er sich gegen verständnislose vorlaute Eiferer⁸¹ also: „Ich bin weit entfernt, die Unsitte des Riltgangs zu billigen. Allein ich glaube, daß, wenn sie nicht zu vertilgen ist, nichts dabei verlohren wird, wenn mein Lied anstatt der üblichen dabei gesungen wird.“⁸² Aber selbst sein Freund und Genosse in dem geistesreinen⁸³ und -hohen Apollo, unser Gotthelf, läßt die edelsten seiner Mädchen Ehlt'er herbergen⁸⁴ und legt für die Geisteszucht⁸⁵ oder auch die kindliche Unschuld⁸⁶ einiger der letztern warmes Zeugnis ab. Freilich hat gerade dieser kundigste und gewissenhafteste Richter in

⁷³ An AB. 131; Wege 320. ⁷⁴ Ztgst. 2, 159. ⁷⁵ Müller 2A. 75. ⁷⁶ Vgl. SchM. 1, 326. ⁷⁷ BSp. 139. ⁷⁸ Räf. 345 f. ⁷⁹ Elsi 56. ⁸⁰ Wgh j. 334. ⁸¹ Vgl. Robert Weber 1, 308. ⁸² Ruhn² IX. ⁸³ Vgl. Manuel 26. ⁸⁴ BSp. 145. 213; SchM. 2, 56 ff; Christen 190. ⁸⁵ SchM. 1, 229. ⁸⁶ Ebb. 225.

diesem für ernste Beurteiler so schwierigen Problem auf denkwürdige Weise „zwei Seelen in einer Brust“ wohnen. Der Mämlige, der für die ursprüngliche Arglosigkeit der Sitte so frei von den „Vorzügen falscher Zucht, der wahren Reuschheit Affen“⁸⁷ einsteht, kann nicht scharf genug die Unsitte geißeln als „eine Hauptquelle der Armut, einen Krebs-schaden für das Land“;⁸⁸ als eine „immer heillosler werdende“,⁸⁹ „Gott versuchende Sitte.“⁹⁰ Allein er führt in der schwierigen Angelegenheit nicht bloß „das große Wort“, wie solche „die dabei gar nichts entbehren.“⁹¹ Er zeigt in scharf eindringender Seelenkunde an einem Anneli, einem Mädeli, wie ein „in reinerer Jugend erwachsenes Mädchen“⁹² in Liebe und Angst fremder Sinnlichkeit und Bestialität unterliegt,⁹³ an den Grundsätzen eines charakterfesten Mannes dagegen sich aufricht wie am Spalier die Rebe und jenem, wenn er schwankend werden will, selbst wieder zur Stütze dient.⁹⁴ Er sinnt auf positiven Ersatz für die Sitte: „Du mußt ein Meitschi beobachten, wenn es am Morgen aus dem Gaden kommt“, „am Säutrog, bei Tisch, im Wirtshaus, in der Kirche.“⁹⁵ „Dreier Sachen achte dich wohl: ob das Mädchen sich regelmäßig und auch unterhalb des Güllers wasche; ob es alles anrühren dürfe, und ob es danke, bevor man ihm zweimal die Zeit wünschen muß.“⁹⁶

An drei Dingen also hängt eine Hebung des Übels ohne Preisgabe des von der alten Sitte gebotenen Guten: Schulung des Sehens, Beobachtens und Kombinierens; Schärfung des Ehrgefühls und Pflichtbewußtseins; Pflanzung wirklicher Sittlichkeit statt lüsterner Brüderie und selbstgerechten Tugendhochmuts.

Auf eins noch macht Arthur Bitter⁹⁷ in seiner Weise aufmerksam. Der Städter und die Städterin können nicht rasch genug mit „Verlobungsring“ und „Verlobungskarten“ als „Braut“ und „Bräutigam“ vor die Öffentlichkeit treten. Der Emmenthaler hat auch in dieser Beziehung „etwas Schämiges“ — öppis G'schämigs. Grad eben bei der besondern Bedeutung seiner Ehe und bei dem hohen Grad seiner erworbenen Personenkenntnis ist ihm „fast und doch nicht ganz wie beim Sterben: da geht man auch so einem Tor entgegen und weiß nicht, was dahinter ist: die Seligkeit oder die Hölle.“⁹⁸ Der Geheimhaltung des Verhältnisses bis zum öffentlichen Auftreten als Mann und Frau entspricht auch der echt bäuerliche Verzicht auf alle Abzeichen, den Ehering z. B., der, wenn er doch da sein mußte, ehemals ganz gut auch bloß aus

⁸⁷ Haller, Alpen. ⁸⁸ SchM. 1, 229. ⁸⁹ Arm. 34. ⁹⁰ BSp. 214; vgl. UR. 13; Jesuiten 325. ⁹¹ SchM. 2, 74 Hs.; 1, 223 Hs. ⁹² BSp. 198. ⁹³ Ebb. 214; Beitr. 21. ⁹⁴ SchM. 2, 56. 57. 60 61. ⁹⁵ Michel 184. ⁹⁶ GG. 1, 53. ⁹⁷ Jb. 15. ⁹⁸ UR. 422.

Silber⁹⁹ bestehen konnte, lieber aber durch ein schönes seltenes Geldstück¹⁰⁰ als sorglich verschlossenes Ehepfand ersetzt wurde.

Auch das Hochzit aagää, d. h. die Anmeldung zur Eheverkündigung, sowie das Verchünte selbst, das doch ehemals dreimal nacheinander von der Kanzel¹ geschehen mußte, wenn nicht die erkaufte Beschränkung auf ein einziges Mal vom Ausverchünte² befreite, hält die Versprochenenⁿ noch immer vor der Welt auseinander. Es geschieht dies schon, um das Gerede der Leute zum Verstummen zu bringen, z'gischweigge.³

Um so festlicher pflegt dann bei einem jungen und hablichen Paare das Hochzit auszufallen. (Man bemerkt die Gleichwertigkeit der Ausdrücke das Hochzit mit die Hürat, die Hüratete,⁴ und Hochzit haa, hochzite⁵, mit hürate, mit Einere hürate. „Hän i mit dir oder mit di'r Tochter ghüratet?“ fragte der originelle Haueter Ueli seinen Schwiegervater, der ihm eine Neuerung aufnötigen wollte.)⁶ Die Trauung durch den Standesbeamten wie durch den Pfarrer heißt auch zsämegää;⁷ das Getrautwerden: si^{ch} la zsämegää. Dieser heute bloß noch bildlich verstandene Ausdruck war ehemals als symbolische Handlung buchstäblich gemeint: Der Pfarrer soll die Eheleute „mit den henden zesamen geben“, schreibt die obrigkeitliche Verordnung von 1528 vor.⁸ Wie drum die junge und ledige Hochzitere durch Aufsetzen des Brautkranzes⁹ das bekannte Opfer an den Ehemann andeutet, das dieser ehemals mit der Morgengabe erwiderte (heute allenfalls durch die Ehetage)¹⁰, so erschien der Hochziter ehemals (vor 1798) in der Soldaten-Uniform (i der Mundür).¹¹ Die letzte Zeugnis ab, daß er (selbst als noch nicht Volljähriger) nunmehr in alle Rechte und Pflichten eines Staatsbürgers und Familienvaters eintrete. Dazu gehörte, wie das selber zu beschaffende Gewehr, auch der Feuer-eimer, und neben dem Einzugs-geld für eine von auswärts geholte Braut¹² bezog Küßelflüh seit 1673 als Zoll für „ein Braut, sie seye frömbd oder heimbsch, 1 Bagen.“ — Die Uniform legte auch das Voranschreiten einer Musig vor dem stattlichen Hochzeitszug und namentlich das Spielen eines (wenn auch nicht gerade Mendelssohn'schen) Hochzeitsmarsches nahe.

Solcher Ohrenschmäuse sind heute in der Regel nur zwei Arten am

⁹⁹ Ger. Zw. (1786 1792). ¹⁰⁰ ZB. AB. 1, 281. ¹ „Verkünden“ (oder „offnen“) bezog sich ehemals (vgl. Taufb. 23. 24) auch auf die Nennung der in verflorener Woche Verstorbenen von der Kanzel, also die noch heute in Zürich übliche „Abdankung“. ² BSp. 214; AB. 1, 444. ³ SchM. 2, 77. ⁴ Widmer 88 ff. ⁵ AB. 2, 10. ⁶ DB. 1903, 25. ⁷ Widmer 173. ⁸ Taufb. 20. ⁹ UR. 428. ¹⁰ AB. 1, 189. ¹¹ AB. 2, 123. ¹² Arm. 41.

Abend vor der Hochzeit zu hören: Rundgebungen der Freund- oder Feindschaft, oder beider zusammen. Jene besteht im Schieße, Hochzeitsschieße aus Mörsern (Müürschle), Chaschöpfe¹³ u. dgl. Schade nur, daß das im Grund der Abwehr feindlicher Geister geltende¹⁴ Gelnatter bisweilen eher einer Spekulation ähnlich sieht.¹⁵ Gänzlich der Verhüllung unbedürftig hält sich eine andere Bezeichnung des Paars, das an diesem hohen Tage nicht geizen soll¹⁶: das Spanne oder Uufhaa.¹⁷ Durch Spannen von Ketten oder Seilen quer über die Straße oder auch durch bloßes Stehen im Wege wird den Aufgehaltenen ein Lösegeld aberobert. Eine dem Schießen entgegengesetzte Begrüßung, die namentlich früher dem von auswärts geholten Bräutigam oder einer eben solchen Braut galt, aber in niedriger Weise auch nur einem Paare gewidmet sein kann, wo nüüt z'suuse zahlt, ist das Troßle oder die Troßelfuehr. Der Troßel ist, wie S. 296 erörtert, speziell auch die in allerlei Hausgerät bestehende Aussteuer.¹⁸ Nun läßt man etwa Eltern, deren Tochter ehrenhalber den legalen Vater zu einem Kinde suchen muß, höhnisch sagen, si sölli den e" schöne" Troßel zwäg mache.¹⁹ Ursprünglich in ähnlicher Unterstellung höhnt man ein mißbeliebiges Ehepaar durch Karrikatur des Umzugs mit der Aussteuer ins Haus des Bräutigams,²⁰ wobei Höllenlärm und Gejohle, unterbrochen durch allerlei anzügliche Rufe, die Hauptsache sind. Pfannendeckel werden zusammengeschlagen, mit Peitschen wird geknallt; große Kuhhörner²¹ entsenden ihre Schauertöne, die noch in der Nabe eines Wagenrades oder einem Stück Brunnendeichel ihre Resonanz finden; über einem Jauchebottich (Bschüttbodi) wird eine Badmulde quietschend hin- und hergezogen: Muelte zieh, Muelte chraße, Säugige; Bännen voll Steine werden rassend hin- und herbewegt; Klapperinstrumente tschädere usw.²²

Allerdings kein freundliches Omen für das nachherige Auskommen mit den Ortsbewohnern — namentlich wenn etwa die Hochzeiterin noch kein Geld im Sacke klingeln hat.²³ Um so besser, daß die Brautleute durch ihr eigenes Verhalten einen großen Teil des Unglücks, das nach altem Glauben sie bedroht, abzuwenden vermögen. Den Wind und den umwölkten Himmel des Hochzeitstages, der einen eben solchen Ehehimmel vorausagt, können sie allerdings nicht ändern; dem Regen aber, der ihnen Glück regnen läßt,²⁴ werden sie auch nicht wehren wollen. Um so mehr haben

¹³ AB. 1, 463. ¹⁴ Hans Meyer 282. 284. ¹⁵ Barthli 40. ¹⁶ UR. 417. ¹⁷ SchM. 2, 94; Hans Meyer 282 284; dafür im Zürcher Oberland der interessante Ausdruck „ver-lezen“ = hindern, vgl. „Lehemauer“. ¹⁸ UR. 117 310 336 uö. ¹⁹ SwM. 156; Wpß j. 336. ²⁰ Beitr. 108 zu UR. 416; Wpß j. 335: „Zügelstuehr oder Treichlete“. ²¹ Michel 306. ²² SchM. 2, 93 58. ²³ UR. 421. ²⁴ Andere Deutung GG. 3, 59.

sie die bedeutungsvollen Worte in ihrer Gewalt, welche sie am Hochzeitsmorgen zueinander reden;²⁵ und um so weniger wird die Frau das erste Wort vergessen, welches der Mann nach der Trauung zu ihr spricht. Denn so lange sie dies im Gedächtnis behält, da si es ieders Ghürsch (Gewirr) un en iedere Chnopf auflöse.²⁶ Es kann also vielleicht so lange haften, wie das Hochzeitsgewand hält. Denn an welchem Tage dieses reißt, geht auch die Liebe auseinander.²⁷ Namentlich die Hochzeitshueh, welche der Mann der Frau schenkt, während sie ihm das Hochzeithemmli eigenhändig anfertigt, dürfen nicht brechen. Sie wandern daher alsbald nach der Hochzeit in den Späher. Dasselbe geschah mit der Hochzeitsuniform — damit ein Annebäbi sie zu gegebener Zeit von all dort hervorholen und die Sohnsfrau als Wöchnerin darein wickeln könne, um so das Kind dem Vater inniger ans Herz wachsen zu lassen.²⁸ Der Hochzeitstrumpf dagegen dient einer Grossmutter Räthi²⁹ und noch andern als Sparkasse für die gegen Kleingeld eingetauschten Silberlinge. Denn in ihren bessern Tagen hatte sie über rühmlich angesammelte Ersparnisse verfügt. Dafür aber hatte sie auch alsbald na'm Hochzeit ihre Hausfrauenstelle angetreten,³⁰ also nicht einmal dem Hochzeit-Samstig³¹ einen zweiten Tag für die Hochzeitreis folgen lassen. Ganz zu schweigen vom Großtun einer dreitägigen Hochzeit.³²

„Ga Süniswib. jij!“³³ Damit bezeichnet der Volksmund sarkastisch auch den Stand, in welchen unter gewissen unerquicklichen Verhältnissen ein Tochtermann eintritt, der sich in Haus und Heim des Schwiegervaters einheiratet. Es wird damit an einem Ausnahmezustand im Bilde gespiegelt, was in Wirklichkeit alltäglich zu beobachten ist: die Mühe der Herstellung des Gleichgewichts in der Würde der Schwigermutter (Schwigere)³⁴ und der Sohnsfrau oder Schwiegertochter; eben des Süniswib.³⁵ Der vorzüglichste „Ort der Handlung“ pflegt bei solchem Gleichgewichtsbestreben der Feuerherd zu sein.³⁶ Hier am allerersten können beide Teile die Klugheit ihrer wirklichen und ihrer scheinbaren Nachgiebigkeit bewähren — an scheinbaren Kleinigkeiten, die sich aber doch zu Haupt- und Staatsaktionen gestalten. Was kann z. B. nicht alles an dieser weltbewegenden Frage hängen: gäb men es Tröpfeli Wasser a d' Röösti tüej, oder gar e Feis! Man bedenke die Folgen eines solchen Eingriffs in den altgewohnten Geschäftsgang und den ganzen Familiengeist, der das Besserwissenwollen der Schwiegertochter mit Ver-

²⁵ UR. 422. ²⁶ A. f. Bl. VII, 132. ²⁷ Barthli 59. ²⁸ AB. 2, 123 f. ²⁹ 357. ³⁰ Bgl. UR. 404. ³¹ UR. 356. ³² GG. 1, 6. ³³ UR. 132. ³⁴ Besuch 151 uö. ³⁵ AB. 2, 32. ³⁶ Ebb. 1, 8.

trauensentzug auf Jahre hinaus bestrafen könnte. Drum ist es Süniswiib gäng tumm, wen³⁷ es a!ls na sim Bruuch mache wott,³⁸ und es hat das Urteil über seine Intelligenz wohl nicht erst hinter Türe oder Wand zu erhorchen nötig.³⁹ Die Situation kann um so heisser werden, je weniger die Schwiegertochter mit dem Auskunftsmittel zuborkommenden Selbermachens⁴⁰ zum Ziele kommt. Denn das würde bei Personen, die niemals gerne alt sind, flugs als Verletzung des Grundsatzes gelten: am beste regiert me, we me's sälber macht. Auch läme zum Urteil darüber, was die Schwiegertochter ist, die Kritik dessen, was si chaa, gemäß dem Spruch: an eren Anteballe un an eme Süniswiib g'seht men a!ls. — Drum gestaltet sich das guet nähe choo mit einem solchen am besten, wo es mit dem feinen natürlichen Takt und der Herzensgüte eines Meheli die Gutherzigkeit einer Schwiegermutter nach und nach, Zug um Zug aus der harten Schale der Verbohrtheit herauszuloden versteht. Wie trefflich weiß das blutjunge Frauchen auch bei wirklichem Bessermachen in der alten Jomägerin das Gefühl der Souveränität zu erhalten! Am leichtesten natürlich gestaltet sich das Nahe choo bei entsagungsfähiger Seelenhoheit der Schwiegermutter.⁴⁰

Leichter wird es der Schwiegertochter, mit dem Schwiegervater (Schwäherväter,⁴¹ Schwäher⁴²) auszukommen. Durch freundliches Zudienen⁴³ ohne durchsichtiges Spekulieren auf die Erbschaft⁴⁴ wird dessen Herz unschwer gewonnen,⁴⁵ so daß „mit des Schwähers Weinen“⁴⁶ allerlei Vorteile zu erlangen sind und Klagen wie die folgende nicht allzuhäufig in das „Hausbauch“ einzutragen sein werden: „Der schwäher Bat(er) der Uli lüti hat Meir die fer sprochene eh stür nycht bezalt.“ (1776).⁴⁷ Noch leichteres Spiel hat der Tochtermaa, sobald er bei dem strengen und doch geschickt unter zwanglosem Geplauder verstedten Examen⁴⁸ des Schwiegervaters sich darüber ausgewiesen hat, daß dessen Tochter an es rächts Ort chööm.

Fällt hier die freie Wahl des Getrennt- oder Zusammenwohnens entscheidend ins Gewicht, so auch für das Auskommen mit einer Schwägerin (Schwägere),⁴⁹ dem Gägeschwäher⁵⁰ und der Gägeschwägere.⁵¹ —

³⁷ UR. 142. ³⁸ AB. 2, 365. ³⁹ Ebb. 2, 18. ⁴⁰ UP. 102; Segen 83. ⁴¹ AB. 23. 267. ⁴² Tell 182; UP. 433 uö. ⁴³ BSp. 130. ⁴⁴ Aurt 93. ⁴⁵ BSp. 348. ⁴⁶ Ebb. 328. ⁴⁷ Bisang. ⁴⁸ Christen 190; Michel. ⁴⁹ Ztgst. 2, 31; Aurt 93. ⁵⁰ Sintram 4; Bitt. 3h. 16. ⁵¹ AB. 1, 118.

Tod und Grab.

„Was ist die Menschheit anders als eine große Meeresfäule, die dem Grab entgegenwandert!“¹ So heißt denn auch in einigen Alpen-tälern das Sterben „verzüggle“, d. h. zu Ende oder zum letztenmal um-ziehen,² ein endgültiges Verlassen der innegehabten Wohnung, von welcher der zu Grabe Gelegte fortan uſeb'ſchloſſe ist. Solches Uſe-b'ſchließe geschieht allerdings in recht verschiedenerlei Sinn. Am gründlichsten, wo me mit dem Erbe³ nid maſ gwar te.⁴ Die Eile, die es damit haben kann, persifliert man etwa, indem man einen mit fliegenden Rockschößen Dahereilenden fragt: Wost öppe ga erbe, daß d' so pressierst? Solchem Lauern⁵ auf eines Angehörigen Tod und solch schlecht verhehlter Freude daran⁶ steht vollwichtig gegenüber „das Sehnen der Liebe als die Totenmesse“ des Reformierten, wobei „Tränen das Weihwasser“ bedeuten.⁶ Die sinnvolle Erzählung vom Tränenkrüglein aber findet bei uns folgende, in einem Briefwechsel zwischen trauernden Müttern gefaßte Form: Drei Trüppchen abge-schiedener Kinder wanderten froh und selig einher. Eins aber trippelte von ferne langsam hintendrein und hatte die größte Mühe, ein Hand-gefaß (es Häſeli) voll Flüssigkeit so zu tragen, daß es vom Inhalt nichts verliere. Das waren die um feinetwillen vergossenen Tränen, welche Tag und Nacht aufzusammeln und zu bewahren die „Seligkeit“ des armen Kindes ausmachen sollte. Des ward endlich die Mutter in einem Traumgesicht inne, tat ihrem unaufhörlichen Weinen Gewalt an, und das Kind hatte endlich Ruhe.

Eine segensreichere Totenfeier ist jedenfalls „das Trachten, durch Heilighaltung seines letzten Willens den scheidenden Geist zu befriedigen, damit er nicht durch ein Ungenügen gleich als wie an einem Haken an der Erde hängen bleibe oder durch eine Verletzung seines Willens gar zurückgezogen und an seiner Ruhe gehindert werde.“⁷

Ganz besondere Rücksichten gebietet uralter Volksglaube gegenüber den Rindbetterinnen (Chindbettere, Chimpettere⁸). Ihnen zuerst wurde die Wohlthat und Ehre zu teil, in vollem Anzug samt Schuhen und Strümpfen und mit voller Ausstattung bis auf das Taschenmesser und den Fingerhut in den Sarg gelegt zu werden. Wer eins dieser Dinge ihnen vorenthielt, mußte gewärtigen, daß die in ihren Rechten

¹ GG. 3, 127. ² Rasthofer AN. 1813, 178. ³ Schm. 2, 302. ⁴ Gelbst. 114 ff.
⁵ GG. 2, 115. ⁶ Schlb. 237; Schuldb. 86; Schlachtf. 323; Vigilius 3, 369 ff; 4, 366 ff;
Rätheli 286 f. ⁷ Btgst. 2, 34.

Verkürzten nachts auf dem Fenstergesimse leise anklopfend das ihnen Gebührende, sonderlich die Schuhe, zu fordern kämen. Dieses „Gehgerät“ (s. „Gewand“) pflegt nämlich als zwecklose Vergeudung bei dem sonst üblichen Leichenanzug wegzufallen. Derselbe hat nun auch bei uns seit langem das frühere Einnähen⁸ in ein Leintuch⁹ („in den Totenleihenwand“¹⁰) oder allenfalls das Anziehen des Totenhemdes¹¹ ersetzt. Man weiß sich auch zu erzählen, wie diese an sich unerhörte Neuerung aufgefunden sei. Ein Schmiedegessele sah schauernd zu und ließ den Meister, der ihm über die Achsel blickte, ebenfalls zuschauen, wie peinlich mühsam eine Rindbetterin ihrem eigenen Leichenzug folgte. In das übliche weiße Tuch eingenäht und damit im Gehen behindert, stieß sie sich alle Augenblicke an den spitzen Steinen der Straße und rieb sich die Füße wund.¹²

Das Leinenstück — Lämppli —, das zum Waschen des Toten gedient hat, wird noch heute nach spezifisch bernischer Sitte um einen Baum gewickelt. Der Fortschritt seines Zerfalls zeigt denjenigen der Verwesung im Grabe an. Die Bäume aber werden dadurch unter den direkten Schutz des Toten gestellt, ganz so, wie nach sonstigem tief in das Leben eingreifendem Sympathie-Glauben auch dem Gewand des Toten als seiner „äußern Seele“ die nämliche oder noch mehr geheimnisvolle Macht innewohnt wie sonst dem Lebenden selber.¹³ Der Spreuersack dagegen, der zum Sterbebett eines Kindes gedient hat, wird auf stark begangenen Parrwege spurlos entleert, damit der Inhalt „von den Leuten zertreten werde“. „Zertretenes Elternglück“ ist die heutige symbolische Deutung, Sicherung der Totenruhe der mythische Grund oder doch Hintergrund.

Der Leiche wird eine Bibel unter das Kinn (vielleicht auch in die gekreuzten Arme) gelegt, das Haupt wird sehr häufig auf ein Sargkissen¹⁴ gebettet. Ein mattes Nachtliechtli, mit oder ohne Totenwacht, erhellt der Seele ihre dunklen Wege ins Jenseits, indes der Tootebaum¹⁵ der Großen, das Tootebäumli¹⁶ der Kleinen (vgl. damit die Re-Bretter)¹⁷ den Leib birgt. Der Schrein-er, Tischmacher,¹⁸ „gläßer“ (1657) fertigt ihn an und hilft in ihn die Leiche bergen. Der Posten von „ij lb.“ (2 Pfund), welcher in der Kirchenrechnung von 1657 „vmb ein dottenboun einer armen frouwen“¹⁹ figuriert, läßt trotz seiner relativ bedeutenden Höhe darauf schließen, daß auch

⁸ EbM. 250. ⁹ Ztgst. 2, 50. ¹⁰ Pfr.-Ber. 165. ¹¹ SchM. 2, 126. ¹² Über den mächtig in unsere Zeit hineinragenden Animismus soll seinerzeit eigens gehandelt werden. ¹³ Siehe „Gewand“; vgl. Singer im A. f. Bl. 1, 204; dazu 7, 140 113. ¹⁴ Müller St. 70. ¹⁵ Tr-Pfr. 48 uö. ¹⁶ MZB. BZ. 45. ¹⁷ Hans Meyer 288; re = chd. href = lat. corpus, Körper. ¹⁸ MZB. BZ. 80. ¹⁹ Bisang.

diesem Sarg der schwarze Anstrich gefehlt habe.²⁰ Derselbe galt nämlich ehedem als Luxus, den sich nur Haablich (Wohlhabende) gestatteten; ihn ersetzte jedoch ein schwarzes Tuch mit vier Quasten (Tschottle).

Ein Familienglied tritt, mit schwarzem Hut und Halstuch²¹ oder schwarzer Schürze²² angetan, den sauren Gang an, ga d' Lijch oder d' Lijcht a z g ä ä beim Standesbeamten,²³ Pfarrer, Leichenredner, Sigrift als Totengräber, Schreiner. Dasselbe muß auch bei den zum Leichengeleit Ausersehenen ga z' Lijch dinge, se heiße z' Lijcht ch. o. o. Leichzirkulare werden meist nur nach auswärts versandt.

So früh im Vormittag, als es nötig ist, um zum Mittagsgeläut den Kirchhof zu erreichen, versammelt sich das Leichengeleit vor dem Sterbehaufe. Den von weither Gereisten (bisweilen auch allen) wird im Haus eine kurze Erfrischung gereicht. Dann umsteht man draußen im Halbkreis den auf zwei Stühlen aufgebahrten, wohl auch mit Kränzen bedeckten Sarg, und es beginnt das Bätte oder's Lijhe gebätt, welches in der Regel eine Rede mit abschließendem Gebet bedeutet. Im Umkreis des Dorfes und in den nächsten Ortschaften übernimmt dasselbe der Pfarrer, in entlegenen Bezirken der Lehrer des Orts. Die Würde und Weihe, welche heute überall ausnahmslos der Feiertlichkeit ihren Charakter gibt, sticht wohlthuend ab von den ins Römische verzerrten Bildern aus dem Beobachtungskreis eines Gotthelf und einer Marie Walden. Ein von ihnen auf die photographische Platte genommener Oberlehrer verfügte über einen Vorrat von drei Leichenreden: einer pfündigen, einer zehn- und einer fünfzehnbazigen, deren Auswahl er der Trauerfamilie überließ.²⁴ Ein anderer wählte selbst, je nach Ansehen der Letzten, unter den allzeit bereit gehaltenen „von Cherubim und Seraphim“ und „vom verlorenen Sohn“;²⁵ die „mit den sieben Sternen“ dagegen mußte a parti verlangt und höher bezahlt werden,²⁶ indes die mit dem schwarze Bändeli gekennzeichnete „von der verwelkten Blume“ für Konfirmanden aufgespart wurde. Letztere freilich konnte ihm böshafterweise der Pfarrer verpfusche, indem er selber „betete“.²⁷ Immerhin mußten die derart vorrätig gehaltenen Reden jedem neuen Einzelfall angepaßt, „komponiert“²⁸ werden, wenn auch ein solches Gibättli oder Lijcheredli²⁹ (kleine Rede) nicht mehr allzubiel Sorgen machte. — Das Typische solcher Anekdoten liegt immerhin darin, daß der zeitlebens wie ein Schaf in der Herde verschwin-

²⁰ Geldst. 2. ²¹ BwM. 162; Schulbb. 51. ²² BSp. 48. ²³ Totenrödel erscheinen auf dem Bande meist erst seit 1728, obligatorisch (an Visitationen vorzuweisen) seit 1748; in Trachselwald seit 1713, in Sangnau seit 1728 usw. (Pfr.-Ber. 91 109). ²⁴ SchM 2, 299. ²⁵ Ebb. ²⁶ M. B. 42 54. ²⁷ Ebb. 43. ²⁸ Ebb. 52. ²⁹ Ebb. 41, 52.

denbe Einzelne doch wenigstens einmal, bevor auch über seinen Grabhügel Gras wächst und die Menge der Nachfaher achtlos darüber hinwegschreitet, eine ohr- und augenfällige Gewähr haben will, daß auch er im „Buch des Lebens“ eingetragen sei. Jene arme Kreuzträgerin, die, unter heißen Tränen rückblickender Selbstbemitleidung, dem herbeigerufenen Ortslehrer eine Stelle nach Art des 137. Psalms als Text der über sie zu haltenden Leichenrede vorschrieb, zeigt lebhaft, bei wie vielen und welcherlei Gemütern jene Rednerpraxis sich in ihr relativ gutes Recht setzte. Verebelt sie sich zu dem Bestreben, am Sarg und Grab den unsagbaren Wert hervorzuheben, der selbst einem ganz verschätzten Menschenleben innewohnen könnte und sollte, und sucht sie auch unter den schwierigsten Umständen *no öppis üs ihm z'mache*, so steht sie unzweifelhaft hoch über manch einer gedruckten Lobhudelei mit und ohne Verslein.

Einmal noch etwa hebt der Schreiner den Sargdeckel ab: so, wär iez der Fuhrer-Hans (oder wer es sei) *no einist luege wil!*, *füll ne no luege!* — Ein letzter Abschied, und nun die „letzte (für diesen und jenen zugleich die erste) Ehre“! Der Schreiner vermachet (verschließt den Sarg), und Umstehende sind behülflich, ihn auf das Bärnerwägel zu heben. (Einen Totenwagen besitzt das benachbarte Sumiswald.) Dabei, wie schon zum Austragen aus dem Hause, wird Obacht genommen, daß des Toten Haupt voran komme: nichts soll an eine Rückkehr ins Haus erinnern. Die Schiffe sind hinter dem Toten verbrannt, der Landungshafen diesseits gesperrt — die keinem Steuer- mann vertrauten Meerpfade ins Jenseits fährt der Tote im Einbaum: dem bei den Alten aus einem Stück gemeißelten *Tootebaum*. Wohl ihm, wenn er für richtigen Kurs und geistige Wegzehrung nicht erst in zwölfter Stunde gesorgt!²⁰

Die einer solchen Fahrt zukömmliche Stimmung mag jeweils die *Tootehöle* veranschaulichen: jener schroff abschüssige, zur Winterzeit vergletscherte Hohlweg am Fuß der Schaufelbühl-Egg. Lieber freilich zieht man gebahntere Wege, namentlich wo ein Grabgeleite von zweihundert und mehr Personen selbst in strenger Arbeitszeit dem Glied einer hervorragenden Familie oder einem unter ergreifenden Umständen Verstorbenen gilt. Immerhin ist hervorzuheben, daß ein sehr ansehnliches Ehrengelait auch dem Armen und Ärmsten zu teil wird, der in ehrenhafter Arbeit sich durchgeschlagen, und daß unter Umständen gerade hier Bauern und Bäuerinnen sich am allerwenigsten durch ihr Gefinde vertreten lassen. Die Aussicht auf eine *Fleischgrebt* (ein bankett-

²⁰ Geldst. 128 f.

artiges Mahl) im Wirtshaus oder Sterbehause entscheidet also hier in keiner Weise, und die Einladung zum Glase Wein mit Brot und Käse (Chäs-grebt⁸¹) wird bloß angenommen, um nicht durch Abschlag den Mittellosen zu verlezen. Vergleiche damit die „begrebtmäler“⁸² der „guten alten Zeit“!

Leichengeleit und Leichenmahl tragen den gemeinsamen Namen Grebt oder Liicht („Leiche“).⁸³ Übersehen wir von einem verborgenen Punkte aus eine Grebt, welche einer angesehenen jungen Frau gilt! Voraus geht dem Zuge das zahme, womöglich schwarze Roß, samt seinem Geleitsmann aus einem benachbarten oder befreundeten Hause erbeten, lieber nicht dem eigenen Hofe entnommen. Dem mit Blumen und Kränzen bedeckten Wagen folgen die Familienglieder und nächsten Verwandten. Es schließen sich, da es einer weiblichen Person⁸⁴ gilt, Frauen und Mädchen (umgekehrten Falls die Männer) an, allesamt in schwarzem Anzug. Nicht minder ausgiebig ist die Zahl der Männer und Knaben, deren schwarze Hüte und auch in der Hitze nicht fehlende Röcke den ehemals in Säcklein zum Trauerhause mitgetragenen und zum Geleit angezogenen Mantel⁸⁵ ersetzen. Man sieht, niemand ist einzuladen vergessen worden, und alle siⁿ z' Liicht g' g a n g eⁿ: Verwandte, Familien, deren Glieder man auch schon geleitet, Paten, Arbeiter und Dienstboten des Hauses; Mietsleute, auch kein Armer fehlt,⁸⁶ überhaupt ist wohl jedes Haus im Umkreis einer Stunde vertreten. Allerdings muß auch hier wie anderwärts gar vielfach die Quantität des Ehrengeleites dessen Qualität ersetzen. Was man in einem so langen Zug zu hören bekommt, trägt nicht alles den Stempel untröstlicher Trauer.⁸⁷

Der Friedhof ist erreicht. Roß und Rad hält an, die Menge der Männer entblößt das Haupt, der Sarg kommt auf die Bahre, und der Bersehung folgt des Pfarrers Einsegnungswort. Wie weisevoll wirkt es, frei und nach den Umständen am Grabe gesprochen, gegenüber dem anderwärts noch heute durch den Totengräber mechanisch wiederholten „Gott geb dir e fröhlich Urtand“!⁸⁸ Den Schluß der Feier bildet das liturgische Gebet in der Kirche.

Dann noch ein Blick in des Grabes Tiefe, und diese schließt sich. Offen bleiben darf sie am wenigsten während einer Trauung⁸⁹ — die übrigens an einem Beerdigungstage, wenn irgend möglich, vermieden wird —, da sie sonst baldigen Tod bedeuten würde. Den frischen Grab-

⁸¹ Barthli 63; Schuldb. 51; Geldst. 6; Dorfl. 1871, Bg. 8; Nschwander 12. ⁸² Jost 263; SchM. 2, 293 ff; Geldst. 2; BSp. 53; Erbb. 68; Pfr.-Ver. 166; Ger. Tw. (1764). ⁸³ NB. 1, 86. ⁸⁴ Ztgst. 2, 54. ⁸⁵ Erbb. 73 74; Geldst. 6; SchM. 2, 302. ⁸⁶ Ztgst. 2, 49; NB. 23. 282. ⁸⁷ SchM. 2, 332 338; NB. 442; Geldst. 2. ⁸⁸ NB. 23. 89. ⁸⁹ Grimm Myth. „Aberglauben“ Nr. 482.

Hügel schmückt vorläufig ein Kranz, später aber, wenn er erst gesetzt hat, ein Grabmal, wenn auch nur ausnahmsweise, „à perpétuité“, wie das Gotthelfsche. Rosen und andere Blüemli fehlen so wenig, daß man auch bei uns sehr gut die Gleichnisse versteht: Tooteblüemli = Blutflecken unter der Haut alter Leute; Chilchhofröseli = scharf abgegrenzt rote, talergroße Flecken auf beiden Wangen Schwindlichtiger oder Hektischer.

Die grünen und die toten Denkmäler reichen der gesamten Umgebung der Kirche von Lützelflüh um so mehr zur Zierde, da der Chilchhof samt seiner im Sommer 1903 eingeweihten beträchtlichen Vergrößerung sich einer sorgfältigen und sinngemäßen Pflege erfreut. Durste er schon zu Gotthelfs Zeit als „ungemein reinlich gehalten“ gerühmt werden,⁴⁰ so leistet nun vollends die Obhut eines Fachgärtners Bürgschaft dafür, daß er sich so schönen Friedhöfen wie dem zu Sumiswald jederzeit würdig zur Seite stellen dürfe. Dies ist um so erfreulicher, da die geweihte Erde gegen die Emme hin das schlichte, aber sinnig gehaltene Denkmal Gotthelfs, die Kirchhofmauer aber gegen das Pfarrhaus hin eine Reihe teilweise schön gemeißelter Grabmäler alter Landvogtsfamilien trägt. Denn solche teilten ehemals mit ungetauften Kindern und im Wochenbett gestorbenen Müttern⁴¹ das Vorrecht, in nächster Nähe der Kirche beerdigt zu werden. Hier genossen sie des denkbar größten Schutzes vor Störung ihrer Ruhe, die ja übrigens als strenge gewährtes Recht⁴² allen gesichert ist, die hier im Bode,⁴³ under dem Bode,⁴⁴ under dem Härd⁴⁵ ligen. Habe man sie mit größern oder geringern Ehren i Chilchhof g'leit,⁴⁶ vergräbt („vergrabe“⁴⁷ = begraben, beerdigen), und ere taa⁴⁸ oder sonstwie bestattet: erscheinen müssen sie vor dem ewigen Richter mit dem, was sie in ihrer Spanne Zeit aus dem Maß ihrer Gaben gemacht haben, und allen folgen ihre Werke nach: „den großen Geistern, deren Namen man unsterblich nennt; dem Bettler, der vor den Türen lebte, und der armen Spinnerin, die Ruder spann ihr Leben lang.“⁴⁹

⁴⁰ Fröhlich IX. ⁴¹ SchM. 2, 184 f; BSp. 289; Beitr. 116 110. ⁴² AB. 1, 249 251; ⁴³ Ott. 1, 16. ⁴⁴ Müller BR. 40. ⁴⁵ GG. 3, 27. ⁴⁶ Ruß 8. ⁴⁷ AB. 1, 376. ⁴⁸ BSp. 325. ⁴⁹ SchM. 2, 209.





Das Heilige im Leben.

Sache und Wort.

Das Bewußtsein, daß alle gute Gabe von oben komme, erhält sich am längsten bei dem Landmann, der alle Tage Gottes Macht vor Augen hat und die eigene Ohnmacht, wie Gott unerwartet nehmen kann, aber ebenso unerwartet geben. Der Landmann bedarf aber auch dieses Bewußtseins, damit er geduldig auszuharren vermöge in harter Arbeit bei so zweifelhaftem Erfolge, im Vertrauen auf den, der da seine milde Hand öffnet zu seiner Zeit und mit Wohlgefallen sättiget, was da lebet. Wo dieses Bewußtsein erlischt, da kommt das Ungenügen, die Unzufriedenheit, das Unbehagen über den Bauer. Sein Stand, der

schönste sonst, scheint ihm der lästigste; seine Verhältnisse verleiden ihm; er fällt auch der Zerrissenheit anheim, welche als eine neue Art von Auszehrung die Kinder dieser Welt verzehrt.¹

Grade von solcher „Bauernreligion“² aber, im besten Sinne dieses Wortes verstanden, läßt sich am treffendsten dasselbe sagen, was von der Frau: diejenige ist die beste, von welcher man am wenigsten redet.

„Der Augapfel des Menschen ist zart; nicht weniger ist's auch ein zart Ding um die Religion und das Gewissen.“³ So 1670 der Pfarrer De Rosa⁴ in seiner Eingabe an die Berner Regierung um Schonung der „Wiedertäufer“.⁵ Wie richtig hat er damit das innerste Wesen der Religion zumal unserer bernischen Landbevölkerung getroffen! Je tiefergründiger sie ist, desto scheuer zieht sie sich in sich selber zurück, und um so weniger wagt sie sich an die Oberfläche und Öffentlichkeit. Ja von ihr redet nicht einmal gern der Vertraute zum Vertrauten. Wie sagt zur jungen Bäckerin⁶ ihre Base? „Wie ein jung Mädchen nicht gerne von seinem Schatz redet außer mit der allerbesten Freundin, und allemal rot wird, wenn es dessen Namen hört: so habe ich es mit dieser Sache und mit dem, der mich allein selig machen kann.“

Wie muß drum einem echt religiösen Menschen, einem so innerlich verschlossenen Emmenthaler zumal, es durch die Seele schneiden, wenn er jene marktschreierische Import-Religion, die man uf Stange dgs ume treit,⁷ sogar zu schamlos unverhüllten Erwerbszwecken auch in seinem Gebiet einziehen und sich breit machen sieht!

Mit solcher Scheu vor Markt und Gasse hängt auch zusammen, daß das religiöse Leben sich so wenig im Sprachlichen ausdrückt.

Einen Beleg dafür bieten schon die konfessionellen Angelegenheiten. Lüzelflüß ist — schon als emmenthalische — eine fast ausschließlich protestantische, genauer: evangelisch-reformierte Kirchgemeinde; sie zählte 1900: 3447 (ortsanwesende) Protestanten, bloß 17 Katholiken (in Burgdorf pastoriert), und gar keinen Genossen anderer Konfessionen. — Im Kanton Bern wohnten zu derselben Zeit 506,837 Reformierte, 81,162 Katholiken, 1572 (1888: 1195) Israeliten, und 1736 Andersgläubige. — Dem entspricht auch im allgemeinen die Art, wie man etwa aus unklarem Hörensagen das Wort katholisch oder häufiger: katholic gebraucht. Entsprechend der bekannten Redensart: das geit (lärmend zu) wi in ere Jubeschuel! sagt man auch in Erinnerung an die la-

¹ Rät. 350; vgl. Ztgst. 2, 211; Fröhlich XVIII. ² Manuel 178. ³ Acta Piet. 695. ⁴ Wohl der 1675 als Pfarrer von Borgen verstorbene Johann Rudolf de Rosa. Ein Daniel de R. † 1728, ein Daniel Rudolf † 1784. ⁵ Vgl. Müller 140. ⁶ UR. 176 ⁷ Ztgst. 2, 10.

teinisch gelebrierte Messe, ob deren Unverständlichkeit es dem ungedul-
digen Hörer „sturm im Ohopf“ werden kann: Das ist zum Ka-
tholisch würde! „Es ist aber auch nichts so sehr zum Katholisch-
werden, als so ein sturmer, halberwachter Mann.“⁸ Ganz zu schweigen
von dem Mißtrauen eines Zowägerschen Ehepaars auf dem Markt in
Solothurn, dem der Stallknecht „der Sprache an ein Katholischer“⁹ zu
sein schien, dessen Obhut man schwerlich ein Roß anvertrauen dürfe;¹⁰
das sich auch zwingen mußte, „etwas Katholisches zu essen“, weil
es eben so ganz e Katholische Eust heig.¹¹ Dem entspricht
ferner die Vorstellung von „heidnisch“, das bisweilen soviel wie „vor-
reformatorisch“ bedeutet.¹² Noch unklarer aber blickt der das Wort Brau-
chende zurück in die sagenhafte Vergangenheit der Riesengeschlechter, nach
denen er in bekannter Weise von Heidegrebere, Heidelöchere
spricht, einen Wald bei Oberlauterbach „Heidmóos“ (Héidmīs) nennt,
und etwas abnorm Teures, außerordentlich Unverschämtes u. dgl. heide-
mäßig tüür, heidemäßig uverschant findet.

Unser bald vierhundertjährige zwinglianische Protestantismus aber
hat keinen einzigen derartigen Absenker erzeugt.

Der hiefür bereits angeführte Grund wird durch einen ihm nah
verwandten zweiten mächtig verstärkt.

Reichlich „bestätigte unsere Geschichtsbetrachtung die Erfahrung, wie
ungeheuer konservativ die religiöse Denkweise des Volkes ist. Dieselben
Gedanken, beinahe dieselben Ausdrücke erben sich zähe fort von Geschlecht
zu Geschlecht durch Jahrhunderte.“¹³ Drum auch jener — bei aller
äußerlichen Unterwerfung nur um so gefürchteter — passive Wider-
stand, welchen das Emmenthal der offiziell bernischen Einführung der
zwinglischen Reformation entgegensetzte. „Mit düsterm Ingrimme sah das
Volk der Entfernung der Heiligenbilder zu und war jahrelang kaum zu
bewegen, die Prediger der neuen Lehre anzuhören.“

Solcher Widerstand lag aber tief im Wesen der emmenthalischen
Frömmigkeit selber gegründet. Es liegt im Wesen der Sache, daß
nur die Glaubensrichtung eines Paulus, Augustin, Luther die Allge-
walt Roms in der innern Gemüts- und in der äußern politischen Welt
zu brechen vermochte. Allein das Christentum des Emmenthals steht,
gleich dem seines genialen und kongenialen Darstellers Gotthelf, auf dem
ethisch-religiösen Boden der alttestamentlichen Propheten;¹⁴ und es wirkte
Jahrhunderte lang im Stillen arbeitend und duldbend an der Geistesbe-

⁸ Rät. 247. ⁹ AB. 1, 125. ¹⁰ Ebd. 124. 133. ¹¹ Ebd. 124. ¹² Jahn Emm. 48.

¹³ Müller 399; vgl. Bitt. 36. 9. ¹⁴ Vgl. Saltzschil 28; Müller 399; vgl. desselben Vor-
trag, skizziert im EB. 1904, 15. März.

freierung, die erst der gewaltigen, schließlich auch gewaltsamen Anstrengung der Reformation in ausgedehntem Maße gelang. Denn es ist eine der bemerkenswertesten Entdeckungen, daß die uns so sympathisch berührenden Gemeinschaften der französischen Waldenser, der niederländischen Mennoniten, der schweizerischen „Brüder“ ihre letzten Ausläufer hinterlassen haben in den „altewangelischen, wehrlosen, taufgesinnten Gemeinden“, ¹⁵ deren offizielle und landläufige Bezeichnung sonst Täufer ¹⁶ (1534: „Däuffer“) ¹⁷ lautet. Das bei uns heute einzig gangbare Wort Widertäufer war ursprünglich ein Spott- und Schimpfname, mit welchem seit der Taufe Blaurocks in Zürich (1525) überhaupt alle Gegner der staatlich anerkannten Kirchenlehre belegt wurden. In den ehrenvollen Namen Alttäufer ¹⁸ und Halbtäufer ¹⁹ aber birgt sich der Gegensatz gegen die aggressive Sekte der „Neutäufer“ und die ehemals freundliche Fühlung mit der Landeskirche. ²⁰

Erst die fortgesetzten Verfolgungen seitens der Obrigkeit gaben der Abneigung der Täufer gegen jeglichen „Dienst der Welt“ das Schrofne, das sich nun in der gesamten persönlichen Selbstdarstellung bis auf das Gewand ausprägt. Altväterische Haste ersetzen die Knöpfe am Kleid; Männerhüte mit kleinem halbkugeligem Kopf und breitem Rand, ein schmuckloses Frauentüppchen mit schmalen Spitzen ²¹ oder kaum bemerkbarem florartigem Bändchen ²² verdrängen jede modische Kopfbedeckung. An letztere erinnert die Stündelichappe ²³ mit ihrem Namen, sehr wenig aber sachlich mit ihren „kostbaren Spitzen oder Bändern“, wie zu Gotthelfs Zeit Bierpuppen sie trugen. ²⁴ (Es ist ja eine alte Erfahrung, wie die kräftigste Reaktion gegen Modetorheiten handkehrum in deren raffinierteste Dienste tritt.) Ein Protest sodann gegen alle Coiffeur-Künste ist der lange Bart, der zu der Täufer ernstem Blick auch sehr gut paßt. ²⁵ Damit stimmt die Flucht vor allen geselligen Vergnügungen ²⁶ und allem nicht strikt entbehrlichen Handel und Gewerbe.

Was ihnen aber als „Läpftöpfen“ den so tragisch endenden Kampf mit der Obrigkeit gebracht hat, ist die Verweigerung von Eid und Militärdienst, ihre „Wehr- und Waffenlosigkeit“. ²⁷ Auch viele Lüzelflüher wurden in den immer furchtbareren Kampf verwickelt, der mit den traurigen Täuferjegenen, ²⁸ mit Hinrichtungen und Güterkonfiskationen endigte. Wie sehr aber das religiöse Volksgemüt der Emmenthaler mit diesen nach und nach auf arme Reste dezimierten Märtyrern ²⁹ sich inner-

¹⁵ Müller 52—69; 404—6. ¹⁶ Ebd. Vorwort. ¹⁷ Täufer. ¹⁸ Joh 48 ff. ¹⁹ Müller 130. ²⁰ Trub 30, 100. ²¹ M. 1822; 81 f. ²² Trub 34, 105. ²³ M. 237; R. 241. ²⁴ M. (1850) 237. ²⁵ M. a. a. O.; Bitt. 36. ²⁶ G. 2, 65. ²⁷ Intercession (1659). ²⁸ Müller 252 ff. ²⁹ Ebd. 401 (schön!).

lich verwandt fühlte, zeigen u. a. die erbitterten Mißstände gegen die Täuferjäger, diese „richtige Räuberbande“;³⁰ zeigt das Haslibacher Lied (auf den Tod des Hans Haslibacher zu Haslibach bei Sumiswald 1571):³¹ das abgeschlagene Haupt flog weit weg in den Hut, und der Stalbenbrunnen in Bern, der Zeuge des Justizmordes, schwitzte Blut.

Aber auch Höhergestellte verwendeten sich warm für die stillen, ehrlichen und sittenstrengen Leute. Voran ging der Eroberer der Waadt³²; ihm folgten Staatspfarrer, wie Georg Thormann in Lüzelflüh, der wegen seiner exemplarischen Frömmigkeit³³ hochangesehen war. Gegen die erbittert gewordene Täufer-Mißhandlung richtete derselbe die ebenso mut- wie-maßvolle Schrift: „Probier-Stein, oder Schriftmässige, und auß dem wahren innerlichen Christenthumb Hargenommene, Gewissenhafte Prüfung des Täufterthums In der Forcht des HErrn HErrn zu Allgemeiner Erbauung Abgefasset durch Georgium Thormanum, V. D. M. 1. Theß. 5, 21. Prüfet alles, das gute behaltet. BERN, In Hochobrigkeitlicher Druckerij. 1693.“ —

Auch die Pietisten hat Thormann in gleicher Weise sine ira et studio behandelt — in einfacher Konsequenz seiner weitsehenden und weitherzigen Grundsätze. Denn der Pietismus, welcher um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland und um dessen Wende in der Schweiz mächtig erwachte, war mit seinem Drängen auf persönliche Aneignung und praktische Ausübung des Christentums und auf das Leben dessen was man glaubt, der Erbe und Fortsetzer³⁴ des Täuftertums. Und dies zwar so entschieden, daß auf ihn sogar amtlich die Bezeichnung Wiedertäufer angewendet wurde. Nur war das Täuftertum mehr im bäuerlichen Landvolk, der Pietismus mehr im unterschätzten bürgerlichen Handwerkerstande heimisch. Daher auch Thormanns freundschaftlicher Verkehr mit einem so feinen Stadtberner wie Beat Ludwig von Muralt (1668 bis 1749),³⁵ der ihm in zwei denkwürdigen Briefen³⁶ die Gründe seiner Flucht vor der offiziellen Kirche mit der Spitzfindigkeit ihrer „Bekennnisse“ auseinandersetzte. Dieser weite Blick fehlte auch Thormanns berühmtem Nachfahre Gotthelf nicht.³⁷ Um so weniger, da ein so trefflicher Berater wie der Medizin-Professor Fueter ihn zart und taktvoll mahnte, auch ob „geschmackloser und falscher Einfassung“ den Kern: die Gesinnung nicht zu vergessen.³⁸ Überaus schön zeichnet denn auch Gotthelf im „Uli“³⁹ das Bedürfnis nach engerem und tieferem Zusammenschluß Gleichgestimmter; ein Bedürfnis, das nach ihrem eigenen Geständnis⁴⁰ sogar

³⁰ Ebb. 341. ³¹ Ebb. 77. ³² Ebb. 83. ³³ v. Mül. 124. ³⁴ Müller 67, 348; Blösch 1, 33; 2, 31—55. ³⁵ ObGregerz, Ffeld 1888; Lettres, 1897. ³⁶ Acta Piet. 676 ff. ³⁷ Manuel 190. ³⁸ Beitr. 574 ff. ³⁹ Uli. 385 f. ⁴⁰ Selten 11.

eine städtische Landeskirche nicht in dem von ihr selbst gewünschten Maße befriedigen kann. „Wie oft ist's einem Menschen: wenn er doch nur da oder dort eingeladen, in diese oder jene Gesellschaft aufgenommen würde; es ist der höchste Gegenstand seines Sehns und Strebens. Ist er aufgenommen, ist er mitten unter ihnen, sitzt er am ersehnten Tische, dann fühlt er sich unendlich gehoben. Er steht an einem Ziele; er ist glücklich, hoffensvoll; er gehört einem Kreise an (er g'hört öpperen aa), der ihm Halt im Leben gibt.“ Wie findet in pietistischen Kreisen z. B. jene Babette,⁴¹ die Frau eines in Trunksucht verrohten Handwerksmeisters, Trost und Halt gegen die Brutalitäten ihres Ehemannes! Wie bleibt sie unermüdblich die immer gleiche gewissenhafte Gattin, die liebevolle Mutter, die exakte Hausfrau, die teilnahmevolle Beraterin der Arbeiter! Und daß eine solche Frau nicht bloß „im Buche steht“, sondern dann und wann einmal im Leben vorkommt, beweist u. a. das Emmenthal. Um so zorniger züchtigt Gotthelf⁴² die die Volksseele vergiftenden Auswüchse dieser Richtung: gewissenlose Vernachlässigung von Arbeit und Familienpflicht; Klatsch- und Lästersucht; Hang zum Wohlleben; mit Pfiffigkeit verbundene geistige Borniertheit und Seelenblindheit; die hampfelige Art, womit die zartesten und delikatesten Angelegenheiten, die heiligsten Dinge verhandelt oder vielmehr mißhandelt werden; die Frevelhaftigkeit, womit in Familie, Nachbarschaft und Gemeinde hinein der Same des Mißtrauens, des Unfriedens und des unheilbaren Zernüßnisses gesäet wird; dies „Hausieren mit Buße und Bernüßung im Lande herum wie die Schwarzwälder mit Bürsten“;⁴³ dies Religion-Ausführe wi mir der Chääs.⁴⁴ Solch häßliche Auswüchse haben verschuldet, daß der ursprünglich so hohe Begriff der Sache⁴⁵ im gemeinen Bewußtsein geschwunden ist, und daß die heutigen Benennungen Stündeler, Stündelipigger, Spißbrediger u. dgl. als Schimpfnamen oder verdächtigende Zulagen bloß noch die schlimme Rehrseite betonen. Da man im Emmenthal weniger fluchte und weniger roh herausredete, so war es der dahin verheirateten Oberaargauerin „anfangs himmelangst, sie sei unter Stündeler oder Pietisten geraten.“⁴⁶ Du bist mit Schjine Stündelere! grinst eine herzlose Alte die wackere junge Mitpatin an,⁴⁷ welche großherzig das in Lumpen gehüllte Kind zur Taufe trägt mit dem ernststen Hinweis, das größte aller Menschenkinder sei nicht besser

⁴¹ Jacob 2, 74 f; vgl. Schulbb. 373. ⁴² In Stellen wie BSp. 395. 425. 427. 438; SchM. 1, 17; 1, 91 Sp^a. und Beiträge 147 f; SchM. 2, 359; AB. 1, 389 f; 2, 243; vgl. Pfr. Roder in Affoltern im Pfr.-Ber. 136; Ger. Zw. (1792); Dorfkal. 1871, Bg. 7; Beitr. 427. ⁴³ AB. 2, 243. ⁴⁴ Bigius. ⁴⁵ Eine geistvolle Erneuerung der katholischen Gebetsstunden (Horen) waren die Spenerschen collegia pietatis; vgl. die sympathischen „Stundisten“ in Rußland. ⁴⁶ Besuch 149. ⁴⁷ AB. 266.

ausgestattet gewesen. Ja ein Gotthelf selbst mußte von einem „aufgeklärten“ Zürcherblatt sich zu den Stündelern zählen,⁴⁸ seine Schreibweise „Stündelersprache“⁴⁹ schelten lassen, während eben er in seinem feinsten Werke, „Geld und Geist“, „den Pietisten zeigen wollte, wo die Frömmigkeit“ ihren wirklichen Sitz habe.⁵⁰ Die Verfolgung Andersgläubiger ehedem mit Scheiterhaufen und Schwert, heute mit dem bloß noch gestatteten Wort heißt Verleumdung. „Reßer“ ist eine feindlich gemeinte Umwandlung aus „Katharer“ = Reine, wie in etwelcher Selbstüberhebung seit dem elften Jahrhundert gewisse (manichäische) Oppositionen innerhalb der katholischen Kirche sich nannten. Von hier aus läßt sich verstehen, wie reich unsere Sprache mit „Chäßer“ durchsetzt worden ist: Er louggnet (leugnet) wi n e Chäßer. „Mit Salben und Tränen sechten wie Reßer“,⁵¹ „das geht wie Reßer“⁵² (oder: „wie Löffel“). Rei, bi'm Chäßer nid! Er ist e wüeste Chäßer! aber auch: Er het e Chäßer, es Chäßerli (einen Kausch, ein Schwipschen). „Sieben Reßer“ (wie eine „Legion“ von Teufeln) als Einzahl gefaßt ergaben unsere Formel: wi n e Sibechäßer. Harmloser schon klingt die Genitiv-Fügung Chäßer's: du bist doch e Chäßer's Här! das Chäßer's Meitschil noch harmloser das hieraus euphemistisch abgeschwächte Chäp's: chäp's schön!⁵³ Der hiedurch erweckte adjektivische Anschein setzte sich fort in chäp'igs Chrott! u. dgl. Die Wesfall-Form dagegen rief einem dazu passenden Nominativ: Chäpi. Wim Chäpi-bod! — Begreiflich fehlt auch das Verb hier nicht: Im Dörfli ume chäp'ere; i bi hüt gnue umeg'chäp'eret und bin nun totmüde.⁵⁴ Erst als Bravorufe, Kanonendonner und türkische Musik zusammenkletterten, schwieg der Bühnenredner.⁵⁵ Ein Ding gänzlich verderben heißt: es verchäp'ere. „Es ist all's verchäp'eret u verplizget u vercheibet“ lautet eine Sprechweise aus dem ff.

Welch einen Gegensatz bietet zu alle dem eine so harmlos freundliche „Sekte“ wie diese „schlichte, gottinnige, demutsvolle Erscheinung“⁵⁶ der Hansuelianer! So nennen sich die Anhänger des Hans Ulrich Liechti (1802—78), der von seiner bäuerlichen Wohnung im Tannental (Siglen) allsonntäglich in der Runde herum, auch in Rühelflüh, predigen ging. Wenig, wie sie, machen heute die Binggelianer von sich reden. Auch chiliastische Gemeinschaften wie die „Apostolischen“ (Apostore), sowie die „Sabbatisten“ u. a. finden bei ihrer stillen Art auf dem Lande den Nährboden nicht, welchen dagegen aggressive Sekten wie die „Neu-

⁴⁸ An AB. 116. ⁴⁹ Ebd. 104. ⁵⁰ Ebd. 120. ⁵¹ Ebd. 2, 104. ⁵² Ebd. 2, 414.

⁵³ Bsp ä; AR. 1818, 247. ⁵⁴ Bern 2 I 12. ⁵⁵ An JR. 96. ⁵⁶ Joh 31 f.

täufer,⁵⁷ wie alle die „evangelischen“, „frei evangelischen“, „methodistischen“ „Gemeinden“, „Gemeinschaften“ und sogar „Kirchen“⁵⁸ auch bei uns so eifrig suchen und absuchen. Gänzlich zu schweigen von der unsauberen Sekte der Antonianer, d. h. des Entlebuchers Anton Unternährer (1759—1824),⁵⁹ die auch in den beiden Talgraben zu Lüzelflüh und Waltringen Unterschlupf fand. Gemahnen in gewisser Beziehung an sie die Mormonen, so haben diese dagegen in großartiger Kultivierung ganzer Länderstrecken ihresgleichen in der Heilsarmee.⁶⁰ Heide und Heiden sind deren rechte Felder, das Massenelend eines London, eines Zürich⁶¹ und Genf ist ihr Arbeitsgebiet. Bei uns dagegen, meint Gotthelf,⁶² sollte die innere Mission von innen heraus bei den obern Ständen beginnen.

Überhaupt aber da, wo die faule „Brauch-Religion“⁶³ zu Hause ist; jener Grad-à-ne-Glaube, daß öppen e Gott im Himmel siig, u daß die guete Lüt zue n ihm chömi, we si dür's Bluet Christi abg'wäsche sigi, u di böse Lüt i d' Hell; daß me bäte söll u niemmere mürde; öppen e chlii z'Bredig gaa u zo'm Nachtmahl.⁶⁴ Eine Religion also, worin man hie und da einigermaßen und halbwegs, einmal auch etwa ganz im Sonntagsstaat dem liebe Gott d' Visite macht.⁶⁵ Eine Religion, die sich als nicht wohl zu umgehendes Nebengeschäft bequem neben dem Hauptgeschäft abmachen läßt. Denn „das sig d' Hauptsach i der Wält: 's Gält. U we me derzue de no chönn geistlig sii, warum nit? D' Lüt passi eim de öppe dist minder uuf.“⁶⁶ Oder mit dem Chorrichter von Gitiwil⁶⁷ zu reden: We me groß siig u wärche mües, de chönn me si mit der Religion nümme abgää. Aber es sig gäng guet, we me se g'lehrt heig; we me de alt wärd u nümme wärche möög, so chönn me se de füre näh u heig mängist no churzi Ziti derbii. Es sig gäng um d' Ewigkeit!

Wo Kirchenräte so reden, ist wahrlich ein Gesellschaftli von Tannentaler-Brüdern oder ein Trüppchen von Pietisten, die nach bravem Tagewerk in Ehren und guten Treuen z' Versammlig göö, eine anmutigere Gesellschaft. Da sind „die Stillen im Lande“ noch immer ein sehr notwendiges „Salz der Kirche“, die von ihr sich ausschließenden Sekten aber deren „Schuldschein“.⁶⁸

⁵⁷ Müller 889; Joh 50; AB. 2, 219 301 f; Selbst. 135; Baff. 32. ⁵⁸ Joh 23 53 55—57; Sekten 13. ⁵⁹ Joh 40—45; AB. 2, 75; Beiträge 618. ⁶⁰ Sekten 11; EvG. ⁶¹ Wo z. B. im Jahr 1903 die Heilsarmee 19802 Schlafgäste beherbergt hat. ⁶² Arm. 209 221; Geiser JB. 26. ⁶³ AB. 1, 394. ⁶⁴ AB. 23. 271; Schuldb. 45; Selbst. 50; SchM. 1, 33; 2, 254. ⁶⁵ AB. Anna 186; SchM. 1, 390. ⁶⁶ Selbst. 233. ⁶⁷ SchM. 2, 157. ⁶⁸ Joh 65.

Das nämliche gilt von dem „Geistlich-sein“ in dem vorhin angezogenen liederlichen Sinn. Wie ist hier das hohe Wort geistlich herabgesunken! Ehedem konnte „geistlich“, wie noch bei Gotthelf,⁶⁹ gleichbedeutend und abwechselnd mit „geistig“ stehen. Es entspricht dies völlig dem Tatbestand, der noch heute in einfach ländlichen, zumal Kleinbäuerlichen Verhältnissen zu beobachten ist.

Die in bitterbösen Zeiten der „Völkerwanderungen“ aus den Ebenen in entlegene Berggelände hinaufgedrängten kräftigsten Produkte der Überbevölkerung nahmen mit sich und verpflanzten unter sich jene Regsamkeit der Hände und des Geistes, die in dem Spruch „bete und arbeite“ ihren populären Ausdruck erhalten hat. Dieselben Leute, die einem so widerpenstigen zähen Boden so treffliche Erzeugnisse und so blühende Besitztümer abringen, sind in der Stille des Sonntags und des Winterabends, sind selbst in Erholungspausen zwischen strenger Feldarbeit zu großem Teil aufmerksame und anhaltende Leser. Nur wenige zwar haben Humboldts „Kosmos“ und „Ansichten der Natur“ auf der Etagère der Hinterstube stehen; aber Gotthelf bliebe der vielgelesene Mann, auch wenn er nicht Pfarrer von Lüzelflüh wäre; und noch manch ein selten gewordenes Buch birgt sich unter spezifisch religiösen Schriften, an denen bei uns kein Mangel ist. Daß aber letztere im Stillen eine Hauptlektüre bilden, steht im Einklang mit dem Waldenser-Geist des Emmenthals und mit der Beobachtung, wie viel urfrische geistige Regsamkeit, wie viel gesunder Verstand und wie viel scharf vor-, ein- und durchdringendes Denken eben auf religiös-ethischem Gebiet sich betätigt. Weder eine zersplitterte Mannigfaltigkeit des Stadtlebens noch eine oberflächlich abreibende Fremden-Industrie haben selbst im verkehrreicher gewordenen Emmenthal bisher die stramme Geschlossenheit und Gesammeltheit einer Geistespflege wesentlich gelockert, die nun einmal der harten und sauren Bewältigung der Scholle das einzig genügende Gegengewicht bietet.⁷⁰

Aber grad um so weniger fehlt auch hier die Rehrseite: daß „geistlich“ den widerwärtigen Abgeschmack der zur Schau gestellten Frömmigkeit, ja der Heuchelei und der geschwätzigen Phrase angenommen hat.⁷¹ Eben die Geistli, die „Geistlichkeit“,⁷² die zudem beim „Schulmeister“⁷³ in seltsamem Schillern den schriftdeutschen Begriff mit einbezieht.

Aber ist es etwa dem prächtigen Worte „fromm“ besser ergangen? Man denke an die alten „frommen“ Eidgenossen, deren Ehrentitel sie

⁶⁹ J. B. 2, 5; Schuldb. 88. ⁷⁰ Luc. 10, 42. ⁷¹ BSp. 116 434; AB. 1, 389 390 444. ⁷² BSp. 431; AB. aaDD. ⁷³ 1, 179.

als die „Ersten“⁷⁴ hinstellen sollte überall, wo es gelte, das Vorwärtsbringende, das zu gemeinem „Nut und Frommen“ Förderliche zu schaffen. Man braucht sich aber nur beispielsweise an der Geschichte der alten Pharisäer⁷⁵ gegenwärtig zu halten, wie ursprünglich vaterlandsgetreue Helden als wirkliche Elite-Truppe dem Ruf „Freiwillige vor!“ Folge leisten, dann aber „sich zu fühlen“ beginnen, die Fühlung mit den hinter ihnen Stehenden erst verlieren, dann aufgeben, und schließlich als „die Abgesonderten“ (die G'separierte)⁷⁶ den Titel spezifischer Frömmigkeit für sich in Anspruch nehmen. Leichtfertiger Settenstolz⁷⁷ sowohl wie trasser Aberglaube⁷⁸ färben dann das schöne Wort.

Wer ferner ist gläubig? Antwort: Wer sich nicht ausdrücklich selbst als ungläubig („unglaublich“)⁷⁹ hinstellt gegenüber Gespenster- und ähnlichem Spud,⁸⁰ also wenigstens dessen Möglichkeit ebenso wie irgend eine andere zugibt, annimmt, vermutet, d. h. im landläufig verflachten Sinne glaubt oder glaubt. Solch liederliches „Glauben“ gegenüber der straffen und strammen Geistesucht, die auf gewissenhaftes Forschen und gediegenes Wissen abzielt („Schaffinn“ gegenüber „Scharfsinn“), hat zu dem fatalen Nebebegriff der Geisteschwäche geführt, die auch Gotthelf mit dem Witzwort geißelt: „Glauben ist dort viel, doch die Einfälle sind rar.“⁸¹

Wie antwortet doch schon der alte Heidelberger so ganz anders auf die Frage: „Was ist wahrer Glaube?“ Wenn aber vollends der alte Kirchenvater Tertullian herausfordernd ausruft: *credo quia absurdum*,⁸² so stellt er den Glauben hin als eine hohe, kühne, welterobernde Geistesstat; als ein machtvolles Durch- und Vorwärtsdringen menschlicher Energie zu all den Bereichen menschlicher Weltgestaltungskraft, die dem Wollen und Sollen offen, dem Wissen einstweilen noch verschlossen sind. Hier ist das Ahnen der Pionier, der die Bahnen weist; das Nicht-anders-können ist das Genie, welches die Bahnen bricht, und damit der Glaube die Kraft, die im höchsten Sinn des Wortes „Berge versetzt“, ja „die Welt überwindet“. Diese ganze und volle Selbsthingabe⁸³ an ein Ziel, das unser Eins und Alles in der Welt ist,⁸⁴ an das was den Wert unseres Lebens ausmacht, ist glauben, ist Glaube. Der Glaube ist Tat, das Wissen der Schatz der dabei gesammelten Erfahrungen.

⁷⁴ Lat. *primus*, deutsch „fromm“ und z. B. Mansens „Fram“ (Vorwärts) sind verwandt. ⁷⁵ ZB. nach Langhans *Biblische Geschichte und Literatur* 431 ff. ⁷⁶ Selbst. 10. ⁷⁷ WSp. 436. ⁷⁸ Ebd. 87. ⁷⁹ MW. Wf. 95. ⁸⁰ EvE. ⁸¹ Mf. 351. ⁸² Ich glaube (etwas), weil es widersinnig ist. ⁸³ Lat. *credo* (je crois) = altindisch *grad dadhami*, „ich gebe das Herz hin“. ⁸⁴ Got. *ga-laub-jan* = glauben ist genau „lieb (laub) haben“, als das Begehrtestwerteste erklären.

Dunkle Mächte und ihr Dienst.

„Verderb es nicht, es ist ein Segen drin!“ Das Wort muß von jener harmlos kindlichen Vorstellungswelt, die zu aller herzenswarmen Religion mitgehört, um so mehr gelten, je schärfer mit ihr der noch heute ungemein verbreitete Glaube an feindliche Gewalten um den Vorrang im Volksgemüte streitet. Und dies zwar aus einem tiefliegenden Grunde. Teilen doch beide sich in das nämliche sittliche Motiv: Lebhafter Gerechtigkeitsfinn. „Darin, daß unser Volk trotz so manchen Augenscheins an solchem Glauben unbeirrt festhält und nichts ihm denselben aus dem Herzen reißen kann, spricht sich mächtig und tief, in Respekt gebietendem Lebensernste, die Überzeugung aus, daß es eine Gerechtigkeit und eine Vergeltung gebe, und daß kein Tod ihr Walten zu ändern, zu brechen vermöge.“¹



Tagelöhner mit Türabebündel.

Aus diesem Grund haftet im Volksgemüte keine Vorstellung zäher als die vom Umechoo. Der und der Tote muß wiederkommen zur Abbüßung einer Strafe, der er bei Leibesleben entgangen. An einem andern aber ist ein Unrecht, ist ein Verbrechen geschehen, unentdeckt und ungefühnt. Und jetzt lehrt der Tote wieder, um es in dieser oder jener Weise den Lebenden zu künden, damit sie den Übeltäter entdecken und strafen. Erst so gelangt der Tote zu seiner Ruhe.²

Entsprechend der Anzahl ungebüßter Frevel greift seit Ahasver dem ewigen Juden ein ganzes Reich „Fried- und Ruheloser“³ ins Menschenleben ein. Wer dem Anstößer eine Furche abgefahren hat, daß der Marchstei nun „ganz blutt u chrumm dasteit“;⁴ wer gar solchen Stein zu versehen gewagt; wer ungerechtes Gut vergraben hat; wer

¹ Sigism VII, 397. ² Ebb. ³ Cornelius Waldmeister im GvG. 1902. ⁴ BSp. 40.

mit Maß und Gewicht nicht ehrlich, sogar wer damit gegenüber Armen nicht freigebig umgegangen ist; wer als Jäger einen Hasen im Neste geschossen (sozusagen sein Hausrecht verletzt) hat, statt ihn aufzujagen; wer in ungeweihtem Boden ein unzeitig Kind vergrub; wer einen falschen Eid geleistet: dä oder die mues umechoo. Selber lichtscheu⁵ und doch als fürrige Maa, als brönnigs Mannbli, oder aber als schwarzer Höllenhund mit feurigen Augen,⁶ als Geißbock mit feurigen Hörnern muß er namentlich bei bevorstehendem Wetterwechsel⁷ „herumlaufen wie wild“.⁸ Er lockt Menschen in Pfützen und ersäuft sie;⁹ brennt in dem zum Gruße statt der Hand gehaltenen Peitschenstiel seine Finger ein¹⁰ und straft den, der sie zu erblicken das Unheil gehabt, mit geschwellenem Gesicht, einem Kopf wi n e s Määs¹¹ oder wi n e Wöschbütti, mit lahmem Wein,¹² mit Verlust der Sprache oder gar mit Schlagfluß.¹³ Und der Spuk hört nicht auf; es geistert fort,¹⁴ auch wenn hundertmal die Entdeckung gemacht ist, daß es ein Irrwisch war,¹⁵ oder gar Weibspersonen mit Laternen,¹⁶ oder eine mit Popanz ausgerüstete nächtliche Diebsfahrt,¹⁷ oder die Wasserwehr an der Emme,¹⁸ oder zu Hülfe eilende Ärzte bei Epidemie.¹⁹ „Geisten“ muß es wie beim Rebelbild des Broden-, Rigi-, Bantiger-, Gurten-Gespenstes.²⁰

Ebenso häufig aber geschieht dies bloß ohrenfällig. Etwa durch Girren und Klopfen der vom Wind geschüttelten Hauswände;²¹ oder durch Rumor auf der Bühne, wo losgebundene Windbäume von ihren Fudern heruntergeworfen werden und umherrollen, bis der Meister mit der Laterne kommt und tüchtig uusschneist; oder so, daß zwei feindliche Brüder aus einer Entfernung von mehr als zwei Kilometern einander aus einer Büchse Kugeln zusenden, welche an allen vier Haus-ecken anprallen und schließlich mitten in der Haustürschwelle stecken bleiben. Im Kesselgraben hört man den Karren, auf welchem ein Wucherer verfaultes und vergrabenes Getreide fährt,²² während der Meyer auf der Mutten²³ alle hundert Jahre je ein Jahr umgehen und dem von seiner Familie veruntreuten Schweisberger-Klostergut den rechten Platz suchen darf. Ein anderer muß g'stöhl'nigs Guet umetriibe. Einen betrügerischen Bäcker hört man in der Mulde hantieren, und unheimlich knistern und knacken im Backofen die klopigen Scheiter. Ein Wirt aber muß jede Nacht im Keller am Fasse sich zu schaffen

⁵ AB. 1, 251. ⁶ Ebb. 250; Erbb. 118. ⁷ StgSt. 58^a. ⁸ Ebb. 2, 157; Erbb. 118. ⁹ AB. 1, 250. ¹⁰ Ebb. ¹¹ GG. 3, 41. ¹² Bege 327; Selbst. 130. ¹³ Dorff. 1871. ¹⁴ GG. 1902, 86. ¹⁵ Selbst. 133. ¹⁶ AB. 1, 249 ff. ¹⁷ Dorff. 1871. ¹⁸ Rätli 391. ¹⁹ Raput 347. ²⁰ „Bund“. ²¹ SchM. 1, 349. ²² Bege 327. ²³ Mutten 240 ff.

machen und wie ein Hahn krähen: drüü Schöppli Wii u n es Schöppli Wasser gää o n e Raaf! Eine Bäuerin, die das Gesinde hintergangen, kommt Fleisch zu kochen und anzurichten,²⁴ eine andere die im Trog rumorenden Schweine zu füttern. Verschiedene Bütter hei den arme Lüte nüüt g'gää, oder sind verurteilt, cho nahe z'bäte.²⁵ Der Harzer Hans aber muß, wenn es nächtlich rauscht in den Wipfeln der Bäume, die Tannzapfen zählen in seinen Wäldern.²⁶

So müssen die Ruhelosen „wiedertommen mit Seufzen und Stöhnen und die Einen plagen“,²⁷ die Andern warnen,^{27a} bis endlich eine mitleidige und kundige Seele sie erlöst,²⁸ es ihnen abnimmt.²⁹ Freilich eine seltene Aussicht! Denn wo z. B. die Leiche eines Harzerhans durchfährt, gehen schleunig „alle Türen und Fenster zu“, damit nicht ein unwillkommener Gast durchschlüpfe.³⁰

Und man glaube nicht, daß dieses alles heute als purer Spaß erzählt werde. Allerdings sagt man lächelnd: aha, dä wott de nah dem Tod ga marche; und eine resolute Bäuerin erklärt z. B. humorvoll, sie we!! de nid no einist ume choo cho Milch uusmässe.

Allein hinter dem Humor verbirgt sich hoher Ernst: der Ernst, der es mit der ganzen Furchtbarkeit des unerreichbaren Bösen in der Welt nicht leicht zu nehmen begehrt.

Ein Sachkundiger wundert sich daher keineswegs über die Massen, wenn das Gerücht, es geiste im Haus oder Feld dieser oder jener Person, als eine der unheimlichsten Verfehmungen bis vor den Richter gezogen werden kann. So war noch im Trachselwalder Amtsanzeiger vom 27. Februar 1904 ein Inserat wie dieses zu lesen: „Da sich das Gerücht verbreitet, es sei F. G. seit seinem Tode uns erschienen, so erklären wir hiermit solches als ganz unwahr, und möchten jedermann warnen, von jetzt an das Gerücht weiter zu verbreiten, ansonst solche gerichtlich belangt werden.“³¹

Besonders aber befriedigt sich das Gerechtigkeitsgefühl daran, daß die der zeitlichen Strafe entgangenen hohen Gewalthaber der ewigen Vergeltung nicht entgehen. Wie nach dem mythologischen Vorbild des Wind- und Kriegsgottes Wuotan in der Sturmzeit nach Wintersonnenwende das „Wüetisheer“³² oder „Dürstegjeeg“³³ ('s dürstig Gjäg“³⁴) heulend durch die Lüfte fährt; so gespensten in der heiligen Nacht die Bürglenherren bei Ukenstorf;³⁵ so der alte Zwingherr von Schüpfen;³⁶

²⁴ BSp. 242. ²⁵ Geldst. 130. ²⁶ Erbb. 138. ²⁷ Ebb. 51. ^{27a} Rätli 94. ²⁸ Geldst. 130. ²⁹ Ebb. 8. ³⁰ Erbb. 139. ³¹ Ähnlich lechthin im Simmenthaler Anzeiger. ³² SchM. 2, 366; Michel 221. ³³ Dursli 282 f. ³⁴ Wyß ä. M. 1813, 245. ³⁵ Kurt 128 ff; Dursli 270. 321 ff; Dorbach 49 ff; Beiträge 386. ³⁶ Wege 320.

der „auf der Wartburg“;³⁷ der Sumiswalder Komtur Hans von Stoffeln, der in der Wyte-Höhle spazieren geht, indes vor seiner Zwingherrenburg auf dem Bärhegenknubel die Schloßgeister ihre Schätze sonnen.³⁸ Auch das so anmutig von waldumkränztem Hügel in die Täler und Ebenen hinunterschauende Schloß Trachselwald ist mit gespenstischem Banne belegt.³⁹ Kein Wunder: hauste doch dort der schreckliche Tribolet, der seither in stockfinstern Nächten in weißem Reitergewand nach Erlösung ausschauen muß.⁴⁰

Besonders nahe aber liegt uns der Ritter von Brandis, der bei drohendem Emmen-Ausbruch seine Untertanen zur Bärenjagd aufbot, den zum Schutze von Haus und Familie davoneilenden Müller von Lühelflüh erschlug, aber seither, vom Fluch der Witwe getroffen, bei jedem sich erhebenden Flühlust in eisernem Gewand die Emme auf und ab schreiten muß, „die roten Augenbrauen flatternd im Nachtwinde“. „Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitart, daß es schauerlich widerhallt an den Felsen durch die Nacht; muß dann stehen da wo er den Müller erschlagen, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht.“⁴¹

Folgende Doppelgängerin dieser Geschichte fanden wir nirgends verzeichnet: Einem Schwellenarbeiter meldet ein Rind, der Mutter schwere Stunde sei da. Er bittet um Urlaub, erhält ihn aber nicht, und am Abend findet er seine Frau tot. Da verflucht er den Schwellenmeister: i wett, er müest immer un ewig schwel! Und richtig: alli Mal, wenn's wott ander Wätter gää, u bsunders, wenn's wott cho wässere (wenn bedrohlich hoher Wasserstand eintritt), so ghört me Schwiere schlää.

Wie an der Emme, so gespenstet es auch an der Grüene. Unter die Räder der einstigen Mühle „am finstern Bach“ warfen sich, als Vaterlandsverräter entlarvt, „die drei Brüder“.⁴² Seither gehn sie um „und winken und deuten“.

Obenher aber, auf der Höhe des Münneberg, dessen zwei höchste Ruppen noch heute der wahr und der falsch Zwingheer heißen, streckt ein mit Gold und Edelstein beladener Kristallwagen für ein Sonntagskind bemerkbar das Deichsel-Ende aus einem Gewölbe hervor und kann nur um Mitternacht mit vier zur gleichen Stunde gebornen, tadellos weißen Schimmeln von der Stelle gerückt werden. Einem ob der Suche nach solchem Zuge selbst weißhaarig Gewordenen gelingt die Belpannung. Aber wie er „Hüü i Gotts Name“ gerufen, erschlägt ein

³⁷ Rätli 174. ³⁸ Spinne 27. ³⁹ Ruhn NM. 1822, 69. ⁴⁰ EbE. (Trebla). ⁴¹ Waff. 41—46: Rätli 384, 399; Rohlfrausch 72 f. ⁴² 289.

Blick aus der Erde die Kasse, schleubert den Wagen zurück, und der Mann erhängt sich an einer Tanne,⁴³ wie alle Gehängten bei Wind und Sturm die Vorübergehenden erschreckend.

Aber nicht nur die Buße Leistenden — auch die Sühne Fordernden können umgekommen sein.⁴⁴ Noch bewegt sich in dunkler Mitternacht, we's wott ander Wätter gää, jener Leichenzug von Neuegg her über Schaufelbühl, die Schriiberzhueb-Höhle und die Egg hin gegen den fernen Lützelsflüher-Kirchhof. Man hört das dumpfe Rollen der Räder am Totenwagen, wenn auch ihn selber und das Geleite nid mänge g'seh hett. Die Leiche ruft nach Rache an ihrem Mörder: Ein ebenso schönes wie ehrenfestes armes Mädchen, das den Werbungen seines Pflegewaters, eines reichen und doch allzeit geldhungrigen Junggesellen, nicht getraut, sondern sie zurückgewiesen hatte, wurde von diesem im Schlaf ermordet. Ein unsauberer Sektierer machte sich die Gewissensangst des Verbrechers zu nütze und erwirkte gegen Geld und fortwährende Gastung, daß dieser alljährlich vor dem „heimlichen Gericht“ in Bern mit einer schweren Geldsumme den Strick des Henkers vom Hals loslaufen durfte⁴⁵ (der Hässlig verzeihe). Aber schließlich ertränkte der Täter sich doch in einer Pfütze und muß nun jeweilen als Erster der Leiche seines Opfers folgen. — So auch „tünden sich“ die Opfer roher Volksjustiz;⁴⁶ übel behandelte Familienglieder;⁴⁷ um ihr Recht auf Arbeit Verkürzte;⁴⁸ Tote, denen man Übles nachredet.⁴⁹ Am harmlosesten noch fordern Rindbetterinnen die ihnen als Vorrecht ins Grab mitzugebenden Schuhe.

Können aber, fragt Gotthelf, nicht auch, und mehr noch, die Guten wiederkommen, „sich zum Lohne als Träger guter Gaben für die Ihren?“⁵⁰ In diesem Sinne predigte sein großer Sohn vom „Wiederkommen unserer Toten“,⁵¹ feierte E. D. das Andenken des Freiheitsmärtyrers Nikolaus Leuenberger am 7. Juni 1903: Wenn im Föhnwind die Emme anwächst, steigt aus den Nebelballen der Schächen eine große Männergestalt in wallendem Purpurmantel und schreitet durch die Gassen der Dörfer: „Dert streckt er still zum Sägne die starken Armen uus; er sägnet en iederi Hostert, er sägnet es ieder's Huus u d' Bluest u jungi Saate u d' Ächer groß u chlii. Das ist ja hie si Heimet, wo ihm so lieb ist gsi.“⁵²

Auf diesem Wege zu höherem, vergeistigtem Geisterglauben bringen Kirche, Schule und Presse die neuern Geschlechter sachte vorwärts. Allein schon der bloße Verdacht oder auch Abgeschmack leichter Aufklärerei

⁴³ Gf. im Edb. 1903, 127 f. ⁴⁴ Ztgst. 2, 21 41. ⁴⁵ Dorst. 1871, Bg. 7. ⁴⁶ SchM. 1, 298. ⁴⁷ Ztgst. 2, 21 41; BSp. 32. ⁴⁸ Barthli 62. ⁴⁹ Selbst. 219. ⁵⁰ Enlv 276. ⁵¹ Sigis VII, 395—402. ⁵² Gf. 1903.

schadet wirklicher, tiefgründiger Belehrung enorm. Vor allem rächt sich die unwissende Verkennung der noch heute ungemein zähen mündlichen Überlieferung in Verbindung mit jener Rehrseite des bei uns so intensiven Familiensinns, dem zufolge es bei den Jungen heißt: der Vater lügt doch nid!

So kann man denn noch heute unversehens in es Windspiil choo: in einen Hexentanz hineingeraten, der Heumälle und Gespinnst-Gebreite in seine unheimlichen Wirbel emporzieht. Man kann in e Nachtschatten oder in es Firscht (ein Firscht, das den Weg verfehlen macht) trappe.⁵³ Seltener allerdings als noch in der Jugend unserer Veteranen hört man an Abendsitzen oder in Wirtshausgesprächen⁵⁴ vo mene Ung'hüür, vo Ung'hüürere, Ung'hüderline b'richte, das⁵⁵ me nümme darf d' Füß under em Tisch haa. Kein Wunder, daß „ung'hüürig“ denn auch stetsfort den plastischen Sinn von „ungeheuerlich“,⁵⁵ von „unerhört“, von „riesenmäßig“⁵⁶ beibehält. Namentlich auf lange nicht mehr bewohnten, daher verwahrlosten Häusern kann solches Omen ruhen:⁵⁷ d' Ung'hüür hei d' Pfäister ufegjäte u. dgl. Begreiflich ist besonders der Stall solchen Unholden ausgesetzt. Ungeheuer können Pferde beunruhigen,⁵⁸ ihnen die Schwänze und Rammhaare verkleben, ihnen und den Rühen Halfter und Strick verwickeln.⁵⁹ Auch auf der ehemaligen Weide waren die Tiere nicht sicher; an Stäpfete oder Hagsteline besonders lauerten die bösen Geister, gegen deren Zauber einst die Sennen am Napf durch den Milchtrichter allabendlich ein Ave Maria nach der Höhle des luzernischen Enziloos hinübersandten.⁶⁰ So auch an Wegkreuzungen, Stundensteinen, öffentlichen Marksteinen. So stand beim Flüelenstalben, „gleich einem Gespenst aus alter Zeit, ein Markstein, der die drei Ämter Sumiswald, Trachselwald und Brandis schied. Die Zahl drei gab ihm aber eine wunderbare Kraft. Ein Stüdchen davon im Sack getragen, kurierte das Zahnweh.“⁶¹ — Der Stein wurde nachmals an Ort und Stelle versenkt.

Die besondere Verrufenheit der Kirchhöfe⁶² ist bekannt genug.

Wer wollte auch die Phantasie von diesen Gebilden reinigen, wo immer noch das Schreckgebilde vom Haaggemaa,⁶³ der die Kleinen ins Wasser hinunter häkelt, oder vom Böggelmaa, der auf der Heubühne lauert, den Schutzengel der Kleinen ersetzen muß? Wo ein Rätli dem Buebli vom Bölimaa erzählt, bis es selber an ihn glaubt?⁶⁴

⁵³ GG. 3, 41. ⁵⁴ BSp. 374 ff. ⁵⁵ Baff. 40. ⁵⁶ UB. 472; SchM. 1, 91. ⁵⁷ Schuldb. 66. ⁵⁸ Jtqst. 1, 133. ⁵⁹ Fröhlich XVIII. ⁶⁰ Büttolf 27 f; Rothholz, Schweizer-sagen II, 111. ⁶¹ AN. 1822, 64; Rohlfrausch 103. ⁶² BSp. 236. ⁶³ Ott 1, 6. ⁶⁴ Rätli 213 S; vgl. MB. Bf. 93.

Wo der Vater⁶⁶ oder der Schulmeister⁶⁶ als Bölimaa den Ernst der häuslichen Erziehung ausmacht? Wo der Bölimaa auch im spätern Leben die Dringlichkeit einer Sachlage veranschaulichen muß? Vgl. „das böse Gewissen“: „Jä, wer leiß rüewig's Gwüsse het, schläft nüt im beste Fedrebett. Syß Gwüsse ist e Bölima, vor dem er nie ertrünne cha.“⁶⁷

Wie die bulla = Bulle⁶⁸ eine aufsteigende Wasserblase, überhaupt einen kugeligen Körper (z. B. das Bleisiegel der Papsturkunden) bedeutet, und wie der Bööl, die gläserne Spielfugel, die kleinen tönernen gleichsam als König beherrscht, so ist der Böli zunächst der (rundliche) Menschenkopj. (Die Verkleinerungsform bedeutet auch hier die entfernte Ähnlichkeit.) Solchem gleicht einigermaßen der Felligeland-Böli, die Bergkuppe bei Affoltern und ehemalige Hochwacht.⁶⁹ Die Ähnlichkeit wird aber gerne zur schreckhaften Karrikatur, wie z. B. (nach dem bekannten Vorbild alter Mythologie) unheildrohende große Stockwolken Böline heißen. So ist denn auch der Bölimaa ursprünglich der Zwerg, der Knirps mit dem unheimlichen, für Kinder schreckhaften Riesenkopf. Ihm entspricht in Wortbildung⁷⁰ und Sache der Mütli, der im Laufe des Dezember, zumal als Neujahrmutti am Sylvesterabend die Kinder heimsucht und, nachdem er die ungsfölgige unter ihnen nach Wunsch und Lust der Großen in Schrecken gesetzt, sie nach Art und als Ersatz des Samichlaus (Sankt Niklaus) mit Äpfeln und Nüssen beschenkt.

Eine andere Nachahmung der Menschengestalt ist die Tode (Puppe). Wieder als Entstellung jener erscheinen der Toggel und das Toggeli. So wird einmal⁷¹ ein medizinisches Lehr-Phantom „Toggel“ gescholten. Aus Holunder schnitzen Knaben Haldertoggle;⁷² ein „gsfölgiger“ Ehemann ohne Geist und Energie ist es Mannetoggeli;⁷³ ein Bauer heißt in hochmüetigem Städterinnenton Buretoggel;⁷⁴ und aa'toggelet⁷⁵ sind phantastisch, hoffärtig angezogene Kinder. Die Gestalt des Toggeli reicht aber weit zurück ins Märchengebiet der Zwerge oder Elfen (Alben): der „weißen“ sowohl, also der wohlthätig-freundlichen Licht-Elfen, die ihrem Namen (albus = weiß) Ehre machen, als der heimtückischen schwarzen. Auf jene führt Zahn den Namen des schönen Rüderswylerhofes „Toggelbrunne“ (d. h. den Elfen geweihte Quelle) zurück, wie denn auch im Oberland die Toggeli so viel wie die „guten Leutlein“ oder die Erdmännchen bedeuten.⁷⁶ Die Schwarzelten

⁶⁶ Rurt 140. ⁶⁶ SchM. 2, 9. ⁶⁷ Rußn AM. 1811, 92 (in genauem Zitat). ⁶⁸ Zu bullire, frz. bouillir, kochen. ⁶⁹ Vgl. EvG. 1904, 18 samt der dortigen Erklärung. ⁷⁰ „Mutti“ wie „Muz“ gehört zu lat. mutilus = verstümmelt, verkürzt, entstellt. ⁷¹ AB. 1, 218. ⁷² Schuldb. 180; SchM. 2, 256. ⁷³ UB. 78. ⁷⁴ Fischb. 11. ⁷⁵ UR. 236. ⁷⁶ Rohlfrausch 11 ff.

dagegen sind die Urheber der Toggeli-Büpfle im Pferdestall, wie denn hienach auch auffällig geflochtene weibliche Haarzöpfe⁷⁷ und insbesondere die lästig verpappten Haarbüschel kleiner Mädchen benannt werden. Noch bekannter ist das Toggeli als Alb- (Alp-) Drücken. „Es war Meyeli als schnagge (trieche) ihm ein Toggeli auf's Herz.“⁷⁸

Wie die Lichtelsen, erscheinen zumal die Heinzelmännchen⁷⁹ als gute Hausgeister, die durch ungezählte unvermerkte Dienste ebensoviel Mängel an Kraft und gutem Willen deckten. Dahin gehören nun auch:⁸⁰ der „Buzen“ und unser Büß, das Bäckli und der Böögg, Bööggel, Bööggelmaa. Was ist verschiedener als diese Dinge! Aber gemeinsam ist ihnen die auch hier erscheinende Zwerghaftigkeit. Und zwar bezeichnet uns, in nächster Anknüpfung an den freundlichen kleinen Hausgeist, der Büß und vollends das Buzli, Buzeli den kleinen Liebling. „Und dann“, schreibt Gotthelf seinem Freund, „nehmen mir meine Buzen auch viel Zeit weg.“⁸¹ Insbesondere ist der Rästbuz das jüngste Kind der Familie. Moospuß heißen 1. die Blütenköpfe der Sumpfbutterblume (*Caltha palustris*), 2. der Mäusebussard. Man denke ferner an die „Buzenscheibe“. An das Entstellte der zwerghaften Erscheinung ist aber schon z. B. im Prättigauischen des 18. Jahrhunderts gedacht, wo das „Buzen“ oder „sich Verbuzen“ (Maslerabengehen) als Teufelswerk mit schwerer Buße bedroht war.⁸² Von hier aus verstehen wir den „Böögg“ des Zürcher Sechselfäutens und den Böögg, Bööggel, Bööggelmaa, der zwar unsere Kinder vor den Gefahren der Heubühne zurückschreckt, aber in unverwüßtlich drolligem Humor auch von ihnen selbst dargestellt wird. Die Dreijährige schon vermunnt ihr Gesichtchen mit der Schürze und enthüllt es wieder mit einem gar schrecklichen Bööö!

Das Bäckli endlich oder der Buzen, das Kerngehäuse (gleichsam der Apfel im Apfel) erinnert an die junge Frucht der Kirschen nach Abfall der Blütenblätter, welche im Oberaargau Schörniggeli heißt. Die Bedeutung aber von „Nidel“, kleiner Mensch⁸³ tritt in der baslerischen Übertragung des „Schoreniggeli“ auf den eben vom Barbier kommenden Knaben zutage. Vgl. auch den obigen „Moospuß“.

⁷⁷ GG. 2, 99. ⁷⁸ AB. 2, 78; vgl. A. f. Bl. 7, 140 142. ⁷⁹ Vgl. das hübsche Gedicht von Kopisch. ⁸⁰ Wenn anders mit Kluge⁸ 62 an got. usbaugjan = lehren, d' Stube wüsch (Luc. 15, 2) und an dahierige Formen bhangjō, bugze angeknüpft werden darf. ⁸¹ An AB. Ammann GG. 13. ⁸² „Verbuzt“ schaute nach Rebmann (356) Nero dem Brande von Rom zu. ⁸³ Gr. WB. Wie auch die Metallnamen Nidel und Kobalt auf dienstleifrige Zwerge (Schmiede-) Robolde zurückgeführt werden, zeigt Silberbrand in Gr. WB. 5.

Ein Popanz ist auch wieder das Posterli, Bünneposterli, Vogelg'schüüch.⁸⁴

In Rätli der Großmutter⁸⁵ kommen noch die Erdmännchen (Härdmannli, „Härdlütli“, „Nachtlütli“, Zwerglütli,⁸⁶ Chuenze) zu voller Geltung. Dort⁸⁷ werden sie auch identifiziert mit den „Bergmännchen und Bergfräulein“,⁸⁸ denen man die Ringe aus üppigem Gras (z. B. oben bei der Farb zu Lühelflüh, „im Baumgarten neben dem Schachen“) zuschreibt. Im Oberland gelten diese Elfenringe als Herentanzplätze.⁸⁹

Die Brücke ins Bereich der sagenhaften Tierwelt hinüber schlägt der eigentümliche Ausdruck für den Antritt des larvenähnlichen Zustands der Winterstarre: si maarfle, si z'Maarfel schlaa. Ohne hier das eigene reiche Gebiet der mythischen Zoologie zu betreten, berühren wir bloß so bekannte Züge wie vom Krötenspuk,⁹⁰ von der schwarzen Spinne, von der Emmenschlange,⁹¹ vom Drachen⁹² speziell auf der Gysnau-Fluh.⁹³

Seine Hauptbefriedigung findet der mit dem Bösen in der Welt nicht philosophisch sich abfindende Gerechtigkeitsfönn in der uralten Lehre, daß es eine Hölle als Ort der Strafe für ungesühnten Frevel gibt. Von der Erdscheibe äußerstem Rand geht es „grade runter“⁹⁴ zum Ort der Qual, wo ein so schreckliches Erwachen für Frevler⁹⁵ ist: „Feuer ringsum und nirgends eine Türe zum Entrinnen, gefesselt der Verdammte auf ewig mit feurigen Ketten an ewigen Brand“,⁹⁶ geheßt und genedt von tausend Teufeln („He!!tüüfle“)⁹⁷ als Dienern ihres Obern, des Teufels. Dies die prägnante Ausdeutung des Wortes He!!, welches, zu „hehlen“ gehörig, zunächst einen verborgenen Winkel bezeichnet (vgl. die ostschwz. HELL oder „Höllbank“ zwischen Ofen und Wand). He!!isch⁹⁸ („höllisch“) ist eine der beliebten Begriffssteigerungen geworden, etwa wie „grausam“ und dgl.

Dieser Begriffsverschleierung entspricht die des Teufels. In ursprünglichem und urwüchsigem Teufelsglauben, welcher in der Religionsgeschichte sowohl wie im Leben des einzelnen eine so konstitutive und

⁸⁴ Burri IX. ⁸⁵ 89. 90 und Hs; 93—109; vgl. SchM. 2, 108; Arm. 178; UB. 42; Beiträge 645. 109. 540. ⁸⁶ Wyß Jdellen 1, 305 f. ⁸⁷ Rätli 108 Hs. ⁸⁸ Vgl. Fröhlich XVIII. ⁸⁹ Jahn Em. 69. ⁹⁰ MZB. 23. 85 ff. ⁹¹ Bass. 22 ff; Beiträge 349. ⁹² EbM. 266. ⁹³ Ruhn M. 1822, 54; Wyß j. M. 1817, 120—126; Grimm, Kleine Schweizer Cronica (Basel 1786); „Sintram und Baltram, die Drachentöbter“; Rohlfrausch 3—7; Gotthelfs Sintram und Bertram; Joggeli 25. ⁹⁴ Michel 229. ⁹⁵ Wege 327. ⁹⁶ Erbb. 121; Dursli 274 ff; vgl. Kurt 129—134; SchM. 2, 394. ⁹⁷ Ztgst. 2, 217. ⁹⁸ Ebb. 65; Gelbst. 19. 217.

durchgreifende Rolle spielt,⁹⁹ leistet auch unser Zeitalter noch reichlich sein Teil. D'Chind macht me z'föchte mit dem Saagemaa u di Große mit dem Tüüfel. „Ja, das waren gottselige Zeiten, wo man vor dem Teufel zehnmal mehr Respekt hatte als vor Gott“,¹⁰⁰ und in der Angst zum Teufel betete.¹ Und wenigstens seine Gleichstellung mit Gott gilt noch vielfach durchaus als religiöse Norm. „So in weltabgelegenen Kräichen, da sind noch Leute, welche an Gott glauben und den Teufel fürchten.“² Die aber, welche am wenigsten vom Teufel wissen wollen, die ringgelt er am meisten.“³

Kein Wunder, daß das „Holen“, das Rää durch den Teufel unter Windstößen⁴ in unserer Sprache noch so stark fortwuchert, wie folgende witzige Erzählung es drastisch darstellt. Der Teufel saß einmal auf einem Stein am Wege und weinte bitterlich. Ein Vorübergehender nahm sich seiner an und fragte mitleidsvoll nach dem Grunde. Da sagte sich der Teufel ein Herz, schluchzte noch einmal wehlich und heulte heraus: Wie zom Tüüfel wett men au möge g'choo! Sie rüft mer Eine^r n u dert Eine^r, u chuum bin i mit Eim am Ort, so sött i scho wider en andere ga reiche.

Über das Aussehen der unheimlichen Gestalt lauten freilich die Befunde zersplittert genug. Noch gemahnt an seine Hölle das flammend rote Bärtchen im Gesicht, die glutrote Feder auf dem Hut, die feurige Geißel in der Hand, womit er die zwei feurigen Eichhörnchen auf der nächtlichen Buchenfuhr nach dem Bärhegenschlosse lenkt.⁵ Zum schwarzen Bod⁶ aber, auf dem er reitet, stimmt das schwarze Gesicht mit dem spitzen Rinn, unter dem der Mund sich birgt „fast wie eine Höhle unter überhängendem Gestein“. ⁶ Dazu gehören Hörner, Bodsfüße, Schwanz⁷ (vgl. ja m u ß e Tüüfel! Unsinn, Unding, „Schnecken tänze“!). „Wer i's Lotto thuet, dä het dem Tüüfel es Haar us em Schwanz 'zoge.“⁸ Der Bodsnatur als Versinnbildlichung des Geistwidrigen verschwifert sich die des Faun in der modernen Erneuerung als Jägergestalt.⁹

Lebendiger als diese ursprünglichen Symbolisierungen blieben die unmittelbar ethischen Züge: Neid („des Teufels zweitgebornes Kind“),¹⁰ Intrigue,¹¹ häuslicher Unfriede¹² (vgl. das dichte Zusammenstehen vor dem Traualtar, damit der Teufel sich nicht dazwischen drängen könne),¹³

⁹⁹ Vgl. z. B. Kostoffs zweibändige Geschichte des Teufels, besonders aber Marti 240 ff. („der Satan“); Whß j. 306 f. ¹⁰⁰ BSp. 87. ¹ Dursli 272; Beiträge 407. ² Michel 228. ³ Ztgst. 2, 120. ⁴ Jakob 2, 218. ⁵ Spinne 31. 49 f. ⁶ Ebb. 31; vgl. Morbiof. 191 ff. ⁷ Ott 1, 46; GG. 3, 41; Schwander 150; Dursli 221; SchM. 2, 393. ⁸ Spinne 49 f. ⁹ Dursli 255. ¹⁰ Räf. 35. ¹¹ AB. 1, 169; Räf. 451; Dursli 297 Ss. ¹² SchM. 2, 97 mit schöner Auslegung; Mogl. 284. ¹³ Jacob 2, 211.

Niederlichkeit,¹⁴ Betrug,¹⁵ Rohheit¹⁶ gegen Wehrlose. Seine Opfer suchend, fährt der Teufel desumme wie im Buch Hiob,¹⁷ oder er lauert in sicherem Versteck ihnen auf.¹⁸ Raffiniert, boshaft, eben tückisch-tüchtig, voll Teufels-tüchtig wie die ihm gleich gearteten Menschen, sitzt er auf etwas Verlorenem (der Teufel hocket druff; es hocket öpper druff) und reizt die Suchenden zum Zorn. Andern jagt er den Hochmuts- und Hoffahrts-, den Märrit-¹⁹ oder aber den unerfättlichen Wärrch-²⁰ Teufel in den Leib, macht sie zu Dienste-,²¹ zu Arme-Lüte-Teufle und fährt sie zur Hölle, zu seiner Grossmutter, seiner Base, seinem Halbbruder²² — falls er nicht die Schlimmsten unterwegs verliert. Heißt es doch von einem Bösewicht, dessen Abgeseimtheit keine Grenzen kennt: Er ist dem Teufel ab em Chaare g'heit.²³ In buchstäblichem Sinne vertüüflet²⁴ er Menschen, welche ihrerseits aus Bosheit oder Fahrlässigkeit anvertraute Sachen verderben oder vertüüfle, Menschen heruntermachen oder ahetüüfle,²⁵ oder sie zu Teufelsbuebe, Teufelsmeitline machen. Zum Füürtüüfel (wie man von daher auch ein Feuerwerk heisst), macht er den leidenschaftlichen Menschen:²⁶ er het 'taa wi n es Füürtüüfeli, — er het uustüüflet. Und so eine tüchtige Uustüüflete, eine ungefähr alle Monate stattfindende General-Uustüüflete²⁷ ist wie ein Gewitter, das die Luft reinigt.²⁸

Zu solch eher koboldartigem Gebahren gesellt sich die riesenmäßige Leibeskraft. Man denke an die bekannten Geschichten von Teufelsburbine (Teufelsbürden): Steinen, welche der Teufel nach einer Kirche oder einer Brücke oder einer Stadt als Stätte der Zivilisation, der „heiligen Ordnung, segensreichen Himmelstochter“ geschleudert hat (z. B. vom Gotthard nach dem neugebauten Bern).²⁹ Derartige Erzählungen sind natürlich auch hier bekannt und erzeugten die bei Gotthelf unzählige Mal dem Volksmund entnommenen Utüüfel. Der „Unteufel“ (neben dem „Urteufel“)³⁰ ist, analog dem „Untier“ oder dem „Unburschen“ (Upuursch), ein über alle Norm und Namensberechtigung hinaus starker,³¹ unbändiger,³² unordentlicher, unflätiger³³ Kerl, aber auch ein in seinem Fach besonders hervorragender Mensch³⁴ (vgl. e böse Schwinger). „Er ist ein Utüüfel zum arbeiten.“³⁵ „Der Schulmeister träumt sich seinen Buben als stattlichen Pfarrer und sagt: Ja,

¹⁴ Jacob 2, 211. ¹⁵ SchM. 2, 200. ¹⁶ Michel 244. ¹⁷ Schuldb. 134; vgl. Hiob 2, 2. ¹⁸ Jacob 2, 211. ¹⁹ Räf. 323. ²⁰ UR. 254. ²¹ AB. 1, 73. ²² UR. 468. ²³ BSp. 84 uö. ²⁴ Schuldb. 86. ²⁵ GG. 2, 130. ²⁶ Müller GR. 15; SchM. 1, 209. ²⁷ AB. 23. 132. ²⁸ Gbb. 115. ²⁹ Wbf j. AB. 1812, 106. ³⁰ Alte Gesch. 277. ³¹ Gf. SB. ³² Sand 57. ³³ UR. 476. ³⁴ AB. 2, 73. ³⁵ Schuldb. 405.

dä chaa's! vom Land versteit mi Bueb nüt, aber uf em Chanzel isch er en Utüfel!"³⁶

Das Gegenteil dieser Vergrößerung ist die verhüllende Entstellung. Als solche konkurriert mit dem an die Passion gemahnenden „tuusig“ das hierher zu stellende: E der tuusig! Das ist mer doch e tuusigs Qual!³⁷ „Das tuusigs Läuse war nie ihre starke Seite.“³⁸ Unzweideutiger ist der Tüüner, der Tüttschel,³⁹ der Tiller. Sie sticht gar tüünersbrav;⁴⁰ e tüttschelschwere Brief;⁴¹ bim Tiller Tiller (besonders in süßlichem Redeton); bim Hundes Tiller. Statt der Entstellung kann auch Verkleinerung eintreten: E der Tüüfeli! d. i. ei ei! pos tausend!

Solchergestalt ist die Welt voll Tüüfelwärd, bald durch Gewalt, bald durch List hervorgerufen: der Tüüfel ist e Schelm,⁴² man darf niemals mit ganz unbedingtem Vertrauen reden und handeln.

Nichtsdestoweniger hat auch des Teufels Machtbereich seine Grenzen. Es gibt Gewalten, vor denen der Tüüfel nümme sicher ist;⁴³ Lebenslagen, „vor welchen dem Teufel graut“⁴⁴ — derart beschaffen, daß es dem Tüüfel drab grüset,⁴⁵ oder daß er darob „Bauchweh kriegt“.⁴⁶ Es gibt, wie Übermenschen, so auch menschliche Überteufel, mit denen der Tüüfel 's Chürzere zieht,⁴⁷ wo der Tüüfel z' Schande wirt ab ne,⁴⁸ bij nne chönnt ga Lehrbueb sii,⁴⁹ numen e Maar ist darggäge, und im Vergleich mit deren Bosheit me dem Tüüfel möcht Götteri säge.⁵⁰ So wird der schlaue und der mächtige zum tumme⁵¹ und zum arme Tüüfel,⁵² von dessen Untüchtigkeit die kühnsten Redensarten umgehen: „Wenn der Tüüfel öppi's nuß wär...“⁵³ oder: er ist äfen e schütttere; oder: er ist alte u nüt meh nuß.⁵⁴ Von seiner Abseßbarkeit⁵⁵ redet sogar ein Kind: „Weißt was, Grossmüeti, der Tüüfel wirt z' alte sii u wohl füle, oder kener Jänd meh ha. Mir wei der lieb Gott hätte, daß er e neue Tüüfel mach, so ne rächt e g'haarige un e wüeste un e böse; was gilst, dä nimmt dé dä wüest Großepuur.“⁵⁶

Dem Unmündigen ist geoffenbart, was dem Klugen verborgen bleibt: das Problem der in Wahrheit furchtbaren Macht des Bösen und des Übels in der Welt wird durch keinen oberflächlichen Optimismus, vorderhand nicht einmal durch die Wissenschaft (auch nicht die Dogmatik)

³⁶ SchM. 2, 135. ³⁷ Ott. ³⁸ MB. 23. 220. ³⁹ GG. 1, 93; SchM. 2, 76 219. ⁴⁰ Ruhn AN. 1819, 182. ⁴¹ Rischwander 22. ⁴² GG. 1, 38; MB. 1, 227; MB. 428; Gelbs. 275. ⁴³ MB. 1, 463. ⁴⁴ Arm. 138. ⁴⁵ Bischeb. 18. ⁴⁶ An MB. 91. ⁴⁷ Brüder 206. ⁴⁸ Schulbb. 257. ⁴⁹ GG. 1, 95. ⁵⁰ GG. 2, 111. ⁵¹ BSp. 169. ⁵² Rätj. 84 218. ⁵³ BSp. 153. ⁵⁴ Christen 165. ⁵⁵ Rätj. 177. ⁵⁶ Rätj. 188.

endgültig gelöst, sondern bloß durch praktische Religiosität von Fall zu Fall entschieden. Nicht die sieghafte Frische derselben, wohl aber gewisse Abschattungen im Sprachgebrauch machen sich in zahlreichen Redensarten bemerkbar, die wir hier (zugleich als eine Art Resapitulation) rasch erledigen:

Das Geise, das ist si Tüüfel (Quälgeist) gsi.⁵⁷ Der Tüüfel mache: durch Selbstbehauptung und Selbstverteidigung.⁵⁸ D's Tüüfels sii oder würde, Ein d's Tüüfels mache. Das ist doch o d's Tüüfels Sach, daß... Das wär der Tüfel, we me nid Wort halte wett;⁵⁹ we me das nid chönnt. Das müeßt der Tüüfel tue, we die's zwänge sött.⁶⁰ Da möcht der Tüüfel derbii sii! Ob der Tüüfel gsund sii chönnt dä wääg.⁶¹ Es nähm ein d's Tüüfels Wunder, was...⁶² Wär Tüüfel möcht o gäng...⁶³ Wenn (von Eheleuten) eis lachet un eis plääret, de het's der Tüüfel gseh.⁶⁴ Für oder mit d's Tüüfels Gewalt. Verlorne Sachen oder Personen sind dem Tüüfel zue. Was Tüüfels ist ächt los!

Dem Tüüfel Wasser iitträäge: rückwärts gehen. Steihe wie der Tüüfel.⁶⁵ Wüest tue vom Tüüfel. — Glizeren u glänze,⁶⁶ Chappe mit Lätzche,⁶⁷ si postiere⁶⁸ vom Tüüfel. — Der Frau folge vom Tüüfel.⁶⁹ Riih, schön, schlau wi der Tüüfel. Das gratet ere Tüüfels guet.⁷⁰ Totttere,⁷¹ handle, b'richte dem Tüüfel äbe. „Drauflos bauern wie ein heller Teufel.“⁷² Er konnte tanzen wie der Tüüfel.⁷³

Es Tüüfels es uufgheiteres Meitschi!⁷⁴ Tüüfel! (ei, ei)! He z' Tüüfel! Pfi Tüüfel! Tüüfel ab enandere („ei der Bliß“), das ist ja der...⁷⁵ Ahä, jä so! der Tüüfel!⁷⁶

Dem Tüüfel es Ohr ab schweße,⁷⁷ dichte, spile. — Lüt (läute) du u der Tüüfel, we d' nid g'warte magst!⁷⁸ „Ich hoffe (1... 2...) 3. was Teufels, was? gar nichts!“⁷⁹ Nid e Tüüfel — gar nicht.⁸⁰ Er frug allen den Teufel gleich viel nach.⁸¹ Es fragte ihm e Tüüfel niemand nichts mehr nach.⁸² Teufelwenig.⁸³ „Was Tüüfels frag ich dem G'ästimmer nach!“⁸⁴ — Das ist ei Tüüfel, bättle u Brot heusche. — Vorsichtig verhüllende Wendung: der Tüüfel flieh's! (statt: hole es!) Flieh mi der Tüüfel!

Der Tüüfel im Ggütterli: = der Cartesianische Taucher. Gim

⁵⁷ Räf. 156. ⁵⁸ Mordiof. 201; UR. 423; Rätli 334. ⁵⁹ UR. 73. ⁶⁰ AB. 1, 321; Widm. 200. ⁶¹ AB. 1, 236. ⁶² Dursli 250. ⁶³ Rischwander Alp. 71 79. ⁶⁴ Sonnt. 123. ⁶⁵ Bsbinder 366; AB. 1, 156. ⁶⁶ Elisabethli 298. ⁶⁷ Btgst. 2, 131. ⁶⁸ Gelbst. 150. ⁶⁹ AB. 1, 79. ⁷⁰ Ebb. 2, 414. ⁷¹ Ebb. 428. ⁷² Amtsr. 75. ⁷³ UR. 301. ⁷⁴ Gelbst. 23. ⁷⁵ UR. 150. ⁷⁶ An AB. 89. ⁷⁷ Müller BR. 46. ⁷⁸ MAB. BR. 58. ⁷⁹ An JR. 98. ⁸⁰ Gelbst. 342. ⁸¹ UB. 113. ⁸² AB. 1, 160. ⁸³ Räf. 276. ⁸⁴ Michel 109.

der Tüüfel im Ggütterli zeige:⁸⁵ ihm Angst einjagen, Respekt einflößen. Hieran erinnert einigermaßen das „Weizifaß“ in der „Totterstube“ des Zürcher Ueli auf Wasen, in welchem beständig etwas leise brodelte („es es het g'chöcherlet“). Es galt Besuchern (namentlich aus dem nahen Luzernerbiet) als Behältnis, aus welchem man der Tüüfel g'hör rüüre (knurren).

Dem nämlichen Zürcher Ueli wurde die Kunst des Bannens zugeschrieben. So ließ er einen „Länder“ (Luzerner) immer wieder vom Pferd herunterfallen, bis er sein Honorar entrichtet hatte. Bekannt ist auch der von Schüpbach-Micheli um einen Dieb gelegte Zauberbann.⁸⁶ Dieselbe Kunst wird im Oberland den Sennen zugeschrieben.⁸⁷ Bei uns galt die Kunst auch schädlichen Tieren (Wespenbann); noch mehr aber verlegte sie sich darauf, vergrabene Schätze zu panne, iipänisiere, iipalisiere, verpälisiere. Ein filziger Bauer schickte alle Hausgenossen zur Kirche, um sein Geld im Stalle zu vergraben, wurde aber durch eine Öffnung in der Bühne vom Melker beobachtet. Der Bauer legte die Verwünschung auf den Schatz, daß niemand ihn heben könne, bis einer auf einem weißen Boß, bedeckt mit einer Schabracke aus Schärlech (Scharlach) mit vier schwarzen Quasten (Tschottle), einreite. Nach des Bauern Tode wurden Boß und Decke gekauft und der Schatz gehoben. — Eine noch heute öfters genannte Zauberin war das geizige Schüfelbüel-Stüdeli. In einer Nacht bildeten junge Burche eine Schulterleiter, um Stüdelis so einladend herunterhängende Laubekägeli (Nellen) zu erreichen und fortzutragen. Aber die alles gewahrende Eignerin het g'lüüßlet, und sie bannte die gesamte Kohorte, daß sie bis in den Vormittag hinein in dieser sehenswerten Stellung verbleiben mußte.⁸⁸ — Es gibt auch eine Kunst, 's en andere z' verhaa, so daß ein derart Getroffener eine ganze lange Nacht in entgegengesetzter Richtung von seinem Ziele wegwandern muß, oder im dichten Wald den Ausgang nicht mehr findet.⁸⁹ — Von Belang ist ferner der Zauber, de Hüennere d' Eier u de Chühne d' Milch z'zieh. Zu schweigen von der bekannten heilsamen Kunst, an Wunden 's Bluet z'gstelle u. dgl., aber auch von der entgegengesetzten Praktik, jemand z'Tod z'bäte. Diese „am hartnäckigsten eingewurzelte Verirrung des menschlichen Geistes“⁹⁰ ist ebenfalls noch nicht völlig verschwunden. Das Totbeten kann durch jede beliebige Person mit bloßem Wort⁹¹ vollzogen werden. Noch wirksamer jedoch ist das Sympathiemittel dreier dürerer Bohnen, die man während sieben Wochen jeden Morgen und Abend

⁸⁵ Kurt 107; Schuldb. 177; Stgft. 1, 22; 2, 181. ⁸⁶ Fröhlich XIII. ⁸⁷ Raben-
eltern 222. ⁸⁸ Vgl. Hilons Horn. ⁸⁹ EbM. 266. ⁹⁰ Räf. 85. ⁹¹ BSp. 10.

erakt um die gleiche Zeit in den drei heiligen Namen über die Achsel auf den Düngerhaufen wirft.⁹² Am sichersten fährt man immerhin mit Hülfe der Kapuziner,⁹³ wenn nicht etwa vor der Klosterpforte der schalkhaft freundliche Guardian an die Zweischnidigkeit eines solchen Schwerts erinnert: wer am Zermürfnis die größere Schuld trage, werde sterben.⁹⁴

Nach Gotthelfs Versicherung⁹⁵ wurden die schlauen Patres „noch öfter als man nur wisse, beraten und heimlich beschickt“ auch für andere „Kotfälle“, z. B. bei gefehlter Butter- oder Käse-Bereitung.⁹⁶ Es ist ja auch aus lauter haushalterischem Sinn zu erklären, wenn ein Annebäbi „ihnen noch nichts zu verdienen gegeben“ und damit die Strafe verwirkt hat, daß „di Chägere“ ihm das Wiederfinden von Roß und Wagen auf dem Solothurner Markt verhielten.⁹⁷ Es ist demnach auch nicht jeder Reformierte mit dem Urteil einverstanden, zu einem Kapuziner brauche es drei Dinge: sächs Gell! Halbliin, e Seelstumpe drum, un e füle Hund drii.

Überaus unheimlich und gefährlich ist auch die Fraufäste oder Frauefäste.⁹⁸ Die Bezeichnung ist zugleich gefürzt und entstellt aus „Fronfasten-Kind“. In erschütternder Weise läßt Marie Walden⁹⁹ die zur Vereinsamung gezwungene arme alte Frau ihre Visionen als Fraufastechind erzählen: wie sie auf dem Kirchwege während des Einläutens „ganzi G'schaare vo Lüte, wo gstorbi si un i b'chennt ha“, ohne Gruß an sich vorübergehen sieht, und wie sie die nur halb gefüllte Kirche ganz angefüllt erblickt. „Aber es ist no eis, wo mer bsunderbar gruuset“: da und dort deutet ein Gestorbener auf einen ahnungslos an ihm Vorübergehenden, u dä ist 'zeichnete': er stirbt innert Jahresfrist. Sogar in ihrer Stube hat die Frau solche Erscheinungen.

Immerhin bleibt eine solch krankhafte Autosuggestions-Stärke auf einzelne wenige Fälle beschränkt. Weit verhängnisvoller war die ihr nächstverwandte Epidemie, welche im Bunde mit Krieg und Pest der Religiosität, ja der gesamten Kultur des siebenzehnten Jahrhunderts ihre traurige Signatur ausdrückte: der Hexenwahn. Während jedoch derselbe anderwärts in uneingeschränktem Maße seine Orgien feierte, dachten bereits damals die bernischen Prediger an die Möglichkeit psychischer Krankheitszustände,¹⁰⁰ und der Berner Rat war so vorsichtig, nicht jede Anschuldigung ohne weiteres als Beweis zu betrachten.¹ Dieser größern Milde der Behandlung ist es u. a. zuzuschreiben, wenn in anmutiger

⁹² Räf. 97. ⁹³ An AB. 73. ⁹⁴ EvG. 1902, 41. ⁹⁵ Fröhlich XVII. ⁹⁶ Ebd. XV. BSp. 109 ff; Sintram 102 uä. ⁹⁷ AB. 1, 127. ⁹⁸ Dursli (1846) 282; Räf. 423. ⁹⁹ 23. 157 f. ¹⁰⁰ Blösch 1, 476. ¹ Ebd. 475.

Umkehrung des sonstigen Gefühlswertes z. B. ein sachkundiges, flinkes und gewandtes Persönchen e Här, e wahri Här, es Härli (Erdbeerihärli) tituliert wird,² während es umgekehrt auch von einem Manne heißen kann: er ist just e te Här dadrinne. Natürlich besteht dessenungeachtet auch bei uns der Glaube an eigentliche Hexen. Ihr Äußeres schon wirkt zurückschreckend: Zu ihrem humpelnden Gang³ (namentlich beim Rückwärtschreiten zur Kirche⁴) paßt das verwitterte, verschrumpfte Gesicht mit spitzem Kinn und spitzer Nase.⁵ Als weibliche Rehrseite des Teufels (der „Hexer“ ist der Sprache so ungewohnt wie die „Teufelin“) zaubert die Hexe durch Trant⁶ oder Spruch. Sie verhext Kinder, daß sie nicht gedeihen,⁷ Große, daß ihnen die Hand verdorrt.⁸ Sie verhext das Vieh, daß es krank wird und von der Milch absteht. Drum auch der Wunsch: Glück i Staa!!! Der so Sprechende will ursprünglich versichern, daß er keine hexerischen Absichten hege.⁹ Verhext kann das Messer sein, welches das Schlachtopfer übel absticht;¹⁰ die Butter, in welche das Feuer fährt; der Teig, der nicht aufgehen will.¹¹ Wo Hexen, oder Fraufastenkinder, oder die Fasnachtchlunglere durchgeht, werden die Bäume schwarz. Dabei kann die Hexe, dem Teufel ähnlich, jede denkbare Gestalt annehmen. Jetzt bespricht sie als Kröte Einen schwarz;¹² jetzt ist sie eine nach dem Tod in einen Hasen verwandelte Menschenseele, die den Jäger quält und narrt;¹³ aber auch das harmlose Gesicht einer armen alten Frau kann sie annehmen.¹⁴ — Das Feuern auf dem Herd und das Brennen der Lampe über das Glas hinaus, wi we men e Här brate wett, sind nunmehr bloße Redensarten. Allein noch immer ist da und dort „so eine Hexengeschichte ein Herrenfressen“¹⁵ für religiös leichtfertige Aufklärlinge, die doch „für Mittel gegen das Verhexen schon manchen Bagen gegeben“;¹⁶ oder die den Pferden den Hafer umrühren mittelst eines Haselstodes, den sie an einem heiligen Sonntag während des Kirchengeläutes in den drei heiligen Namen, rückwärts gerichtet, einem Haag entnehmen;¹⁷ oder die bei gefehlter Butterbereitung sich von einem Zürcher-Ueli raten lassen: si sölli es Sääch glüeijig mache un i d' Miidle stecke, das wärd de der verfluechte Här d' Lööti scho uustue.¹⁸

In diesem durch Schule, Kirche und Presse auch bei uns bis auf bloße Überbleibsel (survivals) zurückgedämmten Glauben an finstere Mächte und damit verbundene Zauberei haben wir den elementaren, „noch unbeholfenen und mißratenen Versuch, die Natur zu beherrschen“, indem

² EbM. 257; vgl. Kurt 69; Heiri 16; Joggeli 39. ³ AB. 1, 164. ⁴ AB. 1, 181; 2, 132; Beiträge 609 640. ⁵ Burnands Bild in der „Schweiz“ 1901, 42. ⁶ Kurt 138. ⁷ Gf. SF. 1901. 1—50. ⁸ Räf. 81. ⁹ Erbb. 26 f. ¹⁰ Gf. SF. 1902, 229. ¹¹ BSp. 94. ¹² Räf. 81. ¹³ Amlsr. 110. ¹⁴ Gf. SF. 1901, 1—50. ¹⁵ Räf. 91. ¹⁶ BwM. 141. ¹⁷ Geldst. 51. ¹⁸ Romang in d. „Bern. Biographien“ I.

bloß ideelle Zusammenhänge für reell und beeinflussbar gehalten werden.¹⁹ Mit dieser Magie berührt sich nahe die Divination, welche die Zukunft zu erforschen trachtet und zugleich sich bemüht, gute Vorzeichen und günstige Umstände für Unternehmungen herbeizuschaffen, ungünstige dagegen abseits zu halten.²⁰ So spielen denn zunächst die Begriffe Gfeli und Ungfeli, gütig und ungütig — letzteres in doppelter Bedeutung: Unglück habend und Unglück bringend — ihre noch ungeschwächte Rolle. Ganz so wie das auch bei uns sehr geläufige fatal mit dem fatum, wie „bonheur“ und „malheur“ mit dem römischen augurium Worteinheiten bilden.

Solchen seltenen Personen mit dem feinen und zarten Seelengewebe zeitlichen und räumlichen Fernblicks ist aber das wenig beneidenswerte Kassandra-Schicksal beschieden, daß sie meist nur traurige Ereignisse vorauserkennen, nume z'vil gseh.²¹ Um so plumper, roher und unverschämter macht sich breit das Kleingewerbe der Wahrsager und Wahrsäger, die es „beidwääg können“, „die Sache im Wasser und in den Karten sehen.“²²

Den Traumdeutern dagegen ist ihr Brot so ziemlich vorweggenommen durch die noch hie und da auf Märkten feilgebotenen Traumbüchli. Der neueren psychologischen Gesamtdeutung des Traumes als Wunsch-Erfüllung im Schlaf²³ eilt die noch heute vollstümliche Einzeldeutung weit voraus. Noch jetzt bedeuten Läufe sowie Scherben²⁴ im Traume Glück. Dagegen het me's nit gärn, we's Eim vo (Klein-) Gält ertraumt. Desgleichen sind Träume vo Eiere oder vo trüebem Wasser unerwünscht.²⁵ Überhaupt alles, was auf Wäsche deutet: ist doch das weiße Leintuch ein Hinweis auf das Totenhemd! We's Eim vo Füür ertraumt, wird men am andere (folgenden) Tag tau b (zornig), oder het emel (jedenfalls) Bertruus. We's z'glanzem brönnt, macht's no nid so vil, aber we's nume so mottet. We's eim de gar vo chliinne Chinde oder vo schwarze Chirsine ertraumt, de stirbt eim öpper.²⁶

Gewissermaßen Träume am hellen Tage sind die Todesvorboten, wie sie gerade so geistesgesund, dabei aber zart veranlagten Naturen wie einem Mädeli²⁷ in außergewöhnlichen Lebenslagen zu erscheinen pflegen. Kinder, die viel von Engeln sprechen, vom Himmel reden²⁸ und dabei auffällige Frühreife zeigen, leben nicht lange. Wie auch die plötzlichen noblen Anwandlungen eines Rnausers en Änderig vor em

¹⁹ Chantepie I, 93. ²⁰ Ebd. 97. ²¹ MS. 23. 158 274; Brüder 236; Schwander 11. ²² Michel 261. ²³ Vgl. die herrliche Stelle MS. 1, 435 f. ²⁴ Mogl. 283. ²⁵ Af. R. VII, 135. ²⁶ Ebd. ²⁷ SchM. 2, 162 f. ²⁸ Ebd. 265.

Tod anzeigen.²⁹ Wenn nun vollends in einem Leichengeleite d' Lüt eso verzütteret lauffe, so benützt der Tod gerne die ihm damit gebotene Lücke. Wenn das die Leiche ziehende Pferd zugg luegt u rühelet, weiß das Gefolge ebenfalls, was das bedeutet. Ferner zieht die über den Sonntag im Sterbehaus liegende Leiche bald jemand nach. We me's Totechläfeli (den Klopfläfer, *Anobium pertinax*) g'hört;³⁰ we der Schär (Maulwurf) under em Dach stoßt; we d' Wiggle (der Steinkauz, *Caima noctua*) zum Huus zuehe chunnt cho brüele; wenn e Ehräjjie ggaagget, ggaaggeret, gwaagget und dies als Unglücksrabe besonders auf oder unter dem Hausdache tut;³¹ wenn es Eichhörndli uber e Wääg ggumpet, so sind dies unheimliche Todesvorboten. Desgleichen das plöbliche Krachen in des Hauses Fugen; das Klirren der Fenster Scheiben; das Zerspringen eines Glases; die kleinen Explosionen (das Chüdere, Chäärbele) einer Lampe, der das Öl ausgeht; (im Seeland: das Blühen der Seerose). Auch das si öppe no Bügnusse: wenn aⁿ Chäbisstübe, Chabisrüebe, Bohne-stude als wiß wirt, oder we d' Huswürze (Hauswürze) uufstängle, so stirbt öpper.

Ein Unglücksvogel im weitesten Sinn ist die Elster, Agertsche, Agertsche³² ahd. agazza, dessen Nebenform agalstra, mhd. egolster gerne zu unserm Verb ergelstere gestellt wird: Jemand (besonders ein kleines Kind) aus seiner Ruhe aufschrecken, es aufregen (vgl. ahd. galstar = Zauberbesang).^{31a} Irgend ein Unglück wird dem Fuhrmann begegnen, wenn in der Nacht zuvor das Kummer vom Haken heruntergefallen ist. Entscheidend für des Tages Glück oder Unheil ist es, ob und wie oft man stolpere (stögli),³³ und mit welchem Fuß man zuerst aus dem Bett in die Schuhe gefahren.³⁴ Denn das linke Bein ist hier das Läge, gleichwie das Läuten des linken Ohres üble,³⁵ das des rechten eine günstige³⁶ Nachrede bedeutet. (Bekanntlich spielt dieses Rechts und Links seine Hauptrolle in der Vogelschau, welche die Römer den Doziern ablernten.)³⁷ Denkt überhaupt jemand lebhaft an uns, so geht uns das Strumpf- (oder Schürzen-) Band auf.

Eine eigene Kategorie dieser Vorzeichen bildet der Ausgang. Wenn ein altes häßliches Männchen oder „so ein altes Weib einen bei einem Ausgang zuerst anläuft, dann gut Nacht, Glück!“³⁸ Wenn überhaupt auf dem ersten Tagesgang einem „lauter Weibervoll“ begegnet, „so ist

²⁹ Barthli 58. ³⁰ Rättheli 282; NB. 2, 119. ³¹ Der Rabe ist schon im Babylonischen ein Unglücksvogel. ^{31a} Vgl. schw. Jb. I, 127. ³² Dursli 249 Hs; EbM. 281. ³³ EbM. 276. ³⁴ Ebd; Gelbst. 211; A. f. Bl. VII, 135. 137, 64. ³⁵ UR. 435. ³⁶ Böhneler 209. ³⁷ Kretschmer 165. ³⁸ Schw. 1, 180.

das vom Löffel nüt nuß“.³⁹ Sehr ungern hörte es ehedem der Jäger, wenn jemand auf dem Pirschgang ihn grüßte. Er ist im Stand gsi, umz'kehre. Dagegen ist sonderlich einem Brautwerber das erste Begegnen eines Knaben ein liebliches Vorspiel.⁴⁰

Ebenso, wenn zwei unter dem Dachvorsprung gesteckte Böhnelenstüdeli gegen einander hin wachsen.

Die heiligen Zeiten in Brauch und Sitte.

„Wohl kein Wort hat in den Ohren des eigentlichen Volkes einen schönern Klang als das Wort Sonntag“¹ — Sundig, Sundi, Sunde. Darum gehören Bilder wie „ein heiterer Sonntag in einem Bauernhause“² zu den anmutigsten, die Gotthelf geschaffen. Schon in Ansehung des äußern Menschen. Wie — nach gut gesagtem Wort — an jedem Samstag wenigstens eine Stunde lang d'Sunne schiint, für das³ der Bättler am Garte zuun chönn 's Hemmeli tröchne:⁴ so kommt auch über den „Hablischen“ das Gefühl, er sig ganz en andere Mönch, wenn er das Alltagsgewand abstreift, us em Wärschtig schlüüft, und den jeweiligen Umständen gemäß sich in ein sonntägliches Gewand steckt: si sundiget,⁴ g'sundiget dahar chunnt.⁵ Der nämliche Ausdruck gilt auch für jeden andersartigen Präsentations-Anzug. — Dem Gewandwechsel aber geht eine tüchtige Extra-Reinigung des gesamten Oberleibes am Brunnen voraus. Solcher Zurechtmachung des Leibes und seiner Hülle entspricht die des Hauses und seiner Umgebung. Um das richtige Emmenthalerhaus herum ist es zwar immer „lauter Sonntag; kein Strohalm liegt herum, kein Spänchen ist zu sehen“.⁶ Gleichwohl gibt es am Samstag Abend noch ein eigenes Uufrumme. Der Sonntag selbst zeichnet sich um so mehr durch die Stille aus, die schon in der Frühe des Morgens herrscht. „Sind die Leute auch wach, sie machen kein Geräusch. Viele lesen in der heiligen Schrift.“⁷ (S. Abb. S. 599.) Leben kommt erst auf Straße und Platz durch die Kirchengänger.

Im Hause aber regt sich derweil für die Bereitung des mittäglichen Sonntagsmahls. Im Bauernhause selbstverständlich, im Haus des

³⁹ Rät. 202 ⁴⁰ Christen 178.

¹ Ztgst. 1, 1. ² UR. 14—26; vgl. 78 ff. ³ MR. BR. 11. ⁴ UR. 186 uö. ⁵ Der Gewandwechsel ist eine uralte heilige Sitte. Man will nicht im profanen Gewand vor der Gottheit erscheinen oder das Gewand für den profanen Gebrauch unverwendbar machen. Marti³ 81. ⁶ Besuch 149; Joggeli 28. ⁷ Fröhlich XXIX.

Armen „dennoch“, trotz aller sonstigen Entbehrung, wenn auch ohne Verschwendung. „Am Sonntag etwas Besseres als gewöhnlich auf den Tisch, wenigstens für Johannesli, das gehörte gleichsam zu Rätis Religion.“⁸

Wie man aber „bei einer ungesalzenen Suppe wünscht: wenn die nur gegessen wäre und der Topf leer!“⁹ — so ist nicht weniger der Sundi Namittag doch auch dem und diesem eine Qual.¹⁰ Wo die allgemeine Volkssitte auch den Einzelnen zwingt, außer dringender Not die werktägliche Arbeit zu unterlassen, nicht zu handeln¹¹ u. dgl., auch nicht die müden Kasse aus dem Stall zu nehmen,¹² da kann der Sonntag Nachmittag wirklich zur „Geistesprobe“¹³ für viele werden. Wo die Erfahrung noch nicht gelehrt hat: Sundig-Arbeit frißt d' Wärschtig-Arbeit wi d' Sunne der Winterschnee,¹⁴ da läßt man nicht von der Gewohnheit eines Joggeli in der „Glungge“,¹⁵ den ganzen Sonntag zum Aschenbrödel der Woche zu machen. Durch Erfahrung Geschulte machen es wie Rätis die Großmutter: „Alte Seine ruhen gerne auf dem warmen Ofentritt oder einem sonnigen Bänkeli“, indes auch der Geist ausruht „in stillem Sinnen“.¹⁶ Jüngere tun am Nachmittag, was ein Bodenhauer in der Morgenfrühe: spazieren über Feld, göö de Pflanzbläße naa, überschlagen die bevorstehende Arbeit. Besuche, zu denen a mene Wärschtig keine Zeit ist, werden auf den Sonntag verspart. Wärs' s cha mache und dennoch nach guter alter Vätersitte am Wärschtig sich jeden unnötigen Wirtshausbesuch grundsätzlich untersagt, sucht wohl am Sonntag dort seine Gesellschaft auf, für z'ghöre, was' s öppe neu' s g'gää heig, wie die Marktpreise stehen, von Dienstbotenwechseln, und vom japanischen Kriegsglück. Dabei darf mit Fug behauptet werden, daß die bekannte Ehrenfestigkeit der Emmenthaler Wirtshäuser jegliche Art von Unfug (Grampoo!) als sehr auffällige Ausnahmen erscheinen läßt. — Sehr fleißig werden, namentlich von weiblicher Seite, die zum Ausgehen nicht besonders anlockenden Sundi-Namittage zum Lesen benutzt. Die „guten Schriften“ finden hier ein dankbares Feld.

Ist Sundig das allwöchentliche, so Oftere das alljährliche Auferstehungsfest. Dem Greisen können noch die Sonntage „Sterne im Leben“¹⁷ heißen, dem Kinde sind's die Osterzeiten. Und sei's auch nur wegen des so vulgären Spiels des Tüpfe oder Tümpfe. Vergessen ist allerdings die wirkliche Bedeutung des Fies: „gleichsam als Wappen

⁸ Rätis 44. ⁹ Schuldb. 128. ¹⁰ Etwa wie der Sonntag der hochkirchlichen Engländer. ¹¹ Müller SR. 40. ¹² Rätis 209. ¹³ Ebb. 44. ¹⁴ RRS. Anna 187. ¹⁵ UR. 178. ¹⁶ Rätis 44 f. ¹⁷ Ebb. 89.

und Sinnbild des Oftertages“ sollte es gelten; das vertüpfte und damit an den Sieger verlorne Ei mit eingeschlagenem Spiz (als widerstandsfähigster und nun also doch besiegter Seite) ist ein geöffnetes Grab, welches ein darin eingezwängtes Leben frisch und frei hervorbrechen läßt.¹⁸ Gelegt aber sind die Oftereier vom Ofterhaas, dem sinnvoll mythischen Symbol des überall neues Leben erzeugenden Frühlings. „Unter Blumen und Stauden und Gras“ läßt der ebenso tiefgelehrte wie gemütreiche jüngere Wyß¹⁹ ihn und seine Gaben gesucht werden durch kleine und große Kinder, die doch ebenfalls schon vom Baum dieser staunenswerten Erkenntnis gegessen haben, daß Hasen nicht Eier legen.²⁰ Der große Rüstettag für diese Gaben, an welchem oft sämtliche Familienglieder lebhaft beteiligt sind, ist der Ostersamstag, der bei uns im übrigen ebensowenig wie der Oftermändig seinen Werktagsscharakter abstreift.

Ostern ist bei uns Ostersonntag, und damit het's es; gerade so, wie wir auch Pfingsten und Weihnachten bloß eintägig feiern.

Der gesamte Ofterfestkreis ist ja ohnedies noch umfänglich genug. So dachte bis 1860 auch die Bernerkirche, indem sie den Nachmittag des Charfreitag oder Hörfreitag („Hochfreitag“) der Arbeit zurückgab, vom Vormittag aber um so ernsteren Besuch des Trauergottesdienstes erwartete. Gottschall fand dies durchaus passend: Der Same (und ganz besonders der an das Totengewand Christi erinnernde Leinsamen),²¹ der an diesem regnerischen („Tränen vergießenden“) und damit ein gutes Jahr verheißenden²² Tag in die Erde fällt, „geht auf vor allen andern Samen; und wenn schön und voll die Leblozen blühen und wohl der Flachs gerät, so sinnet die Hausfrau auch an das, was inwendig gesäet ist“.²³



Sonntagsstille.

¹⁸ Vgl. Michel 127. ¹⁹ Wst. 1826, 102–8. ²⁰ Vgl. O. v. Greuter, „Bund“ 1900.
²¹ Mt. 28 29. ²² Mt. 2. 1791. ²³ Jakob 2, 191.

— Keine solche dichterische Verklärung erfuhren folgende zwei Vorschriften: Rhachitische (rüppfüchtigi) Kinder soll man am Karfreitag Morgen in die Pferdekrippe tragen, und: ebendann (später hieß es: am Balsmündig) vor Sonnenaufgang soll man im Walde Stechpalmzweige holen und im Stall aufstecken, um die Tiere vor Ungeziefer zu schützen. Beides natürlich unter den üblichen Besegnungen.

Bis 1860 wurde auch der *Hodónstig* mit Gottesdienst gefeiert. Den Namen „Gründonnerstag“ („grün“ i. S. v. wachsend, gedeihend, frisch, wie wir sagen: „es gruenet“, und wie wir von grünem d. i. frischem Fleisch reden) hilft ein sonderbar klingender Glaube erklären: Am grünen Donnerstag gelegte Eier bleiben ein ganzes Jahr lang frisch und gut; aus ihnen erbrütete Hühner aber ändern alle Jahre ihre Farbe.²⁴

Einen Gegensatz zum Ernst der Passionswoche (*Hówoche* = „Hochwoche“) bildet für Vergnügungssüchtige der Carneval. Der „carrus navalis“ (Schiffstarren), auf welchem einst der zecherfreundliche Dionysius aus Phrygien „über das Meer“ zu den Griechen und in Nachklängen bis zu uns gelangte, wird ja auch im Bernerland in allerlei phantastisch aufgeputzten Fuhrwerken unbewußt nachgeahmt. Der bedächtige Bauersmann schüttelt freilich den Kopf dazu, wenn am *Hirsmändig* (Hirsebrei-Montag), also am Tage nach der Bauernfastnacht, eine erbettelte Tanne im Walde geschlagen, herumgeführt, versteigert und etwa in Form eines „Spinnet“ „verhüddlet“ wird. Während des Umzugs sitzt die ganze Gesellschaft auf der Tanne und erlustigt sich an den Spässen des *Pájjaß* (it. bajazzo), des gutmütig sich bestäuben lassenden *Mäh!baabi*, und des *D's Hinder-süür-Baabi*, das sein Gesicht im Raden trägt. Vom sonstigen obligaten Lärm ist als charakteristisch übrig geblieben die *Fasnacht-Tschädere*, aber bloß als Wort: so heißt nämlich heute jede an der Fastnacht geborne Person. Das Klapperinstrument selbst, das sonst in die Hand der *Fasnacht-Ehlunglere* als Popanz für nächtlich herumschwärmende Kinder gehörte, ist samt dieser zurückgetreten. Die solide Bauernbevölkerung läßt sich dafür eins nicht entgehen: die durch ihre Größe sprichwörtlich gewordenen *Fasnacht-Ehüechli*.²⁵ Ohne sie wäre die *Burefasnacht* bestenfalls ein Abklatsch der *Herfasnacht*, gleich einem langweiligen Nachzügler *hinderdrii* kommend *wi di alti Fasnacht* (welche um zehn Kalender-Differenz-Tage hintenher „hinkt“). Sonst ist — namentlich über das stille Gebirge hin — nichts mehr von dem „Herumschwärmen“, „Schwanken“, und „Taumeln“

²⁴ NB. 110. ²⁵ Selbst. 67.

(ahd. fasôn, vgl. „faseln“ und lat. pâlari) zu bemerken, daß dem Karneval den Namen Fäs nacht²⁶ eingetragen hat.

Wie von Fasching links, wird Ostern rechts vom Himmelfahrtsfest eingerahmt: von der Auffahrt. Wie viele erwarten nicht an ihr vom Himmel schönes Wetter!²⁷ Denn an ihr hält der Bauer Bergfahrt mit dem Jungvieh, welche ebenfalls Auffahrt genannt wird; der Städter deutet Auffahrt als „Ausfahrt“, und die Hausfrau erwartet „schönes Wetter“ am reinen Tisch, der mit dem aufgestellten Anke, Ziger und Saft (eingedicktem Fruchtsaft) gemacht wird.

So hat auch Weihnacht ihren Vorläufer im Sankt-Niklaustag, an dem die Jugend anderwärts „glauseret“, d. h. verumumt umherzieht und Gaben sammelt. Eine Reihe ebenso „lustiger“ Nachläufer hat sie im Neujahr und dessen neuer Umrahmung durch Silvester und Bärzelitag, deren Ausfall an Vergnügen sogar noch am alte Neujahr²⁸ „nachgebessert“ werden kann. Hauptsachen sind natürlich für viele zunächst das verlängerte Neujahrsmahl, die Neujahrete, das Neujahre; dann das Neujahrsgeschenk oder 's guet Jahr, besonders das große²⁹ (s. Taufe); jenes als Silbermünze steckend in einem Neujahr- oder Weihnachtssring oder doch = Ringli, allenfalls auch = Chueche oder = Chuechli, im Emmenthal als Ersas oder auch Begleit der anderwärts im Bernerland üblichen Büpfe. Der Sinn aller dieser Festgebäcke, zumal der des Rings als Symbol des trotz „Jahreswechsel“ ununterbrochenen Zeitverlaufs, ist längst vergessen.³⁰ Er interessierte auch diejenigen nie besonders, deren jahraus, jahrein andauernde Not sie ehemals zu einer doppelten Art Industrie antrieb und autorisierte: zum Neujahrssinge von Tür zu Tür (vgl. 's Maajjeli singe) und zum 's guet Jahr wünsche: I wöüßen ech de o n es guets glückhaftigs neu's Jahr u gueti Gesundheit u Gottes Säge. Ohne derartige Nebenzwecke wiederholen auch noch etwa ältere Nachbarn und Bekannte unter sich diesen T'härme (terminus) und erwarten die Antwort: He nu, oder: danke, 's gliibe wünsche der oo. In der Regel macht sich heute die Sache

²⁶ UR. 252; SchM. 1, 65 nach HS^a; an JR. 100 131. Vgl. den Badener Geschlechtsnamen „Wasnacht“ seit 1357 und „Wasenacht“ seit 1346 (Badener Urkunden ed. Belli S. 14, 31, 38 uö.). Man lese die systematisch ausführliche Darlegung von Hoffmann-Krayer im A. f. Bl., I, Heft 1—4 und im schwz. Jd. 4. An letzterer Stelle wurde das Wort von „Fastnacht“ hergeleitet, auf welche Form auch Goltzhelf (Räth. 64) einmal allegorisch Bezug nimmt, und zu der eine Parallele z. B. etwa in vulgär englischem „crimes“ für Christmas („Christmesse“ = Weihnacht) erblickt werden könnte. ²⁷ RB. 89. ²⁸ Ball 18. 34; Eist 62; Räthi 249. ²⁹ SchM. 1, 52. ³⁰ Zum Gebäck als uraltem kultischem Material vgl. Jes. 16, 7; Hos. 3, 1; Jer. 7, 18.

kürzer: Glück zo'm neue Jahr! Sogar profit Neujahr! und das studentische Proos't! haben sich aufs Land verirrt.

Bis in den Frühlingsanfang sandte ehemals der Weihnachtsfestkreis seinen Nachklang in Gestalt des Frauetag, d. i. „Mariä Verkündigung“ (25. März). „Frauetag“ oder vollständiger: „der liebe Frauentag“³¹ ist der Tag „unserer lieben Frauen“, d. h. der Herrin³² Maria als der „Mutter Gottes“ oder wenigstens Jesu. Als Beginn des Frühlingsquartals galt der bis 1860 festlich gefeierte, dann aber an die Ganztagsfeier des Karfreitags umgetauschte 25. März auch als Nutz- und Schadensanfang eines gekauften oder gepachteten Guts,³³ als Zahlungstermin für Darlehen³⁴ und Miete,³⁵ als Umzugstag,³⁶ als Schluß.³⁷

Als richtige Mitte des Winters dagegen, wo me no 's halb Heu sö!! uf der Büni ha,³⁸ und wo der Horner rächt tarf uusshornere,³⁹ wil ers da allne Lüte rächt macht, gilt Lichtmeß (2. Februar). Z'Liechtmis und z'Martistag sind außerdem zwei unter sich ähnliche Pole des geschäftlichen Lebens.

Wir kommen zum Zentrum des Weihnachtsfestkreises, dem Gegenpol zu Ostern. „Mi Traum ist gsi der Osterhaas, mi Hoffnig 's Wiehnachtsbäumli.“⁴⁰ Auch bei uns, wie andernwärts, war diese Familienfeier des Ereignisses, wo „es licht ward auf der dunkeln Erde,“⁴¹ noch vor zwei Jahrzehnten im Privathause fast unbekannt. Es war auch bei uns der von der Pfarrfrau gestiftete flammende Lichterbaum in der Kirche, der (teilweise durch Vermittlung der Sonntagschulen) der sinnigen Feier den Weg in die Familientreise bahnte. Heute strahlt das Weihnachtsbäumchen in der großen Mehrzahl der Häuser, ohne Unterschied zwischen Reich und Arm. Ebenso wenig fehlt das beredte⁴² Wiehnachtschindli als Spender all der Gaben, unter denen früher auch das Lämmtschi (kleines Zuckerbrot⁴³) als Erinnerung an den guten Hirten⁴⁴ nicht fehlen durfte.

Viel genannt sind die splendiden Vogelfütterungen zur Weihnachtszeit in Skandinavien und Norddeutschland. Bei uns, wo die Mahnung „der hungernden Vögel zu gedenken“, längst den ganzen Winter über besorgt wird, hat die Sitte eine andere solenne Gestalt angenommen.

³¹ Schuldb. 32 f. ³² Vgl. Notre Dame = Liebfrauenkirche, entsprechend dem Herr = frö, älter frawon als Titel für Christus; ebenso das Fronleichnamtsfest und die Fronfasten, welche auch wieder „Frauaste“ gesprochen und als solche gedeutet wurden. ³³ Schuldb. 34. ³⁴ Ztgst. 1, 137. ³⁵ Rätli 76. ³⁶ Schuldb. 32 f. ³⁷ SchM. 1, 181 Hs. ³⁸ Rätli 349. ³⁹ Vgl. Hl. B. 1791, Feb. ⁴⁰ Dit 1, 7; vgl. AB. 1, 48 f; Sglb. 249. ⁴¹ Kurt 135. ⁴² MB. 23. 272. ⁴³ Vgl. Schuldb. 120. ⁴⁴ Joh. 10, 12.

Man sagt hier: Mi söll i der alte helige Nacht e Hampfele Fueter z'gfrüüre tue. Die Hüenner, wo's frässe, cha der Habch (Habicht) nid nää.

Nicht weniger ist Weihnacht ein Tag voller Erwartung für die Großen. Für Dienstboten zunächst ist sie ein Tag der Anstellung⁴⁵ oder der Entlassung: Wiehnacht mache;⁴⁶ es het Wiehnacht g'gää. Wie denn auch der jüngste Tag als „dies iræ, dies illa“ der Abrechnung gelegentlich die letzti Wiehnacht⁴⁷ genannt wird. Als Vorzeichen hiervon kam einem „Dursli“⁴⁸ der Sturm in der heiligen Nacht am Bachtelenbrunnen vor. Für unsere Gegend ist von ähnlicher Unheimlichkeit eine Begegnung i de helige Nächte mit dem Landvogt Tribolet. Wär ihm ebschunnt (begegnet), däm passiert im gliibe Jahr öppiß unguets.⁴⁹

Überhaupt ist ja diese altgermanische Geisterzeit der Sonnenferne und der heulenden Stürme selbst noch für unsere Kulturepoche auch von eminent prophetischer Bedeutung. Schon für die Witterung des kommenden Jahres. Bekannt ist in dieser Beziehung das Monat looße.⁵⁰ Am alten heiligen Abend wird eine Zwiebel auf dem Tisch auseinandergebreitet, und die zwölf Blätter, welche die zwölf Monate bedeuten sollen, bestreut man einzeln mit Salz. Salz nun, das am folgenden Morgen zerflossen ist, verkündet einen nassen, körnig gebliebenen einen trockenen Monat. — Von Bedeutung sind auch die Wochentage, auf welche Weihnacht fällt. Ein Sonntag als Weihnacht spricht für einen milden Winter, ein Montag für einen stürmischen, ein Mittwoch einen harten, einen Samstag einen melancholischen; ein Freitag: gesunden Frühling, ein Dienstag: guten Sommer, ein Donnerstag: guten Herbst.⁵¹

Ebenso eifrig wird noch da und dort die Zukunft des Einzelnen erforscht. Östers geübt wird hiezu das Bleigießen. Speziell die Frage, bei welchem Ehemann sie i 's läng Jahr dinge wärd, sucht die reifer gewordene Jungfrau zu lösen, indem sie z'mitts i der alte helige Nacht hindertsi⁵² der Tschüepelade wüschet (wenn 's recht gelten soll, mit dem Hemdstod), und den Rehrich hinter sich wirft. (Vgl. das „Andreesle“ in der Andreas-Nacht.)⁵²

Träume aber, in selbiger Nacht geträumt, erfüllen sich sicher. Ebenso die Weissagungen der im Stalle redenden Rüge und Roffe. Ein sie belauschender Bauer suchte durch ununterbrochenes Zubettelliegen

⁴⁵ Schuldb. 222. ⁴⁶ uß. 217. ⁴⁷ uß. 47. ⁴⁸ 271 f. ⁴⁹ EbE. ⁵⁰ Vgl. Mogl 300. ⁵¹ Hl. B. 1781, Dez.; vgl. Räthi 238. ⁵² Vgl. A. f. Bl. II, 216; Zahler im Edb.

einem drohenden Weinbruch auszuweichen; allein ein Mäuschen sprang über seine Bettlade; er schlug mit einem Bein danach und brach es.

Frommen Frauen aber ist die zwölfte oder beim Verschlafen eine spätere Stunde dieser Nacht ihr geistiger Loostag. „Da schlöö si d'Biblen uuf u 's Psalmebuech, legen es Zeichen ihe u läse de, wo 's taget, was si uufgschlage hei. U däm naa, wi n es de i däm Kapitel oder däm Psalme heißt, göö si de i 's neue Jahr ihe u mache si uf öppis Bös's g'fasset, oder si zellen uf öppis Guets.“⁵³ Bei uns wird solches drüü Mal uufschlaa auf die Zeit verlegt, wo es den Neujahrmorgen einläutet; es beschränkt sich auf das Psalmebuech, bezieht sich mehr auf den Umfang als auf den Inhalt der aufgeschlagenen Nummer, und beschränkt seine Weissagung auf die schlimmere Seite des Lebens: Ein kurzer Psalme⁵⁴ bedeutet wenig, ein langer viel Unbeliebigkeiten im neuen Jahr.

Nichts spezifisch Volkstündliches läßt sich über Pfingsten sagen, und wenig nur über den Bettag. Zunächst von der Berner Regierung bloß von Fall zu Fall bei besondern Anlässen, namentlich bei Krieg und Pest als „Fast-, Buß- und Bettag“ angesetzt (z. B. 14. März 1653, 20. Nov. 1673, 17. August 1682),⁵⁵ gelangte er erst im Jahr 1832 zu seiner fixen Einstellung im Kirchenjahr und seiner Doppelbedeutung als religiös-vaterländischer Festtag, sowie als Herbstweihe⁵⁶ an Stelle des frühern Verematages. Seine ernste Hochhaltung, die vormalß durch harte Bußen erzwungen wurde,⁵⁷ wird heute in unvermindertem Maße der Freiwilligkeit verdankt. Nur hängt sich etwa an seine exemplarische Kirchlichkeit die nicht allzufeierliche Doppelfrage: Was seit is ächt üse am Bättag?⁵⁸ und: wie wird der und der Nachbargemeinde der Kopf gewaschen werden?⁵⁹

Bäten u Cäle.

Sprachlich¹ wie sachlich stellt sich das Beten, dieses „Atemholen der Seele“, in den Mittelpunkt alles religiösen Lebens. Nicht umsonst läßt ein Seelenkenner wie Gotthelf gerade die gediegensten und

⁵³ Rätli 238 f.; vgl. Schuldb. 397. ⁵⁴ Vgl. ahd. salmo(n). ⁵⁵ Blösch 1, 480 f. ⁵⁶ GG. 3, 118 f.; Rätli 132; Beiträge 647. ⁵⁷ Tribolet 27. ⁵⁸ Rätli 180. ⁵⁹ GG. 3, 122.

¹ Zu den hochbedeutenden theologischen Ausdrücken pistis und fides stellt sich wie unser beite (harren) auch „bitten“, wozu altdeutsch das bet und die bäte, letzteres auch im Sinn von „Gebot“, von „Befehl“ und sogar von „Steuer“, alles mit dem Grundbegriff des Vertrauen entgegenbringenden Zurebens, dann des eindringlichen Anhaltens und schließlich des Zwangs. Aus bäte = Bitte entwickelte sich „beten“, unser bäte. Vgl. Kluge⁵ 42 f.; Streitberg urgerm. Gr. § 105.

tüchtigsten seiner Personen mit tiefinnerlichem Ringen und Kämpfen in schwersten Lebenslagen wieder zu Ruhe und Gleichgewicht kommen, Ergebung und Fassung erlangen und den fürder einzuschlagenden Weg finden. Was alles geht vor in der Seele dieses Mädels am Sterbebett seines Kindes!² Dieser Spinnerin in kalter Winternacht!³ Dieser Kleinen, die sich in der Unruhe um des toten Vaters Ruhe fast aufzehrt!⁴ Dieser Großmutter, die sich gegen Anwandlungen des Hochmuts in über-



Felerabend.

raschendem Glücke wappnet!⁵ Dann wieder diese mütterlichen Räte: „Stell abends alles an den rechten Ort, damit du es am Morgen gleich bei der Hand habest: die Geduld, die Sanftmut, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und alles, was Gutes und Schönes im Herzen sein soll; dann b'segne dich und bet ernsthaft: Vater, vergib mir meine Schulden!“⁶ Und dieser andere: „Wenn d'zornig bist, erzeig nit! gang dänne u hät es Vater Unser.“⁷

Aus dem Ange deuteten erweist sich der weite Umfang unseres mundartlichen Bäte, dem das schriftdeutsche „beten“ nicht nahe kommt. Zwar

² Schm. 2, 170—8. ³ Sylv. 248. ⁴ Selbst. 4 f. 129 f. ⁵ Segen 18. 87. 89.

⁶ Besuch 176 f. ⁷ BB. 3, 171.

gehört es lediglich in den Bereich der Synekdoche, wenn z. B. das „Beteten“ als Teil der Leichen-Einsegnung oder der Leichenrede auch das Ganze dieser Feier bezeichnet: „Aber gäll, Mueter, der Schulmeister het schön 'bätet!“⁸ (Vgl. „Bredig“.) Dagegen liegt es in Begriff und Geschichte des Wortes selbst, wenn bäte teilweise auch das „Bitten“ mitbezeichnet: dem lieben Gott eine Übertretung abbäte.⁹

Die Andacht aber, welche ein solches Bät charakterisiert und welche am „betenden Greise“ von Anker¹⁰ so trefflich veranschaulicht wird, kann auch das alle Tage immer gleiche Formelgebet beherrschen: beim Aufstehen am Morgen¹¹ und beim Schlafengehen,¹² vor und nach dem Essen.¹³ Man muß den feierlich langsamen, halb singenden Ton mit den streng eingehaltenen, immer gleichen Intervallen gehört haben, womit in einem „hablichen“ Bauernhause beispielsweise zwei längst erwachsene, aber noch ledige, stämmige und hochintelligente Söhne voll heitern Gemüts an der Seite ihres verwitweten Vaters nacheinander die immer gleichen Tischgebete sprechen, um solch uralte frommer Bauernsitten den ihr gebührenden Respekt zu zollen und sich einzugesetzen: das ist ein Band, das mit unfühlbarer, drum um so wirkungsvollerer Macht die Glieder der Familie aneinander ketten hilft. Zu übertreiben brauchen wir dabei nichts, und dem verständnislosen Herunterleiern ist damit noch lange nicht das Wort geredet. Ein Hohn auf jedes fromme Gefühl sind vollends Aufforderungen wie: Bueb, bät!¹⁴ „Aber flätig fort, daß du (mit den drei oder mehr Gebeten und dem nachherigen Unservater vor Tisch) heute noch fertig wirst!“¹⁵ In solcher Weise lernt freilich schon ein vierjähriger Jakobli „Das walt Gott“¹⁶ und „Spiis Gott“.¹⁷ Hier ist's wo der gedankenlos Auswendiglernende sei's was es wolle usse chaa wi 's Unser Vater, und wo drüü Unser Vater lang¹⁸ ebenso ein Zeitmaß abgibt wie dem Katholischen sein „Feufi“, d. h. die Zeit, die er zum Hersagen von fünf „Ave Maria“ braucht. Von solch gedankenlosem Herplappern¹⁹ könnte auch der Ausdruck es Feufi hergeleitet werden, womit man eine unanstellige, blindlings ins Blaue hinein hantierende, dabei liederliche Weibsperson bezeichnet. — Eine ähnliche Rolle spielte bei uns bis vor kurzem das „Symbolum apostolicum“, der „Glaube“ (Glüube). Hauptsache ist bei all diesen mechanisierten Gebetsarten das Amen, weswegen uns

⁸ MBB. BR. 48. ⁹ Dursli 296. ¹⁰ Schweiz 1901, zu 544. ¹¹ Erbb. 70. ¹² GG. 1, 18; Ztgst. 2, 168; Joggeli 41. ¹³ GJ. SG. 1902, 245; Spinne 19; Amtsr. 115. ¹⁴ BSp. 77; Ott 1, 7. ¹⁵ Alte Gesch. 265. ¹⁶ MB. 1, 12; Beitr. 640. ¹⁷ Ebb.; Räthi 19. ¹⁸ Vgl. Schuldb. 54. ¹⁹ Wahrscheinlicher allerdings von dem „Schandzeichen“, nach dessen Ähnlichkeit auch vom Pure- oder Anke-Feufi (das der Räser mit der Spatel als Gewichtszeichen auf die Butterballen aufträgt) gesprochen wird.

und Ame eine übliche Umschreibung für „fertig“, „vorüber“ geworden ist. Es ist Uus un Ame mit ihm: er muß aufgegeben werden, er ist nicht mehr zu retten, zu halten. Mit blutsaugerischen Agenten muß man „Aus und Amen machen“.²⁰

Des Hersehens üblicher Formelgebete enthalten wir uns trotz ihrer charakteristischen lokalen Fassung.²¹ Bloß um ihrer antiquarischen Bedeutung willen bieten wir hier folgende bei uns gültige Variante zu „Schulmeister“ II, 258:

Herr Jesus Christus in der Chilche saß,
Mit seine zwölf Jüngere das heilig Nachtmahl aß.

Johannes sprach: Der Wyn ist guet.

Der Herr Jesus spricht: Es ist nid Wyn; es ist nume vo mine Rose fahrt das
Bluet.²²

Da (das) söllt dir ässe und trinle guet
Zu miner Gedächtnuß. Ginecht mues i von euch goo;
Mues gar e schwäre Strit uusstoh.
Die falsche Jude thue mir all eso noth.

(Nun wieder in der dritten Person:)

Sie nahme ne, fluechte ne zue dem Tod;
Sie schluege ne,
Huebe ne,
Sie hängte ne uehe an das Krüz,
Sie nahme ne widerume herab,
Sie leiti ne, der Her Jesus, in eines steinigs Grab,
Da wo kes Mueterchind nie g'läge war.
Der Her Jesus spricht: Wele Mensch nur recht hätte chaa
Und alli Tag zue mir spricht,
U's bitter Lyde nie vergißt:
Drei Engel send (dem wolle er senden) drei Tag nach (statt vor) sinem End.
Sie werde ne füehre u leite
I's Himmelrych un i d's Parady's Ame.

„Chumm, mir wei es Bät läse!“²³ lautet in bedrängter Stunde eine Einladung. An Gelegenheit hiezu ist sonderlich im Emmenthal kein Mangel. Da liegt auf dem Nachttisch oder steht auf dem Bächli zu Häupten des Familienvaters am großen Tisch der alten Wohnstube die „Seelen-Arzney“ von Wolfgang Musculus (1497—1563)^{23a} oder seinem Sohn Abraham (1531—91); das Lustgärtli²⁴ oder das Paradijs-gärtli;²⁵ der „christliche Zeitvertreib“,²⁶ das „Schachkästlein“ als Aus-

²⁰ Schuldb. 309. ²¹ Wer sich darum interessiert, schlage unsere zahlreichen Verweisungen nach und vergleiche noch dazu „Was unser Volk betet“ im Volksblatt f. d. reform. Kirche der Schweiz (jetzt „Kirchenblatt“) 1873, Nr. 50. ²² „Von meinem rosenfarbenen Blut“. Solches Silbenverschlucken und Entstellen begegnet naturgemäß allem mechanisierten Her sagen, das zuchtlos zum Herunterplappern wird. ²³ Müller Gl. 82. ^{23a} Bern. Biograph. II. ²⁴ AbB. 12, 291. ²⁵ RR. 1825, 232; Sonnt. 107. ²⁶ Ryburgh (1754) a6.

zug aus Arnd's²⁷ „vier Büchern vom wahren Christentum“ oder Benjamin Schmoldes „Morgen- und Abendsorgen“; oder Stards Handbuch. Gut vertreten ist aber auch die schöne Monatschrift „der Säemann“, redigiert von bernischen Pfarrern aller Richtungen.

Besser jedoch als alle Bätbücher sagt z. B. einem Mädeli das Läuse im Neuen Testament zu: dasselbe „rühre es vielmehr an“.²⁸ Wie diese schlecht geschulte junge Handwerkerstochter mitten in tiefster Lebensnot ihrem Mann, dem „Schulmeister“,²⁹ die Stelle von den Vögeln unter dem Himmel³⁰ auslegt, ist denn auch eins der anmutigsten Beispiele vollstümlichen Bibelverständnisses³¹ und ein Beweis, was die G'schrift³² auch dem stillen und freundlichen Ernst des richtigen Landmanns noch heute wert ist. „Läuse“ hat hier noch heute den prägnanten Sinn vom Lesen erbaulicher Bücher, speziell der Bibel;³³ und bezeichnenderweise fragt gerade eine so tüchtige Frau wie die Mutter des zur Stunde noch armen „Besenbinders“³⁴ in allererster Linie nach der Verschlagenheit ihrer künftigen Schwiegertochter in Bibel und Haushalt. Alles dem Leben gemäß, und es hätte in Bernerlanden niemals einer Verpflichtung der Polizei, besonders nicht (wie im 16. Jahrhundert) der Füürg'schauer³⁵ bedurft, um nachzusehen, ob Bibel und Gesangbuch im Hause nicht fehlen.

Da steht sie ja, die dicke³⁶ messingbeschlagene Bible (1556 in Guttwyl: „Bibli“³⁷), in der Regel von Piscator (dessen Übersetzung seit 1743 in Bern einzig gelten durfte),³⁸ mit dem groben, weiten Druck,³⁹ in der Wandbant-Gede zur Seite des Hausvaters;⁴⁰ oder auf dem Puffert⁴¹ liegt, wenn sie noch nicht an einen Antiquitätenjäger verhöht ist, die mit Ehupfere geschmückte Ehupferbible. In ihr blättert auch der reifere Schüler gern: bietet sie ihm doch im Gemälde (Porteree) veranschaulicht die Gestalten, die er aus seiner Kinderbible oder allfällig auch aus der Glarnerbible (der von Glarner Geistlichen so verdienstvoll bearbeiteten „Familienbibel“) kennt. Vorn auf dem Widmungsblatt aber interessiert ihn eine Reihe handschriftlicher Eintragungen schon aus des Großvaters Zeit: sonderlich die Geburts- und Sterbefälle;⁴² aber auch sonstige Knotenpunkte im Lebensfaden, wie Taufe, Admision und Heirat, stehn in dieser Familienchronik verzeichnet. Und endlich packt Uli der Knecht⁴³ beim Einzug auf der „Glungge“ aus

²⁷ Nicht „Arndts“ (Ztgst. 2, 31; SchM. 2, 53); vgl. Beiträge 106. ²⁸ SchM. 2, 165. ²⁹ 2, 265 ff. ³⁰ Matth. 6, 26 ff. ³¹ Was kein Verstand der Verständigen sieht... ³² SchM. 1, 33; 2, 168; EvG. ³³ SchM. 2, 254 uö. ³⁴ 360. ³⁵ Bldsch 1, 432. ³⁶ Rähli 412. ³⁷ Gemäß der ursprünglichen Mehrzahl biblia. ³⁸ Bldsch 2, 139. ³⁹ UR. 184. ⁴⁰ UR. 84; Dursli 319. ⁴¹ MBB. 23. 268. ⁴² MB. 1, 22. ⁴³ 184.

dem Unterschlecht seines Trögli auch eine sehr schöne Bibel aus: ein Geschenk seiner frühern Meisterin, bei der und bei deren Mann auch er so gueti Tristig (Zeit und Platz) zum Läuse am Sonntag und Feierabend gefunden. Denn beim Bodenbauer war es nicht piffige Schönrednerei wie bei den Gytimylern,⁴⁴ wenn auch er etwa vor dem Pfarrer erklärte: „u für a mene Sundi hei mer d'Bible“.

Im Gegenteil begnügen sich Hausväter vom Schlag eines Bodenbauer wie eines Besenbinder⁴⁵ nicht mit stillem Lesen. „Am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte; und derentwegen hatten die Kinder großen Respekt vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede, und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland.“⁴⁶ Zur Ausöhnung aber nach verhängnisvollem Zwiespalt reicht Anneli dem Ehemann die Hand und sagt: „Du hast Recht! chömit Chind, mir wei es Kapitel läse!“⁴⁷ — Nun begreift sich, wie aus den hierbei fallenden persönlichen und gelegentlichen Anwendungen der Brauch, „ein Kapitel (oder „den Text“) zu lesen“,⁴⁸ einen ganz eigenen, und zwar nicht „heimeligen“ Gefühls- wert bekommen mußte. Einen⁴⁹ oder Einem z'kapitle, abz'kapitle gestaltete sich in diesem übergetragenen Sinn zum Vor- und Gewohnheitsrecht der Frau. Ein Mann wie Antenbenz⁵⁰ tat es trotz den dringendsten Gründen und den besten Absichten nur mit Widerstreben, und sein Bruder mußte bitten: „O Benz, kapitle nur! du glaubst nicht, wie wohl es mir tut!“ Sonderlich gegenüber Dienstboten sind solche Kapitlete „meist von guter Wirkung“,⁵¹ wenn nur nicht das „tüchtig“⁵² in ein „lang“⁵³ oder gar ein „mörderlich“⁵⁴ ausmündet. „Ein Wort so im Vorbeigang zieht oft mehr als ein Kapitel.“⁵⁵

Bei solcher Ausdehnung der angewandten Bibeltunde kann es nicht verwundern, wie häufig und wie überraschend scharf und treffend bisweilen der gemeine Mann sich für eine Behauptung, einen Einfall, ein Bild, einen Vergleich auf die Bibel beruft. Um so mehr, für je unumstößlicher ihr Wort gilt, nicht etwa zufolge irgend einer Dogmatik, sondern nach Aussage des religiösen Gefühls, das ja Autoritätsbedürfnis im höchsten Grad ist und nur durch äußerst seelenkundige Belehrung voll kongenialer Fühlung vor starrem Buchstabenglauben bewahrt werden kann. „Das chan der säge, u das sö!! fest sii wi n es

⁴⁴ SchM. 1, 390. ⁴⁵ 364. ⁴⁶ Ebd. ⁴⁷ GG. 2, 44; vgl. 1, 126. ⁴⁸ UR. 6 f.; Zigt. 1, 21 129; AB. 2, 102 heißt es: „Die Kapitel (vgl. die Leviten) lesen“. ⁴⁹ Gf. 53. ⁵⁰ Zigt. 2, 212. ⁵¹ UR. 7. ⁵² Rathi 204 Hs. ⁵³ AB. 2, 257. ⁵⁴ Land 48. ⁵⁵ Zigt. 1, 21. Da die pastoralen Kreisversammlungen vor 1874 mit Vorlesung eines Bibelabschnitts begannen, hießen auch sie „Kapitel“.

Wort aus der Bible“ ist nicht nur eines „Besenbinders“⁵⁶ Rede. Drum werden auch aus der Bibel „geflügelte Worte“ geholt — nicht selten unter Aufwartung mit Kapitel und Vers — wie diese: „Was du tun willst, das tue bald!“⁵⁷ Einen „Stein des Anstoßes“⁵⁸ (vgl. S. 15) entfernt aus der Pflugfurche ein humoristisch gebliebener Bauer, während ein anderer in Horn geriete oder dri luege wurd wi di siibe tüüre Jahr.⁵⁹ Aber auch von Wölfen im Schafpelz“⁶⁰ weiß man zu reden, und unter Augenzwintern heißt es sarkastisch von einem: „er ist äben im Ehlijne treu,“⁶¹ (aber im Großen nicht)!

Freilich soll dann auch manches i der Gschrift staa, was in der Bibel nicht, oder nicht so steht. Zum Beispiel Schilderungen, wie es im Himmel aussehe;⁶² oder der Beweis, daß die Sonne nicht still stehe, weil ja sonst Josuas „Stehe still!“ gegenstandslos wäre;⁶³ oder daß das Getreide nicht mit der Sense geschnitten werden dürfe, weil in der Bibel nur von der Sichel die Rede sei.⁶⁴ Verhängnisvoller sind Bibelauslegungen, die noch vor zwei Jahren einen sektiererischen Anecht dazu führten, zur Selbstbestrafung für einen im Horn entfahrenen Fluch sich einen Finger abzuhacken.⁶⁵


Gern entschädigen wir uns für das Entsetzen an solchen Verirrungen an Bibeldeutungen wie derjenigen eines Räbi: Der Herrgott werde schon für ihn's sorgen, gebe er doch auch den Lilien auf dem Felde zu essen.⁶⁶ Oder an der Versicherung einer alten Pfarrmagd: mi chönn's naheläse, es stand im dritte Buech Samuel im sibezähete Kapitel, es gchenni de nüstti no d'Bible.⁶⁷

Erwähnt sei an dieser Stelle die nicht ganz vereinzelte alte Sitte, in den ersten Kindsbrei ein Blatt aus dem neuen Testament einzurühren.⁶⁸ Harmloser ist ein anderes Beginnen, das Kind fromm zu machen: Hinbetten des Täuflings, sobald er aus der Kirche heimgetragen ist, auf die Blätter der aufgeschlagenen Bibel, deren hernach gelesener Wortlaut zudem bedeutsam für des Kindes Zukunft ist. Ursprünglicher Zweck dieser Manipulation war freilich ein anderer: Schutz vor bösen Geistern. Zu nämllichem Behuf wurde und wird dem Toten ein neues Testament unter das Kinn (anderwärts in die Hände oder auf die Brust) gelegt.

Nicht unsympathisch hinwieder mutet uns an, wenn nicht nur ein Räthi an Weihnachten (S. 604), sondern auch der Schuldenbauer⁶⁹ und

⁵⁶ 370. ⁵⁷ MB. 23. 274 cf. Joh. 13, 27. ⁵⁸ Jes. 8, 14; Röm. 9, 33; 1 Pet. 2, 8. ⁵⁹ 1 Mos. 41, 27. 30. ⁶⁰ BSp. 419 cf. Matth. 7, 15. ⁶¹ Luc. 19, 17; Matth. 25, 21. ⁶² SchM. 1, 33. ⁶³ Ebb. 2, 448. ⁶⁴ Ol. Q2 Q9. ⁶⁵ EvE. 1902, 55. ⁶⁶ MB. 2, 51. ⁶⁷ MB. 23. 262; vgl. die Schnurre Schuldb. 235 und Tschumpert's bündnerisches Wörterbuch unter „Bibel“. ⁶⁸ MB. 2, 128 f. ⁶⁹ 397.

sein Weib zu Antritt ihrer schwierigen Nacht aus der Bibel das Looswort ziehen und aus ihrem günstigen Wortlaut frohe Hoffnung auf die Zukunft schöpfen.

Zu häuslicher Erbauung⁷⁰ dient auch das Kirchengesangbuch, noch heute bei Altern das Psalmebuch⁷¹ genannt, wie das Kirchenlied der Psalme⁷² (vgl. S. 604) heißt. Bis 1853 enthielt nämlich das bernische Gesangbuch nebst einigen angehängten „Festliedern“ die 150 alttestamentlichen Psalmen in Ambrosius Lobwassers, später Stappers Umbichtung,⁷³ und auch das von 1853 bot deren noch 71 vor den „Liedern und Festliedern“. Die vier Stimmen für gemischten Chor waren einander gegenüber auf vier Blattseitenhälften separat gedruckt; zudem gab es vor 1853 Ausgaben, welche jene rautenförmigen Noten  mit und ohne „Stiel“ für sämtliche Strophen (Bärß oder G'saß) einer Nummer wiederholten; das waren düüruus g'nooteti Psalmebüecher. Man begreift also den drastischen Vergleich: e Biß Fleisch wi nes vierstimmigß Psalmebüech. Zum bequemen Mittragen in der Tasche gab und gibt es auch Ausgaben mit nur einer Singstimme: 's dünn Psalmebüechli.

Als Erbauungsbuch galt ferner seinerzeit der in Schule und Kirche gebrauchte Heidelberger-Katechismus, nach dessen Fragen („Fragi“)⁷⁴ und Antworten kurzweg das Frage-Buch heißen. Die nämliche Bezeichnung gilt seither von allen andern Leitfäden für den kirchlichen Religionsunterricht, einerlei, in welchem Stil sie gehalten seien. Fragebuch, zweubeinigß Fragebuch heißt übertragen ein wißbegieriges oder auch nur neugieriges, vorwitziges Kind, das durch unausgesetztes Fragen Eltern oder Lehrer in Verlegenheit setzt oder in die Enge treibt.

Besonders hochgeschätzt war jederzeit di ersti Frag⁷⁵ des alten „Heidelberger“, genauer gesagt: deren gehaltvolle und formvollendete Beantwortung. Bügguß aber (alte Mehrzahl: Büggußeⁿ) ist der nunmehr altväterisch klingende Name für die biblischen Belegstellen. Da dieselben sich durch kleine Schrift von der systematischen Darstellung abzuheben pflegen, so gilt als vergrößerndes Bild etwa für dünnen Kaffee oder für eine länglich dünne Brotschnitte die Rede: mi chönnt Bügguß dertüür läse.

Der Heidelberger war das Hauptlehrmittel auch der alten Schule vor und selbst nach 1830, als diese noch ganz im Dienst der Kirche stand, aus der sie herausgewachsen war.

⁷⁰ Sonnt. 105; Rätli 238 188. ⁷¹ UR. 18 180. ⁷² SchM. 1, 9 10. ⁷³ Blösch 2, 139. ⁷⁴ BSp. 408. ⁷⁵ Kirchl. Jahrb. 1890, 142.

Taufe. Gotte und Götti.

Zur Tauffi erschienen im Jahr 1902 in der Kirche zu Lüzelflüh 73 Kinder. Bis vier Täuflinge umringen zeitweilig am Freitag oder zur Einleitung des Gottesdienstes¹ am Sonntag den Taufftei". Daß sein Kind mit demjenigen des Begüterten und Vornehmen „im gliihe Wasser 'tauft wärd",² tröstet manch einen Stieffsohn des Schicksals in Erinnerung an den paulinischen Gedanken, „daß wir alle in Christo eins sind."³ In nicht seltenen Fällen wird der Pfarrer zur Nottaufe ins Haus gerufen: das kranke Kind soll nicht ohne Verband mit der höchsten aller Lebensgemeinschaften aus der Welt scheiden. Welche Vereblung der (noch heute nicht völlig abgetanen) Verurteilung der ungetauften Kinder zur Verdammnis!⁴ Wenn nach uralter halbheidnischer Vorstellung untaufti Ghind ins wütende Heer kommen⁵ oder zwischen Himmel und Erde schweben:⁶ so ist es dem weit fürchterlicheren Teufelsglauben des Mittelalters ganz entsprechend, wenn in der „Schwarzen Spinne"⁷ sich wirklich ein Weib bereit findet, dem Teufel als Fuhrlohn für die hundert Buchen zum Bärhegen-Schloß ein ungetauftes Kind auszuliefern. Und bereits als eine Milderung des entsetzlichen „Glaubens" muß es gelten, wenn solche Kinder unter der Dachtraufe der Kirche begraben wurden, damit das durch den Ort geweihte Wasser vom Himmel die Taufe nachhole und der dämonischen Gewalt ihr Opfer entreiße.⁸ — In „uufrichtig⁹ oder uschu!dig wi nes un'taufts Ghind" liegt jedenfalls eine lieblichere Vorstellung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß mit der Zeit ausschließlich das Moment der kirchlichen Gemeinschaft den Begriff der Kirchentaufe ausmachte. Wie wenig aber die ursprüngliche Grundidee der Reinigung sich völlig zurückdrängen läßt, beweist die im Berner Taufbüchlein von 1528¹⁰ vorgeschriebene Ansprache des Pfarrers nach vollzogener Taufe „zu dem hem bdlh": Gott verlich dir dz du (Täufling) wie du heh mit dem wyssen kleyd lyplich angezogen wirst, das du also am jüngsten tag mit reiner vnuermaßgeter¹¹ conscienz vor jm erschnest, Amen.

Man ersieht daraus, von welchem symbolischen Belang das schnee-weiße Taufinnen ist, in welchem noch heute auch ganz mittellose Eltern ihr Kleines in der Kirche erscheinen lassen.

¹ Früher, z. B. 1628 in Lauperswil, an beliebigen Tagen, wie „Donstag vor Laurenzen", „vff mendag vor gregorij". Taufb. 12. ² Vgl. Ztgft. 2, 219 uö. ³ Gal. 3, 28. ⁴ BSp. 10; SchM. 1, 179 f. ⁵ Grimm Myth., „Aberglauben" 660. 936. ⁶ Vgl. Beitr. zu SchM. 2, 184. ⁷ 33/34 ff. ⁸ Beitr. 16. ⁹ Christen 161. ¹⁰ Taufb. 19. ¹¹ Vgl. Mose, Mase unter „Saubere".

Stärker freilich haften im deutenden Glauben und Brauch andere um die Taufe sich gruppierende uralte ungeschriebene Gebote; z. B. dies, daß man nicht mit ungetauften Kindern unter dem Dache weg gehen solle.

Wie aber der Taufakt selbst, so ist auch schon der Taufweg dem Bereich der Alltäglichkeit entrückt, ist vorbildlich für „des Kindes Eingänge und Ausgänge sein ganz Lebenlang.“¹² Überirdische Gewalten reden dazu nach „Großvaters“ Glauben ihr erstes Wort: Hagel und Blitz sollen „schrecklichen Tod, oder aber großes Glück im Kriege“ bedeuten.¹³ Näher schon kommt der Wirklichkeit die ebenfalls „großväterliche“ Überzeugung: Ein Kind, das man im Wagen zur Taufe fährt, statt es auf den Armen zu tragen, wird träge.¹⁴ Das rechte Wort in dieser Sache aber findet das junge Breneli, die in aller Bedrängnis hochsinnig gebliebene Pächtersfrau als Patin.¹⁵ Kein „gesticktes Rappchen mit dem roten Seidenbande“¹⁶ schmückt „das arme Würmlein“ der einstigen Schulgenossin, kein aus einer „Drucke“ hervorgezogenes Kränzchen, keine „Spitzenkappe mit prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren“¹⁷ ziert die gleichwohl stattlich angetane Bäuerin. Aber mit einem „In Gottes Namen“ voll hoherherziger Entschlossenheit, für den Täufling und die blutarme Mutter ihr Bestes zu tun, trägt sie das Kind zur Kirche.

So hätte ihr freilich schon der Brauch geboten: von den zwei Patinnen, die die Landessitte für ein Mädchen fordert, trägt die jüngere es zur Taufe. Die ältere rüstet es zu, während allfällig im gleichen Wasser zu taufende Buebe voraachöme; dann trägt sie es der ebenfalls sonntäglich gerüsteten¹⁸ Person¹⁹ zu, welche mit dem Täufling wieder heimkehrt. Vor der Kirchentüre hat die letztgenannte die Handlung abgewartet, da und dort, z. B. in Sumiswald und Trachselwald durch einen kleinen Vorbau, das Gotteschöpfli, gegen Wind und Wetter geborgen.

Auf dem Heimweg soll die Trägerin sich hüten, unter Bäumen oder sonst irgendwie am Schatten plaudernd stehen zu bleiben. Sonst wird auch das Kind ein Blappermaul.

Ihre Mühe aber wird extra belohnt durch ein Glas Wein, das man ihr auf dem Weg entgegenträgt oder doch alsbald nach Betreten des Hauses in solenner Weise darreicht. Man sagt heute: das gibt aufgehellte, heitere Kinder. Indessen steckt wohl dahinter eine tiefere Bedeutung, die denn auch früher noch durch Salz und Brot feierlich hervorgehoben wurde.²⁰

¹² UB. 266. ¹³ Spinne 13. ¹⁴ Ebb. 8. ¹⁵ UB. 266. ¹⁶ Spinne 12. ¹⁷ Ebb. 8.
¹⁸ Ebb. 14. ¹⁹ UB. 2, 87. ²⁰ Bgl. A. f. Bl. 7, 131, 4.

Dabei lautete ehedem eine der ersten Fragen: Und, het er (oder: es) si i der Ehilche still g'häa? Eine verneinende Antwort wurde sehr ungern gehört, und man baute ihr nach Möglichkeit vor. Denn, hieß es, Ehind wo bi der Tauffi plääre, läbe nid lang. Heute lacht man darüber und sagt: Schreiende Kinder beweisen grad eben, daß sie gesunde Lungen und große Lebenskraft besitzen; auch lernen sie singen. —

Wie das Mädchen zwei Patinnen und einen Paten, erhält der Knabe in der Regel umgekehrt eine Patin und zwei Paten. Mit bloßer Zweizahl begnügt sich, wer als Vater einer zahlreichen Familie schoafen i de Ehren um choo ist; vier Gevattersleute — je zwei und zwei — bekunden dagegen vor aller Welt den Jubel, daß endlich der Stammhalter, oder das eben so sehnlich erwartete Mädchen da ist.²¹

Buehestaa:²² so lautet der echt volkstümliche Ausdruck für die öffentliche Ablegung des Taufgelübdes durch die Taufzeugen im Namen des Unmündigen. Schon etwas veraltet ist „z' G'vatter staa“,²³ während „Gvatterlüt“,²⁴ („die Gvatterti“)²⁵ noch ganz frisch klingt. Wie sehr einst auch „Gevatter“ dem Volksmund geläufig war, beweist das heutige gvätterle²⁶ für das schriftdeutsche „spielen“, und Gvätterzüüg für Spielzeug. Man erinnere sich, wie gerne kleine Mädchen an der Puppe die einmal gesehene Taufe in harmlosem Zeitvertreib nachahmen, Gotteliß mache, und wird sofort begreifen, wie leicht gvätterle auf den ganzen Umfang des Kinderspiels sich ausdehnen konnte. „Mir wei da nit gvätterle, wie d' Ehinder es Huus baue u 's wider umstoße!“²⁷

In einem Berner Mandat von 1610 wird befohlen, einem Täufling nicht mehr als drei „gfätterte“ zu halten. Mit dieser Endsilbe stimmt die des Plurale tantum Götteti, Götterti, Göttete, Götterte, neben Göttetine, Göttertine, Göttertene.²⁸ Schon die Uneinheitlichkeit dieser Formen deutet auf ihr Zurücktreten hinter: der Götteri, Mehrzahl: Göttine, „Göttene“;²⁹ die Gotte („Taufgotte“,³⁰ eine und mehrere). Ostschweizerisch, oder allenfalls bei uns kindlich, klingt „der Göttima“,³¹ wie „Vetterma“. Fügen wir diesen Namen gleich die Doppelbedeutung bei, welche auch in dem obendrein bei Gotthelf³² zugleich weiblichen „Pate“³³ steckt: Taufzeuge und Paten-

²¹ Ein Täufling „Georgguus“ (Georg) hatte 1628 in Lauperswil 5 götteni und 4 gottina (Taufb. 12). ²² Geldst. 45; NB. 2, 79. ²³ GG. 3, 24. ²⁴ Bgl. Dursli 250. ²⁵ NB. 23. 271. ²⁶ NB. 33. 44; 27 273. ²⁷ NB. 23. 228; vgl. BSp. 16. ²⁸ Sonnt. 125; Btgst. 2, 8. ²⁹ Widm. 177; 1628: der götli, Mehrzahl: die götteni, Beshf.: der göttenin (Taufb. 2, 12). ³⁰ Ger. Tw. (1789); 1628: die gotten, Mehrzahl: die gottina (Taufb. 12. 16). ³¹ Geldst. 315. ³² NB. 254. ³³ BSp. 132; Bfänder 360.

sind. Nicht einverstanden war mit solchem Doppelsinn jener Sechsjährige aus Grünenmatt. Auf die freundliche Begrüßung: „gäll, du bist ja mi Götti?“ replizierte er des entschiedensten: „Nei, du bist mi Gotte!“ Weiblicherseits wäre wegen der Unterscheidung zwischen „Gotte“ und Gotteli,³⁴ die aber schon für „Batin“³⁵ wieder aufgehoben ist, ein solcher Dialog unmöglich. Das Patenkind heißt auch Gottekind.³⁶

Ein kleiner Wortbereich; aber welch großes, reiches Gebiet des Seelenlebens im Berner, zumal dem Emmenthaler, klingt in ihm voll und mächtig aus! Schon in der Form des „Volks Glaubens“ an die sympathetische Macht der persönlichen Berührung. D' Gotte mues dem Meiteli's erste Büpfli (den ersten Haarzopf) mache; de überhunnt es schöni längi Haar. Und wieder, wenn der Götti oder d' Gotte ihr totkrankes Patenkind auf den Schoß nehmen, so git's en Anderig: die Krankheit wendet sich zum guten oder zum schlimmen Ausgang. Man muß denn auch die fast andächtig zu nennende Verehrung gesehen haben, mit der ein Kleiner zu seinem Götti emporhaut; muß das Hochgefühl eines Vaters ermessen haben, das ihm die Wahl eines hochstehenden Götti für einen hoffnungsvollen Sohn einflößt — um auch die furchtbare Steigerung der Tragik im Leben Klaus Leuenbergers zu würdigen, die in der Patenschaft des Landvogts Tribolet für Leuenbergers Sohn Niklaus (1650), wie des Pfarrers Achler in Rüderswil (1646) für einen andern Sohn lag.³⁷

Der Name „Gotte“, „Götti“ hat einen ganz eigenen, zauberischen Klang für des Kindes Herz,³⁸ „übt darin eine Gewalt, welcher man sich kaum bewußt wird.“ Und schon „am Ton der Stimme“ wird ein Beobachter merken, ob Einer es mit einem „Götti“ oder einem Güterbuben zu tun habe.³⁹ Ebenso wenn eine Bäuerin sagt: „Ich bin dem Gotte“, so hat dieses eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt sich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind, in die Behandlung kommt etwas Mütterliches.⁴⁰

„U we 's Chind seit: Das ist mi Götti! Das ist mi Gotte! so tuet es 's eso mit e mene ganz eigete Stolz, wi n er numen e mene rächte Chind guet aasteit. Es ma no so frömd sii: es wird ihm under einist, wi wen" ääs i däm frömde Huus o n es eget's Chind worde wäär, oder doch sine" Pflegeltere" nach, nach verwandt. Ja, nid nume die, au d' Dienste si ganz anoers gägen ihm, weder süst, un e Zumpfrau ist im Stand, e mene Chnächt z'säge: Gib Achtig was de machst, der Meister ist si Götti!“⁴¹

³⁴ MB. Anna 143; Btgst. 1, 18; BwM. 123. ³⁵ MB. 1, 477. ³⁶ Bern. 21. 8.

³⁷ EB. (Leuenberger Nummer). ³⁸ Arm. 31. ³⁹ Arm. 82. ⁴⁰ Arm. 31. ⁴¹ Bgl. ebb.

Gewiß schlägt auch hierin die Hebung des Selbstbewußtseins etwa in Unbescheidenheit, wohl gar Unverschämtheit aus.⁴² „Ja, wenn öpper us der Familie z'vatter gstanden ist, so laa si alls gäng gäge'm Hof zue u meint, es sig haß da daheim, wenn scho Götti oder Gotte nümme da sii.“⁴³ In welchen Worten hält das Dürst-Eiße dem Ehemann dessen geringe Fertigkeit vor? „So eine schlechte Familie, wo auch gar nichts zu erben ist, wo nicht einmal Götti und Gotte mehr leben, ist mir doch auf der Welt noch nie vorgekommen!“⁴⁴

Indes braucht man für Schranken gegen derlei Übergriffe nicht erst zu sorgen. Gut ist im Gegenteil, wenn recht viele „Bauernpfleger“⁴⁵ die feine und hohe Gesinnung teilen, mit welcher gar nicht wenige schlichte Landleute elternlose Paten an Kindesstatt annehmen,⁴⁶ allfällige andere Versäumnisse vollauf gut machend,⁴⁷ jedenfalls ohne auf Dank der Welt zu rechnen. Ihnen winkt höherer Lohn. Als Änneli sich der ruhrkranken Kinder eines ihr fremden Hauses annahm, „sie säuberte, reine Hemden ihnen anzog, sie tröstete, ihnen zu trinken gab, . . . da fragte sie das Kleinste, ein blasses, aber lieblich Mädchen mit krausen blonden Härchen um den Kopf: bist du öppe mi Gotte? Ja, Ehind, sagte Änneli, di Gotte wil i sii.“⁴⁸ Und in diesem Samariterdienst holt „die alte, schöne, freundliche Frau“ sich den Tod.

Aber auch „wenn so ein alter frommer Götti was Frommes vor hat, so hat sein Leib keine Ruhe.“⁴⁹ „Es wär um's Probiere z'tüe“,⁵⁰ wie sich dem Elend jener Leute abhelfen ließe, „und allwäg bin i gäng der Götti“,⁵¹ des toten Vaters sowohl wie eines der Kinder. Und er holt die ganze verwahrloste Schar ins Haus.

Als Ironie, die sich auch in die häufige Redensart kleidet: du bist mir e guete Götti! sticht gegen solche Hoheit der filzige, egoistisch verkniffene Mucker ab, welcher sich der Gott's Wille eines Meyeli „angenommen“ hat,⁵² und dessen Betragen einer Jowägerin den sie gut charakterisierenden Vorwurf gegen die Sohnsfrau entlockt: „Schäme söttst di, e selige Götti z'haa!“⁵³

Weistand in Rechts- und Berufssachen: das ist das Minimum, welches der Großvater Uli,⁵⁴ selber auch e guete Götti, an Leistungen von einem solchen fordert; dies dann aber sogar zugunsten noch eines vierzigjährigen Ehemanns und Vaters. Des sterbenden Großvaters letzte Sorge ist, den immer noch Leitungsbedürftigen einer starken Autorität zu unterstellen — einer Autorität, welche so groß werden kann, daß Einer sie gelegentlich gegen den eigenen Vater ausspielt.⁵⁵

⁴² Dursli 250. ⁴³ GG. 3, 24 f. ⁴⁴ Räf. 44. ⁴⁵ BwM. 123. ⁴⁶ Gf. 67. 1899, 81. ⁴⁷ BZB. 32. 37. ⁴⁸ GG. 3, 149. ⁴⁹ Selbst. 311. ⁵⁰ 307. ⁵¹ 308. ⁵² AB. 1, 384 449. ⁵³ AB. 2, 38. ⁵⁴ Sonnt. 116—125. ⁵⁵ SchM. 1, 64 101.

„Einen solchen Götti sollten viele Kinder haben, und allweg jede Waisenbehörde den Sinn dieses Götti.“⁵⁶ Ja einem patenlosen Kinde sollte „die ganze Gemeinde Gotte und Götti sein. Ist doch sie zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, ist zu Brüdern und Schwestern dem Kleinen geweiht.“⁵⁷ Ein echter Gotthelf-Gedanke, der denn auch heute verwirklicht wird in einer ganzen Anzahl „Gotthelf-Stiftungen“. Im Lehrlings-Patronat hat er 1904 auch gesetzgeberische Verarbeitung gefunden. Im Biziuss-Fonds aber hat die Gemeinde Lüzelflüh dem schönen Denkmal aus Stein und Grün ein verborgen wirkendes lebendes zur Seite gestellt.

Es haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti; namentlich arme, namentlich uneheliche Kinder nicht.⁵⁸ Die Mehrzahl mag Menschen und Dingen, bei denen nichts zu holen ist, nid Götti si. „Der Zitgeist“ ist Götti einem glücklichen Streber;⁵⁹ mit welcher Mühe dagegen erlangte der „Gebatterbrief an das Publikum“, wie Gotthelfs „Schulmeister“⁶⁰ ursprünglich heißen sollte, am richtigen Orte Gehör! Mit welcher Mühe auch arbeitete sich der Straßersche Schuelgötti durch, um mit der eidgenössischen Schulsubvention den vor zwanzig Jahren „tief im Grund“ begrabenen „Schulvogt“ zu ersetzen! Begraben ist aber im Emmenthal — nicht anderwärts — auch schon seit zwei Menschenaltern (also ungefähr gleichzeitig mit dem „Schulmeister“) d' Lehrgotte. Nur etwa humoristisch wird dieser alte Titel, der heute bloß noch der Arbeitslehrerin da und dort gilt, unter Lehrerinnen selbst gelegentlich aufgefrischt. Der Vergangenheit gehört denn auch das sechsjährige Mädchen an, das andachtsvollen Blicks mit dem Händchen auf eine Stelle in seiner Bibel wies: da het d' Lehrgotte der Finger ghaa! Es konnte dies aber auch füglich eins derjenigen sein, die bereits „zwölf Jahre alt der Mutter ihre Lehrgotte werden.“⁶¹ Noch heute weiß man dagegen in Lüzelflüh, was eine Schuelhuusgotte ist: eine Lehrersfrau, die hier ein dürstiges Kind mit einer selbstgefertigten Schürze erfreut, dort einer Kranken abwartet und mit feinem Takte grobe Arbeiten angreift, am dritten Orte, wie sie kann und mag, die fehlende Mutter ersetzt — in jedem Haus eine freudig begrüßte Erscheinung.

Derweilen nimmt der Vater eines siebenten oder achten „Würmleins“ 's Härz i beid Händ und geht auf Gebatterbitte aus: ga tschämle.⁶² Welch ein Gang! Dreimal muß er ja „dran glauben“, während die Mutter doch nur einmal;⁶³ und ebenso gut dieser Umstand als „Weh und Schmerzen“ um des Taufes willen⁶⁴ könnte ihm den Titel Ehind-

⁵⁶ Selbst. 846. ⁵⁷ Arm. 83. ⁵⁸ Arm. 82. ⁵⁹ Niggi Zu 215. ⁶⁰ 1, 1. ⁶¹ AB. 2, 482. ⁶² BSp. 11; SchM. 2, 141. ⁶³ Ebd.; vgl. Heiri 79. ⁶⁴ UB. 267.

bettimaa⁶⁵ (Chimpettimaa, „Kindbettmannli“⁶⁶ „Kindbettmannli“⁶⁷) eingetragen haben.⁶⁸ So zerknüllt und verdreht er denn in seiner Herzensangst,⁶⁹ während er beim Anbringen seiner Bitte „d'r Gring gäng dert ume träijt“,⁷⁰ den schwarzen Wollhut, welcher nebst dem Tuch um den Hals und dem Sonntagsschrod am Werktag schon von weitem den ihm aus jedem Hause Nachschauenden verraten hat, „dä well öppis angerš.“⁷¹ Doch nicht genug: der arme Märtyrer seiner Pflicht muß auch noch bei der geselligen Ergözung herhalten. Eine der heikelsten Pfänderlös-Aufgaben ist das Tschämle. Der Betroffene muß bei der ganzen Tafelrunde Abweisung um Abweisung einheimen und bekommt die gesalzensten Anachoreten-Zusprüche zu hören.

Wer sich zu helfen weiß, läßt darum den berühmten Haaggestädle, diesen bäuerlichen Spazierstock auch für solche Gänge, zu Hause und ersetzt ihn durch eine bloße Abbildung am Kopf oder gar am Platz eines bittlichen Schreibebriefs. Der derart „Angehälte“ (aag'haagglet) gibt eher guten Bescheid, und der Bittsteller entzieht sich der Demütigung, allenfalls mit einem „Zweifränkler“, „Fränkli“, „Halbfränkli“ abgespeist zu werden. Noch entschiedener aber entfernt er sich damit von den Industrierittern, die grad eben zwecks Erschwindlung solcher Abfertigungsgelder auf „Geschäftsreisen“ gehen, nachdem sie bereits die nötigen Zusagen erlangt haben, oder sogar, wenn gar nichts zu taufen da ist.

Wenn aber selbst ein Meyeli ruft: „Herr Jeseß, Herr Jeseß, es wott mi Eine zur Gotte!“⁷² so tut es dies aus Scheu, sich in der Kirche sehen zu lassen.⁷³ Wie gerne stünden am Platz der herrlich geschilderten jungen Frau ein Mädi⁷⁴ oder Seinesgleichen, wenn nur der Götti danach ist,⁷⁵ und der Täufling „ein Bub! von wegen, Buben bedeuten Glück im Heiraten; nume so n es Meitli het nit vil z'bidüte.“⁷⁶ Das Entsprechende geschieht auf der andern Seite,⁷⁷ und ein Chindbettimaa („Gevattermann“),⁷⁸ der Herzen und Stimmungen rundum kennt, lootst mit seiner Fühlung immer noch einmal sein Schifflein glücklich in den Hafen.

„Wenn ihr eine Gotte mangelt“⁷⁹ wie ganz anders tönt das in den Ohren der jungen Bäckersleute, als die Antworten, die dem „Schulmeister“⁸⁰ zu teil werden! So spricht eine selbstlose Freundin; so die Stodgotte, die allzeit dienstbereite Gönnerin; so „der alte Götti, den man Better nannte“⁸¹ (der ostschweizerische „Better Götti“, vgl. die

⁶⁵ BSp. 132; SchM. 1, 13; MBB. 23. 135. ⁶⁶ SchM. 2, 149. ⁶⁷ UB. 254.

⁶⁸ Vgl. das ethnologisch interessante „Mutterrecht“. ⁶⁹ BSp. 11. ⁷⁰ SchM. 2, 141. ⁷¹ Ebb. ⁷² UB. 2, 78. ⁷³ 2, 77. ⁷⁴ 2, 80. ⁷⁵ SchM. 1, 53. ⁷⁶ Jgst. 2, 173. ⁷⁷ SchM. 2, 142; Bdrner 2 I. 4. ⁷⁸ Heiri 82. ⁷⁹ UB. 488; BSp. 222. ⁸⁰ 2, 138—142. ⁸¹ Spinne 11; vgl. Heiri 28; Besuch 151.

Baſe Gotte⁸²). Dies gilt aber nur, ſo lange bloß ein, höchſtens zwei Kinder da ſind. Für weitere Patenſchaften kann ſogar die traurige Berechnung maßgebend werden, „Großeltern helfen die Kindbette erſparen“⁸³ u. dgl. Oder es kann der Unſinn Platz greifen, daß der Vater ſelbſt als „ſein eigener Bürge“⁸⁴ zuehſteit.

Wie aber, wenn z. B. ein „Hagelhaus im Blißloch“ ſich zwar will la iſſchriibe, aber „keine Kutte für die Kirche“ hat?⁸⁵ Oder wenn wirkliche Abhaltungsgründe da ſind? Dann muß die Schlottergotteher, der Schlottergötli, der für den wirklichen Götli „bloß ſchlotteret.“⁸⁶ Letzteres Zeitwort iſt natürlich eine bewußt ſpaßhafte Abſtraction aus dem heute wirklichen Namen der Stellvertreter, der zuerſt ebenfalls ein Scherz war. Er wird damit begründet, daß die Stellvertreterin am Altar vielfach ein ſchüchternes junges Mädchen iſt. — Immer hebt ein ſolcher Erſatz ſich noch weit ab von den traurigen bezahlten Gebatersleuten.⁸⁷

Be 's Ehind 'tauft iſt, iſch es guet Götli z'ſii. In der Tat erkauft ſich die Ehre einer Patenſchaft mit nicht unbedeutenden Auslagen, ja bisweilen mit empfindlichen Opfern. Dieſe haben denn auch zu Wiſen geführt, wie: churzi Ehr u längi Ehöſte,⁸⁸ oder zu Vergleichen wie mit der gerupften Gans.⁸⁹

Feinfühlige Eltern, arme wie reiche, verbitten ſich große Auslagen allerdings unbedingt: heit emel ja nid Ehöſte! oder ſie fragen beim Empfang von Gaben, welches Gegengeſchenk willkommen ſei: öppen es Uhrechötteli? oder e Schileebläß? oder es Baar brodierti Bandoſſle?

Da verursacht zunächſt der Zibund bedeutende Koſten, auf die ſich ſchon aus der Redensart ſchließen läßt: „öppis iibinde“⁹⁰ d. h. Geld einbüßen, Schaden leiden, „Haare laſſen“. Freilich werden unter Umſtänden ſchon drei Franken hoch geſchätzt, und die Mehrzahl der Gaben beſteht in einem ſaubern Fünffrankenſtück, dem frühern „Reutaler“,⁹¹ begleitet von einigem Kleingeld, damit das Kind ſpäter gfeliger ſiig (mehr Glück habe). Doch ſtiegen die Gaben ſchon zu Rätthi⁹² Zeit „von einem Gulden bis zu einem Doppel-Louisd'or.“ Das Geld wird eingewickelt (ii' bunde) in ein künstlich gefaltetes Blatt, „ſchön gefärbt, oft zwei Engel obenan, unten ein ſchöner Spruch aus der Bibel, oder ein Vers (eine Liederſtrophe), womöglich von Hand geſchrieben,⁹³ mit Anmerkung des Tages, und vom Paten unterzeichnet“.⁹⁴

⁸² Ebb. 170. ⁸³ BSp. 11, 66. ⁸⁴ Uß. 118. ⁸⁵ Ebb. ⁸⁶ Ztgſt. 2, 190. ⁸⁷ Arm. 83. ⁸⁸ Heiri 79. ⁸⁹ Michel 188. ⁹⁰ Ztgſt. 2, 106. ⁹¹ AB. 2, 80; Spinne 10; SchM. 1, 52; Trub 30, 99. ⁹² 119. ⁹³ AB. 2, 80. ⁹⁴ Rätthi 119.

Heiliges Geld, das solch ein Taufzödel birgt! „Die blanten Stücke sind Zeugen von Liebe, sind Bürgen und Pfänder, daß man an Paten und Patinnen Stützen und Tröster habe im Leben, daß man jemand sei und nicht verlassen.“⁹⁵ Die Art gewissenloser Eltern, dies Geld als ihr Eigentum zu gebrauchen, wohl gar es für das Tauffest draufgehen zu lassen,⁹⁶ erfüllt eine Rätli⁹⁷ mit Abscheu. Sie nimmt nicht einmal in tiefster Not⁹⁸ den Vorschlag Johannesli's an, die großen schönen Bagen dem Miets Herrn zu bringen, um nicht ausgetrieben zu werden.⁹⁹

Den Einbund begleitet aber noch eine Schleichig oder Aalegig („Anlegung“) des Täuflings: Hemmeli, Strümpfli, Chäppeli, Röckli, auch Schüehli.¹⁰⁰ Bei Ausbleiben der Gabe ist es auch schon geschehen, daß man das Kind am Tauffest zum Hohn mit Strohzüpfen umwickelt zu Tische brachte.¹ Bei diesen Auslagen² bleibt es aber nicht. Es folgt an jedem Neujahr der Götlibage oder das Guetjähre: ³ „ein Fünf- oder Zehnbacknerstück“. ⁴ Heute schenkt man gewöhnlich e Zweufränkler, in e tolle Wiehnachtringig' steckt. Natürlich bleibt auch die Gotte hier nicht zurück.⁵ „Erinnert sich jemand, wie er es trieb, als ihm sein Götli oder die Gotte den ersten neuen Bagen gab? wie er den nicht aus der Hand brachte?“⁷

Wie erst, wenn das groß Guetjahr die ersten Hosen, den ersten Kittel⁸ bringt! Da braucht es auf einem freigebigen Bauernhose ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Paten zu genügen.⁹ Welches „allergrößte Ereignis“ aber auch für einen Johannesli, wenn er in den vom Paten geschenkten ersten Hosen zwei Stunden weit zum Vater reist.¹⁰ —

Endlich ist die Konfirmation da. Die brachte sonst dem angehenden Jüngling ein Trögli, der Jungfrau ein ebensolches, oder ein Spinnrad; jetzt wohl einen Koffer, den auch der „Güeterbueb“ zum Abschied erhält, wenn er noch ein Jahr beim Meister bleibt, wohl auch eine Uhr u. dgl.

So schenken natürlich nur vermögliche Paten, und weit sicherer als die Admissionsgabe ist denkwürdigerweise die traditionelle Hochzeitssteuer: ein Deckbett- und Rissenanzug. Dieses letzte Geschenk wird aber auch gebührend erwidert (in Trub¹¹ durch Tuch zu einem Rock). So kostete laut Pfarrer Lienhart in Guttwil (1764) eine Gevatterschaft „durch und durch“ bei mäßiger Berechnung „Kronen zwanzig“.¹²

⁹⁵ Ebb. 127 Sp.; vgl. Fröhlich XXXII. ⁹⁶ Pfr.-Ber. 166, ⁹⁷ 121. ⁹⁸ Vgl. NB. 2, 406. ⁹⁹ Rätli 188; vgl. Schwander 14. ¹⁰⁰ Ztgst. 2, 16. ¹ Ebb. ² Zwischen 30 bis 40 L. (SchM. 1, 52 Sp.), die Geschenke an die Wöchnerin (BSp. 11) mitgerechnet. ³ Ger. Tw. (1789). ⁴ NB. 23 271. ⁵ Trub 30, 99. ⁶ NB. 32. 9; SchM. 1, 37. ⁷ Ebb. 2, 62. ⁸ Ebb. 1, 52. ⁹ BSp. 132. ¹⁰ Rätli 191. ¹¹ 30, 99. ¹² Pfr.-Ber. 166.

Bisweilen tragen nun gar noch gutherzige Zeugen für mittellose Väter selber die Kosten des Tauffestes: der *Chindbetti* (*Chimpetti*), oder sie verzichten wenigstens auf jegliche Gegenleistung, oder vergnügen sich zur Schonung der Feinfühligkeit an einem Glas Wein samt Käse und Brot. In diesem Falle spricht man von *chalter Chindbetti*, von *chalt tauffe* und macht etwa den Witz: es het nume *chalt g'schlage* (vom *chalte Schlag* her: dem Blitz, der nicht zündet), oder:



Kammermusik auf dem Lande.

es het nume *g'chäpset* (von der Jagd her, wo nur die Bündkapsel, nicht aber die Ladung zum Knallen kommt).

Solche Kostenersparnis läme noch manchem zu gut, namentlich bei etwas starker Konkurrenz zwischen Hochzeit und Taufe,¹³ wenn nicht selbst ein *Mias* und ein *Anneli*¹⁴ der Ehre wegen die Auslagen auf „sechzig Bagen wenigstens“ berechnen zu müssen glaubten.

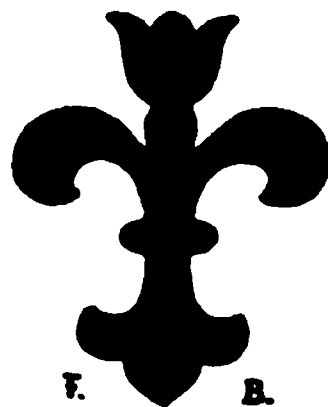
Und doch könnte und sollte hier wie nirgends das Einfachste auch das Passendste heißen. Denken wir uns so ein häusliches Tauffest, wo allenfalls die Hebamme als Meisterlöchin das Szepter schwingt;¹⁵

¹³ *GM.* 1, 296. ¹⁴ *BSp.* 225. ¹⁵ *Spinne* 6 ff.

wo gehaltreiche Rede auch ohne Spulgeschichten die Würze liefert; wo man zwischen hinein alte schöne Volksgefänge „wider einist füre nimmt“, schon damit nach altem Glauben auch der Läufling singen lerne: dann haben wir, auch ohne daß man dem Chindbettmaa di lääre Fläschchen uufhäicht,¹⁶ das Ideal eines gemütlichen Festes vor uns.

Außer diesem wird den Batzen unter Umständen noch ein idealer Entgelt zu teil: Wenigstens früher regelmäßig durften je der ältere Götli, die ältere Gotte im Erstgeborenen ihre Taufnamen verewigen. Das Batzenkind eines Glaus hieß auch wieder Gläis,¹⁷ das einer Greetli auch wieder Gritli.¹⁸ So innig haftete an der Persönlichkeit der Name, an der innern die „äußere Seele“.

¹⁶ AB; 2, 90. ¹⁷ Sonnt. 121. ¹⁸ Btgst. 1, 18.



Alphabetischer Nachweiser.

(Mit Ausschluß von S. 550—551.)

Vorbemerkungen.

1. Im Wortanlaut stehen b bb p, d dd t, g gg, f v, i j, a ä, o ö, u ü beisammen.
2. d, k, z gelten in der alphabetischen Ordnung als l, f, z.
3. Ohne Einfluß auf die alphabetische Ordnung wird hier (zu einigem Ersatz der diakritischen Zeichen) die Lautlängen-Bezeichnung durch h oder Doppelschreibung (selbst durch die unschönen ch und sch) konsequent durchgeführt.
4. Wo in älterer und neuerer Sprechweise h und ch konkurrieren, entscheidet für die Einstellung die Herkunft des Worts.
5. Bestimmungswörtern folgen gleich ihre sämtlichen Grundwörter.
6. Ein * vor Seitenzahlen deutet auf Illustration.
7. Wortformen in „ “ sind altertümlich oder veraltet.
8. Die Buchstaben A—J und die Ziffern 1—7 nach Ortsbezeichnungen weisen auf das Netz der Rühelstüb-Karte.
9. Viele vom Schriftdeutschen wenig oder nicht abweichende Formen haben hohe dialektologische oder volkskundliche Eigenbedeutung.

A, Ä.

a, aa = au: aablüemme 68, Aablüemmig 247, aablüemte 68; =chäfle 289; =teigge 500, =trääje 386, =faa 117. 225. 276, ase 73. 458. 495. 505 usw., aachaare 340, =chehre 546, =fahre 277, =fungge 396, =fuhre 103, Masuhrihäär 105, aagaa 227. 559, =gää 559. 563, agänds 14, aagshiire 349, =haa 396, =haaggle 618, =häiche 62. 349, Mahäichi 180, aaheimele 170, =lege 302. 349. 382. 510, Aalegig 396. 620, aaleitere 341, =lige 386, =luege 275, =mäiche 286, =pflanze 115, Mapflanzete, =zig 85, aaraffle 289, =ranze 261, =raute 477, Marauterli 476, aarüfte 286, =sääje 60. 116, =seje 372, Maschuh 55, aastriiche 196, =stecke 382,

=wuusche 396. 431, =zieh 265. 347, =zunte 303.

ab, aab 7. 49 und ff., abbinde 186, =blaase 303, =bleie 184, =brächche 252, Abbrand 116, abbringe 363, =brönnt 299, =bröösme 495, Abbruchhalb 255, =brüchchlig 255, bund 186, abchäpple 392, =cheiste 117, =chlemme 71, =choo 221, Abteeltig 491, abtraage 98. 118, „Abtrett-Stube“ 231, abfahre 277. 281, Abferggete 278, abfiegge 249, =flachje 363, =gnäppere 334, =g'noonni Milch 483, =gischlagen, =gischlagnig 261, =gtwärdet 290, =häärde 86, =heltig 23, =kapitle 609, =laa 221, =läje 118, =nää 81. 103. 392. 581, =puje 430, Abpujer 430, =pujete 430, abrächche 81, =rääje 327, =reise 47. 67, =schöore 220, =schreite

- 186, -schroote 98, -schüfele, -schufle 329, -schuume 329, -schüffele 502, Abjektsaage 334, absoore 36, -staa 281, -stächche 392, -stede 78, -stelle 328. 357, Abwasser 67, -wuer 187, -wurf 188, abzieh 98. 363. 396, Abzug 66, -züüg 291, -aue 257.
- aba! 36.
- abe = „abhin“: abechaare 249. 339, -hasple 374.
- ä'Abbe 104. 505, Abefig 366. 556.
- äbe's Bäg 267.
- Äbbed 24.
- aber 508.
- Äber 257, -hut 379.
- Ääbi 91, 36.
- Äbnit 26.
- Ächer 113. 277. 52, ä'Ächer jahre 102, triibe 102, Ächer-bueb 102, -mähre 269, -roß 269, ächeriere 103, Ächerli 113. „Ächerum“ 71. 72.
- Äch 343, -nagel 101, Ächfestod 343.
- Ächt 278.
- ächtbändig 336.
- ächt 253. 354. 441.
- Ädelbode 27. 55, -matt 55, -matte 69.
- adie 503.
- Äffewald 552.
- Ägerist 249, Ägerstenaug 445, Ägetsche 596, Ägertsche 596.
- Ägerte 68. 112.
- Ägspasia 223.
- aha! 581.
- abe = „abhin“: 6. 27. 210. 229. 250 uö. -bäse 431, -binde 259, -fule 79, -laa 228. 286, -läse 295, -schlaa 73, -schlühffe 97, -wüschche 365.
- äi 360. 362, äine, äini, äis 360.
- Äde 99. 449, -chrääger 450, -gftabi 450.
- Ätte 47.
- älb 378.
- älbe 73. 186. 251. 357. 438. 504.
- äälil 519.
- Älmänd 57, -li 59. 108. 32. 52.
- Älp 7.
- alt: alte Ehratte 324, Fuehrme 279, alti Ägerte 68, Ehrääge 326, Fasnecht 600, heligi Nacht 268. 603, Müli 52, Trude 312, altis Neujahr 601, Älthusaacher 113, -täuffer 572.
- ambrädi 187.
- Ämb 79, ämbe 80, Ämbet 80.
- Äme 607.
- Ämme 35. 51—65, -fälb 113, -grien 28, -grund 28, -neg 39, -taal 28, -taaler 486, -tantsch 65, -macht 55.
- Ämerikaner 262, amerikaanischsch, Balb-saage 334.
- Ämmermähl 436.
- Ämpelstod 305.
- Ämsle 249.
- ander Bätter 583, ändere 116, andersch 618, Änderig 595. 615.
- Ändi 388, -finke 410.
- ane = „anhin“ 104. 576.
- anne = „ananhin“ 73. 276.
- Ännedäbi 356.
- Ängel 39. 205.
- ang'fährt 278.
- Ängländer 262.
- Än'glees 400, -li 400.
- Ängstchaare 339.
- anke 484, Änke 484 u. ff. 499. 601, -treger 485, -feufi 506, -balle 484. 562, -bälli 485, ankebällele 485, Änkebättler 484, -bod 485, -chübel 485, -chübeli 484, -milch 488, -ruumme-Chueche 511, -schnitte 485, Änfete 484.
- Änthäbi 146. 307. 319. 365.
- Änthaut 99, -chaarst 99.
- äntlige 305.
- Änträgli 372. 373.
- apaarti 428. 575.
- Äpostore 575.
- Äpoteegg 457.
- Ärbbeeri 461.
- Ärdenner 261.
- Äärgäu 26, -er-Chutte 400, -er-Flueg 100.
- aarm Büt 581, Äarme-Büte-Tüüfel 589, aarme Tüüfel 590, aarmi Gutte 326, Äarmefuehr 278.
- Äärmli 378.
- Äärn 85. 118, äärne 118.
- Äarni 3, -chnubel 22.
- Äroonechrutwasser 459.
- Äärst 168.

Arwange=Balſem 462.
 Ääſch (Fifch) 39 f.
 Ääſch (Fifch) 111, Äſchbacher 50, Äſchmaa
 111, Äſchlimaa 111, Äſchmatte 69.
 Äſchſche (Äſche) 360, =chällerli 224, =n-ofe
 294. 298, =tuch 327. 328. 365. 378. 433.
 Äſchſcherich 434.
 Äſer 328, =ſedli 328, ääſigi Ruſtig 328,
 Äsmänteli 311, äſſe 84.
 äſne 225, Äſni 224 f.
 Äſpaſia 228.
 Äſpi 31, =egg 31, =löchli 33. 32, =ſchüürli
 240, 32, =walb 32.
 Äte 250, =löch 228.
 Ätter 64, ättäre 64.
 Äue (Mutterſchaf) 256. 257. 292.
 Äug 263, 350, Äugewaffer (Tränen) 84,
 Äugli 553.
 Äugſte 4. 5, =blueſt 76.
 Ärgüſich dör bel, =chrättli 325.

Ä, Ää, Ä.

Ääbi 497. 600.
 Ääch 34. 49—50, =mätteli 49. 69, bäch
 naß 36.
 Äaach 499, bächche 499, Äachofe 503.
 Ääch (Bach) 73.
 Äächſel 332.
 Äabänt 39. 478.
 Äabe 56, Äaderhüſli 462.
 Äafel 541.
 Äägge 249, Ääggele 249.
 Äagge, Ääggele 81.
 Äagliano 462.
 Äajjaß 164.
 Äächle 3, Äächli 198. 310.
 Äalbierer 464.
 Äalle 251. 485, Äälleli 485, Äälli 369.
 Äalme 248, Äalmſundig 600.
 Äalſem 462.
 Äalto 400.
 Äand 63. 188, Äandwurm 447.
 Äandoffel=holz, =zapfe 316, Äandoffle 412.
 Äandüüle 154.
 Äanne 592.
 Äänne 340, Äänbli 340, Äännete 105.
 Äant 310, Äantig, Äänfli 310.

Ääng 167, Äängeberg 9. 356. 486. 55.
 Äar, Äaar, Äaar 73.
 Äara=blüü, =plüü 352.
 Äarabiiſgärtli 607.
 Äaragge 181.
 Äarbiliuſtädde 281.
 Äare (Äauſe) 221 f., =löch 253, Äaaretti 221.
 Ääre 227. 358, Ääreſtübli 229, Ääre-tal-
 pig, =tälpig 251, Äärehege 22.
 Ääre 93. 340, Ääreli 340.
 Ääre (Spanne) 38.
 Äarfis 393.
 Äaarg 260.
 Äärg 7 ff. Ää, =achcher 65, Äärgliweid
 70, Äärgi 275.
 Äariſchiirm 352.
 Äariſerle 416.
 Äariſool 351 f.
 Äariſoolſtängeli 471.
 Äärnei 35. 41. 60 65, =brunne 42, =rein 25.
 Äärnerwägeli 342. 566, Äärntuech
 377.
 Äärſchſche 78. 501, Äärſte 501. 545.
 Äärſette 76.
 Äart 503.
 Äärſchi 128. 129.
 Äärzelitag 601.
 Äaas 438.
 Äaſe 518. 552, Äaſe Gotte 619.
 Ääſe 431, =binder 431, =buech 431, =mandli
 431, =riis 431, =ſtiil 359. 431, =muurf
 195, =bäſewurfet 195.
 Ääſſäng 321.
 Ääſteete 512.
 Äät 607, =buech 608, =taag 604, Ääte 565.
 592. 604 ff.
 Äätelfuehr 278, Äättele 591, Äätler
 597, Äätlernacht 389.
 Äätſchgele 521.
 Äaue 179 ff., Äauerei 180, „Äaugrund“ 57.
 Äauele 376, =grind 377, =griß 379, Äaue-
 lig 368. 377.
 Äaum 430, Ääumele, Ääumelig 260.
 Äawch 310, Ääwchle 3, Ääwchli 310.
 Ääſe 247. 333, 370, Ääſig 362.
 Ääſi 586.
 (fi) Ääiimme 117.

Bchleibig 378. 396. 620.
 behämſchſch 171.
 „behörig“ 65.
 Bei (Wein): Beihafe 318. — Bei (Knochen):
 96, =mähl 96, beimähle 356, Beistampfi 96.
 beibwäg 595.
 beierle 98.
 Beiji = Biene 248.
 beite 604.
 Beizifaß 592.
 Bedeli, Bedi 320, =böhri 320, =hefter 320.
 Bellerine 898.
 „Beer“ 257.
 Beeri 461, =sturm 451. 507.
 Bett 298. 306. 307, Bettſchget 306, Bett-
 egge 200. 298, =strange 375, =stüdi 308,
 =stulle 307.
 Bfaffebode 10. 17. 361. 36.
 Bfäister 198 ff. 203. 584, =bank, bank
 187, =brüſtli 188, =licht 187, =ſingel 188.
 201 f., =ſtange 206, pfäistere 203.
 Bfäfferbedi 320.
 Bfanne 821, Bfannestillſtabel 330.
 Bfätte 190.
 Bfiiffe 272, =chätſcher 472, =röhrli 477,
 =ruummerli 477.
 Bfiiri 429.
 Bflaag 424.
 Bflanzbläſ 96. 115. 598.
 Bflaarg 424, Bflaartſch 424.
 Bflaſter 123, 424. 462, pflaſtere 424.
 pföſele 271. 402.
 Bfüberi 398.
 b'haa 287, bhalte 289.
 B'huſig 178.
 bi, bii = bei 73.
 Bible 608. 610.
 Biſſel 95. 332, =huus 6. 175. 332. 35,
 al's 195.
 Biel, Bieli, Bielsbalm 331.
 Biſſä 32, 108. 63.
 Biſang 108 23, 63, Biſängli 108. 167
 63, =acher 108, 114.
 Bigelbach 50 52, 32, =wald 32.
 Bigger, =li 262.
 Biigete 509. 512.
 Biglebachwald 50.
 Bidel 332.

bilde 286.
 Bindbaumlätsch 281. 347. *387, Bind-
 chötteli 347, binde 346.
 Binggeliaaner 575.
 Binte 323, Bintl 323. 487.
 Birbeweibli 70.
 Birche 250.
 Birche = Schnubel 22, =rein 24, Birchweib
 70, 32.
 Bire 221, =chüchli 510, =röſſti 506,
 =ſchmig 46.
 Birlig 80.
 bis! (ſei!) 84 uö.
 Biis 350, Biisſange 331.
 Biise 44, =wätter 81.
 Biſi Bäſi 521.
 Biſſer 477.
 piſſe 501, 545.
 Biſſtel 188.
 Biſ 266. 361, =li 289. 292. 506, =eli 475.
 „Blag“ 247.
 plagiere 377.
 Blabe 347.
 Blade 76, Bladenſe *77.
 Blampe 475, „Blampenſchlüſſel“ 204,
 Blämpel 418.
 Blanca 275.
 plääre 614, Blääreli 320.
 Blaß, Bläſ 263. 274. 280.
 Blaas = matt 69. 90, =weib 70. 90 33,
 =wald 32, Blaaser 90.
 blaase 329.
 Blaast 252, Blaasti 262, plääſtig 252. 491.
 Blatte 226. 319. 350. 509, Blättli 319.
 Blätttere 95.
 Blaattere 445, =pflaſter 448, plaaterig
 445, plaatertüpflet 445, Blätterli 415.
 Blatiſch 37, platſchvoll 37.
 blaau 231. 380, Blaau's 433, blaau
 Huuſte 449, Blit 87, blaui Milch 483,
 Stube 233, blaauzettig 436.
 Blauberchratte 325.
 Bläſ 102. 392, =wääch 180, bläſe 392,
 Bläſeli 357. 392, Bläſete 392, Bläſli
 3. 392, =ſchmitber 392.
 Bbleeg 64, Bblegi 64. 397.
 Blei 186, bleirächt 184. 186.
 Bleiji 435.

pleite 388, Pleiti 208. 388.
 Pleituech 388.
 pletſche 37, Pletſchi 37. 262.
 Plii 186.
 Plind 265.
 Plonbine 275.
 blooß 393.
 Plöſchſch 274. 357.
 Plouwel 367.
 Plöſlihoſe 160.
 Pluem 275, =chölli 223, Plüemmeler 223.
 271. 470, Plüemmeli 271, Plüemli 249.
 275. 568.
 Blueſt 356. 459.
 Bluet 463. 592, bluetarm 118, bluetarm
 und bluetarm 393, blüete 449. 508.
 Plunde, Plundeli 420.
 Plüüſchappe 406.
 Pluufe 399, Pluuſli 399.
 blutt 73. 393, =fues 393, Bluttmüſſeli 393.
 Plummel 367.
 Pluggeri 155. *156.
 Bode 26 f. 79. 104. 196. 230. 328. 568.
 =n=achter 114, bodeböös 27, Bodehoof
 27, =lumpe 393, =matt 27. 69. 73, =ſprän-
 ger 223, =tanne 63, =techſeli 309, bo-
 dige 27.
 Boge 327, =choorb 325, =ſaagli 334, =ſchit
 377.
 Böögg 586, Bööggel 586, =maa 584. 586.
 Bod 257 f., =ſedeli 470, =ſtuub 190, bodē
 255, bödele 255.
 Bodē 51, =luſt 52.
 Bodi 322.
 Bööl 585, Böli 22. 585, =maa 584.
 Bölli 461.
 Polizei 548.
 bolzgrab 419, 476.
 Bolziſperz 9. 486. 53.
 Bohne 264, =bläh 256, =hüſli 174 D3,
 =leich 41, =mues 507, =ſtude 596.
 Böhneleſtübeli 597.
 bohre 43, Böhrrer 334, Böhrlig 491.
 boorge 252.
 Boort 24, Böörtli 24. 391.
 Porteree 151 ff., =li 152 f.
 böös haa 85, bööſe Finger 360, Häär 99,
 Luſt 453 f., Noochbuur 545, Schwinger

589, bööſi Ehräzge 326, Frau 545, Site
 22, bööſ's Bei 449. 456, Tach 545.
 Poſterli 587.
 Braach 104, =achter 107. 114, =monet
 85. 107, braache 107, Braacher 107,
 Braachet 107.
 Brächbüel 20.
 brächche 364 f. 387, Brächche 365, =nagel
 365, =ſchit 365, Brächchere 365, =ſchnaps
 365, =3'Nacht 366, Brächchete 365. 508,
 Brächhütte 173. 364, =platz 364, =ggatter
 364, =holz 361, Brächwäärch 364.
 Brächcher 488.
 bb'räame 423 f., B'räami 424, Brämſt
 424.
 Brammerbeeri 461, =ſchwenbi 93. 53,
 =toorn 461.
 Brandhäär 96, Brandmeiſter 302,
 Brandis 11. *93. 94. 582. D2, =achter
 115. D2, =bäärg 52, =bäärgli 11. 94. 52,
 =hueb 7. 94. 52, =ſchüür 93. D2.
 bränte 507.
 Bränte 287. 323. 486. 487, bräntetechſle
 318.
 Braſſeli 397.
 Bräſſel 490, Bräſſler 491.
 Bräſte 443, bräſthaſt 443.
 Brääter 355.
 Brattig 198. 248. 298, =hüſli 296. *297.
 brättig 381.
 Braatis 512.
 brätſch! 434, bräiſche 434.
 bb'räule 470.
 braab 73. 97. 291. 296. 540. 541.
 Braawwe 187.
 Bredig 379, Bredikant 60.
 Breitachcher 115, =ach 184. 331.
 breitachſe 185, Breitbiel 331, =ſchiner
 341, breitschinig 341, Breittuech 382,
 breite 49.
 Breemie 250, bremiert 361.
 bb'richte 276. 358. 555.
 Briefli 389.
 priegge 34.
 Brienzer 223, =li 275.
 Brieſch, =milch 285.
 bb'ring 289.
 Brinz 249.

- Brissholz 189. 190 (vgl. das Brissli als
 Binzelhalter).
 Britt 555, brittle 555, Brittli 201.
 Brittemull 28. 28.
 Britsche 67.
 Brochche, Bröckcheli 471.
 bröbb 387.
 probiere 390. 619.
 Profässer 464.
 profiile 182.
 brönne 302, brönnig 302. 580, Brönni-
 maachli 64, Brönnis 459.
 proper 427.
 brösele 512.
 Broosme 495, bröosme 496, Bröösmele
 495. 496.
 Broot 104. 493 ff. 506, -broosme 495,
 -Chrifteli 498, -heiteri 495. 65, -rööstli
 494, -schnitte 494. 510, -schüssel 501.
 Broust 302.
 Bruuch 90. 86, -bel 20. 90. 83, -büel-
 acher 114.
 bruuche 360.
 brüele 55. 73. 249. 291. 596.
 brüetig 79.
 Brügg=chällerli 213, -hüeli 462, -stod 81.
 162. 212. *214, -frug 88, -li=acher 114.
 Brügi 223, -wage 342, -wägel 342.
 Bruun 262, bruunälb 378, Bruuni 274,
 Brüüni 274, Brüündli 262.
 Brunn=acher 42, -matte 42. 69, -ruete 43,
 -stube 43, Brunne 44—47, -guet 42,
 -meister 43, -röhre 44, -schopf *211. 213.
 *215, -stod 44, -troog, brunnetröög 45,
 Brünneli 44, Brunner 42.
 brünne 302.
 Brüüschhamle 28, -hüeli 91.
 Brustchaste 318, -chötti 349, „Brustlas“
 398, Brustriegel 190.
 bsägne 605.
 Bsälme 604. 611, -buech 604. 611,
 -büechli 611.
 Bsaß 246, Bsaßig 246 ff.
 Bschüis 423, bschüige 275. 423, bschiffen
 423.
 bschlaa 6. 265. 359, Bschlecht 205, Bschleeg
 205.
 bschlicke, Bschlüß 204.
 bschuele 457.
 bschüüße 423. 464, Bschüßi 214.
 bschütte 37. 97. 365, Bschüttli 38. 41.
 97, 356, -bodli 97, -chaste 97, -loch 96.
 bsege 214, Bsegi 214. 428, -stei 214.
 bstäcke 195.
 B'stellit's 555.
 bstriiche, Bstriichere, Bstriichi(g) 308.
 Bstuch 195.
 bsüechig 254.
 Buacher (abgeschliffenes Buch-) 114. 84.
 87, 86.
 Buuch 320, buuchstößig 250.
 Buuchbütti 322, buuche 376, Buucher
 376, Buuchere 434, Buuchi 376, -büeli
 174. -Büürli 357. 376.
 Büchschmitte 62.
 Buberli 498.
 Bueb 212. 522 ff., 613 f., Buebel, Bue-
 beli, Buebeli, Buebi, Buebli, Buebli 524,
 buebele, buebig 523.
 Buechehole 85, Buechholzwalb 84,
 Buechnüßli 304, Buechrein 24, -rütteli
 187. 85. 62. 64, -wäldli 28, Buech-
 zeiche 310.
 Bueg 126, 192.
 Bueholz 24, Bueholzacher 114 24, -matte
 24. (Sauterbach's altertümliche Sprache.)
 Büel 6. 18. 87, -acher 114, -harz 18,
 -matt 18. 69. 86, -walb 82, -walb 62.
 Bueje 415.
 Buefert 151. 298. 314. *315.
 Buggel 18. 19, 'püggelet 446, Buggeli
 446, Buggelirügge 18.
 Buholzmatte 69.
 Büdi 322.
 Bülberli 461, Bulberturn 66.
 Bumer 275, -li 275.
 Büünnacher 114 33, Büünne 58. 107,
 -gschüüch 359, -posterli 359. 587.
 Büündli 107, Büünneli 107.
 Bundstuch 190.
 Büni 210. 602, -sbrügg 124. 209 f. *211.
 212, -sleitere 210.
 Bünteli 73. 296.
 Büppi 284.
 Buur 78. 179. 287. 816. 545 ff., pure 547,
 Burc=brot 499, -fasnecht 600, -feufi 606,

=gruuser 502, =hoof 546, =roß 271, =stöckli
 *236, =stube 230, =toggel 585, =tolgg 424,
 =wäse 171, Burerei 358, 546, Büürli
 546, Büüri 546, püürsch 397. 543.
 Burätschüechli 510.
 Buurbi 208. 250.
 büüre 289. 471.
 Burgacher 94. 115. D2, =schächli 61,
 =weib 94.
 Burgas 461, burgiere 461, Burgierig 461.
 Burgunder 399, =hemmli 399,
 Burlalte 23. 94, =nacher 65, =weib 65.
 Burlhalter 23. 61, Burlaart 23.
 Burnu, Burnuß 399.
 Büroo 313, =roß 271, =schächli 313.
 burjchille 286.
 Burjchläänigi 476, 477.
 Büürschschli 280.
 Buurst 293, büürste 431, Büürste-maa
 431, =binder 431.
 Buurtlef 17. 267. 361.
 Buurzebüel 56.
 Büüßi 287.
 buttele, büttele 309.
 Bütteli, Bütti 322.
 Bütlerbäärg 11.
 Bus, Buseli, Busli 586, Büßi 281. 368.
 busche 222. 247. 286. 357. 429 ff., Buscher
 430, Buslumpe 393.

C.

Chabis 115. 223. 258, =bläs 418, =loch 96,
 =ruebe 223. 508. 596, =stube 596,
 chäbessle 508.
 chäch 438, 445.
 Chächchel=banf (batw) 298, 310, =gächir
 298, 317, Chächcheler 262, 319. Chäch-
 cheli 319. 362, Chächcheli 320, Chächchle
 320.
 Chalb 221. 254, Chalbe 255, =chue 255,
 chalbere 254. 256, Chalbermage 488,
 chalberochtig, Chalberochtigi 254, Chalber-
 stiel 276, =stüchli 254, =weib 8. *70, =weibli
 70.
 Chalch 89. 102. 183, =grabe 89. D6, =matt
 69. 183, chalche 183, Chalchi 183, Chalch-
 tere 8.

Chäller 222 ff., chällerschalt 480, =tisch 224,
 =tüür 204. 222, Chäller=ggatter 222,
 =hals 222, =läubli 185. *195, 222, =schlüssel
 224, =stäge 222 f.
 chalt schlaa 621, chalti Chindbetti 621.
 Chammepfiiffe *469. 476, Chammhaar
 252, chämmig 252.
 Chammere 231.
 Champlabe 386.
 Channe=bode 27. 32. C5, =bire 510.
 Chänelbode 27. 208.
 Chappe 163, Chäppli 392.
 Chappelaacher, Chappelematt C6.
 Chappf 5. 189.
 chäpsle 621.
 Chaaare 338. 589, Chaarichit 348, chaaare
 244 ff. 339. ff., Chaarer 339, Chaarer-
 hüsli 31, Chargleus 280, Chaari 340.
 chääre 412, Chäärete 356.
 Charfritig 456. 599.
 Chäärne 264. 446, chäärnig 436, Chäärn-
 spiz 477.
 chaarste 340, chäärstle 106. 359, Chäärstli
 106.
 Chaarte 376, chaarte 376, Chaarteplame
 462.
 Chääs 475. 486 ff. 488. 494, Chääs u
 Broot 104. 494, =bögli 490, =bohrrer
 491, =chäller 490, =chessi 324. 487, =luech
 490, =fuehr 491, =gebs 224, =grebt 567,
 =gischauet 491, =haarpse 488, =heer 491,
 Chääs-hütte 173, =hüttler 486, Chääslade
 490, Chääsmilch, Chääsmilch=Breien 483,
 Chääsrawst 491, =salzer 490, Chäässpaan
 490. 491, Chäässpäändchäli 491, =ziger
 491, =spicher 491, =wädget 491, =ziger
 492, =zuug 491, chäse 488, Chäserer *489,
 =bueb 486, Chäsereller 486.
 Chasperaacher C4.
 Chaste 313.
 Chäwperg 8. 56, =schüür 244. 56, =weibli
 56, =wüesti 8. 56.
 chawle 264. 503.
 Chas 6. 49. 211. 212. 121. 509, Chase,
 blättli 228, =chopf 560.
 Chäker 387. 575, chäkere, Chäkerli, Chäki-
 =boch, Chäkis 575.
 Chesi 326.

- Cheib 204.
 Cheifte 117, cheifte 117.
 Chelle 829, =hüßli 174, =riigle 298. 329, Chelleli 329.
 chelte 460, Chelti 8, cheltig 460.
 Chemi-fäger, =falle, =hutte 225.
 Chehr 8. 67. (229). 614, =achcher 115, =hüßli 174. 62, =wage 342, chehre 80. 99. 279. 364, Chehrumtüllri 203.
 cheerbe 596.
 Cheerge 316.
 Cheffel 323, Cheffeli 33. 323, Cheffi 323. 488, chefle 324.
 Chiiber 260.
 chiche 268.
 Chibe 117. 488, Chibeli 117, chibig 118. 488.
 Chiener=hüßli 174 64, =matt 69.
 Chifelchrampf 450, =strängel 250.
 Chilberlamml 255.
 Chilche 614. 22, Chilchhoof 568, =röfeli 568.
 Chilt 556, =aabe 556, =blumme 556, =bueb 557, chilt 556, Chilter 557.
 Chinnbäddli 290, Chini 519.
 Chind 588. 612 ff., =bessere 201 f. 563, Chindbetti 621, =maa 420. 618. 622, =züpfe 497, Chindschemmeli 362, Chinds-thalb 23.
 Chipf 5, Chipfer 22. 91.
 Chirbele 77.
 Chiirfchi 461. 595, =chratte 325, =leich 41, =tuurm 452. 507, =wasser 460.
 chiisterig 256. 449, Chiisterigi, chiistig, Chiistigi 449.
 Chittel 161, 369, =brust 417, =brüßli 161. 162, =läpper 418, =sack 414.
 Chläbpfoste 189, chläbere 519.
 Chlääf 187, chlääfe 189.
 Chlad 195. 198. 443, =wand 195, 211.
 chlämmerle, Chlämmerli, =sack 485.
 Chlapperbäse 518, =hüßfli 372.
 Chlee 76, =tüüfel 77, chleene 77.
 Chleeb 248. 274.
 chlemme 331, Chlemmhalfstere 350.
 chlepfe 74. 279. 282 ff.
 chlii, e chli 73. 173. 338, chlinni Ämme 51, chliis Bifang 108, Chind 595, Chödm 116.
 Chlobe 205. 368. 371, Chlöbli 348. 368. 371.
 Chlööri 228.
 Chlungele, Chlungeli, Chlungtscheli, Chlungere 390. 600.
 Chnächt 529 f., =stube 230, =stübli 232.
 Chnebel 509, Chnebeli 386, chneble 509.
 Chneu 252. 286, =pfätte 192, =bläz 511, =wand 192, Chneuele 359, chneule 358.
 Chnoob 286.
 Chnolle 359.
 Chnölzeli 501.
 Chnopf 387, Chnopf 369, chnopfig 369, Chnopfigs 369, Chnopfi 281. 512.
 Chnubel 5. 22, =acher 33, =walb 32, Chnubli 22.
 Chnüll 390, Chnüllzeli 501.
 Chnuppe 22. 252. 446.
 chnüpfe 387, Chnüpferli 419.
 Chnüüre 502. 508.
 Chnüttel(i) schmale 75.
 choo 11. 55 usw.
 chochche 252.
 Chöbli 363.
 Cholder, choldere, Choldergrind, cholderig 251.
 chöble 336, Chöbli 115.
 Chohlgruebe 31, =holz 93. 65, Choler-matte 93, Choli 262. 271.
 Chöltfch 379, chöltfchblau, =brun 380.
 Chomet 158. 268. 348 f., =riigle 349, =ring 349, =gfschir 348.
 Chopf 251. 353 ud.
 Choorb, choorbe 326, Choorber, Chöörbeli, Chöörbli 325, chöörble 471.
 Chöörbli chrutwasser 459.
 Choor 357. 429. 555, =achcher 113, =bode 240.
 chosle 37. 86. 208.
 Chöste 357. 619.
 chötte 471.
 Chötti, chöttele 477.
 Chouchelfäde 371, =stüchli 371, Chouchle 371. *373, chouchle 372, Chouchleschnuer, Chouchlete 371, Chouchli 372.
 Choufi 506.

chräble 4.
 Chräbs 40. 372. *373, chräbje 40.
 Chrachche 31. 271.
 Chrage 398.
 Chrääjje 396, 471.
 chräiche 81.
 Chraalle, Chräälleli, Chräälli 418.
 Chraalletäfel 196.
 chrant, chrantne, chrantnig 289. 440 f.,
 Chranlit 437, 440.
 chräschcele, chräschelig 502.
 Chratte 64. 324 f., =choorb 325, chrättele
 325, Chrätteler 325.
 chrääge, Chrääge, Chräägli, Chräägibuurdi
 326.
 Chrigi 249.
 Chrinne 372. 384.
 Chriisbäje 431.
 Chrisme 74.
 chriftiere, Chriftiersprüge 461.
 Chriischötti 346.
 Chrödmmeli 519, Chrödmmi 286.
 Chroonetrutt 251, Chrooni 275.
 Chrott 43. 456. 587, chrotte 432, Chröttli
 257.
 Chruog, Chrüegli 321
 Chrügi 249. 361.
 Chrummacher 115, Chrumms 264.
 Chrumme 223.
 Chrump 358.
 Chrüpfje 220 f., =stuch 220, =trücker 264.
 Chrüüsch 250. 367.
 chrüüsele 390.
 Chruusi, Chrüüsi 321.
 Chrut 474. 508, =chüechli 510, =lochch 347,
 =stül 508, =suppe 508.
 Chruge 222, Chrugli 222. 223.
 Chrüg 196. 205. 261, =wägg 63.
 Chübel 321 f., =i 322, =itrummer 322.
 Chuchcheli 320, Chuchelchachcheli 320.
 Chuchchi 224 ff. 238. 555, =bode 226, =puf-
 fert 316, =finke 226, =ggänterli 314, =hueste,
 hüefli 226, =mäffer 338, =muß 226, =schast,
 schäftli 314, schmöcker, =schmuß, =schmüger
 226, =stübli 227. 232, =tägeli 305.
 Chuber 362. 369, =bälli 369, =bügi
 369, =chnopf 369, =fraueli 369, =gagel 369,
 =gaarn 147, =grau 369, =luuri 369,

=mannbli 369, =zwilche 381, Chuberi 369,
 chuberig 369.
 Chübere 596.
 Chüderle 357. 369.
 Chue 220. 274—7. 284. 592, =heimetli 169,
 =läbere 276, Chüe=acher 72. 114. 214, 64,
 54. 52, =äbnit 26. 72. 32, chüeroot 274,
 Chüestel 219, chüesile 219 f., Chüestil
 276, =stube 219, =stuz 72, =weib 70.
 Chueche, Chuechli 498. 501. 511. 600.
 601, Chuecheschüssel, =schüssel 501, =tröbli
 501.
 Chüechelpfanne 366. 509, =schnitte,
 =schmittli 510, =stübli 229, chüechle 508 ff.,
 Chüechli 208. 498. 508 ff., =poort 508,
 =lochch 347, =mueter 508 f., Chüechlere 509.
 Chüejjer 482. 483, =bäärge 3, chäppli
 406.
 Chüen 438.
 Chuenz 210. 587.
 Chummilig 198.
 Chümi 491.
 Chunst 228.
 Chuppe 233. 453.
 Chupfer 608, =bible 608.
 Chüpfjerhüßli 174, =acher 114.
 Churzevluch 14. 66, chuurghaarig 289,
 's Chüürzer zieh 590.
 Chüschcele 232.
 Chüßfi 308, Chüß=ziehe, =ziechli 308.
 Chust 477, chüftig 501.
 Chutte 400. 547, =täschche 415, =fäde
 400, =buese 415, Chüttel 400, Chütteli
 400, Chüttli 161. 417.
 Chutte 55.
 Chuttle 233.
 Chutscheli 249.
 Chuße 75.
 Chügig 453.

D, Dd, E.

dä, dää = der (iste) 31. 73.
 Dachch 207 ff. 371, =pfätte 190, =bett 308,
 =latte 190, =nagel 208, =trauf 209.
 „Dächter“ 525.
 Däfel 196, Däfeli 512.
 Dägel 305.

- Tägertsch 87.
 Taglicht 211. „Tagwen“ 62.
 Tagaar 73. 543 uö.
 Tage 305.
 daheim, daheime 167 ff. 204. 546.
 täich, täich, täich! 202. 220. 283. 285.
 338. 450. 513.
 Taal 28—30, =ächter 28. 114, =grabe 30,
 =matte 31, =müli 28. 32, =saagi 28. 486
 32, =schüür 28. 32, =selbe 462.
 Tälle 196.
 Täller 319. 331, =chappe 406, =chräze
 326, =schläder 514.
 Talma 398.
 Dampfrohr 210, tämpfe 250, dämpfig,
 Dämpfigi 250.
 Tamscherli 396.
 Tann-bäse 247, =grobli 192. 488, Tannbli
 110, Tannmaargwasser 459, Tanner-Röbeli
 85, =stus 35.
 dänne 171. 229.
 Tangel, =hammer, =ise, =stod, Tängelftuehl
 337, tängele 337. 338, die Tängeli 337.
 Tanggel 506, tanggelig 485.
 Täntsch 65 f., =ächter 114. 32.
 Tanzbode 553.
 Taräffe 214.
 daarlege 312, „darschwellen“ 63.
 Taascheli 358.
 täsele 410.
 Tasi 410.
 Taatere, Daaterechueche 512.
 Datterich 450.
 Tättch=chappe 406, Tättchli 512, tätsche
 501. 513, tätschle 513.
 taub 260. 451. 595, =süchtig 260, täubbele
 260, Täubi 451.
 tauffe 522. 612, „Täufferlegi“ 572 f.,
 Tauffi 612 ff., Taufzöbel 620.
 Tamwe 517, Tamner 283. 542, =buech 523,
 =hüßli *193. *199.
 Tage 410.
 Techchel 317, Techcheli 308, Techchel 317,
 techchle 318, Techchliacher 114.
 Teigg 500, Teigseiffe 433.
 Ted 207, =hüßli 174. 33.
 teel 359.
 Tenn 218 f., =plabe 218, =wand 189, Tenns-
 toor 218, =zapfe 188, =töör 219.
 der = dar (da): derro 258, 318, dertüür
 611.
 der (dir): in der 183.
 der = durch (um): der Gotts Bille 228.
 473.
 des ume 276. 568, des uus 196.
 deere 74. 79. 364, Deerer 365 f., Deere
 366.
 dert 31. 73. 253.
 Teuchel 43, =bohrer 43, =tannbli 43.
 teuff 7. 104.
 T'hardisse 214.
 T'häärme 601.
 T'hee 229. 323, =hase 318.
 T'himotegraas 75.
 Tiechselfädig 348, Tiechle 348, =roß
 273.
 Tieffebachwalb 7.
 Dienst 528.
 Diesbachbalsem 462.
 Dietleberg 32.
 tiffig 87.
 didbödlig 381, dicke 488, Didete 359.
 488.
 Tille 284.
 Tiller 590.
 d'inne 85.
 dinge 603.
 Dingel 366.
 Tintehüßli 177.
 Tippi tappi 206.
 Tis, =li 450.
 Tiiri tääri 521. .
 „Tirollerhötteli“ 71.
 Tischi, Tiisch 306 ff. 311, Tischtech 516,
 =brude 312, =gält 311, =gänger 517,
 =lache 312. 378. 516, =macher 564,
 Tischschete 517, Tischschiniere 504.
 bise, bisi, biserich 362 uö.
 bißt 361.
 Dittibladde 76.
 d'obe 105. 224.
 Tochter 525. 533, =maa 562.
 g'tood 592, Toodbett 288, tööde 444.
 Togge 192, Toggel, Toggeli 252. 585.
 586, Toggelbrunne 585, Toggelzapfe 252.

Toller 465 ff., -hüßli 174. 64, -matt 69,
 tolttere 218. 465. 466, töltterle 466, Töl-
 terliß 465, Tölhi 465.
 toll 73. 97. 287.
 tolge 305.
 Tone, tone 48. 66.
 Tonner 73. 212. 524.
 Toniacher 113.
 töppele 201 f. 556, topple 78. 109. 202.
 Tööri 205, Toornächsel 218.
 Doorf 356, -muni 259.
 Toornacher 91. 114. 64, -haag 110,
 toorne 92.
 Dosel 9.
 Tootebaum 564. 566, -bäumli 564,
 bläemli 568, -chlefeli 596, -hole 32. 23,
 tootnig 248.
 Tope 357.
 traabe, traabig, trable 270.
 Trachsel 204. 66. 86, -märit 472, schüür
 243.
 Trachter 328.
 Traage 381 f., Traagbodli 322, 'träagen
 257, „Träger“ 60.
 Träggarn 374.
 Traguuner 260. 273.
 träiche 250, träichere 458, Träichi 46.
 291, Träichli 458.
 trääjje 207, Trääjjerhüßli 174. 62. 36.
 Drädf 181. 416. 423, drädflißschnaß 36,
 Drädf-gäßli 423, -loch 32, -role 247,
 drädele 86, dräde 423, drädig 423.
 Träll, Trälli 374.
 Trääm 185, -bode 190, Trämel 185.
 251.
 Trään 185.
 d'ranne 445.
 trappe 12. 56. 203. 411. 454, Trappi
 262.
 träffiere 84. 286, (362).
 Trätte 386.
 Drätti 518. 531 f., Drättel 531.
 Tramch 229. 458.
 Dreiar 460.
 Drei=angel 71, -stöckige 238, -zingge 512.
 Treichle 318, -chue 444.
 d'rii 176.
 triibe 102. 286. 292, 'triben 292.

Triftig 609.
 Trilch 384.
 Trini 358.
 triißgiste Horner 472.
 Tritt 216. 228, -blatte 228.
 troch 36, troche 36, Trochewöschschere
 434, trocheni Flächte 445, Matie 68,
 Räppigi 252, Tröcheni 36. 33, trochne
 36, tröchne 36. 387. 435. 458. 597,
 Tröchoni 36, -acher 114, -bulver 36.
 Troog 151. 313, „Trogpassepartout“ 206,
 Trögli 151. 313. 620.
 troogle, trogle 409.
 tröbble 45. 198.
 tröble 267, Tröblholz 501, -nacht 389.
 Troom 185. 358. 374 f., tromfigs 185.
 tröschsche 218.
 Troffel 296. 560, -fuehr 560, Tröffeli
 296, troßle 560.
 Trotti 270.
 Trottsche 343.
 drüß (tria) 78. 270, Drüüzänd 264.
 Trüübelchnebeli 471, -sägeffe 336.
 d'ruber 80. 211. 474.
 Trüech 95.
 Trüegle *71. 327, 'trüeglet 71.
 Truese 250. 447.
 trüde 264. 360, Truder 206, Trüdi 490.
 Trude 312, -bährli 341, Trudli 312.
 326.
 d'rum 5. 552 uö.
 Trümel 185, Trümeli 63. 185.
 trümmle, trümlig 452.
 Trumpeeteguld 330.
 druschaffe 490.
 Trüffel 331.
 Trättislehn 26.
 tschädere 497. 560.
 Tschägg 256. 275.
 tschämele 618.
 Tschoope 401, Tschööpli 161. 162. 401.
 417, tschööple 401.
 Tschötteli 413, -chappe 405 f., Tschottle
 413. 565.
 Tschuder 520, tschudere 269.
 Tschüepe 445.
 Tschüepelade 198. 603.
 Tschugge 410.

Tschumerli, Tschumi 76, -graas 357.
 Tschupp 357.
 Tschüppeli 382.
 D's Ginder=füür-Baabi 600.
 D's-under=obe-Schweli 63.
 du = dann, darauf: 276. 286 uö.
 Tubad 471 ff., -lätſch 478, -ſedel 477,
 -ſuurgli 472, tubade 261. 471, tubädle
 471, Tubädler 476.
 Tuube 249.
 tube 554.
 tue, tüe 7. 112. 203. 224. 291. 348. 358.
 416. 514.
 Tuech 377 ff., -baum 386, -ſtädle 388,
 -ſtädli 386, tueche 377.
 tüeche 14.
 Tüüfel 226. 288. 316. 445. 588 ff.,
 -sbueb 525, -sbuurbi 589, -smettli 589,
 Tüüfelwärd 590, -ſüchtigi, tüüfelſüchtig
 589, Tüüfeli 590.
 Duſt 34. 183, -ſtei 183.
 Tulipaa 249.
 tumm 264. 268. 562.
 Tüümlig 412.
 tümpfe 598.
 dünn 611, -böödig 381, Dünnete 359,
 Dünni 392.
 Tüüner 590.
 tüpfe 598.
 Tüpfli 318.
 Tüür, Tüüre 203 f., tüüre 203, Tüür-
 brüſtli 188, -ſalle 206, -greis, -ggreis,
 ggriecht 183 f. 188, Tüürli 203, -glüger
 204.
 düür = dürr: Bire, Bohne, Öpfel, Schnitz,
 düüri Rööſti 506, düürſch Fleiſch 510,
 Düürſch 79. 221, Düür 36. 36, -bach
 36. 49. 58, -bäärg 11. 36. 36. 36,
 Türgrabe 36. 91, Düür-Neuhuus 36. 175,
 Düreroot 88.
 düür, düür = durch: 259, -gään 229,
 Düürlauf 447, düürſtädche 266, -uus
 611, düre = „durch-hin“: -ſtädche 391,
 -ſtiere 261, -wachſe 490, -zieh 391.
 Tüürgg 249.
 Tüfel 324.
 d'uſſe 84. 85.
 duſem 505.

duußemangig 427.
 tuuſig 359. 590, g'tuſi hundert Male 361,
 Tuuſiglöcher 491, das Tuuſigi 370, 375.
 Tuteli 323.
 Tütſch 262. 471.
 Tütſchel 590.
 Tumwer 64.



el e! 361.
 ebbha 280, ebſtede, ebſtochche 280.
 eggäge 222.
 Egg 10. 12. Dö, -achcher 32. 32, -ſchuel-
 huus Dö, Egge 236, -li 204. 222, Eggi-
 maas Huus 176, Eggiwil-Fuehrme 53.
 55—57.
 ege 103. 106.
 Ei (Au) 35, -matte 35. 69. 32, -ſchüür
 35. 69. 93. D2.
 Ei 595, Eier-chopf 476, -rööſti 506, -lätſch
 282. 511, -ſätſchle 512.
 ei = ein: eileitig 272, -ſpenig 272.
 Eichachcher 114, Ei(ch)höörbndli 588. 596,
 Eichrein 24, Eichberg 8. 94. D4, -weib
 D4, Eichli 7. 241. 36.
 Eichte 106.
 Eige *243. 361, eigelig 4. 428. 516, Eige-
 ligi 428, eiget 615.
 Eimerzuug 303.
 einift 282. 485. 488.
 Einfidler 262.
 eint 73.
 Eiß 446.
 Eiji 557.
 Eell 381. 593, Eeln 381.
 Eelleberg 9, -walb D4, -weib 70. D3.
 Eligier 459.
 Emme f. Amme, Emmenthal 28—30.
 Emmenau 52.
 emel 356 uö.
 Emmermatt 69.
 engleſi 103. 354.
 epſaa, epfange 168.
 er=büürſte 248, -puße 430, -dünnere 118,
 -taube 260, -trünne 254, -gaa 462, -geiße
 281, -gelftere 596, -hämle 258, -huuſe
 178, -lächche 38, -namſe 60, -rünne 116.

117. 359, =schüüche 269, =stide 103, =strigle 248, =wärche 84, =wärrfe 250, =waarme 227, =welle 480, =wöörge 344 (intr. er=moorgle), =wütsche 73.

Ger = Erz 318, eerig 318.

erbe 563.

j'Ehre füehre 553.

Ehrebrißwasser 459.

Erlebachher 261.

Ermelschilee 398.

Ersteli 256, Erste-Hose-Bueb 524, Erste-Stod-Pfätte 190.

„Eichbann“ 111.

es (unum) 4.

Esel 350. 446.

Esterich, Esterig 222. 256.

estimiere 84.

etihäre 247, etstremmt 252. 336.

ewägg 185. 281. 488.

Eglißwand 92.

F, F.

Fabe 390.

Fädere 186. 346, Fäberläßis 521.

Faaggeli 396.

Fäger 429, Fägnäst 429.

Fäde 389, Fädli 417.

Fadle 303.

Falle 206.

falb 274.

Fälbe 37.

Fälber 440.

„Fälben“ 59, Fäldii 113, =matte 113.

fäle 201.

Fälge 344, fälgle 397.

faltische Zwingheer 582, faltichi Pfäister 200.

Faarb 361. 62., =schachche 59. 32, fäärbe 196.

fahre 83. 102. 157. 196. 277—283, Fahre 277, Fahri 278.

Fäärech 111.

fährle 256, Fährli 255, =chrumme 223, =moore 257.

Faarn=weibli 70. 33, =achcher 114.

Fäärßch 611.

Fäärßchere 409.

Fajaan 249.

Fase 184. 187, Faastäfel 196.

Faselsau 290.

Fassi 308, =tuech 308.

Fasnecht 508. 600 f., =chlunglere, =chüechli, =tschädere 600.

Fassoon 180.

Batter, =li 533.

Beh 246 ff., =totter 249. 465, =waar 246.

fei 257. 361. 529 uö.

Beieli 249.

feiß 97. 290. 491.

feel 201, Feellade 201.

ver=äbbne 495, =ättere 64, =palifiere 592.

=pfusche 565, =bipäpele 521, =plampe 229,

=pligge 575, =bößere 517, =brönne 79.

97. 203, =brößmet 495, =bundhädglet 185,

=chachchele 320, =chalche 183, =chaare 339.

340, =chaarste 340, =chäse 488, =chägere

575, =cheibe 575, =choorbe 326, =chräble

281, =chraawwet 104, =chrotte 301, =chüde-

ret 369, =chüechle 510, =chuele 265, =chünte

559, =dräde 423, Verdauerli 475, =taasche

358, =toftere 465. 466, =tängele 337,

=tschägälte 517, =töörne 110, =trome 185,

371, =tubale 357. 471. 472, (sich) =tue

238, =tüüfle 28. 589, =tüpfe 599, „ver-

flößen“ 59, =foßlet 395, =füehre 294,

=fuehrwärche 279, =gäbe 252, =ggatteret

111, =ggäutßche 37, =ghüdere 425, „ver-

gift“, vergiftig 445, =gigle 256, =glädne

182, „vergleichen“ 60, „greebe“ 62,

=gischwalle 38, =güßere 302, =gußle 302,

=haa 592, Verhabni 511, verhaue 368, =häu-

nig 116, =heie 318, =heime 170, =heuett 80,

=hodde 250, =huble 394, =hüürßchßet 369.

451, =huuse 178, =hüße 371, =iiret 451,

=lamele 333, =lammere 256, =lege 81. 98,

=leibe 451, =liße 269, =lochche 32. 99, =lumpe

394, =mache 223, =manne 554, =mäntele

399, =mudere 117, =mueter 63, =nagle

187, =niste 424, =nüdere 73, =öörtere 11,

=rätßche 364, =rauchne 302, =reise 147,

=rudt 451, =sachhre 355, Versammlig

576, verßäärbelet 443, =schaffet 198,

=schite 361, =schlaa 423, Verßchlacht 222,

=schlängge 97. 98, verßchliffe 500, =schnäfle

333, =schnuppe 104, =schriße 252, =schuumme

329, =schütte 304. 388, =seife 490, =sooret 35 f. 117. 250, =soorget 284. 553, =sprächche 559, =spreiße 38. 97, =spuele 382, =stöberet 451, =stoofe 299, =übere 37, =wägele 342, =wärche 84 f., =wäärffe 98, =wiibe 553, =zaagge 424, =zäpfe 187, =zatteret 81. 216, =zütteret 596, =zworgget 264.

fehre (Eini f., als Länzer), zu 278.

fergge, feergge 278.

feerm 283.

fertig, feertig 278.

Bettermaa 519. 536, Better Götli 519.

Feufi 354. 606, =zänd 264.

fieberle 448.

vierbletterig 76, viergg'egget(ig) 284, z Bieri 365, Bierizänd 264. Viertel 250. 554, viertle 354.

filoschiere 327. 391.

Fimele 362.

fiin: fini Hächle 368.

Finger 299. 372.

Finke 410, =machher 410.

Fiirspfütte, =holz, =stuub 190.

Fischfisch 39 f., =bach 40. 49. 34, Fischfische 38, Fischscheze, Fischseze 39.

Flach 356. 368, =bläs 356, =bläseli 358, =häareli 369, =jahr 357, =räffle 363. 522, =riiste 368, =saamme 357. 361, =brii 360, =schliimm 360, =städli 357, =garn 358, flachse 357, Flachjere 357, =rüebli 378, flächfig 368.

fläbere 301.

fläbernaß 36.

Flädd 274, Fläde 424.

flamaze 364, Flammeestei 225.

Fläschfiche 316, 622, Fläschfchli 386.

flädätig 425.

flätschnaß 36.

Flauder, Flaudi, Flauti 401.

Fliegel 218, Flieglete 482. 508.

Fleisch 611, =gable *77. 224 f., =grebt 566 f., =hase 318, =räufi 225, =schmuck 252, Fleischig's 508.

Flēde 185.

fleffig 449.

Flengenpäister 201.

fließeti Räppigi 252.

Floh 445.

Floof 53 f., Floofholz 54, floofe 53, Flöfker 53.

flotfchig 36.

Fluberi 425.

Flue f. Flueh.

flueche 53. 71. 289.

Flueg 99. 101, Fluegsredli 100.

Flueh (Flue) 13 ff. 88, =achher 114, =hüeli 14. 173. *175, =fah 15, Flue(h) 6. *13 ff. 72. 95, =achher 15. 114, =wälbli 15, =loch 15. 33, =luft 55, =walb 15, =weib 14. 70, Flüele 6. 15. *243. 244. 65, =bäärg 11. 65, =grabe 6. 15. 48, =grebli 15. 48 f., =moos 91, =statole 24. *243. 245. 65, Flüeli 15, =achher 15. 114. 34.

Flügel 384, Flügeli 202.

flüffig 445.

Flute 512.

Bogeltli 192, =gschüüch 587, Bögeli 249.

vollbrädi 187.

Bolle 328, =schübel 329.

Bolz 32, =walb 33.

von der Hand 273, Bonderhandroß 157. 273, Bonderhänder, bonderhändig 273.

vor, voor: Voorachs 184, Vordäffe 512, Voorpfäister 201, Voorbrächchere 367, =bruuch 485, =ante 485, voorchäse 488, =trable 270. Voorfüür 501, vorlauffe 117, =mäddje 78. 546, Boormetaan 346, =roß 273, voorfchnüüre 184, =schuehne 410, Voorfcili 281, =stuehl 311. 517, =wädget 491.

Frächti 557, =hans 441.

Voorder Bode 34, =Gelleberg 23, =stube 233, voorberi Thür 205.

Voorm, Frörmli 414.

Voorne, Frörnbli 40.

Fogelgeis 289, =fchnitte 510.

fräch 438.

Frage, =buech, =büechli 611.

Frangse 420.

Franzooß 262, Franzooßsaage 384, =schmäle 75.

fräffe 509, Fräs=banf, =hund, =wolf 514.

Frau 538 ff. 545. =brunne 42, Frauafte, Frauefaste 593. 602, Frauematt 69. 64, =taag 602, Fraueli 583 f.

Freibärger 261.

frein 295.

Breenetaag 604.

Fritig 457. 557.

fomm 577 ff.

Fromända anerschmale 75.

Frösch, Frösch 43. 250. 251, Fröschsche-
meier 48.

Frucht 118.

früch 80, 505.

Früsch = Negerte 112, früschmälch(ig)
284.

fuu f. fuul.

Fuch 249. 262 f., =achter 114. 359. 24,
=egg 5. 12. 25, =grabe 31. 34, =schwanz
75. 334.

Füblechlopper 400.

Fueber, Fueberli 81. 347.

Fuehr = bänne, =bähre, =chratte 347, =me
(mann) 278, =bier 279, =tanne 184,
=wärrch, fuehrwärrche 279, Fuehriq 182,
=lüt 187. =mahl 182, fuehre 97. 98. 278.
553.

fuere 247 f. 266. 514, fuerig 247, Fuerig
247.

Fueßete 307.

Fueter 218, =tenn 219, =gang 219, =loch
210, fueter 247. 514.

Füeteri 409. 413.

fuu = fuul: Fuu=bett 298. 309, =bläs
78, =fieber 448, =fleisch 446, Fulänz 309,
=chrumme 223, Fulänze, =fieber, Fulänzja
449.

fulle 81. 192, Füllli 250.

Füli 254 f., =mähre 256. 269.

fummle 411.

fundemänte 182.

Füür 73. 207. 300 ff. 595, =blatte 226,
=chag, =hängst, =huenn 226, =taub 301,
=tüüfel 303. 589, =grube 364, =g'schauer
302. 608, =höörnbli 302, =sprüke 302,
=hüßli 302, =redli 303, =schlahemäffer
301, =stei 301, =wärrch 303, =wärrf, füür=
wärrere 303, Füürziechli 336, füüre 301,
füürige Maa 580. füürigi Liebi 302.

für, füür = für, zusagend 98 u. ö., =
vor, übrig, vorüber: 360 u. ff., füürbringe
178, =choo 439, =träffe 207, Füürte, Füür=
tech 403 ff., Fürfues, fürfüeße, für=

füeße 409, Füürg'stüs 347, füürhuuse
178, Füürlauf 46, füürnä 358, Füür=
schärrm 216, füürschüßig 269, Füürspräch
423, füre = hervor 269. 530, =nä 576,
=schriße 299, füürer'sch 372. 502, füü=
rerst 178.

Fürabe, Fürobe = Feierabend 528, Für=
abebüürdeli *579, fürabetopple 192.

Fuhre (Furche) 72. 103. 104. 62, =n=achter
104, =bläs 104, fuhrefelig, =fellig 25. 99,
=stus 72, Fuhrl 104. *241. 66, =hüßli
104. 174, =matte 69. 104. 486. 66.

Furgge 2.

furt = fort: furt bb'räufe 470.

Furt 59, Füürte 403, =schachche 65, =stääg
*51.

fuufte 331.

G, Ga.

ga, gaa = gehen: 7. 80. 92. 202 usw.

gää = geben: 60. 210. 221 usw.

gäb = bevor: 36. 203. 229.

gäb = ob.

Gäbel 275, gäbele 269. 330, Gäbeli 275.

330, Gable 330, gable 330, Gablete 81.

Gade 230, =loch 229.

Gaffee 494. 506. 508, Gaffe=chachcheli
320, =channe 320. *321, =stier, =tier,
Gaffetierte 321.

gäge hei 168, Gägefchwäher 562, =schwigere
562.

ggaagge, ggaggere 596.

gäll! 266.

Galle 88. 184, =glääs 88.

gälbe Lätt 87.

Galgehüttli 173, Galgeli 41. 173. 73.

Gält 595, =chnubel 22, Gältli 343.

Gammete 6. 32, =er 32. 60.

gang! 72, Gang 222, Gängli 219, i gange
234, gäng 73. 203 uö.

Ggänterli 298. 314. 320.

ganzi Milch 482.

Gapuschchung, =eli 405.

gäärbe 471.

Gaarteblame 462.

Gaarterächche 334, =zuun 597, Gäärtner
24.

- Gabaacher 114. G4, Gaffe 81.
 Gastpuur 486.
 Gatter, ggattere, gatterig 111.
 Gattig 180. 232. 272. 546.
 Gäu 26. 270.
 ggäutſche 37, ggäutſchle 86. 208.
 Gäpi 329.
 g'channſam 268.
 G'chaar 339.
 G'chätſch 367.
 g'chenne 475 uö.
 G'chehr 276.
 g'chlepfti Bigli 506.
 g'choo 588.
 G'chödd 512.
 Geiniſperg 10, D3.
 Geis 74. 221. 258. 284. 287 ff., -bärger
 183, -boch 580, -bohne 289, -buech 71,
 -büchler 19. 72, -graat 290, -heimetli 169,
 -hoger 290, -leitere 289, -milch 289, -rügge
 290, Geiſepürli 289.
 Geiſelſtädte 282, Geiſle 73. 281 ff.
 geiſtlig, Geiſtligi 577.
 Geize 101. 102.
 Gelte 323.
 „Gelte“ 250, geltig 284.
 Generaalustüüflete 589.
 Genſegismeli 470.
 Geerchche 24, Geerchchenachcher G4.
 z'Geere ſchneide 194, Geerſchilt 193, Geer-
 ſchiltelaube 194. *195.
 gg'eerggelet, gg'erggelig 516.
 Geertel 332.
 G'fälg 341. 344.
 Gvatterlüt 615, g'vätterle 73. 614,
 Gvättergüüg 614.
 G'feel 273. 506, gfelig 273. 595, Gfell,
 Gfeller 25.
 G'feergg 278.
 G'fehrt, Gfert 338.
 G'filg 341. 344.
 g'fohlet 289.
 G'fräds 104.
 g'haberet 266.
 g'heie 49. 64. 181. 196. 231 uſw.
 g'hilſem 438.
 G'hüder 231 uö., -miſt 98, G'hüderi
 425.
 g'huuffet 515.
 Ghüll 424.
 G'hüürſchſch 561.
 g'hüſlet 177, G'huſme 179.
 G'jätt 118, -ſtübeli 214.
 gibeſe 249. 289, Gibeli, Gibi 249.
 gible 288.
 Giecht, Giechti, giechtig 450.
 gigampfe 270.
 gigaarſche 204. 344.
 giige 204.
 Giimme, -wand, Giimmeli 211.
 Giinne, -wand 211.
 Giiriſchberg 10. 81.
 Girizemoos 552.
 Gitgnäpper 334.
 gige 490.
 Giſi, -grabe 255, -graat 13, -näſt, -ſprüng
 255.
 giſle 256, gige 490.
 Gg'lägeheit 26.
 Gläis 530. 622.
 Gläd, -täſchſche 247.
 glanderiere 436.
 Gglädne 182.
 z'glanzem 595, z'glanzem Führr 302.
 glaarig 163.
 Glaarnerbible 608.
 Glaaſſchäſtli 155, Glaſerhüſli 114. 174,
 -achcher 114, Glädſler 491.
 Glaube 458. 578. 606.
 Glaws 622.
 Gleich 834.
 Glesaug 263, gleſig 305, Glefüüri 317.
 glette 436.
 Gleus 280.
 glii = gleich (halb) 294.
 gliich = gleich (egal): gliichlig 116. 281.
 360, ſ. v. w. „gleichſam“ 116.
 G'liger 306, Gligi 306.
 Glimpfigi 308.
 glüejig 594.
 Gluet 301, -pfanne 225, -ſtei 225.
 Glüdi Stall! 220. 594, Glüdsbüpf 319.
 Gglungge 48, -Joggeli 204, Glünggli
 487.
 ggluntſche 37.
 Gluure 359.

Gg'luftchag 225.
 Gluzi 456.
 G'mein Bäärch 60.
 ggnage 334.
 Gnappe G6, H6, =matt H6.
 Gnäpper 334.
 gg'näse 439.
 g'niibletti Milch 482.
 ggnietig 358.
 Ggnippe 333, =saage 334, ggnippe 333.
 508.
 ggnoppe 85. 333.
 ggnoorge 333.
 g'nootet 611.
 ggnue 84. 329 u. ff.
 Goggelüschche 449.
 Gohl 54, =huus 54. 176, =brügg 54.
 Gölter 160. 161. 417. 419, =blägli 418,
 =hötteli 160. 418.
 Goldbach (Gollpach) G4, =schachche 7. 61.
 Goon 97. 329. 365.
 Gogschche 44.
 Gotte 552. 612 ff., =kind 615, =schöpfli
 613. Gotteli, Gottelis 614, Götte(r)te
 Götte(r)ti 614, Götti 420. 475. 612 ff.,
 =baze 620. =maa 615.
 Gottelette 512.
 Gotone 368.
 Grabe 30 f. 49. 271, =baabi 31, =loch
 31. 83, =matt 69, =weid 70, =grabe 99.
 118.
 Gg'räbel, Gggräbeli 300.
 grääch, ggräächche 279.
 graab (balb) 272, vgl. grad glii = gragglii
 (gleichgültig), Grad=ane=Glaube 576.
 Ggrageel 300.
 gragelbid 359.
 grääjele 314.
 gg'rämet 275.
 Grampool 598.
 gränne 78.
 Gränbel 100. 102.
 Grangelbei 263.
 Graas 74, =anfe 484, =bähre 340, =jahr
 74, =land 68, =mutte 95, =wägeli 341,
 grafe 77, 113, Grafig 68. 75, graasig 77.
 Graat 13.
 gg'raate 177.

graau 503, =bäfig 518, Graau 249.
 Gramatte 419.
 Grebel 30, Grebeli 209, grebelig 30,
 Grebler 30, Grebli 49.
 grebriere 288.
 Grebt 567.
 Gredi 65.
 Gresli 74.
 Gretti, =nagel 348.
 Greetli 622.
 greemwele 314.
 Grien 183, =gruebe 183.
 Griesbach 49.
 griife 265, grifig 290.
 Grind 244. 251. 268. 337 uö.
 Grippe, =fieber 449.
 gg'rislet 56. 183.
 Gritli 622.
 Gropp, groppe 40.
 Groosbacher 115. A4, G7, G3, F3, groß-
 atte 80. 521, Grosätti 519 ff., Großhuus
 174. A3, =Neuhuus 174. A3, =walb B3,
 Groosbachcher 50, Grosmueter 522, 's
 groos Guetjahr 621, 's groos Zit 352,
 grooschi Ehelle 329.
 Gg'röffel 267.
 Grose 62. 110.
 grüble 73.
 gg'ruchse 448.
 Gruebe 8. 31.
 gruene 26. 74. 117. 600, Grünbonnstig
 600, Grünhaag 110, Grüenne 36. 50 f.,
 Grüennematt 36. 51. 69 f., 486. F5,
 Grüenne-Matte 69, grüenni Matte 51,
 Grüennepoort 24. 51, Grün's 68, grüen's
 Fleisch 508, 600.
 Grümpel, =schiefel, =wurf 300.
 grümshchele, grümshchelig 511.
 Grund 28 H2, =achcher 28. 114. H1, H2,
 =bode 27, =hügli 28, grundschlicht 28,
 Grünbli 28 H2.
 Grupp 449.
 gruppe 358.
 gruuse 553.
 grufem 477.
 G'säm 116.
 G'sänf 206.
 G'sau, G'säu 293.

G'satz 611, G'sätzli 358, g'satzlig 16.
 G'schäll 271.
 g'schämig 558.
 g'schänke 288. 495.
 g'schärmet 173.
 G'schau, G'schauete, G'schawi 253. 554,
 g'schawe 555.
 G'schir 111, -hawch 298, -chräze 298.
 g'schlaa 177.
 g'schlaht 291.
 g'schlagni Steine 212.
 g'schlässmig 80.
 g'schleejjet 289.
 g'schliferig 427.
 g'schmuecht 452, g'schmuechte 453.
 g'schmuslet, g'schmuslig 422.
 g'schmusget, g'schmüsget 506.
 G'schrift 608 ff.
 g'schwalle 38. 198.
 G'schwäär 446.
 G'schwell 187.
 g'schwelle 506.
 g'schwinde 453.
 g'schwissterti Dschüsli 289.
 g'seh 288. 513 usw.
 G'sellschafftli 576.
 g'separiert 578.
 g'sii = „ge-sein“ 171.
 G'sömm 116.
 G'spaan 190.
 G'spaane 273.
 g'spißt 265.
 G'spünnst 356 ff.
 g'staa 486.
 G'stabi 263.
 g'stelle 449, G'stellwägeli 342.
 g'stolnig 73. 580.
 g'stoofni Riidle 482.
 g'stracht 357.
 G'stüüb 65.
 G'stüedel 185.
 G'stüürm 451. 452, g'stüürnte 451.
 g'sundiget 597.
 gg'üebte Wäg 86.
 Guettuech 379, guttuechig 290, Guetjahr
 621, guet baheim 168, guete Härb 99,
 gueti Milch 482, Würze 89, Güeterbueb
 212. 525.

Güezi 512.
 Gufe, Gufeli 389 f.
 Gufer 88, Güfer 275, güfere 275.
 Gufere, Güferli 313.
 guferiere 419. 436.
 ggüggele 281.
 Guggger 250.
 Guulhuus 54. 176. G2, Gullbrunne 42.
 Gülle 96, -mügger 96.
 Gulbadere 449, -haber 75, Gulbi 249.
 Gumm 31, -achter 32. 114. G4, -wald 32
 G4, Gummel 32, Gummi 32.
 ggumpe 196. 214. 596.
 Gumperch-Müli G4, -Bäärg 11.
 ggunderbiere 357.
 Gunggeli 500.
 Güürbi 336. 337.
 Guure, Guurli 262.
 gus! Gufi 249.
 gusle 476, Gufel 476.
 guft 284, Gufi 255.
 Gutter 316, Guttere 454, Gütterler
 317, Gütterli 316. 466. 591.
 Gutsche-roß 271, -rößli 270, Gutsche 309.
 Gutscheli 249.
 G'wächs 240.
 gwaagge 596.
 gg'wanet, Gwanhit 172.
 g'wäärm 506.
 Gg'wätt *349, -spicher *136. 186.
 g'wellte Ghälter: zu 222.
 gwagere 333.
 gg'wene 172.
 gg'winne 118.
 gg'wünd 247. 361.

S.

haan 9. 27. 73. 101. 150. 357. 461 usw.
 Haab, Haabli 246.
 Habch 603.
 habe 500.
 Habegger 12.
 Haber 251. 270. 282, -brii 507, -suppe
 507, -frau 472.
 Hächle, hächle 366. 378, -er 368.
 Hafe 229. 318, -stuehl 318, Häfeli 487. 563.
 Haft 320. 572. 414, Häftlimacher 414.

haag 109—111, -achter 110. 114 81,
-eide 183, -steli 584, -mueter 110, -ring
110, Hagebuechigs 110.

häägg 338.

haagge 264, -maa 584 f., -stüde 201.
351. 619.

hagle 357. 545. 555.

hagspach 50. 110.

hail 277.

hadde 26. 103. 104.

halb: halbe Laag 504, halbi Milch 487,
's halb Heu 602, 's halb Bäarch 85,
halbi eis, zweu usw. 354, -halb 23, halb-:
halbpfindli 485, halbdüür 80 Halbtäuf-
fer 572, halbfeiß 491, halbfächfig 368,
halbgueti Milch 488, Halbgischwisterti 525,
halbliin 593, halblinig 547, halbrüftig 368.

halftere 221.

hali, -guz, -ggwager 333.

hali (in der Rüche) 224.

hali (Schaf) 249 uö.

halm 331, -rächche 334.

hals-brüüni 293. 449, -ring 220,
-chnopf 220, -seel 220, -tuech 419, halße
326, Hälslig 6. 221. 583.

hamme 290. 512, -loch 81. 347, -schüttli
512.

hämle 257, hämele 258.

hammer 331.

hampfele 363. 368. 486 uö., Hämpfeli
82. 86.

hampfelig 286. 574.

hand (Begweiser) . ., Handhaarpfe 366.
*622, -roß 273, -zwähele 432, Händsche,
Händschli 412, Händscheländerig 510.

hange 218, Hangeschaft (Spaßbildung) 6.

Hängst 260, -zeichnung 253.

Hänsel 356, Hansjoggeli 39.

Hansuelianer 575.

Hanterchslüt 362.

haar (her) 493 u. ff.

Häard 14. 86—89. 173. 568, -bährli 105.
-bod 105, -floh 360, -mannbli 587, -müli
506. *507, -mutte 106, Hårdöpfel 115.
223. 357. 506, -bändli 85, -bis 116,
-bitgli 506, -chueche 506, -chrumme 116.
223, -hase 318, -rödfli, -stämpfel, -ftod
506, -stüehli 506. *507, -suppe 506,

Hårdöpfere 77, Hårdöpfelbe 105, -seel 105,
häärdele, härdelig 86.

haare, häre 247.

Häre 374.

Härlef 384.

Härzwaßer 448.

Haas 245, Hasebei 471, Hasenöhrl 511,
Hasesprung 328.

Haselholz=fite 22, Haselrein 24, Hasle
57, -rein 24, Haslibachter 50, -lieb 573,
-matt 69. 241. 86.

häßelig 387.

Häpel *375.

Häuchli 336.

Haue 332, haue 308. 500, Hauene 92,
Haute 92, Haueter 92, -hoof *241 64,
hauig 333.

Haupt 243, -wärd 85; als Haut- ge-
sprochen: Hautchüßli, Hautschüßli 308,
„Hautschübele“ 455, Hautete 307.

Hamle 7. 23. 503 66, 85, 92, 93, 93.

Hammet 357. 358, -stängel 357. 362.

Häg 495. 594 ff.

Hage 252.

he jiaa! 356 uö., he nu! 294. 513.

Hebamme 621.

Hebel 102. 500, Hebi 500, hebiuur 500.

Hebli, Heblisnagel 348.

Hefti 102. 333, -jänd 3.

Hegel 333.

Hegi 258.

hei, Hei 168.

Heidegraab, -loch, heidemäßig 571, Heide-
mis 95. 571.

Heilsarmee 576.

heime zue 168, heimele 170, heimelig
169 f., Heimeligi 170, Heimet, -li 169.

Heirech 84.

Heiteri 198, Heiterloch 211.

Heiti 461.

Heiz=chästli, -tödr, Heiz 227.

Heelbod 260.

Hell 228. 587, -meister 364, -tüllfel 587,
hellisch 587.

Helblig 137. 185.

Helge 152, Heligeland=chunubel 22, -pöli
585, heligi Nacht 603.

helte 23. 365, hellig 23.

Hemml 109. 368.

Herr, Heer (Herr) 464. 465, hereshünbele 516.
hert 85, =hiifig, =müülig 251.

Heu 79—82. 209. 220, =bblüemt 244, =büni
210, =gale 830, =gaarn 81, =monet 79,
=schnägg 340. *341, =schrede 210, =schübel
247, =stod 211, =stüffel 210, =tuech 327,
heue 80. 85, Heuet 79. 80. 85. 295,
wälsche Heuet 74. 80. 295, Heuete 508.

hide 506.

hilb 55. 208. 216.

Himpi 461.

hinde=fer (= hinten) 336, hinder =
hinten 70, =aa=häiche 180, =aab 365, =b'rii
600, hindere („hinter=hin“) 269, =haa 345,
=häiche 68, =hange 266, =lige 266, hinder
ume 210, =ufe 288, hinder = hinter:
hindertfi 608, Hinder=Aspi 31, =Bode 34,
=Eileberg 38, =huus 9. 38, gschirr 350,
=metaan 346, =stube 288. 288, =stübli
288, =stud 410, =weib 38, hinderi Buech-
rütti 92, Lühr 208.

Hinti 461.

hipne 250.

Hirsch (cervus) 249. 476, Hirsch=hopf 476,
Hirsch (Hirse): Hirschbrii 512.

higge 460.

ho = hoch: f. Hopfere (Hochfahren), Ho-
=donstig, =fritig, gant, =macht, =wald,
=wuchche.

hoble 508.

höbch 7, Hoochstuud 185, Hochzit 421. 559,
=chutte 420, =reis, =samstig 561, =schieße
560, =schueh, =strumpf 421. 561, hochzite,
Hochziter, =e 559.

Hodonnstig 600.

Hoof 84. 316. 66, =achter 114, =grave
31. 66, =hüsli 65, =matt 65.

Hofmannströffe 459.

Hofriti(g) 599.

Hogant 2.

Hoger 5. 19.

Höbhiacher 7. 114.

Hod 475, Höd 366, hode 31. 43. 226.
228. 288. 358. 514. 589.

Hohl 83, Hole 5. 32. 35, =flueh 14, Holig
13.

Holbertoggel 585.

Holz 7. 179, =acher 52, =bode 409,
=böbeler 410, =chaste 298, =troogli 459,
„Holzfälb“ 60, =floofe 54, =fuehr 181,
=huus 240, =hopfel 522, =rächche 324, =schopf
213, =schlegel 259. 331, =schueh 409 ff.,
Hölzlibode 27. 34, hölzig 305. 352. 476.

höhnn 520.

hoppere 346, höpperle 346.

Hoopi 249.

Hoorn 275 f. 349, =feili 220, höörnble
302, Höörnbli 275, hoorne 276.

Hoornner 101. 472.

hofsche 200. 557.

Hofe 401 ff., =bündel 402, =bei, =döri,
=lade, =g'schlötter 403, =fad 415, =schüßer
402, höfele 402, Höfeler 402.

Hoftert 58.

hott 249. 280, hottele 271, Hotteli 249,
Hottelis 271, Hotti 249.

Houler=beeri 461, =thee 459.

Howacht 5 uö.

Howuchche 600.

huu 280. 361.

hüü 280 f., Hüü 249.

Hubel 5. 19. 33, =wäldli 22, Hübel 19.
20, Hübeli 22, huble, Hubli 22.

hübsheli, hübshli 427.

Hueb 65, =grave 31.

Huehnn (Huhn) 6. 270. 592. 603.

Huehner=gatter 111, =hüsli 174. 65.

Hüesteli 36.

Huet 305, =gstell 266, schner 407.

Hüeterbueb 72. 73.

Huufreh 251.

Hulf 350.

Huli 306.

Hund 182. 184. 346. 509. 593, =sgrave
31, =shuus, =shüfl 222, =matt 69, =rütti
91. 24.

Hundschüpf 5. 88.

Hun'g (Hönig) 507, =graat 13. 65, =haje
242, =schmale 75.

Huppe=matt 69. 32, =schächli 57. 51.

Huupi 246.

Hüraat 559, hüraate 202. 558 f., Hü-
raatete 559.

hurti 288.

Huurd 223 f.

huuri 223.

huus 173 ff. 207, huspuur 179. 545,
-püüri 179, -bach 207, -frau 179, -haltig
80. 178, -lüt *179. 444. 545, -matt, -matte
69. 86. 65. 34, -räuli 296, -wüürze
596, -zeis 179, huusbaa 177, husaste
178, huuse 177 ff. 202. 362, Hüfeli 174.
177, Hüslar 242, Hüsi 174, Hüeli 174.
177 ff., -achter 114, huslig, husligi
178.

Huichi 306.

hüst, hüsthott 280, hüstere 281.

Hut (Haut) 173. 269. 410.

Hutte 326.

Hütte 173. 326, -bueb 486, -büechli 487,
-chächt 487, -gält 173. 491, -g'mein 173,
-meister 173, -schriiber 173, Hüttler 486.

I (i, j).

i (der Buchstabe): der i-Lüpfli-Bütterli 271.
i, ii = ich: 234 uö.

ii = ein: iipalifere, -panifirre 62. 592,
-p'hadde 485, -binde 620, -bschließe 207,
Iibund 620, iichlepfe 204, Iitraag 381,
ii'treiti Wiltch 486, -lue 74, -fälze 187,
Iisahrt 212. *213, iifüehre 212, -gaa 170,
-ggänterle 314, -g'schwalle 38, Iiheegi
110, iiberbste 84, -machche 474. 477,
-manne 554, -nääjje 285, -mesge 286.
554, Iirichtig 296, iirüehre 488, -fäggne
191, Iisag 99, -charst 99, iischäiche 287,
-schieße 191, -schniibe 494, -schriibe 487.
619, -stede 187, -stelle 220. 279, -stüße
227, Iistügi 227, -wande 195. 216, -zieh
99. 104, -zügle 296.

jää! 449.

Jaggli 418.

Jaggi 32.

Jängene 459, -bulber 461.

Järb 490.

Jibech 85.

Jbschet'hee 459.

Jeb8 (ie) 96. 360.

(en) iebere, (en) iebere, (es) iedersch 80,
318.

Jeger (ie) 476, -höörndli 276, -lehn 115,
31.

Jele (ie) 323. 328, -stängel 471.

„iewesenb“ 60.

Jerusaläml (ie) 302.

iig = ich 73.

ihe („in-hin“) 4 uö., -gää 221. 247, -trappe
66, -wärche 34.

Imbt 234.

j'I mis 501. 505, -horn 504.

Inderbisi 108.

indianig 290.

Influänge 449.

„Inhaup“ 224.

Inseli 35.

Ioggeli 46.

Iöslibüeli 34.

Iirchut 584.

Ijeschlegel 331, -schmale 75, -tracht 75,
wegge 284. 331, ifig 106.

Iubelei 35.

Iubeschuel 570.

Iumpfrau 527. 616, Iumpfer 526 f.,
Iumpfere 527, -gfihtli 281.

(Der) Iung 60. 283. 530.

Iusibärg 11.

J (= g).

Jabut 47.

Jamilletee 459.

Janaster 472.

Jander 275.

Jari 362. 465.

„Jarrhole“ 2.

Jartholisch 570. 571.

Jarniß 307.

Jäthi 356.

Jatholisch 570.

„Jirchhöri“ 104.

„Jlaufen“ 53.

„Jlein Emmenthal“ 30.

Jöbel 229, Jöbeli 85.

„Jalli“ 33.

Jumood 299.

Jumpost 98.

Juur 457, Juranze 457.

L.

laa = lassen: 6 uö.

Läbhaag 110, Läbes-esänz 460, -weder
458; läbig 266, Läbig8 246.

- Sabi 263.
 Sachbänz, Sachsigabe 230.
 Sad-nagel 63, lade 98, Sade 490, -tenn 218, Sabli 356.
 Saffli 291. 497. 512.
 Säfze 263.
 Sääger 222, -matte 68.
 Sähemc 545.
 Säßerli 512.
 Samele, lamele 383.
 Sämeli 255. 295, Sammeraue, lammere 255, Sammli 255, Sämmli 295, Sämmi-
 schi 255.
 Lampe 269, Lämppe 276, Lampiohr 293.
 Lampe, Lampeli 305.
 Sand 25. 84. 190, -holz 185. 190, -wasser 34, „Sandwehri“ 62, Sänder 25 f., -balfem 462, -piet 26, -chue 276, -sau 257. 298.
 Sande 348.
 Läng 282, Längachter 115. 62, lang-
 bädrig 289, Längmatt 69. 34, die Länge 269, Länge Haber 282, Länglyiti 168.
 Sappi 329.
 Saßdäng 417.
 Läse 263, Säß, -brand 250.
 Lätt 87. 88, -bode, -gruebe 87, lättele 86.
 Satärne 306, -tägeli 305.
 Satte 108.
 Sätisch 221 f. 419.
 Saub-fach 307.
 Saube 126. 216, -chapf 189, -trääm 189, -lähne 127, -nägeli 592.
 Saubech 33.
 Sauberfalz 459.
 Sauele 24, vgl. der Säue (ob Burgdorf).
 Lauf 39, -rieme 349, lauffe 101, Läuf-
 terli 202.
 Lagiere, Lagierig 461.
 Läß 337. 408. 413. 451.
 Leg-hoger 19, -ise 343, Legi 64.
 Leich, leiche 41.
 leid 257. 356.
 Leeje 41, vgl. Lei halte.
 Seejjis, -bäärg 11. 55.
 Lein 87.
 Leitere, Leiterwage 341.
 Leeni 249.
 Lehnroß 258.
 Leoni 249.
 Leticht (legt) 112.
 Leu 250.
 Leubant 310, zu leue (ruhen).
 Leuebärger 11.
 Leufe 341.
 Lemat 304. 360, -döl 304.
 leht (leticht) 112.
 liibermänts 358.
 Liibli, -täschli 415.
 Liich, Liichegebat 565, Liicht 565. 567.
 (fich) liibe 81.
 libig 552.
 liebele, Liebeli 554.
 liecht (leicht) 232, lichte (leicht werden).
 Liecht (Licht) 303 ff. 556, -frod 305, lichte 303.
 Ligettschaft 6.
 Lilauche („Leinlaken“) 308.
 Limpi Lämpi 225.
 lind 503, -blifig, -müülig 247, linds Broot 499.
 Lindacher 114. 25, Lindebluest 459.
 lingg 456.
 Linti 363.
 Lischiche 74. 248, -mätteli 68, Lischichnet 74.
 Lise, Lisi 249.
 lis me 111. 391, Lismer 391, -naable 44. 391, lismerle 391.
 lige 270.
 Loch 5. 32 f. 56. 204, -walb 33, -lochche 203, Löchli 33. 467. 33.
 Löffel 329.
 Löble 73.
 Lööl 287.
 Löörtich 462.
 Looslihööli 64.
 Lüdere 62, -chilbi 3. 421.
 Lueg 33, luege 33. 225. 253. 263. 264. 456. 566.
 Luft 453, -schnapper 264, Lufter 337, lüftig 269.
 Lump 393, Lumpe 393, -tüürl 203, lumpe 393, Lümpli 564.
 Lung 343 f.
 Lungesträngel 250.

Lüpfe 99. 205. 289. 456, vgl. Lüpfer (am
Webstuhl).

Lüürlipeeter 467.

Luus 295. 441, =bueb 444.

Lüßdärne 76.

Luusbütte, luuße 3, lüüßle 592.

Luterbach 84. 49 f.

Luzdärnerchutte 400.

Lüßgeflüeh 6. 16 ff. 486, lüßel 16.

Lupi 249.

Lupfboetter 467.

Ma.

Ma 117. 535 ff.

machche 97. 179. 242. 357 uö.

Mahb 66, Mabe 79, Mäber 78.

Mäbeli 406 uö., Mäbi 408. 500.

Magetträß 459.

määjie 79. 78 f., Määjriemme 338.

Maajjeli 601.

Mälbele 359.

mälche 284 ff., Mälcher *285 ff. 529,

=chäppi 285, =chnode 286, =hose 285, =muß

285, =tschäppel 76. 285, Mälchstuehl 285,

mälchig 284, Mälchtere 322 f.

male 244.

Maletschloos, Malzeschloos 204.

Määnbig 557.

Mannbli 497, Mannetoggeli 585, Männe-
doorf 462.

manne 553.

män'gift 365, män'gs 78. 854.

Mänteli (Vorhemd) 163. 420. 436, (kleiner
Mantel) 398.

Mähre 263.

Mareilihaar 76.

Maarfel, marfle 587.

Määrigel 89.

Määrit 362, =pigger 262, =wägeli 273.

maarmeile 213, Määrmel, Maarmeli 87,

„Marnel“, „Marnen“ 87.

Määs 61.

Maßggutter 414.

Mäßhelge 152.

Mäschel 362.

Mastfau 287.

Matte 68, =grabe 73, =hüßli 35, Mätteli
68.

Maubi 309.

Mechaan, Mechanig, Mechanik 346.

meggele 249.

Meibsch 1. Meitschi.

Meie (1. Mai, 2. Blume, 3. Blumenstrauß)
74. 484, Meiebohne 507, Meienanke 484,
meie 184, Meieli (Blümchen).

Meiel 317, =latdärnbli *305.

Meheli (Maria) 406. 500.

Meieraa, Meieroon 459 f.

Meiländer 253, =chappe 406.

Meis 507.

Meister=hefti 333, =hüßli *196.

Meiteli 526, Meitli 72. 525 f., Meitschi
266. 525 f. 554.

Mefaan 346.

Meerchoorn, =brii 507.

mer = 1. mir, 2. wir: 73 usw.

Merino 417.

meerfig 338.

meste (1. mästen, 2. hängen) 96. 290,
Mesti 96, =chaste, =chästli 97.

Metfcher 262.

Mehg 482, mehge 288, Mehger 290.

Michelstag 250.

Miesch 91, =rein 24. 91, Miescher 91. 94.

Miggi 248.

Milch 49. 286. 288. 479 ff. 494, =adere
284, =batwch 310, =pintli 323, =pletche 37.
287, =brochche, =bröscheli 494, =brößli
498, =bueb 287, =buech 487, =chachle 224,
=chaare 486, =cheffel 286, =gabe 230,
=gruebe 284, =hase, =häfeli 318, =mälchtere
322, =mälchterli 286. 323, =roß 287, =schelm
76, =schweibe 310, =spiegel 284, =wägeli
486. *487, =zeiche 284.

Milzi=Schniide 456.

mindere 509.

Mine 462.

Minggis: zu 424. 506.

mir, miir = wir: ff.

Mist 96—98, =bänne 98, =bännbli 340,
=bueb 98, =chrattiebueb 98, =gäbeli 98. 330,
=gable 98. 330, =stahel 330, =gummi 96,
=huuffe 145, =hüüffeli 97. 145, =moore
257, =stod 97, =uufläser 98, =wage 98,
miste 286.

Mittag 505, Mittel 454, Mittnacht 273,
mittlist 242, Mittwoch 557.

möbele, Möbels 485.

möggge 246.

Moße 512, Mößli 514.

Möntsch, Möntsch 176. 268. 540 uö,
möntschele 540.

Moore 257.

z' Morge 504.

Mödrisegg 13.

Moos 7. 90. 55, Mosmatt 69. 90. 91. 64,
=grabe 31. 69, Mößli 91.

Möschsch 350, =bürger 11, möschschig 355.
motte 95. 227. 595.

Muu = 1. Maul, 2. Mund: 44. 185.
227. 268, =füli 449, Muhaarpfe 366,
Muutrümel 185.

mubere 289. 453, muberig 453.

muecht, Muechti 453.

muechtele 314.

Muelle 500. 560, mueltedrage 501. 560,
Mueltedraget 501, =li 502.

Mues 507, =chelle 329.

Muetech 296.

Mueterwasser 459.

Mugge 84.

Müllerroß 269, Müli 34. 157. 63. 55,
=bach 50, =buechholz 34, =haarer 339,
=chehr 63, =gaß 63, =matte 69, =stübli
229.

mümele 358. 457.

Mümpfeli 495.

Münch 260.

Munbuur 506. 559.

Münneberg 10. 48. 582. 65.

Muneli 259, Muni 258 f., =äde 259, =gädrn
71. 260.

Münfige 450.

Münster 355.

Münze = chüechli 510, =wasser 459.

muurb 87.

muure 182, Muurerhüßli 174. 23.

Müürggel 502.

müürpfe 494.

Müürschel 560.

Muurtechabis 472.

Muschschele 511.

Muschgergras, Muschi, =gras 76.

Müße = chällerli 222, =hopf 409, =hohl,
=chlunf 33, Müßli 229.

Müfele 53.

Mufig 559.

Muster 65.

Mütt 240. 242.

Mutte 95, Mutte stüpf, Muttestüpf 106,
muttsüüre *95. 96, Mutthuisse 95, mütle
106.

„Muttschen“ 498, Mütschli 362. 498,
Mütschli 498. 501.

Muß 164. 285, =dhri =schwanz 266, muß
588.

N.

na, naa = nach.

nää = nehmen: 73. 81. 104. 218. 588
uſw.

Nabe 344.

Näbet = gade 230, =stube 229, =stübli 229,
näbe zuehe 252.

näble 471.

naach = nahe 226.

z' Nacht 505, Nachtbuech, nachtbuebele 557,
Nacht = tschschli 298. 307, =liechli 564,
=schatte 466, =spruch 557, =wächter 302.

Nagel 11. 88. 100. 101, =flueh 88, nagle
411. 508, Nägeli (Nelle, Gewürznelte)
245, Regeli (kleiner Nagel) 100 f.

Näggi, Näggis 443.

nahe = nach = hin, nach: nahepuke 495,
naheschleppe 283, nahe choo 562, nahefuere
247, nahe laa 490, nahewärche 84, nääbig
256.

Näjjer, =li 334.

Napf 8. 88 (Berg), 317 (Gefäß), napje
472.

Napoliööndli 415.

Naar 181, Naaregggrümpel 300.

Naarbe 447.

Näärbe 252.

Näse 38. 96. 116. 143. 216, =löschsch 518,
=lumpe 393 f.

Näst 54. 491.

Natur = chlee 76, =schmale 75.

Neu = acher 115. 62. 52, =holz 36, =huus
7. 175. 33. 66, =pecter *479. *480, =hüßli

174. **Ü6**, =schüürli **Ü5**, =fite 22, =hüßli 173. **Ü5**, =hüßli 174, =jahr 601, =finge 601, Neujahrete 508. 601, neumälch(ig) 281, Neumatt 69, Neutäuffer 572. 573. 576, Neuerig 13. **Ü1**, Neuschwander 93, Neug 12, =funnfite **Ü6**, Neulis 113, =Ägerte 68. 113.

neue (neume, ne weiz man, nachgerade) 25. **Neß** 327.

nib, niib = nicht: 168 uö.

nib=fi(ß), nib=fi-g: 6. 267, nib=er (zu Bette) 505, niber (z' Bode) haa 27. 79. 174, Niber=huus 6. 175. **D5**, **Ü5**, =chnubel 5, =mueterli *531.

(es) niederfch = jedes 230.

niemmer = niemand: 222, Niemmerlis=tag 472.

niene = nirgends 168.

niete 280.

Niggel 361.

Niflaufematt 69.

Niffer 491.

no, noo = noch: 168. 171. 203.

Nonne 249.

Nörggel, =li 194.

Normänner 262.

Rootfall(stube) 467.

nüchter 506.

nüele 72.

Nuet *186.

Nüßli 309.

nume (nur) 4. 183. 211. 528.

nümme (nicht mehr) 30. 176. 207. 320.

z' Nüüni 104. 504. 505, Nüühänder 336.

Nuß 259.

nüüt = 1. nichts, 2. gar nicht: 83. 167.

263, nüütguetfig 280, z'nüüte („zu nichts=em“) gaa 288.



o, oo = auch: 168. 195 uö.

ob fi(ß) 6. 267 uö., oben ahe (von oben herunter) 210, obe=nahe (oberhalb) obefüür 359 = obefer(t) 98, =druff 224, =druuf, ober 7. 13. 194, der ober Bode 196, Ofse 229, die oberi Tili 196, Tüür 205, Hawle **Ü5**, 's ober Neuhuus **Ü4**, 's obere Stübli 228, Oberfüürte **Ü6**, =gabe 230,

=haslerli 275, =holz **Ü6**, =ried 6. 91. **Ü2**, =walb **Ü2**, =schufelbüel **Ü6**, =stübli 230, Oberfchbaach 7. 50. **Ü5**.

Ofe 155, 227 ff., =banf 228. 310, =bänfli 228, =brätt 227, =tdöri 227, =tritt 155. 228, =n=egge, =li 229. 459, =gguggeli 227. 459, =höd 227, =huli 229, =huus 239, =achcher 114. **Ü3**, =hüßli 239, =labli 229, =lochch 229, =fangli 229, =n=uuffag 229, =wänbli 229, wüüfch 501, =ziehe 336, =zopfe 229..

offet's Aug 546.

Ööl 304 f., =büßi 305, =ggütterli 316, =stampfi 304, ööle 304, Ööli 304.

öppe 449, öpper 168. 212, öppis 362. 566 usw.

Öpfel 224, =chueche 511, =chüechli 510, =rööfti 506. 510.

Öhr 269, Öhretüechli 290. 449. 460, Öhreli 308, Öhri 106.

oordeli, oordlig 429.

oordinääri, Oordinääri 267.

Oorgelepfiiffe 216.

Oornig 204. 428 ff.

Oort 11. 64. 562, =lade 127, Öörtli 127. 128. 129. 144.

Öfchfcherein 24.

Oofer, Ööferli 328.

Ooswald (Sant) 9, Oosi=achcherli 113.

Oosterhaas 599, =samftig 599.

Ööti 90. **Ü7**, =matt 69. **Ü6**.

☞ siehe ☞.

☞.

räble 4. 299. 300.

Räbloch 52.

„Räbmefläd“ 274.

Rabmuusenöhrli 292.

Rächche 54. 334, =machcher 334. *335, =ftiil 336.

rächt, =s, f. läß als Gegensatz.

Raad *373.

räbäbäbä 282.

Rääf *327 ff., rääfe 327, Rääfer 327.

Rafe 190. 327.

räffle, Räffle 363.

Rafrütti 8. *248.
 Rageete 303.
 rähele 289, räbelig 289. 490.
 Rädoltter 282, -wasser 459, -beer 461.
 Rami 275.
 Ramisberg 8. 8. 35. 55, -kehr 35, -höbhi 35, -matt 69, -walb 56.
 ramisiere 80.
 Rams 497, -kopf 263, Ramsei 8. 35. 33, -bärg 11. 34, -acker 114, -matte 69, -schacker 59, Ramscher 35.
 raan 16. 284.
 ranbe 195.
 Rant 81, -schit 348.
 Rappigi 249.
 rapfe 485.
 rädf 286. 518.
 Ratte-schwanz 471. -schwanzli 391.
 rätsche, Rätsche 364.
 Rauchschuchli 224, rauchne 204. 225. 302, Räucherli 471, raufe 471, räufe 228, Räucherli 471.
 raugig 454.
 Ramfli 8. 15. 486. 55, -bärg 8. 11. 35, -matte 69. 54, -schacker 58. 54. 35, -städg *29.
 Ramft 502 f.
 Rebaarbere 459.
 rebe 27. 232, Rebhuus 177.
 Redli 358.
 reiche 365.
 Reiff 324. 344.
 reiggel 414.
 rein 64. 370.
 Rein 6. 33. 34. 32, reinaab 25, Rein-acker 25. 114, -bärgli 11. 24. 33, -chnubel 22, -Chrigi *543.
 Reif 325.
 Reischamme 384.
 reite 363.
 Reiti, -loch 210.
 Reitli (Reimwort) 72.
 Redeburg 34, -grabe 31.
 Remise 213.
 Repidieruhr 355.
 Rehschmale 75.
 reue (g'roue, g'roune, g'rounig) 514.

Riibise 522, riibe 367, Riibi 367, -mät-
 teli 69. 367, -stei 367, rible 429.
 richte 468, Richti 427.
 Rieb 91. 33, -rache 359.
 Riesbrätt 348.
 Riestere 99. 102. 392.
 Rifel, Rifeli 363.
 Riig 195, rige 183. 195, Rigel 63. 185. 204.
 Ridli 414.
 Ridstueb 183.
 Rinbueb 53.
 Rinderli 252, Rindsbei 249, Rinderigs 512, Rinbliedacker 50.
 ring 294, -höbrig 409.
 Ring 238. 498, Ringli 414. 498, ringe 71. 72. 414.
 Ringge 414, -schuch 414.
 Riis, -brii 307.
 Riischgras 75.
 rifelig 182.
 rispe, Riipi 398, -brättli 385, -stüchli 384.
 Riiste 302. 368, riistig 368. 378, rite 276. 279 ff., Riiswägel 342.
 Rochlimore 257.
 Role 116, Röli 271, Rolle 203.
 Roon-schnuer 185, -baage 184. 206, -troog 184.
 Rohr 32. 49 35.
 Roß 12. 43. 249. 261—73. 282. 476, Roßacker 72. 114 32, Roßbachgraben 31. 72, -chnacht 282. 529, -löbber 272, „Roßtätscher“ 253, -verstand 267, -fleisch 290, -grind 253, -gischli 271, Roßhaar-appe 160, -finke 410, -spizli 160. 162. 406, -ise 264, -juub 253, Roßmärit 253, -medizin 272, -milchuur 271, Roß-mist-bueb 98, -thee 458, -misteler 98, -müürber 272. 472, Roßnagel 265. 409, Roßstaal, Roßtel, rostle 219 f., Roßzeile 266, Rößeli 46, röble 267, Rößli 270.
 Roße-schüchli, -ise 510.
 Rößeler 223, Rosetti 356, Rooffi 248.
 roofe 23. 363. 364, -röße 363. 364, Rooffi 363.
 rostle 220.
 Rößti 507. 561.

„Rot“ 247, Rootblösch 274, -chleeb 274,
-lauf 444, -schägg 275, Rootebüeler 19,
roote Schade 448, rooti Chue 274.

Röötle 444.

roue Chorb 825, roui Bigli, Röösti 506.
rööze 23.

Rübaarbere 459.

Rubeli, Rubi 275.

Rübis 360.

Ruuch 60. 251 35, ruuchs Mähl 499.

Rude 444, rüdig 444. 557.

Rüebe 223. 355. 508, -laub 218, Rüebli
72. 118. 223. 229. 250. 331, -laub 218.

Rueder 206, -haagge 206.

rüeffe (g'rüeft) 200. 471.

Rüegsau 82, -er-flueg 102, -er-fläe 114,
Rüegsauischachche 61. 61.

Rueß-gade 225, -tilli 225, rueße 225.

Rueß-hawle 23 f. 64.

Rueße, Rueßland 24, Rueßetäfel 512.

Rüetli 42.

Ruem 172, -bett 298. 309, Ruembettli-
walzer 309.

Runf 445.

Rüggeweppüürli 542.

ruuhe Sals 449.

rühele 249. 268.

rüde 81. 500.

ruumme 224, Rummeli 477.

Rüümme 449.

rumple 300.

Rundälle 302, -treger 302, Rundboge 194,
runde 556.

rünne, rünnig 38.

Rung 2. 461.

Runggle 223, -chällerli 223, -padant 39.

Runziball 534.

Rüppeli 512, Rüppi *186. 266, Rüpp-
jucht, rüppjüchtig 442.

Ruftig 464.

rüte 59. 91, Rüttholz 92, Rütti 62, 33,
62, Rütträcht 58.

rütische 387.

S.

ſä! ſä! 249. 499.

Sach 173. 232. 235. 494. 547 uö.

Sääch 100. 594.

ſäble 171.

Safferet 512.

Saft 601.

Saage (Säge) 334, ſaage 334.

Sägeſſe 79. 336, -moorb 336.

Saagi (Sägerei) 185, -matt 69, -ſtübli
232.

Sääjjet 85. 116, Sääjjad 116.

Sad 328. 414 ff., -gält 415, -uhr 355.

Sadermänt 360. 438.

Salb 345, ſalbe 345. 412. 420.

Salbel 19.

ſälber-g'macht 161. 163, -gſpunnigs 362.
371.

Sälbthalter 99. *101.

Sahli 36. 56.

Salüü 267.

Salz-bohne 223, -härböpfel 506, -me-
huus 536.

Samariter 467 f.

Saamme 116. 223.

Samet 377.

Sammler 491.

Samſtig 555. 597.

Sand 183, -achcher 114. 33, -bode 88
-hüſli 177, -ſtei 88, ſande 86.

ſänfelrächt 186, Sänfloch 48, Sänf-
ſchweli 64.

ſant (ſamt) 360.

Sant (Sanft) Johannisbäärg 82.

Saarbaum 60, Saarbe 35. 33, Saarben-
egg 33, Saarbe-Neuhuus 175. 34.

Säärbe 442, ſäärbelig 442.

ſatt (ſachte), ſattli 203. 281. 427.

Satele 117.

Sattelroß 273.

Sau 290 ff., Sau- 294, Sauachcher 72. 114,
ſaugrob 293, Sau-färli 294, -mage 535,
-läärme 294, ſaumäſig 294, Sau-meitli
294, -moore 257, -mueter 294, -näſt 294,
-niggel 294, ſau-übel 293, -wohl 293,
Säu- 294, -äugli 292, -bänne 340, -bänz
359, -plaatere 477, -plääterli 415, -bluemme
359, -röhrli 79, -bodli 291, -bohne 507,
-brägel 512, -bueb 294, -chelle 329, -chöchchi
257, 291, -chuchchi 291, -träich 291, -triib
71, -troog 291. 294, -ſleiſch 294, -gängli

219, säugige 560, Säuhafe 291. 298,
 =haft 71, =hals 292, =härddöpfel 291, =mähl
 291, mälchtere 291. 294, =meitschi, =meitli
 294, =muu 292, =mueter, =mueterli 257.
 294. 533, =ohr 290. 292, =ringer 71,
 =rüppeli 287, =schmutz 287, =schnüüre 290,
 =schnüürli 240, =schwänzli 293, =seifete 293,
 =staall, =stel 219. 294, säufte 219, =übere
 37, =weib 71, =zäärn 257, =züber 291.
 294, Sauerei 293, säulisch 294, Säuli 291,
 säulimohl 293.
 saume 390.
 Saumgält 486.
 sawft 361. 427.
 Säg 270.
 säsig 252.
 schäsig 444.
 Schachche 57—62, =vogt 61, =hüttli 178,
 =matt 69. 84, Schächler 57 bis 62.
 schaab 214, Schabe 448.
 Schaf 294 f., =buech 525, =chnubel 72,
 =hawle 23. 72, =schärrli 295, =schüürli 244.
 Schaffuse 178.¹
 schaffe 84. 178. 198. 488., Schaffuse 178.
 schaft 314, schäftele 314.
 schaftele 328.
 Schägg 275.
 Schale 222.
 Schale (Shawl), Schäli 398.
 Schäleji(lade) 201.
 schalte 302. 305.
 Schär (Maulwurf): Schärhuuffe 79,
 =rächche 106. 334. 359.
 Schär 463 f. = Schärer 463 ff., Schä-
 rermichcheli 464, Schäärblatte 146. 151,
 Schärhüsli 174. 463. 84, =rein 25, =schmitte
 463, =stuz 463. 84.
 sch' schärrbis 342. 518, Schärrbisbanf 342.
 Schärebanf 342.
 Scharlech(fieber) 444.
 Schärme, schärme 172. 173.
 Schärnierflueg *100.
 schaarpf 236.
 Schatte 172, Schattacherli 114, Schatt-
 fite 22. 24, 63, 62, 86, 52, 53, 31, 33.

¹ (die Bahnstation bei Burgdorf, ganz richtig
 „Schaffhausen“ geschrieben; vgl. Dr. Joh. Meyer l. b.
 Schr. d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees XXI).

Schaubhüetli 406.
 Schas, Schaseli, Schägeli, schägele 338.
 554.
 Scheiche 32, scheichle 410.
 scheide, scheibige, Scheidigung, Scheidung
 555, Scheibegger 12. 60, Scheibig 12. 87.
 Scheieli 108.
 schelle 95. 103, Schellflueg 103.
 Scheitle 347.
 Schelm 542.
 Scheerlebach 66, =walb 26.
 Schese, schesle, Schesli 343.
 Scheube 403 ff. 498, =schmuer 413, Scheu-
 bete 404.
 schesge 82.
 Schibe 372. 477, =ggütsch 2, schible 491.
 Schieb 196, Schieberli 316.
 schieße 259. 560.
 Schiffli 386.
 Schigg, schigge 471.
 Schiggeree 362.
 Schilee 165. 398. 419, =bläs 391. 620,
 bueje 415, =täschschli 415.
 Schiltchappe 406.
 Schimberg 34.
 Schindle 208.
 schinte 184, Schinter 248.
 Schipper, schipperig 379.
 Schipfeli 382.
 Schiirbi 320.
 schitter 522. 531.
 schlaa 248. 286.
 Schlabi 262.
 Schlachwärrch 353.
 Schlaafchoorn 75, schlaafftuurm 452,
 Schlaafwasser 460, schlaaffete Cholder 251.
 Schlaag 449, Schlagwärrch 266.
 Schlahche 301.
 schläde 514.
 Schlamp 396, schlampig 262, Schlampi-
 huet 407.
 schlängge 251, Schlängge 486.
 schlappohrig 262.
 Schlaargg, schlaargge 424.
 schlärme, Schläärme, Schläärmi, schlär-
 mig 288. 514.
 Schlaarp, Schlaarpe, Schläärpeli, Schlaarpi
 410. 411. 412.

ikläme, iklämig 80.
 „Schlättermoos“ 92.
 Schlegel 331.
 Schleif 57, =wald 56.
 schleipfe 49. 73, Schleipstroog 345.
 schlepe 204.
 Schliichbaum 384.
 schlichte, Schlichti 387.
 Schlieshaagge 205.
 Schliimfieber 448.
 schlingge 424, schlinggig 485, Schlingi-
 ziger 492.
 Schliis, =vatter, =mueter 234.
 Schlitte 340, =roß 268, schlittle 340,
 Schlittlete 340.
 Schlis 403. 443, =hose, „Schlisbösler“ 403.
 Schloß (château) =bärg 11. 62.
 Schloos (serrure) 206, Schloßli 206.
 schlottere, Schlotter-gotte, -götti 619.
 schlüüffe 229. 404. 486, Schlüüfchüechli
 510 f., Schluß 517.
 schlüürme, Schlüürmi 288. 514.
 Schlüssel 207.
 Schlutti 401.
 Schmäberfraas 514, =fräsig 285.
 Schmale, Schmäle, Schmäll 75.
 Schmalzeschloos 206.
 schmide 263, Schmids=hueb 174. 486. 63,
 =hüßli 174, =lehn 10. 31, =buurg 30.
 115. 31, =fite 22. 31.
 Schmitte *209. 253, =wald 66.
 schmiere 345.
 schmöde 477. 510.
 schmusig 422. 506.
 schnäberfräsig 514.
 Schnäbergäsi 329. 513.
 Schnäfelstube 231 f. 333, =stübli 214,
 schnäfle 333. 389.
 Schnägg 456, Schnägg = Schnägge 340,
 schnaagge 586.
 Schnällziehende 183.
 Schnäpper 206. 313. 463, schnäppere
 146.
 Schnapps 459, =fosad 471.
 Schnäpfe=hüßli 174, =näst 174.
 Schnääre 309.
 schnaufe, Schnaufi. schnaufig 288. 514.
 schnäple 250. 488. 491. 515.

Schnebärger 470, Schneehappe 406,
 Schneefloeder 223, schneie 268.
 Schnell=bänne 340, =schuß 386.
 Schniideregg 12. D4.
 Schnödre 292, =wagner 292.
 Schnuber=bueb 525, =fieber 449, schnü-
 berig 449.
 Schnerli 477.
 Schnufle 292.
 schnuppe 271.
 Schnupf, =drude, =sedeli, schnupfe, Schnup-
 fetli 470, schnüpf 41. 449.
 Schnüüre 292.
 schnuurle 371.
 Schnürfli 222.
 Schnup 78, schnüge 271.
 Schöckli 80.
 Schöffli 295.
 schöön 220, Schönebueche 174. 66.
 Schonig 13.
 Schoppe 405, Schöppeli 538.
 Schopf 213.
 Schöpfsprüge 303.
 Schorgrabe 222, Schoor=schufle 222,
 Schoorete 48. 98.
 „Schörlisaffen“ 308.
 Schosgale 330.
 Schotte 483.
 Schrage 365.
 Schranz 392.
 schräpfe 462 f., Schräpfer 8. 462 f. 65,
 =mätteli 69, Schräpfere 463, Schröpf-
 höörndli 462, Schräpfete 463.
 Schratte 2.
 schreite, Schreiti 186.
 Schriiber=sch=hueb D5, =hole 32. D5,
 =wald 65.
 schrödeli 362. 502.
 schroote 388 f. 408.
 Schübel 357, Schublade, =läbli 313.
 schüüch 262, Schüüchläder 343.
 Schueh 409 ff., =bündel 413, =bläs 391,
 =nase 410, =riemme 413, schuehne 410,
 Schuehni = Schuhmacher (Schuhmacher-
 mätteli 69) = Schuester (Schuester-
 ggnippe 333).
 Schueltrude=schlüßeli 355, Schuel-
 husgotte 617, Schuelgötti 617.

- Schufel=Chappe 406, -büel 6. 18. 330.
 486, -Neubaus 6. 174. D6, -stübeli 592,
 Schufle 276. 329 f., Schüfeli 330.
 Schuum 287, -helle 329, Schüümmeli
 14.
 Schümel, Schümeli 249. 262.
 Schüppung 401.
 „Schupffschwelle“ 62.
 Schüpfholz, Schüpfli, -togge 192.
 Schüür 242 ff. G6, -bode 27, 244, -chnubel
 B3, -matt 69. 244, Schüürli 244. G2,
 -achter 22. 114. 244, A3, -chnubel 22.
 244, -wäldli 244.
 „Schüürleg“ 378.
 Schüffel, Schüffel 319. 501.
 Schüßle, Schüßeli 319.
 schütte 37. 81. 178. 487, Schüttstei 227.
 298.
 Schuß (Schuß) 111. 252, -gatter 111 f.,
 schußgattere 112, Schüßlig 461.
 schüßlig 177.
 Schwäbel 300, -holz, -hölzli 300, -hüetli
 161. 163. 406.
 schwabere 37. 434, schwable 37.
 Schwäfel 300.
 Schwägere 562.
 Schwäher, -vatter 562.
 schwäiche 425.
 Schwalmliäst 234.
 Schwan 275.
 Schwandematte 69. 93. 486. 34.
 schwänte 92.
 Schwanz 276, -riemme 349, schwanze 276.
 schwäre Buur 548.
 swaarble 514.
 swaargblösch 274, -chleeb 274,
 -tschügg 275, schwarzes Bägli 55, schwarz
 Chiirshi 595, Schwäle 75.
 Schweibe 310.
 Schweibbürg 72.
 Schweistropfe 501.
 Schwelle 203.
 Schwetti 38.
 Schwier 63. 112.
 Schwifeißi 462.
 Schwigere, Schwigermueter 485, 561.
 Schwid 236.
 schwiine (schwinden) 453.
 „Schwindfucht“ 442.
 Schwinig 290.
 schwinge 311, Schwinge 382, „Schwing-
 stuehl“ 311.
 schwittig 514.
 Schwizer 249. 412.
 Schwumm 301, schwümme 338.
 Seiffelaa 433.
 Seigel 221.
 seile 281. Seiler 40.
 Seite 372.
 Sekretär 313, -schäftli 313.
 Seel 435, -stumpe 593.
 Selbe 462, -heer 462.
 selig („solchig“) 614.
 „Senn“, „Senni“ 487.
 Sepp=achter 113. G5, Seppli 467.
 sehl 531.
 sehr 442.
 Seuserjad 476.
 seke 115 f., Seelig 115 f., Seßwag 184.
 sii 73. 171. 178.
 Sibeckäker 575, sibeckändig 386, Sibeck
 360, sibe hängste 260.
 Sichle 336, Sichlete 66. 508.
 sider 210.
 Sibiaan 377, Side 377, sibig 352. 377.
 417.
 Siech 441.
 Sielegrabe 31.
 Siggaare, -röhrli 471.
 Sigetaaler 38, Siguan 52.
 silberig 418.
 Sime 274.
 Singel 189. 202.
 Sirte 485. 490.
 Site 22. G5, -blatt 349, -pölli 461, -stäcke
 456.
 Sig 228.
 Soob 41, soode 41.
 sobere, Soberech 37.
 Sohlüber 410, sole 408.
 Soller 210.
 Solothurnerstei 183.
 Soomme, Mehrz. Söömme 116.
 Soortele 117.
 söttig (solch) 418.
 Spädd=chämmerli 227, -fte 290.

Spalt 195, Spalte 53.
 Spann-bode 190, -hötti 346, -staab 388,
 spanne 72. 560, Spanni 72.
 Spaare 53.
 Spatt 341. 347 f.
 spaat, späat 360.
 Spag 357.
 Speerschitt 341.
 Spettbraht 411.
 Spicher **188 ff. *237. *239. 240 ff. 561,
 -achcher 114, -bode 27, -laube 240, -schlüssel
 206. *207, 267, -stäge 240.
 Spiegel 33. 298.
 Spieß 275.
 Spille 372. 382. 387.
 spinne 369 ff., Spinner 174. 357. 370,
 -Christeli 370, -hüeli 174. 370, Spinnet
 371. 508, Spinnhubbele 381, Spinnraad
 *373.
 Spiiri 249.
 Spittel 9. D3.
 Spiz 366, -achcher 115, -butte 326, spize
 Stei 214, spizes Hemmli *399. 419, spizi
 Tennplah 218, Spizli 163. 420.
 spränge 25. 39. 221. 256, Sprängbueb
 525.
 spränge 74. 305.
 spreize 38.
 spreite 363, Spreiti 363 f.
 Spreuersad 328. 362.
 springe 221. 505.
 Spritze 179. 443, -holz 456.
 Spruz 518, Sprüschüechli 511, sprüze
 38, Sprüze 302, -meister 302, -musterig
 302, sprüzig 38, Sprüzig 38.
 Sprüze (mit straffem i) 435.
 spuele 382 f., Spuele 372, -häber *389.
 390, Spuelraad 387, spüele 387, Spüeli
 386, -fabe 390, -raad 387.
 staa 204 usw.
 Stabälle *151. 311.
 staabe 350.
 Stäbli 127.
 Stäch-büttel 186, -schuße 98. 330.
 Stadtjumper 526.
 Stäzge *327.
 Stäge 135. 216.
 Stahelzäge 386.

Städe 351 f. 423, Städe 471, -städle
 350. 357.
 Städtshuus 36.
 Staall 219 ff. 308, -bänkli 222. 310,
 -chächt 529, -latärne 360, -schuch 285,
 -stübli 232.
 Stälze 60. D3.
 Stampech 50. D3.
 stampfe 98. 506, Stämpfel 48. 322. 433.
 484, stämpfle 286.
 „Stande“, „Standli“ 322, Standtroom
 185.
 Stange 348, -loch 211, Stangeli 326,
 Stangli 364.
 stapfe, Stapfete 112.
 Stäär 274, Stäärn 274, Stäärne 263,
 274, Stäärnehaage 288.
 starch 271.
 Statthalter 524.
 Staublumpe 405.
 stebtele 208, stedlig 416.
 Stei 182 f. 214, -chratte 266. 324, saß 158.
 338, -gaß 31, -graat 3. 13. 55, -mage
 341, -zwilche 379, steine 360.
 stelle 26. 101, Steelli 217.
 Sterchi 258. 259, -hüeli 174.
 steerle 419. 435, Steerli 435.
 Steuff=att, -mueter 522.
 Stier 186. 258. 261. 394, „Stieregwätt“
 *349, Stiereweld 70 A4.
 stiiß 291. 357.
 Stifelrohr 412.
 stifelsinnig 112.
 Stifzge *327.
 Stiig *243, -achcher 114.
 Stigle 208, Stigleitere 208.
 Stiil 212. 276.
 still 453.
 Stinknagel 471.
 Stogle, 210, stogle 203.
 Stod 98. 177. 234 ff., -äbeni 26, buur 545
 -gotte 236, -henimli 397, -uhr 154, stode 360,
 Stödhane 332, stödle 213, Stöbli 234 ff.
 *235, -achcher 114. 33, -tüür 204, -vetter
 236. 519.
 Stolesedel 251.
 Stopfi 356.
 Stöör 377. 450.

Stoorze 64, **Stöörzeler** 472.
stooße 98. 206. 284. 414, **Stoosbähre** 340,
 -chübeli, -chübli 252. 484, -eermeli 418,
 „Stooschwelle“ 62, **Stöösli** 413.
Stog-band 193, -chänel 208, -schilt 193,
 -wand 193, **stogig** 25. 113. 207.
Strähl 266.
Strahlfüli 251.
Strange 43.
Strängel, **strängelig** 250.
Streich 78.
streipfe 363, **Streipfi** 374.
streue, **Streui** 248.
Strich, **Striich** 284, **Strichli-füertech** 380,
 -güüg 380, **Strich-baum** 384, -naable
 202, -schweli 64.
strigle, **Striglete** 248.
Strimäch 260.
stribber = **stripper** 83.
Strou 248, -lach 208, -finle 410, -huet
 407, -jad 307, -schübel 247, -schueh 410,
 -stuehl 311, **strauigs Rigel** 206.
struub 104.
Struube 372, **Struubstole** 265, **Strüübli**
 510, -chelle 510, -trichter 328. 510.
struuche 103, **Struuchi** 103. 189, **Struuch-**
rein 103.
Strumpf 407 ff., -band, -bündel 408.
Struppe 349.
Stube 203. 219. 230 ff. 431. 494, -chug
 232, -fuuhund 232, -höd 232, -jumpfere
 527, -mettli 526, -meitschi 525, -wäärch
 238, -zit 352, **Stubestüür** 513, **Stubeli**
 169. 233, **Stübeli** 233, **Stübli** 169. 230,
 232 f.
Stübis 360.
Stuub, **Stübli** 185.
Stude, **Stübeli** 115. 116, **Stuubschachche**
 61. 90.
Stud 60. 234, **Stüdi** 381.
Stuehl 311, **Stüehlige** 35, -bäärg 11.
 35., -weidli 70.
Stumpli 355.
Stumpbäse 294, -hose 401, **Stumpe** 471.
Stümplete 362.
Stünbeler, -e 574, **Stündelichappe** 572.
stungge 506, **Stunggis** 506.
stüpf 362. 245.

stuurm 251. 452. 571, **Stuurm** 451 f.,
Stüürne 451 f., (der) **Stüürni** 451,
 (die) **Stüürni** 451 f., **stüürne** 451 f.
stuurzig 317 ff.
Stug 25.
Stügblatt, **Stügnagel**, **Stüge** 205.
Stugerli 476.
Süüch 441.
Südeltröögli 45, **jübere** 37.
süße Chabis 223, **Ziger** 492.
suuffe 292. 555. 560.
sufer 357. 422 ff. 426, **jüfere** 426, **Süferi**
 427, **jüüferli** 426. 490.
sülpere 389.
Summer-choor 436, -laube 216, -mulche
 484, **Sümmerig** 107.
Sumiswalberuhr 154.
Sunn-schächer 114, **Sunbi(g)** 396. 475.
 598, -pfliffe 477, -chittel 417, -chutte 400,
 -Namittag 598, -s-brööbli, (sich) **sundige**
 417. 597, **sunnehals** 23, **Sunnhutwe** 34
 61, -rein 25 32. -fite 6. 22 33, 34, 31,
 32, 32, **Sunne-barapliü** 352, -parisööli
 352, -parisööleii 352, -schüirmeli 352,
 -zit *353.
Sündemüürggel 502.
Süniswiib 561 f.
Suppe-chachle 320, -chelle 329, -schüfle
 319.
Super 96.
Suur 492, **suuri Milch** 480, **Mode** 512,
Sur-bode 223. 322, -bodi 322, -bodli
 322, -bohne 223, -chabis 223. 294. 508,
 chööli 223, 508, -rüebe 223. 366.
Surbach 35.
süürfle 513.
Suurggelipfliiffe 472.
surple 389.
süft 202.

☞ siehe D.

U, Ü.

Uber 11. 219 usw., **uber haa**, **uber fii** 221,
uber'sch Ehrüch 187, **Uberachcher** 115, -bei
 252, **uberbiifig** 264, -choo 9. 104. 287.
 292. 522. 615, -treiti **Milch** 186, -füre 252

=gään, =gäänt 284, Übergigi 251. 255, Überg'schueh (bemerke die Assimilation) 409. 410, überhaaggle 221, Überhemmli 164. *165. 285. 362. 899. *478, =holz 63, =nächtler 444, =sau 251, über'schieße 448, =schlaa 221. 490, Überschlaag 462, über= =sprängt 252, =springe 284, Überstrumpf 407, über'suufe 267, =uus 6, =windlig, Über= windlig'snacht 389, überzäume 251, =zieh 63, uberig, Uberigi 251.

üebe 86, Üeberech 86. 25.

Ueber'schrütti 91. 65.

uehe = „auf-hin“: 4. 6. 105. 196. 221, =gää 81, =gable 212, =ftaa 311, =gäpfe 190.

uf, uuf, uff: uufbigähre 302. 414, =b'schließe 206, =puße 431, =püßerle 430, =chlepfe 281, =trome 185, =tue 47. 206. 409. 556, =fahre 102, Uuffert 601, uuf= =fiere 281, =fläbere 227, =gaa 387. 500, =haa 560, =g'hogeret 19, =leitere 341, =lööfe 561, =machche 435, =rächche 80, =reise 67, =richte 187 ff., Uufrichti 187 ff., =reeb 193, uuf'ruume 424. 597, Uuffag 315, uuffschlaa 604, Uuffschlag 462, uuf= =schöpfe 434, =schriibe 487, =schwiere 68, =springe 506, =stede 382, =weigge 71, =zieh 29. 99. 286. 296. 480, Uufzuug 67 f., =matte 67 f., uuffig 438.

uhaa! 277.

um: =chere 279. 490, Umgang 62, =gänger 228, umlääre 212, Umlauf 446, =hang 309, umliire 282. 435, ume = „um-hin“, umher, herum, wieder: 4. 339. 358. =bääre 227, =chähere 575 (vgl. um=enan= dere und des=ume), =choo 579 ff., =chräble 19. 25, =fahre 102, =fraage 528. 530, führe 209, =schlaa 99, Umeschlaagcharft 99, ume'schütte 471, =wehre 73.

u = un =: Upuursch 589, Utüüfel 589, Uvernünftigs 267, uverschant 513. 571, umueßig 85, ufchulbig 612, ufpuunnig 260. 374, uwa(a)tlig 186; unäben 26, „un= aufgebugt“ 60, unpenig 83, 367, =taan 260, =tüür 84, =eigelig 293, =ehlig 552, =gattlig 517, Ung'feel 595, ung'felig 595, g'fölgig 585, „Ungenannt“ 250, Ung'hü= derli, Ung'hüür, ung'hüürig 584, =g'hüürnt

289, =gg'lädet 254, =gliichlig 359, „gg'lü= teret 305, Ung'nannt 446, ungg'rächt 440, Ungg'rächts 547, ungg'regeliert 112, Un= greiß, ungg'reiset 284, =g'schlacht 291, =g'schnuppet 240, =g'sinnet 431, =g'sund, =g'sünd 440, =guet 603, =g'wanet 172, =g'wä'sch'sch'nig 432, „unwirig“ 60.

unde=fer (unterhalb) 105, under 7. 13. 27. 283 u. ö., Under=bett 307, =Brandis= hueb 63, =chomet 266, =doorf 7, =Füürte 66, =Holz 286, =land 7, underlauffe 117, Underlegchötti 346, underlege 636. 494, Unter=Neuhuus 64, =fag 252, =schlacht 313. 609, =schlud 252, =schöje=Chueli 275, underzieh 180 f., Underzuug 181. 198, under einist 616, underi Tüür 205, Samle 75, underist 347, undere = „unter-hin“: =tue 568, =fünte, Underesfüntete 181, undere füüre 356, =ggüggele 520, =recte 286.

uhre 355.

Uurfel, =läbe 257.

Uürscheli 446.

uus 607 u. ö., =bade 462, =bauele 376, =brächche 367, =brochchen 449, =broote 502, buße 430. 460 f., Uusbußete 430, uus= =cheiste 117, =chneiste 580, =toftere 466, =tone 66, =tröble 501; =drüde 250, =tubadet 471, =tue 97, =tüüfle, Uustüüflete 589, =falze 187, =fahre 277, =verchünste 559, =fergge 278, =gaa 171, =g'chüechlet 509. 510, =gränne 316, =g'schliire 349, g'seh 83, =g'spißt 265, =g'stoofe, =ne, =nige 447, =hängste 257, =huuse 178, =laa 211, =lääre 322, „uuslegen“ 58, =lige 269, Uus= machchete 536, uusmäffe 487. 581, =nää 587, =rangge 252, ripfe 252, =rüehre 490, =ruumme, Uusruummete, =ruummi 247. 424, uus'schaube 491, =schlaa 363, Uus= schlaag 461, =schuß 491, uus'schwänte 92, uus'soore 36, =füfere 427, =gäpfe 316, Uuszeßrig 443. 449, uuszich 463, ufe „aus-hin“: 192, 196, 222, ufepuße 430, =fätte 584, =laa 463, =nää 387, =zieh 458. 490, uffe (außen), 218. 518, uffen uus 99, uffeser(t) 203, Uffeseracher 214, g'ufferist ufe 99.

Uufsch'schlig 304.

Uffe (unser, der Unf'rige): 530, üfer ein 25.

☞ siehe J.

☞.

Wäb=chäller 224. 377. 380, =tigel 305,
=stube 377, =stuehl 384, wäbe 263, Wäber,
=li 380. 524, =chnopf *387, =näst 388.

Wachtle 249.

Wäg *241. J6, =wald J6, äbe's Wäg's
267, wägg 447, Wägli C5, j'wäg f. u. „jw“.

Wag 348, Wägcheffel 487, wädge, wädge
487.

Wage 341 ff., =hund 346, =lung 343, =falb
345, =pinte 344, =schopf 213, wägele 341,
Wägeli 341 ff., =chüff 343.

wäger 358.

Wägeffe, Wägisse 5. 102.

Wald-au 450, =bode 27, =chammere 360,
=hüsl 174. *243.

wale 267, Wälle 218. 347, =seel 347.

Wallishau 332.

Walti, Walfeli 360. 376. J3.

Walme 247.

Walthus 175 f. 486. C4, Walthus=
achter 114. C3. =achtere 4. 175, =bdärg
11. 175. C4, =wald D4, =graben 31.
176. D4, =hüsl 174.

Wälti=Stod 234. *285.

wältlig 300.

wältfche Heuet 74. 80. 295.

wandbrädi 187.

Wänbrohrfuehrer 302.

Wanneflueb 8. 14, Wanner C3.

Wang 52.

Wäntele 445, =schmäle 76.

wappelohrig 262.

wahr: wahre Zwingheer 582.

Waar, Wäärli 246.

Wäärch (Werg) 357. 367, =riiste 368.

Wäärch (Werk) 85, grofi 505, wärcher
85. 178, wärche 81. 84 ff. 261. 271,
Wärch-gueg 85, =hund 85, =tier 85,
Wäärchtig 597, =arbeit 598, =züüg 516,
=chämmerli 299.

Waarlef 39 f.

waarme 227. 229, wärme 460.

Wärmüete 459, =thee 460.

währschfchaft 59.

Wäsch=banf 310, =tüchli 432, =geffe 322,
=lumpe 293. 432, =wasser 291, wäschfche
233, 367, 432 ff.

Wäse 97, Wäsemer=Zöter 467.

Wäse 171. 378, Wäseli 171.

Wasser (aqua) 34 ff., (Destillat) 458,
(Urin) 447, =banf 298, =totter 466,
=g'schauer 34. 466, =schmöder 42. 466,
=wuer 47, =zuug 308, wätere, wätere
47. 67. 434. 582, Wässer=puur 67, =chutte
67, =matte 66, =schüfeli 67, Wässerig 66.

„Waat“ 395.

„wätte“ 186.

Wätter 505, 583, =huet 67, =fite 180.

Wätfcher 328.

Wedele 64.

weber 98. 218. 242.

Wegge 331. 498, =frau *197. 498, =wiib
588, =züüg 498, Weggli 498.

wei = (wir, sie) wollen: 513.

Weibel 202. 524.

Weid 70. B4. 53. 31. 33, =hueste, =hüefli
250, =hüsl 70. 174. D3, =wald 70. 33,
Weidli 70.

Weidlig 53.

Weier 48. 67, weiere 48.

weigge, weiggele 333.

Weihelmatt 69.

welle = wollen, gewollt: 496.

weeni, weeneli 294.

Wehri 46.

„Wesli“ 398.

wetfch! 73. 203.

wesge 338 f., Wessfei (ipr. Wetsfei) 338.

Wib 536 ff., wiibe 552 f., Wiber=boldch,
=bölchli 432, =guet 554, =fuchet 555,
Wibig 553.

Wibe C3, Wib=stod 60, =weid 59, Wibli
57, =choorb 325.

Wiber 257, =lamm 255.

Wiehnecht 603, =bäumli 602, =chindli 602,
=chueche, =chuechli 601, =ring, =ringli 601.
621.

Wigaarte 114. C2, Wümmehüsl 33,
Winachcher 114. C2.

Widi 500.

wil (=weil, während) 505.

Winbe 184, Windspil 466. 584.

„wintſch“ 185.

Winter=ſüecht 358, =nuß 79.

„Wirz“ 541.

Wißchlec 76, wiß-läderig 413, =locht 378, wiße Chorb 322, Wißes 433.

Wiſite 576, =bett 298, =ſtube 233.

witt = (du) wißt: 254.

Witebirche 24, witer'ſch 177. 303. 515.

Wittfrau, Wittlig 517. 518.

wo (das unbeſtimmbare Relativ) 73 u. ö.

Wöögli 348.

wohl (i. S. v. trop) 368. 439.

„Wolfängeli“ 71, Wolfſtiige 41. 53, =n=achter 114.

Wonig, Wonigli 171.

Woorb 336, moorbe 80.

Wöörggigi 492.

Wöſchſch 432 ff., Wöſch=bährli 341, 434, =brätt 434, =bütti 322. 433. 580, =chuchchi 433, =goon 433, =holz 433, =ſeell 435, =ſtädte 435, =wiib, Wöſchſchertwiib, Wöſchſchere 432, wöſchſche 432 ff.

wott = (ich, er) will: 248 u. ö.

„wöüſe“ (zürch. wöüſche) 601.

Wuub 381 f.

Wuer 47, =achs 47. *77. 98. 331, Wüerli 67.

wüeft 54. 83. 374. 517, Wüefti 8. 70. 90, =weibli 70. 90.

Wull = Walb: 23.

Wull=blüemli 459, =huet 262. 407.

618, Wulle=naable 392, =rüſte 376, =wiim=me's 376. 536, Wulligs 433.

Wulche 471.

Wunder=balſem 462, =tolter 466, wunderlig, Wunderligi 440.

Wuurm 447, =bulver 461, =häärb 79, =huus 461, „Wüürmbueh“ 523.

Wüürzbrunne 42, Wüürze 89. 176, wüürze 359.

Wüürzli 214.

Wuufſch 431, Wüüſch 367. 431, wuufſche 431.

wüſchſche 231. 431. 603, Wüſchſch 432. 513.

wüſſe 254.

Y.

Yander 6. 25.

Z.

z' (altet ze) = zu; z. B.: (das Z'Nabe 505, z'Nacher fahre, triibe 83 u. ö., z'Bohe 26. 27. 328. 490 uſw, z'bidte lege 488, z'Doob 64. 366. 465, z'düe (zu tun) 224 u. ö., z'Wieri nää 504, z'föchte machche 585, z'Geere ſchneibe 194, z'glanzem (Züür) brönne 302. 595, z'grächtem 73 u. ö., z'Guus u z'Sei 207, z'Zmis 505 f., =Zoon 504, z'läärem 386, z'Mittaag 504 f., vor em z'Morge 504, z'Müli fahre 157, es (ein) z'Müli 272, z'Nacht 505 (vgl. en aarme Znacht), z'Nüümi 504, z'ringet um 452, z'Stöſe=wiis 250; vgl. z'rugg unter zr, z'jämme unter zj, z'wääg unter zw.

zable 80.

zääch 110.

Zächch 232. 295.

zähe 354, zähetuufig 444.

zale (bezahlen) 560.

zable (zielen) 423.

zahme 522.

zäme f. z'jämme.

Zand 109. 264 f. 360. 463, =lückebaabi 449, =weh 449.

„Zähnte“ 61, Zähnt=ſchüür 242 f., =ſpicher 240.

zäntnerig 208.

Zapfe (187), =locht 486.

Zaum 350; (i. S. v. Zoon:) 101.

Zeiche 97. 263. 358, zeichne 265, Zeichnig 253.

Zeeje 534.

Zeiger 275.

Zeis 9, zeise 591.

zeise (zupfen) 376.

zette 98. 381 ff., zetterle 98, Zetti 381 ff., =gaarn 387, =ggatter 382, =haſpel 382, =ſpuele 382.

Zibele 355. =mäarit 359, zibele 355.

Zieche 308, Ziechli 308. 498.

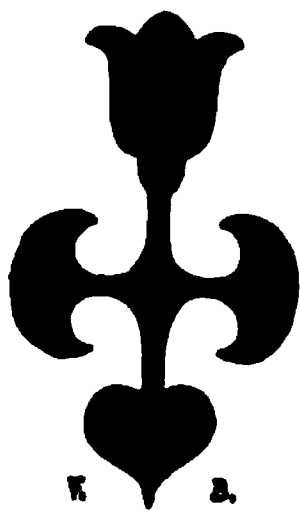
zieh 361, Ziehe (gewöhnlich ſtatt Zieche) 308.

Ziferblatt 353.

Ziger 492, zigerig 495.

Zihl 59. 104, „Zihlen=Nüti=Nächt“ 91, Zilete 78, Ziili 73. 79.

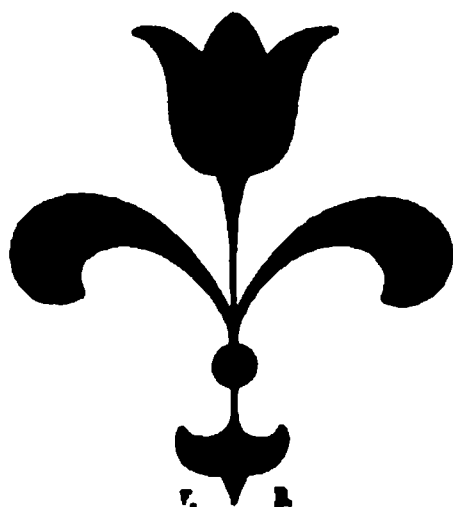
- Zimänt-blättli 214, -bode 226, -grind 183, zimänte 183.
 Zimmer 231, -bod 184, zimmere 184.
 „Zimp-Säifeli“ 37.
 Zingel 275. 360.
 zinig 319.
 Zistig 557, -puur 557.
 Zit 158 f. 352, -hüeli 177. *231. 298. 350 ff., zittig 358.
 Zitter 450, Zitterhuus 177. 446 = Zittheruß 446, Zitterigi 520.
 Zitroone 248.
 zo = zu: zo'm Tisch 291, zo'r Suppe usw.
 Zoon 101 f., -chötti, -nagel, -ring 101.
 „Zöpfli“ 400, Zöpfeli 356.
 Zoorn = Zoon: 101.
 z'rugg 179, -luege 268.
 z'säme (sprich: zäme) 248. 534, -pletsche 486, -bröösme 496, -trööle 486, -gää 558. 559, -hüele 178, -lütte 302, -riestere 392, -ritig 221, -schütte 488, -spanne 348, -zelle 484.
 Zube 44, Zübel 447.
 Züber 322.
 zue 204, -puge 430, zue der Hand, Zueberhandroß, Zueberhänder, zueberhändig 273, zuehe = „zu-hin“: 367. 513, zuehe-schlaa 386, -staa 614. 619; zueschlaa 204, -zieh 171.
 Züüg 458. 464. 487. 518, Züg-mäffer 333, -stuehl 311. 333.
 zügig 218.
 zügile 296 ff. 299, Züglete 296.
 Zügniß 529 = „Zügnuß“ 596. 611.
 Zuguetfelbe 462.
 Zudertäfel 512.
 Zuun 108 ff. 289, -städte 109, zuune 109.
 Zunge 288, -leift 250.
 Zünthölzli 300, züntroot 303, zünte 303. 316.
 (sich) züpfen (mit straffem i) 344.
 Züpfen 497 ff. 601, Züpfli 615.
 Zürcher-Ueli 467.
 z'wädg 439, z'wädgpuge 430, choo 439, -choorbe 326, -toltere 465, -fuere 247, -riestere 392.
 Zwähle, Zwäheli 312. 378.
 zwänge 513.
 Zwätschgedueche 511.
 zwee (masc.), zwoo (fem.), zweu (neutr.) 354. 355 = zwei: Zweuföchtige 238, zweu-pfündig 414, -schläffig 306.
 Zweifaagli 334.
 Zwid (Zwitter) 260.
 Zwid, zwide 281.
 Zwilche 379, Zwilchhändsche 366. 412 f., zwilchig 379.
 Zwinge 327, Zwingli 477.
 Zwingher 582.
 Zwiirbeler 497.
 zwunri 272. 509.
 Zwüspel 281.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Vorwort	I	Haus und Heim:	
Erklärung von Abkürzungen, Buchstaben und Ziffern . .	VIII	Bäuerliche Kunst	119
Hoch und tief:		Dabeim	167
Ein Überblick	1	Siedelung	171
Höhen	6	Haus	173
Niederungen	25	Behausung	178
Wasser:		Bauen	179
Eigenschaften und Namen . . .	34	Der Unterbau	182
Fisch und Krebs	38	Auf dem Zimmerplatz	184
Quelle und Brunnen	41	Aufrichti	187
Vom Buer zum Bach	47	Aus- und Einbau	198
Grüne und Emme	50	Türe und Fenster	198
Floß und Gold	52	Dach und Fach	207
Der Eggitwil-Fuehrme	55	Haus und Hof	234
Der Schachen und die einstigen Schächler	57	W'satzig:	
Schweli und Lantsch	62	Viehpflege	246
Wiese:		Zucht	252
Matt und Matten	66	Das Roß	261
Weide und weiden	70	Die Kuh	274
Gras und Gräser	74	Fahren	277
Heu und Emb	78	Mellen	284
Acker:		Die Ziege	287
„Wärche“	83	Das Schwein	290
„Härd“	86	Das Schaf	294
Urbarmachung	89	Schiff und Geschirr:	
Düngung	95	Einrichtung	296
Ackerfurche und Erbscholle . .	99	Feuer und Licht	300
Allmend und Einschlag	107	„Tisch und Bett“	308
Ägerte und Acher	112	Kisten und Kasten	312
Saat und Ernte	115	Faß und Gefäß	316
		Das Lastgeschirr	321
		Das Schöpfgeschirr	328
		Schlagwerkzeuge	331

	Seite		Seite
Wiegegeräte	332	Das Essen:	
Das Gefährt	338	Wann gegessen wird	504
Was das „Bythüsi“ birgt	350	Was gegessen wird	505
		Wie gegessen wird	513
Gewand:		Familienleben:	
Gespinnst	356	Der Familienkreis	517
Garn	369	Mann und Frau, Bauer und Bäuerin	535
Tuch	377	Mutter- und Kinder-Deutsch	549
Mit Schere und Nadel	388	Heirat	552
Das Alltagsgewand	396	Tod und Grab	563
Das Feierkleid	416		
Sauber:		Das Heilige im Leben:	
Rein und unrein	422	Sache und Wort	569
Reinigen	429	Dunkle Mächte und ihr Dienst.	579
Waschen	432	Die heiligen Zeiten in Brauch und und Sitte	597
Gesund und krank:		Bäten u Bäte	604
übel	437	Taufe, Gotte und Götti	612
Mittel	454	Alphabetischer Nachweiser	623
Reithelfer	463	Einschaltblätter:	
Ranzen	469	8 Vierfarbendruckbilder.	
Milch, Auke, Ehas	479	3 Dreifarbendruckbilder.	
Unser täglich Brot	493	8 Einfarbendruckbilder.	
		2 topographische Karten der Gemeinde Lüzelflüh.	



H

Schleif

**THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT**

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]**Form 419**

B.D. DEC 4 1912

